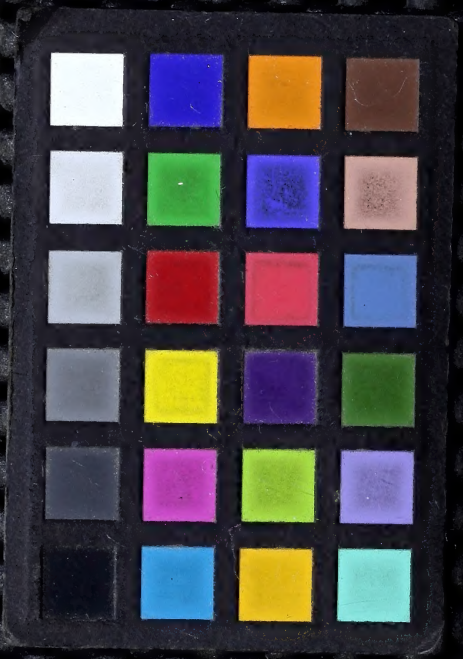

Peter der Grosse.

Seine Zeit und sein Hof.

Historischer Lebensroman

von

H. E. R. Velani.

„Gieb mir gesunden Geist im gesunden Leibe,
so fleh' ich,
Gieb mir den festen Sinn, der fern von Schrecken
des Todes,
Als ein Geschenk der Natur, das längere
Leben dahin nimmt."

Juvenal.

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1856.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/peterdergrosse01bela

RBR
Jantz
#1448

Vorwort.

Es giebt Ereignisse in der Weltgeschichte, die, ohne alle Zuthat der Phantasie wieder erzählt, auf den Leser den Eindruck eines Romans machen, und dabei auf Wahrheit und Wirklichkeit beruhen. Solche Ereignisse, in belebender Darstellungsweise erzählt, sind geeignet, Unterhaltung mit Belehrung zu verbinden. Das ist der wahre und echte historische Roman, der die genaue Kenntniß interessanter Abschnitte aus der Specialgeschichte großer historischer Ereignisse, bedeutender Charaktere in Kreisen verbreitet, die sonst einer trockenen historischen Belehrung nicht zugänglich sind.

Einen höchst dankbaren Stoff dieser Art gewährt die „Geschichte Peter's des Großen, seiner Umgebung und seiner Zeit."

Selten hat ein kräftiger Charakter und aufgeklärter Geist, bei manchen menschlichen Schwächen und Fehlern, Größeres in der Weltgeschichte geleistet, wechselvollere Kämpfe mit den Verhältnissen gehabt, eine so spannende Entwickelung und große Katastrophe am Ende seiner Tage, als Peter I., Kaiser von Rußland, dem die Geschichte mit vollem Rechte den Titel: „der Große" beigelegt hat.

Gelang ihm auch nicht Alles, was er begonnen,

so gab doch sein Streben, Rußland zu civilisiren und es zur ersten Weltmacht in Europa und Asien zu erheben, seinen Nachfolgern die Norm des Handelns bis auf den heutigen Tag, und damit gewährt die Geschichte Peter's des Großen den Schlüssel zum Verständniß der neuesten Uebergriffe Rußlands und der politischen Wirren unserer Zeit.

Und das ist das Tages-Interesse dieses von der Weltgeschichte selbst gemachten historischen Romans.

Selten hat es auch wohl in der Geschichte größere Wandlungen in den Lebensereignissen einzelner Personen, die mit dem Leben eines großen Mannes in engster Beziehung stehen, gegeben, als hier unter Anderm die Lebensgeschichte der leibeigenen Magd von Marienburg, die als regierende Kaiserin von Rußland, Katharina I., starb; und dann Mentschikoff, der als Bauerssohn und Pastetenbäckerjunge begann, sich zum Regenten von Rußland aufschwang, und in der Verbannung nach Sibirien unterging, oder Alexei — für den Thron geboren, zum Tode verurtheilt, und gestorben an den Folgen dieser Verurtheilung, so wie viele Andere noch.

Ueber alle diese Mitwirkenden auf dem gegebenen Lebensgemälde haben aber gleichzeitige Ueberlieferungen in zahlreichen Memoiren und Mittheilungen von Zeitgenossen so anziehende Details und zuverlässige historische Quellen gegeben, daß, wie gesagt, die Phantasie Nichts hinzu zu dichten brauchte, um den Verfasser in den Stand zu setzen, ein lebensvolles Spiegelbild von jenen Lebensereignissen und jener Zeit zu geben.

Für die Zwecke dieses Werkes erschien es nicht als angemessen, durch Citate und Belegstellen aus jenen alten Autoren demselben ein gelehrtes Ansehen zu geben; eben so wenig die sehr tüchtigen neueren historischen Bearbeitungen von Halem und Reiche, wo sie benutzt worden sind, speciell zu citiren. Dagegen müssen wir einige ältere Quellen nennen, deren fleißige Benutzung uns die interessantesten Details für unsere Geschichtserzählung an die Hand gegeben haben; diese sind u. A.:

Weber's Tagebuch: „Das veränderte Rußland." 3 Theile. Frankfurt, 1721. (2. und 3. Theil) Hannover, 1732 und 1740.

Mémoires du règne de Pierre le grand, par le Baron Nestesuranoi (à la Haye 1725). 12. IV. Vol. (Verf. war ein Franzose.)

Korb (lateinische Reisebeschreibung). — Er war lange als Legationssecretair in Rußland und hat trefflich beobachtet.

Gorden's Geschichte Peter's des Großen (englisch).

Tagebuch Peter's des Großen. Zum ersten Male erschienen: Petersburg, 1770 und 1772. (Zweimal ins Deutsche übersetzt. Die erste Uebersetzung von Arndt und Vormeister ꝛc.)

Originalanekdoten von Peter dem Großen von Stähli. Leipzig, 1785.

Unter den oben erwähnten neueren Werken ist besonders wichtig G. A. von Halem's Leben Peter's des Großen. Münster und Leipzig, bei Peter Waldeck. 1803 (3 Bände), welcher wohl am Ausführlichsten die

obigen und viele andere historische Quellen benutzt hat; da aber sein Buch dem Kaiser Alexander I. dedicirt war, so durfte er Manches nicht sagen, was nothwendig zur vollen Lebenswahrheit der Charakterzeichnung Peter's des Großen gehörte. Streng wissenschaftlich gehalten, ist es mehr für Gelehrte geschrieben, als für das Volk und die Unterhaltung, wofür auch der Styl zu trocken ist.

Und so macht denn dieses hiermit der Lesewelt übergebene Buch nicht den Anspruch, als ein neues, bedeutendes historisches Werk im Bereiche der Wissenschaften zu glänzen, sondern nur den bescheidenen Anspruch, als die erste und ausführlichste populäre Lebensbeschreibung Peter's des Großen, durch Eingehen in die historisch begründeten Details, ein Lebensbild dieses großen merkwürdigen Monarchen, seiner Umgebungen und seiner Zeit zu schaffen, wie es die deutsche Literatur noch nicht aufzuweisen hat, indem es zugleich unterhaltend und belehrend einwirkt, und damit zum Verständniß der politischen Wirren unserer Zeit das Seinige beiträgt.

Möge es der geneigte Leser mit Nachsicht aufnehmen, denn wie sehr auch der menschliche Geist das Beste zu erreichen bestrebt ist — Gebrechen und Mängel sind am Ende in jedem menschlichen Werke unvermeidlich.

Potsdam, am 1. August 1855.

Der Verfasser.

Erſter Abſchnitt.

Die Zarewna Sophia. — Aufſtände der Strelitzen. — Peter's Unmündigkeit.

Gefährlich iſt's den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch das ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Schiller.

1.

Die Zarewna Sophia.

In einem mit vergoldeten Stukkaturen und goldgepreßten Ledertapeten geſchmückten ſchmalen Cabinet des alten Czarenpalaſtes, welcher der Kreml genannt wird — in Moskau — ſaß am ſilbernen Toilettentiſch eine bildſchöne Prinzeſſin, noch in der reiferen Jugendblüthe, mit ſchwarzem, wie Seide glänzendem Haar, und feurigen, achatſchwarzen Augen. Stolz und Leidenſchaftlichkeit lag ihr in Haltung und Blick.

Eine Zofe war beſchäftigt ihr zu dem altruſſiſchen, mit Perlen und Diamanten geſtickten Unterkleide und dem grünſammtnen Zobelpelz die hohe, von Goldflittern und Diamanten blitzende Mütze aufzuſetzen.

„Feodora!“ sprach die Zarewna Sophia, des verstorbenen Czaren Alexei ehrgeizige Tochter, „Du bist meine Vertraute, bist klug und gewandt, darf ich auf Deine Treue Häuser bauen? das heißt, darf ich auf Deinen Beistand rechnen, einen Plan auszuführen, der mich aus entsetzlicher Lage befreien, mich erheben würde zu der Ehre, die Herrscherin dieses großen Reichs zu werden, was eigentlich von Gott und Rechtswegen mir gebührte?“

„Ich bin Deine Sklavin, hohe Zarewna,“ sprach die Dienerin, indem sie, die Arme über die Brust gekreuzt, sich tief verneigte; „gebiete über mein Leben, es liegt zu Deinen Füßen.“

Und die Herrin fuhr fort: „So muß ich Dich denn einweihen in die Intriguen dieses Palastes. — Da! mein Juwelenkasten ist offen — nimm Dir eine Hand voll Brillanten und Perlen, so viel Du in einem Griff fassen kannst, und gelobe mir Verschwiegenheit, Treue und Ergebenheit.“

„Hohe Herrin!“ entgegnete die Leibeigene, „ich würde des Vertrauens nicht würdig sein, wollte ich meine Verschwiegenheit durch Perlen und Juwelen erkaufen lassen. Ich schwöre nicht; denn Eide werden gebrochen; aber nimm hier diesen Flacon — er enthält ein schnell tödtendes Gift, das ein mir befreundeter Apotheker gab, mit großer Verheißung, um mich zu bewegen, Dich zu tödten — —“

„Ha! von den Narischkins!“ rief die Czarentochter in Zorn auffflammend, „sie sollen mir dafür büßen. — Damit hat Gott selbst meine Rache geheiligt.“

„Und mit diesem Gifte sollst Du mich tödten, hohe Zarewna,“ fuhr die Leibeigene fort, „wenn ich nicht treu und verschwiegen Deinen hohen Befehlen folge.“

„So höre denn!“ sprach die Zarewna, und verbarg das schwarze Fläschchen in ihrem Busen. — „Ich muß Dich an Alles erinnern, mag es Dir auch zum Theil schon bekannt sein, damit Du klar und bestimmt in die Verhältnisse blickst, denn der Auftrag, den ich Dir zu geben habe, will mit Verstand ausgeführt sein; es gilt mein Leben oder das meiner Feindin, der tief gehaßten Czaren-Regentin, Natalie.“

„Was muß ich hören!“

„Noch mehr, entweder ihr Geschlecht der Narischkins muß von der Erde vertilgt werden, die Partei Miloslawsky, an deren Spitze ich selbst stehe, wird dem Henkerbeil verfallen sein. So stehen die Sachen jetzt auf dem Gipfel der Entscheidung.“

„Entsetzlich! aber wie soll ich das verstehen, hohe Herrin? wenn Deine Sklavin sich erkühnen darf darüber nachzudenken . . . . .“

„Das sollst Du, so ist es mein Wille und Befehl — also höre.“

„Du weißt,“ fuhr die Zarewna fort, „der mächtige

Czar Alexei Michaelowitsch hatte in erster Ehe zwei Söhne, Feodor und Iwan — und unter sechs Töchtern war ich die Dritte dem Alter nach. Doch wollte es der Himmel, oder vielmehr der böse Geist unseres Hauses, daß ihm die beiden Söhne, die immer kränklich und schwächlich waren, wenig Hoffnung zur Nachfolge gaben. Da, schon bejahrt, wie er war, verlobte er sich, denn das Alter schützt vor Thorheit nicht, in das ganz passable Lärvchen des Bojaren Kirila, Polnechtowitsch Tochter, Natalie, vermählte sich mit ihr ohne weitere Umstände und die erste Frucht dieser Ehe war mein kleiner Stiefbruder, der am 30sten Mai*) 1672 in Moskau geborene Zarewitsch, Peter."

„Ja, ja, jetzt der zweite, jüngste Czar," bemerkte die Zofe.

„Das ist ja auch eben das Unglück," eiferte die Zarewna. „Weit entfernt von der Thronfolge, hatte der kräftige, wilde Bube nicht die geringste Aussicht dazu, aber das ungerechte Geschick ließ bald nach dem Ableben des Czaren Alexei — meinem Vater — dem Gott noch in der Gruft die Sünde verzeihen wolle, diesen mir so verhaßten Bastard gezeugt zu haben, auch dessen Nachfolger, seinen Erstgeborenen Czaren Feodor nach kurzer Regierung sterben, und nun fiel die Krone von Gott und

*) Alten Styls, wie auch bei allen späteren Angaben in dieser russischen Geschichte.

Rechtswegen an seinen zweiten Sohn, meinen vollbürtigen Bruder Iwan."

„Du lieber Himmel, der arme Prinz oder vielmehr junge Czar, von der Natur so verwahrloset, kurzsichtig, stammelnd und schwächlich, mit der Anwartschaft auf die nächste vakante Krone im Himmel..."

„Und charakterschwach," ergänzte die Zarewna die Klagen ihrer Leibeigenen, und fuhr dann in höchster Aufregung fort: „und auf diese seine Unfähigkeit, das Reich zu regieren, hatte ich meine eigenen Hoffnungen und Pläne gebaut. Mit Geld läßt sich in Rußland Alles ausrichten. Nichts schien mir leichter, als zu bewirken, daß ich als seine einzige noch lebende Schwester, denn die Andern sind Alle gestorben, zur Vormünderin und Mitregentin ausgerufen werde; dann war ich meiner Macht gewiß, den Schwächling mit meinem überlegenen Verstande zu beherrschen, erschien mir als eine Kleinigkeit. Aber mein feindliches Geschick hat es anders gewollt!"

„Ich weiß es, der Cesarewitsch Peter, der sich von Kindheit auf durch seine kräftige Gestalt, seinen auffallend klaren Geist ausgezeichnet hatte, wurde bald der Liebling und die Hoffnung des Volkes."

„So war es. Dem jungen Peter mit seiner lebhaften Wißbegierde hatte der verstorbene Czar Alerei eine gute Erziehung geben und sein Lehrer Nikita Moisewitsch

Sotow that mehr, als seine Schuldigkeit war, und der Neid und Haß muß es ihm lassen, mein Stiefbruder Peter entwickelt eine Geisteskraft, die mir wenig Hoffnung lassen würde, Einfluß zu behalten, wenn er an der Regierung bleibt. Gleich nach Feodor's lange vorhergesehenem Tode versammelten sich die in Moskau anwesenden, von Peter's Mutter schon gewonnenen Reichsräthe und Befehlshaber, geistlichen und weltlichen Standes im Kreml. Der Patriarch Joakim legte ihnen die Frage vor: welcher von den beiden Prinzen Czar sein solle? Peter's Name erscholl von allen Seiten; da wagte es eine einzelne Stimme, die ich mit einer beträchtlichen Geldsumme für mich erkauft hatte, ein Mann von niedrigem Adel, Namens Sumbulow, laut auszurufen: „„Iwan Alexiewitsch gebühret der Thron. Ungerecht ist es, ihm seinen jüngern Bruder vorzuziehen!““ Und da traten mehrere Stimmen auf seine Seite; allein Peter's Wahl wurde dennoch bestätigt. Selbst das stehende Corps der Strelitzen, deren Willen in Moskau, wie der der Janitscharen in Konstantinopel, immer am Ende durch Thronrevolutionen den Ausschlag giebt, leisteten ihm den Eid der Treue. Aber es war so gekommen, der kleine kluge Peter, wenn auch erst 10 Jahre alt, hatte mit seiner Kunst, sich beliebt zu machen, das Herz seines Bruders, des armen Iwan gewonnen; denn als vor der Entscheidung des großen Raths der Patriarch die beiden jungen Brüder

fragte: „„Wer von Euch Beiden soll denn nun Czar werden,““ da erklärte Iwan im Bewußtsein seiner Schwäche: „„Mir hat Gott nicht die Geistesgaben gegeben, um ein großes Reich zu beherrschen; darum wählt meinen lieben Bruder Peter, dem ich mit Freuden meine Rechte an den Thron abtreten würde.““ — Und so ist denn Alles verloren. Meine verhaßte Stiefmutter Natalie hat sich als Regentin für ihren minderjährigen Sohn der Zügel der Regierung bemächtigt, und der junge Peter wird, wenn er herangewachsen sein wird, an Kraft und Energie noch gewinnen, und keinen leitenden Einfluß auf seine Handlungen dulden.“

„Sollte das Gift in der schwarzen Phiole,“ fragte die boshafte Zofe, „nicht eben so gut vermögen diesen Eindringling und seine Mutter zu tödten, wie jedes andere Menschenkind?“

„Meuchelmord! nein, das ist feige; aber offene Rebellion! damit ist schon mehr als einmal in Rußland ein Herrscher gestürzt. Natalie hat gemeint, wunder wie klug zu handeln, indem sie die rohe Masse der Strelitzen dadurch zu gewinnen glaubte, daß sie ihnen einige ihrer unbeliebten Officiere opferte; aber diese habsüchtige Bande ist nur allein durch Gold zu gewinnen und wir werden sie damit zu gewinnen wissen, um Natalie und Peter vom Throne zu stürzen.“

„Und dazu soll ich mitwirken?“ jubelte Feodora;

„nun das ist denn doch eine Arbeit, der ich vollkommen gewachsen bin. — Es ist fast kein Mann im ganzen Strelitzer Corps," fuhr sie mehr frech als naiv fort, „mit dem ich nicht schon Liebschaft gehabt habe. Mich nennen sie Alle die Kosackin. Ich kenne selbst die graubärtigsten Kerle darunter, die Wortführer und Maulhelden, und komme ich mit beiden Händen und Taschen voll Gold und den Mund voll gleißnerischen Lügen, so vermag ich sie zu bewegen, den Teufel aus der Hölle auszutreiben; warum nicht einen kleinen Czaren und ein ehrgeiziges Weib vom Throne — oder auch aus der Welt zu verjagen?"

„So meine ich es auch, Feodora," sprach Sophia mit gedämpfter Stimme. „Hier ist der goldene Schlüssel zu meiner Schatoulle; nimm so viel Geld daraus, als Du brauchst, sag' ihnen, der Zarewitsch Iwan sei umgebracht, die Narischkin und vor Allen Nataliens greiser Vater und sein Anhang sei Herr von ganz Rußland, das ganze tapfere Heer der Strelitzen sei dem Untergange bestimmt. Sag' ihnen, die Stunde der Rache habe geschlagen. Oeffne alle Branntweinschenken, gieb diesen Bluthunden Branntwein und Quaß vollauf zu saufen und rufe ihnen zu, an demselben Tage, an welchem Iwan gefallen sei, wäre auch einst der Zarewitsch Dimitry zu Uglitsch ermordet, Alles durch diese Narischkins, die Gott verdammen möge. Auf denn, rächet die Erschlagenen! So rufe ihnen zu und sie werden Rasende werden."

„Und die Bluthunde," jubelte die Kosackin, „werden den Kreml erstürmen; sie werden die von uns Verurtheilten mit ihren langen Dolchen niederstoßen und sollte es vor dem Altare, selbst zu den Füßen der heiligen Mutter Gottes geschehen. Gold, Branntwein und Blut nicht geschont und Dir, hohe Herrin, kann ich jetzt schon als regierende Czarin von Rußland huldigen. Der Herr der himmlischen Heerschaaren behüte Dein der Krone geweihtes Haupt und das wunderthätige Bild der Mutter Gottes vom Terzkoykloster der heiligen Dreifaltigkeit möge diese That beschützen. Ich aber bitte, als Deine unterwürfige Sklavin um die Gnade, den Saum Deines Gewandes küssen zu dürfen."

Und sie kniete nieder, und küßte den mit Perlen geschmückten Saum des purpurfarbenen Sammetkleides der hohen Fürstin.

Diese aber sprach mit der ihr eigenen Hoheit: „Beuge Dich vor dem Gnadenbilde der heiligen Jungfrau, und opfere ihr Perlen, Diamanten und geweihte Wachskerzen. Du kennst den Ausspruch des Hofastrologen bei Peter's Geburt, nach dem er diesem das Horoskop gestellt hatte: Dieser Prinz wird einst ein streitbarer Fürst werden, ein Held, schrecklich seinen Feinden. Und solches verkündete nicht nur am Himmel der Lauf der Gestirne, sondern auch auf Erden der Gang der Ereignisse; denn an demselben Tage, da Peter das Licht sah, ging des großen Ludwig

Heer über den Rhein und das Heer der Türken über den Dniestr, beides zum Heil Rußlands. — Diese Weissagung zu vernichten kann aber nur unter dem Beistande der heiligen gebenedeiten Jungfrau gelingen, denn das Gnadenbild vom Terzkoykloster ist mächtiger als Gott selbst."

Zu solchem Wahnsinn der Blasphémie verleitete der religiöse Aberglauben jener Zeit selbst die kluge Fürstin.

Aber Feodora Semnonowna entgegnete, indem sie aufstand: „Und ein anderer weiser Mann, dem ich diese Weissagung erzählte, sagte: Möge der Neugeborene ein guter Hirt des Volkes werden, der endlich die scythische Barbarei, welche die nordischen Nationen, die Gepelzten, umdämmert, durch heilsame Gesetze verscheuche. — Doch das sind Dummheiten, auf die Gott nicht hört. Rußland hat ja nur in der Barbarei und in der Knute seine Kraft."

„Und dennoch," sprach die hohe Fürstin nachdenkend, „es war auch ein prophetischer Spruch, der mich beunruhigt. Das Eine ist so schlimm als das Andere. Aber wie gesagt, einen Schicksalsspruch kann nur eine Gottheit vernichten. Darum bedürfen wir den Beistand der himmlischen Mutter Gottes; hier nimm diese Perlenschnur von meinem Halse und dieses Diamantenkreuz." Sie nahm Beides von ihrem Gewande und übergab es der Zofe, indem sie feierlich sprach: „Kniee nieder, Feodora, vor ihrem Gnadenbilde und bete: **Mater amabilis, sancta, sanctissima — Ora, ora pro nobis.**"

2.

Miloslawsky.

Die Kosackin Feodora aber war nicht die einzige Vertraute der Zarewna Sophia.

Auch ihr greiser Großvater mütterlicher Seits, der fast achtzigjährige Bojar Miloslawsky, war auf ihrer Seite. Dieser eisenfeste Alte spie Feuer und Flammen, als er mit den Zähnen knirschend vor Wuth mit geballten Fäusten, die er drohend gegen den Himmel emporhob, seiner Enkelin erzählte, die Czarin Natalie habe die früher unter seinem Einfluß zurückgesetzte, ihm verhaßte Familie Narischkin wieder zu hohen Ehren erhoben und namentlich auch den elenden Artemon Matwiejew, der allgemein als einer der edelsten Männer galt und im Volke beliebt war, aus der Verbannung zurückgerufen. „Aber," fuhr er fort, „ich habe schlaue Freunde und Vertraute, als die beiden Brüder Johann und Peter Tolskoy, den Oberstlieutenant Zickler, den schlauen Oserow und Andere, die mir mit Freuden helfen werden, die Strelitzen aufzuwiegeln. Jeder von ihnen hat irgend eine erfahrene Zurücksetzung zu rächen. Sie dürsten Alle nach dem Blute der Narischkins.

Und beide Verschworene, so verschieden an Geschlecht, Rang und Alter, besuchten die Wachtstuben der Strelitzen,

und tranken, spielten und raisonnirten mit ihnen. Und die Kosackin, die immer noch hübsch genug war, um unter dieser wilden Horde ihre Liebhaber zu finden, suchte ihre alten Liebschaften wieder auf und sprach manches vertraute Wort.

Da hieß es denn hier und dort: Der rechtmäßige Thronfolger sei mit Unrecht hintenangesetzt; die Rechte desselben müßten geschützt werden. Die Narischkins gingen damit um, ihn zu ermorden. Der Czar Feodor sei auch von ihnen durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Dem armen Iwan stehe kein besseres Loos bevor. Peter, der kleine Thronräuber und seine Mutter Natalie müßten vernichtet werden, sonst herrsche weder Recht, noch Gerechtigkeit und Frieden im Reiche.

Und als der Tag kam, der 15. Mai 1682, hielten die Verschworenen ihre letzte Versammlung in der Klosterkirche. Sie lagen auf ihren Knieen mit dem Antlitz am Boden und beteten zu dem Bilde der heiligen Mutter Gottes um Sieg für ihre Blutthat.

Da erhob sich Iwan Miloslawsky, der Vertraute der Zarewna Sophia und rief: „Brüder, jetzt ist es Zeit, wir dürfen die Schändlichkeit der Thronräuberei nicht länger dulden. Auf denn zur That. Laßt die Sturmglocken läuten und die Alarmtrommeln rühren.“

„Hurrah!“ schrieen die Versammelten, „Gott will es, Sieg oder Tod!“

Und mehrere der Verschworenen eilten fort, die Befehle zu geben.

3.

Der erste Aufstand der Strelitzen.

Bald darauf hörte man von allen Kuppelthürmen der alten Czarenstadt die kurzen, angstvollen Schläge der Sturmglocken. Trommelwirbel rollte durch die Straßen; wilde, bewaffnete Schaaren reihten sich an einander; andere Horden zogen die Kanonen herbei. Es war ein furchtbares Getöse, das schon früh Morgens begann. Man hörte heulende Laute, die wie Mordgeschrei klangen. Viele drängten in die Klosterkirche und alle Andern stellten sich davor auf; denn dort sollte der Hauptversammlungsplatz sein — und das Erscheinen der Mutter Gottes sollte dem Blutbade die Weihe geben.

Die Priester ließen das auf Goldgrund gemalte, geweihte Bildniß der heiligen Jungfrau Maria vor dem Altar erscheinen. Es verdrehte die Augen und vergoß Thränen — und nun war Alles begeistert und stürmte hinaus, das Wunder zu verkünden. Und brüllend vor Freude empfingen die bis an die Zehen bewaffneten Strelitzenschaaren diese Kunde.

Da erschienen Alexander Miloslawsky und Peter Tolstoy und riefen durch die Reihen: „Die Stunde der

Rache ist gekommen! Der Zarewitsch Iwan ist umgebracht; die Narischkins sind Herren von Rußland; das ganze Kriegsheer ist dem Untergange geweihet. Rächet das Blut des Gefallenen! laßt uns sterben für das Vaterland!"

„Ja sterben für's Vaterland!" so donnerte der Ruf durch die Reihen. Und die Hauptleute ordneten die Züge, welche in der Mitte Kanonen führten. Jetzt aber trat ein Weib, wild mit aufgelöstem Haar und flatterndem Gewande vor die Spitze des Zuges, und hielt eine goldene Schale hoch. — „Hier," rief sie, „hier, Retter des Vaterlandes, schickt Euch die heiligste Mutter Gottes ihr Weihwasser, damit ein Jeder, der dem Tode verfallen sollte, durch ein paar Tropfen desselben die ewige Seligkeit empfange. — Nun vorwärts! ich trage es Euch voraus, im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau."

„Es ist die Kosackin!" rief einer dem andern zu. „Der Himmel hat sie begnadigt, weil sie ihre Sünden gebeichtet; sie ist eine Streiterin Gottes geworden, folgt ihr! folgt ihr!"

Und nun rollte sich die Menge, immer mehr anschwellend, dem alten Kreml zu, dieser grauen Masse von Palästen, Kirchen und vergoldeten Kuppeln.

Strelitzen hatten die Thorwache. Die hohe Pforte des Hauptthors war nicht geschlossen. Bald füllten sich die innern Höfe mit tobenden Bewaffneten, und selbst die

Glocken des Czarenpalastes mußten einstimmen in das Sturmgeläute aller Kirchen und Klöster.

Oben aber im hohen Gemach kniete eine edle Frau vor dem Gnadenbilde der Mutter Maria. Mit jedem Arm umschlang sie einen Knaben. Der Eine war zehn Jahre alt, kräftig und blühend mit lebhaften dunkeln Augen und krausen Locken. Dieser schien sich aus den Armen seiner Mutter loswinden zu wollen, denn er erhob drohend die kleine Faust gegen die hohen Fenster, durch welche Tumult, Geschrei und Trommelschall heraustönte, und das war der junge Czar Peter. Der Andere, wenig älter, aber blaß und kränklich, schwächlich von Gestalt, zitterte und wurde nur noch durch den Arm seiner Mutter aufrecht erhalten. Er hatte die Hände zum Gebet gefaltet, es war sein Bruder Iwan. Die hohe, schöne Frau aber war die Regentin während dessen Minderjährigkeit, Peter's Mutter, die Czarin Natalie. Ihren Muth in dieser entsetzlichen Noth schien sie nur im Gottvertrauen zu finden; denn sie betete laut um Rettung und Hülfe für die beiden jungen Czaren, die sie dem Schutze der geheiligten, gebenedeiten Jungfrau empfahl.

Aus dem Getobe der Menge aber drangen einzelne Rufe herauf. Da hörte man ein brüllendes Geschrei, an welches mehrere Stimmen sich anschlossen. „Heraus mit den Verräthern und Mördern! Die Narischkins heraus!

Matwiejew soll sterben, heraus mit ihm, oder wir stecken den Kreml in Brand!"

Und von einer andern Seite her brüllte eine tiefe Branntweinkehle: „Den Zarewitsch Iwan haben sie gemordet! Heraus mit den Mördern!"

„Laßt mich hinunter!" rief der kleine Zarewitsch Peter, indem er sich aus dem Arme seiner Mutter losmachte; „ich will ihnen sagen, mein guter Bruder lebe noch!"

„Und Dich würden sie nicht hören und tödten," sprach die Czarin Natalie.

„So gebt mir einen Säbel und Pistolen, ich werde mich wehren, sie sollen es büßen, diese Rebellen. Bin ich erst groß, dann hacke ich allen Strelitzen die Köpfe ab; denn eher wird es doch nicht Frieden werden im Reiche."

So eiferte der junge Prinz und war erst zu beruhigen, als seine Mutter dem alten würdigen Bojar Matwiejew auftrug, ihnen zu sagen, der Zarewitsch Iwan lebe noch.

Der Alte ging kopfschüttelnd und zweifelnd am Erfolg, denn er kannte die wilde Rotte; doch oben auf der Treppe blieb er stehen und rief: „Man hat Euch schändlich belogen, der junge Czar Iwan ist nicht vergiftet, nicht ermordet. Er lebt noch und Niemand hat ihn beleidigt."

„So laßt ihn sehen!" schrie die Menge.

Da führte ihn Natalie auf den Altan, so daß sie ihn Alle sehen konnten.

Mit einem donnernden Hurrah wurde der blasse, zitternde junge Czar empfangen. „Du bist unser Czar!“ brüllte die ganze Rotte, „und sterben müssen Alle, die Dir nach dem Leben trachten.“

„Iwan Narischkin!“ schrie ein weißbärtiger Strelitze, dessen Antlitz feuerroth war vor Wuth und Branntweintrinken, „hat sich das Czarendiadem angelegt. Er soll sterben! Ja sterben!“ rollte der Schauderruf dumpf durch die Menge.

„Das verfluchte Geschlecht der Narischkins!“ rief eine scharfschrillende Stimme vom Hintergrunde her, „werde ausgerottet bis auf die Wurzel.“

„In's Kloster mit der Czarin!“ brüllten die Zunächststehenden. Und jeder Ruf fand tobenden Wiederhall in der wildbewegten Menge, deren gezogene Säbel hochgeschwungen flimmerten.

Aber der Bojar Matwiejew hatte im Gefühl seiner Würde und der gerechten Sache den Muth, die breite Freitreppe vor dem Palaste hinunter zu steigen, und begann zu versuchen, die tobende Menge durch begütigende Worte zu beruhigen.

„Seid doch keine leichtgläubigen Kinder,“ sagte er ihnen, „Ihr habt doch nun selbst mit eigenen Augen gesehen, daß man Euch belogen hat, daß der Zarewitsch

Iwan noch lebt. Das ist schon eine Lüge, von deren Unwahrheit Ihr Euch überzeugt habt. Wer Euch einmal belogen hat, dem wird kein vernünftiger Mensch mehr glauben. Die Narischkins sind unschuldig und verdienen keine Strafe."

Schon schien es, als wenn diese und andere Reden des alten Bojaren Eindruck auf die Rebellen machten, sie steckten die Köpfe zusammen, warfen klirrend die Säbel in die Scheide und einzelne Stimmen wurden laut, indem sie sagten: „Ja, Bruder! es mag wahr sein, die Narischkins können unschuldig sein, man hat sie verläumdet. Gelobt Iwan, unser Czar sein zu wollen, so laßt uns ruhig nach Hause gehen. Wir haben unsere Mission erfüllt und Recht und Gerechtigkeit geübt."

Da trat ein Mann auf, der Alles wieder verdarb. Es war der stolze, hochmüthige Fürst Michael Jurewitsch Dolgorucky, der gefürchtete Oberst des Strelitzencorps, der sich im Gefolge der Czarin Natalie befand.

„Ich werde diese Hunde schon zur Ruhe bringen," sprach er zu der Czarin, „ich weiß am besten, wie solche Bestien behandelt werden müssen."

„Bedenkt," sprach die kluge Czarin, „daß ein Strom, der einmal alle Dämme durchbrochen hat, nicht mehr mit einer Schaufel in sein Bett zurückgebracht werden kann."

„O, Herrin! habt keine Sorge," entgegnete er

übermüthig. „Ich habe dieſe Elenden gelehrt, die Knute zu küſſen, die ihnen den Rücken bläuet.“

„Aber jetzt ſind alle Bande der Ordnung und Disciplin aufgelöſt. Die Herrſchaft der Gewalt dauert nicht länger, als die Macht, ſie zu behaupten.“

Doch der Uebermüthige hörte dieſe Worte der Warnung nicht mehr. Er war ſchon herausgetreten auf die Freitreppe und redete ſie im Tone des ſtrengen Gebieters an: „Achtung! Ruhe!“ im Augenblick war es ſtill. Dann fuhr er fort: „Ihr himmeltauſendſacrementſchen Hunde! Wollt Ihr Euch gleich in Eure Quartiere ſcheeren, oder ſoll ich Euch erſt mit der Knute nach Hauſe leuchten? Ich gebe Euch mein Wort: Wer nicht ſogleich Kehrt macht, empfängt hundert Streiche, und wer ſich Gewalt im heiligen Kreml erlaubt, dem wird der Kopf vor die Füße gelegt.“

„Und Ihr leidet das?“ rief die Koſackin; „dann gieße ich das heilige Weihwaſſer auf die Erde; der Zorn Gottes muß über Euch kommen, wenn Ihr die Elenden ſeid, die einen ſolchen Hochmuthsteufel nicht auszutreiben verſtehen.“

„Sie hat recht, die Koſackin!“ riefen die Nächſten. „Greift ihn, werft ihn die Treppe hinab, wozu hätten wir Säbel und Fäuſte.“

Damit ſtürmte eine wilde Rotte die hohe Treppe hinauf, ergriff den Wehrloſen, zerrte ihn hin und her

und warf ihn unter lautem Hohngeschrei der tobenden Menge von oben herab auf die emporstarrenden Spitzen der Speere. Damit aufgefangen wurde er durchbohrt und dann noch mit den Streitärten vollends todt geschlagen und in Stücken gehauen. Die blutigen Theile seines Körpers wurden, gräßlich verstümmelt, hoch auf den Spießen im Triumphe der Volksmenge gezeigt.

Das aber war nur der Anfang von noch gräßlichern Thaten. Einer wilden Soldatenrotte, die ihren eigenen Führer ermordet, ist nichts mehr heilig. Sie stürmten die große Treppe hinauf in den Kreml. Vergebens ließ Matwiejew, der sich zurückzog, alle Thüren, die zu den Czarenzimmern führten, verschließen. Mit Kolbenstößen, unter Donnergepolter und wilden Flüchen erbrachen sie eine Thür nach der andern. Vor ihnen her zog der Schrecken in seiner grausigsten Gestalt. Immer näher kamen die Meuterer der unglücklichen Czaren-Familie, immer drohender tönte das Rachegeschrei; vergebens kniete Natalie vor dem Muttergottesbilde in brünstigem Gebete, das ihr die steigende Angst erpreßte; vergebens umklammerte sie ihren Lieblingssohn Peter und den unglücklichen weinenden Iwan. Nur Peter war muthig. Er tröstete seine Mutter und suchte seinen Bruder zu beruhigen. Schon hatte sich die unglückliche Familie in das letzte Zimmer zurückgezogen, wo kein Ausgang mehr war, den nicht ebenfalls die Rebellen besetzt hatten. Wie im Gewitter

eine Heerde Schafe, so hatte sich auch hier die Schaar treuer Diener zusammen gedrängt. Immer lauter und näher dröhnten die Kolbenstöße, immer wilder wurde das Geschrei; Natalie im Begriff vor Entsetzen, in Besorgniß um ihren Lieblingssohn, dem ja die ganze Empörung galt, in Ohnmacht zu sinken, war in Matwiejew's Armen aufgefangen.

Da dröhnten die letzten Kolbenstöße gegen die hohen Flügelthüren. Diese brachen zusammen. Die wilde Soldateska riß die Trümmern derselben aus einander und drang hinein.

Ihr Wuthgeschrei rief Matwiejew's Namen. Vergebens flehte die Czarin Natalie, die ihre letzte Kraft zusammenraffte, diesen ihren vertrauten Günstling zu schonen. Sie beschwor dessen Unschuld. Aber die Wuth machte die Rasenden taub. Sie ergriffen den Unglücklichen, zerrten ihn bei den Haaren und beim Barte und an den zerrissenen Kleidern bis an die Treppe, hoben ihn dort hoch empor, so daß ihn Jeder sehen konnte und riefen: „Ist Dieser Euch recht, Brüder?" Und auf die Antwort, die hundert Stimmen brüllten: „Recht, recht, er soll sterben!" warfen sie ihn ebenfalls hinunter auf die Spieße ihrer Kameraden, die ihn auffingen, indem sie ihn durchbohrten und dann mit ihren Streitärten vollends todt schlugen.

Vergebens hatte selbst der sonst geachtete Liebling der Strelitzen, der Fürst Michael Algekukowitsch Tscher-

kusky mit Gefahr seines eigenen Lebens versucht, ihn der Wuth seiner Mörder zu entreißen. Hinter den Wüthenden bewegte sich die unheimliche Gestalt der Kosackin und feuerte sie immer weiter an zu neuen Schandthaten, indem sie Hände voll Gold vertheilte.

Aber in ihrem entfernt vom Tumult belegenen Cabinet saß die Zarewna Sophia, wie ein General in seinem Hauptquartier. Ihre Vertrauten gingen ab und zu, wie Adjutanten bei einem Feldherrn. Sie brachten Rapporte vom Schlachtfelde und empfingen neue Ordres an die Rädelsführer der wilden Rotten.

„Die Narischkins," sprach sie zu Iwan Miloslawsky, „müssen bis auf den letzten Mann ausgerottet werden." Dann überlegte sie mit ihm, welche Opfer noch dem Todesloos verfallen sollten. Sie nahm eine Feder und setzte sich ruhig an ihren Schreibtisch. Dort schrieb sie sechs und vierzig Namen auf einen Zettel, und jeder Federzug eines jeden Namens war ein Todesurtheil. Und diesen Zettel erhielt Miloslawsky, um durch die Meuterer die furchtbare Execution derselben vollziehen zu lassen.

So hatten dasselbe Schicksal zunächst die beiden Feldherren Gregor und Andreas Rodomanowsky, und die Auslieferung der übrigen Verurtheilten wurde mit lauter Stimme gefordert. — Als diese nicht sogleich erfolgte, zerstreute sich die Rotte durch die hunderte von Gemächern des Kremls, verschonte selbst die Kirche nicht

mit Durchſuchen, durchſtöberte jeden Winkel, jedes Verſteck, und wer auf irgend eine Weiſe in der Angſt und Furcht ſich verſteckt hatte, gleich viel ob ſein Name auf der Liſte der Geächteten ſtand, wurde ermordet. So traf dieſes Geſchick mehrere Hofbediente, unter Andern auch ſolche, die zum Tode nicht verurtheilt waren.

Vor Allen aber mit lautem Geſchrei wurde geſucht der Bruder der Zarewna Natalie, Alfanaſſy Kirilowitſch Nariſchkin. Endlich zogen ſie einen zitternden Mann aus dem Verſteck unter einer Treppe. „Der iſt es! Der iſt es!“ ſchrieen Hunderte durcheinander; „ſchlagt ihn todt! werft ihn auf die Spieße!“ Aber er war es nicht. Mit einem Worte hätte der Mann ſich retten können, doch der Schrecken hatte ihm die Zunge gelähmt; er war ſchon von hundert Lanzenſpitzen durchbohrt worden, als erſt Einer, dann Mehrere den Irrthum erkannten. — Es war der bei den Strelitzen beliebte Truchſeß, der junge Feodor Soltikow. — Die Wuth hatte ſie blind gemacht. Zu ſpät erkannten ſie ihren Irrthum. Da heulten die wilden Mörder im rohen Schmerz, ſie knieten nieder, küßten die Füße des Leichnams, hoben ihn auf und trugen ihn trauernd zu ſeinem greiſen Vater, den ſie mit Thränen in den Augen um Verzeihung baten wegen dieſes entſetzlichen Irrthums. So nahe grenzten hier Beſtialität und Gemüth an einander, daß man kaum wußte, wo dieſes anfing und jene aufhörte.

Auch der Vater des hochmüthigen Dolgorucki, welcher den entsetzlichen Ausbruch der Wuth der Strelitzen veranlaßt hatte, entging demselben Geschicke nicht.

Er war ein Greis von 80 Jahren. Tief gebeugt durch die Ermordung seines einzigen Sohnes, begab er sich mitten durch die Strelitzen, die ihm ehrerbietig Platz machten, in seinen Wagen, um seine trauernde Familie zu trösten. Noch schien Alles gut zu gehen. Der rohe Haufen ehrte das unverschuldete Unglück. Ehrfurcht vor dem Silberhaar eines Greises ist ja immer eine Eigenschaft aller, auch der rohesten Naturſöhne. Mit dieser Ehrfurcht begleitete eine Rotte den Wagen des greisen Fürsten. Sie drängten sich an ihn heran, seine Hand oder sein Kleid zu küssen, und entschuldigten diese That mit der Heftigkeit seines Sohnes, der damit ihren Zorn erregt habe.

„Beruhigt Euch darüber, meine Brüder," sprach der Greis mit Milde; „es ist Gottes Wille gewesen, sonst wäre er nicht gefallen."

Schon war der Palast des alten Fürsten Dolgorucky erreicht. Alles schien gut zu gehen. Dieser stieg aus dem Wagen vor dem hohen Portale, dankte für die wohlwollende Begleitung und begann mühsam, von zwei Dienern geführt, die Treppe hinauf zu steigen.

Aber in der unmittelbaren Nähe des Wagens ging ein Weib mit flatterndem Haar und zerrissenem Gewande;

in den erhobenen Händen hielt ſie die goldene Schale mit Weihwaſſer. — „Wer will trinken,“ rief ſie; „wer hat Durſt auf die heiße Blutarbeit, — entweder ſauft hier das Weihwaſſer aus, oder geht mit hinein in den Palaſt und laßt Euch den Weinkeller des Fürſten öffnen. Ihr habt den Trunk wohl verdient!“

„Die Koſackin hat recht,“ riefen die bärtigen Männer einander zu. „Wir wollen ihm den Keller leer ſaufen. Er kann uns wohl bewirthen; denn durch unſere Begleitung haben wir ihm das Leben gerettet.“

Stürmiſch verlangten ſie Wein! und der Greis befahl, ihnen ſeine Keller zu öffnen.

Das Alles aber war nur ein Vorſpiel, von der vertrauten Zofe der Zarewna Sophia angeſtiftet, um auch die Dolgorucky zu ſtürzen. Denn als die Geiſter des Weines in den Köpfen gewirkt hatten, da flüſterte ſie dem Einen und dem Andern zu: „Aber wißt Ihr denn auch, was der Alte vor ſich in den Bart gebrummt, nachdem er laut geſprochen: „„Es iſt Gottes Wille geweſen?““ — „„Nun?““ fragten Mehrere. — „Ich ſelbſt,“ verſicherte die Koſackin, „habe aus dem Munde des Alten das Sprichwort gehört: Ja, der Hecht iſt todt, aber ſeine Zähne ſind geblieben! Nun denkt ein Bischen nach, was das bedeutet.“

„Alle Teufel!“ rief ein anderer Vertrauter der Zarewna Sophia, „das iſt ja mehr als klar damit ge-

ſagt: Nie wird er die Ermordung ſeines Sohnes vergeſſen. Er hat der Söhne mehr, denen wird er ſeine Rache hinterlaſſen.“

„Ja, ja, Brüder!“ ſchrie eine Stimme im halbtrunkenen Haufen, „die Zeit wird kommen, da er uns es Alles entgelten läßt.“ — „Er muß ſterben!“ riefen Andere, „und ſeine ganze Brut dazu,“ ertönte der ſchreckliche Wiederhall.

Und nun ſtürmten ſie aus dem Keller in die obern Räume des Palaſtes hinauf. Es war mehr ein Gebrüll wüthender Thiere, als menſchliches Geſchrei, welches die hohen Hallen durchtobte. So ſtürzten ſie in das Familienzimmer des edlen Greiſes, wo dieſer eben beſchäftigt war, mit milden religiöſen Troſtworten die in Thränen zerfließende Gattin wieder aufzurichten. Sie packten den achtzigjährigen Greis unter hölliſchen Flüchen, und riſſen ihn aus den Armen ſeiner um Mitleid und Schonung flehenden Gattin und weinenden Tochter.

Aber taub und gefühllos gegen jede menſchliche Regung, riſſen und ſchleppten ſie ihn hinaus auf die Gaſſe, und dort wurde er in Stücken gehauen.

Man ſagt: Wenn der Löwe Blut geleckt, ſo wird er erſt wüthend und blutdürſtig. So auch hier. Die Nariſchkins waren vor allen Andern der Gegenſtand der Verfolgung. Alfanaſſy war lange vergebens geſucht worden; endlich wurde er von einem boshaften Zwerge ver-

rathen in seinem Versteck, unter einem Altar der Kirche zur Auferstehung gefunden, vor das Bild der Mutter Gottes geschleppt und dort gräßlich ermordet. Den Unmenschen galt nichts Heiliges mehr, auch war ihr Blutdurst nicht zu stillen. Drei Tage und drei Nächte dauerte ruhe- und rastlos die Mordjagd, und noch viele Opfer mußten fallen.

So stand unter Andern der Leibarzt des verstorbenen Czaren Feodor, der würdige Doctor der Medicin, Daniel von Gaden, auf der Liste der Geächteten. Bei seinem Namen stand die Beschuldigung, daß er seinem Herrn das Gift bereitet habe. Das Böse wird in solchen aufgeregten Zeiten am liebsten geglaubt. Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich unter der Menge: Er ist der Mörder! er soll sterben. Und die Kosackin verbreitete eifrig diese schwarze Verläumdung sowohl unter den Strelitzen, wie im Volke. Aber der würdige Arzt, der schon Vielen das Leben gerettet, hatte Freunde unter der Menge. Er wurde gewarnt und entfloh, ehe die wilde Rotte Zeit hatte, sein Haus zu stürmen. Doch das geschah. Es war schon der dritte Tag des blutigen Aufstandes angebrochen, als das Haus des Gesuchten gestürmt wurde. Nachdem mit den Streitärten die Thüren eingeschlagen waren, drang die wilde Rotte hinein. Alle Gemächer, Keller und Bodenräume wurden durchsucht. Vergebens! Daß man ihn nicht fand, steigerte die Wuth.

„Da iſt ja ein Anderer!“ ſchrie eine wilde Stimme, als man in ein Zimmer eingedrungen war, wo ein alchymiſtiſcher Apparat von Flaſchen, Retorten und Phiolen, ausgeſtopften Seeungeheuern, Schlangen und Mißgeburten, nebſt großen, mit Ketten verſchloſſenen Folianten, die myſtiſchen Umgebungen eines Arztes damaliger Zeit, bildeten. Dort befand ſich im altfranzöſiſchen, mit Gold verbrämten Gallakleide, an der Seite ſeiner hochſchwangeren Gattin, ein ernſter, würdevoller Mann.

„Er iſt es!“ ſchrieen tobende Stimmen, „ſchlagt ihn todt!“

„Ich bin es nicht, den Ihr ſucht,“ ſprach der Mann mit feſter Ruhe, „ich bin der deutſche Doctor Daniel Gutmenſch.“

„Gleich viel!“ brüllte die unſinnige Menge, „ein Zauberer iſt nicht beſſer als der andere. Alle Aerzte ſind Giftmiſcher; fort mit ihm auf die Wache! Das hieß, zum Tode; denn kaum war er abgeführt, während ſeine Gattin in Ohnmacht fiel, ſo wurde er auf der Straße zu Boden geſchlagen und in Stücken gehauen.

Da ging eilig an dieſer Scene ein junger Menſch vorüber. Sein flüchtiger Schritt, das ſcheue, furchtſame Weſen des Jünglings fielen auf. „Haltet ihn feſt!“ riefen Mehrere. „Wer iſt es?“ „Gaden's Sohn,“ lautete die Antwort. „Deſto beſſer! Er ſoll ſagen, wo ſein Vater zu finden iſt.“ „Ich meinen Vater den Mör-

dern überliefern?" rief der junge Menſch mit edlem Muthe, „niemals, lieber ſterben!" ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu. „Ja ſterben! er ſoll büßen für die Sünde ſeines Vaters! ſchlagt ihn nieder!" Das war kaum ausgeſprochen, ſo krachten auch ſchon die Streitärte und mit zerſchmettertem Haupte lag der ſchöne Jüngling ſterbend am Boden.

Da drängte ſich ein gelbhäutiger Menſch, in langem, dunkelgrauen Kaftan, mit einer hohen Mütze von ſchwarzem Fuchspelz durch die Menge. „Was wendet Ihr an," rief er, „wenn ich ihn Euch ausliefere?" „Hier Goldſtücke und Kopeken!" rief es von allen Seiten und in die abgenommene Mütze regneten Gold- und Silbermünzen in großer Menge. Dabei ſprach der Mann: „Der Doctor von Gaden war einſt mein Freund, er hat mich von ſchwerer Krankheit errettet; und da iſt er denn in voriger Nacht zu mir gekommen, getrieben von zweitägigem Hunger. Aber Judas Iſchariotb verrieth um 30 Silberlinge ſeinen Herrn und Meiſter, um dieſen Preis iſt er mir auch feil. Ich bin ein Jude und er iſt ein Gojim," brummte er in den Bart; „kommt, ich führe Euch!"

Der Verräther hatte nur zu wahr geſprochen. Sie fanden ihn in einem Verſtecke hinter dem Schornſteine. Sie zerrten ihn heraus und Mehrere riefen: „Nach dem Kreml mit ihm. Vor den Füßen der Czarin ſoll er ſterben!"

Und sie brachten ihn dorthin. Die ganze Czaren-Familie, mit Ausnahme der Großfürstin Sophia, war dort in höchster Angst versammelt.

„Hier haben wir den Giftmischer!“ schrie die wilde Rotte und stieß den unglücklichen Leibarzt zu Boden vor die Füße der Zarewna Natalie.

Die Zarewna und ihre Angehörigen, der ganze Hof waren außer sich über die Gefahr, die dem edlen Mann drohte, dem fast Jeder unter den Anwesenden Gesundheit und Leben zu verdanken hatte. Niemand kannte seine Schuldlosigkeit besser als Feodor's Wittwe. An der Seite ihrer Schwestern trat sie vor und erklärte: „Ich schwöre, daß mein verewigter Gemahl, der Czar Feodor, keine Arznei eingenommen hat, die ich ihm nicht selbst gereicht habe und die nicht nur ich selbst gekostet habe, sondern auch der Arzt.“

„Ausflüchte! Er ist ein Mörder, und ein Zauberer dazu,“ riefen mehrere Stimmen durcheinander, wir haben Meerpolypen und eine Schlangenhaut bei ihm gefunden. Er muß sterben!“ schrie die ganze Rotte.

Während Einige ihn fortschleppten, sprachen die Andern unter einander heimlich. Dann trat ein weißbärtiger Anführer der Strelitzen vor und sagte zu der Czarin Natalie, deren Zustand fürchterlich war: „Nun liefert uns noch Iwan Narischkin aus, damit beiden Missethätern geschehe, was Recht ist. Dann aber gebt uns

die Versicherung, daß Alles, was wir gethan, aus wahrer Ergebenheit für unsern rechtmäßigen Czaren geschehen ist und wir wollen ruhig in unsere Quartiere zurückkehren; die Bestrafung der übrigen Schuldigen aber sei der Gerechtigkeit des Czaren überlassen."

Vergebens versicherte die unglückliche Czarin Natalie, daß sie nicht wisse, wo Iwan in diesem Augenblick sei. Die Andern versicherten dasselbe. „Gut," sprach der alte Häuptling mit furchtbarem Ernst, „gebt Ihr uns diesen Czarenmörder Iwan Narischkin nicht heraus, so sind alle Bojaren und alle Hofleute des Todes."

Laut flehten alle Bojaren und Damen vom Hofe die Czarin an, sie doch zu retten, indem sie den Einen opfere, der ja doch auf die Dauer nicht zu retten sei.

„Ich meinen Bruder selbst seinen Mördern überliefern? unmöglich!" rief sie aus.

„So müssen Alle sterben," sprach der alte Häuptling kalt. „Brüder, zückt die Dolche und stoßt nieder Alles, was lebt im Saale."

In diesem Augenblick war die Zarewna Sophia eingetreten. Natalie wußte, daß sie ihre Feindin war; ja es war ihr nicht unbekannt geblieben, daß diese boshafte Stieftochter es gewesen war, die das ganze gräuelvolle Blutbad angestiftet hatte; aber die Noth und Angst war zu groß, um lange zu überlegen. Mit flehend gehobenen Händen warf sie sich in ihre Arme und sank zu ihren

Füßen nieder, indem sie rief: „Alles sei vergessen und vergeben; aber rette meinen Bruder!“

Sophia hatte den Sturm heraufbeschworen und vermochte ihn jetzt nicht wieder zu beruhigen. So weit wollte sie es doch nicht kommen lassen. Ihrem stolzen Sinn war es genug, ihre Feindin so weit gedemüthigt zu haben. Daß Iwan, ihr Bruder, wieder Czar werden würde und sie dann zur Herrschaft gelangen mußte, war ihr genug. Der geächtete Narischkin durfte ohnehin es nicht wagen, sich wieder sehen zu lassen und so war das Geschlecht gestürzt und das genügte ihrem Ehrgeiz für jetzt. Aber vergebens ermahnte sie die Strelitzen, von ihrem Verlangen abzustehen, sich mit den bisherigen Opfern zu begnügen. „Der letzte Narischkin könne ja doch ihrer Rache nicht entgehen“ sprach sie; aber auf jedes Wort erfolgte die eintönige Antwort: „Todt! Er oder Alle!“

„Es ist hier nichts zu erreichen, als Zeit zu gewinnen,“ sagte Sophia zu der Czarin Natalie. „Versprich ihn auszuliefern, wenn sie dem Unglücklichen Zeit lassen würden, seine Sünden zu beichten und Absolution zu empfangen.“

„Ja!“ riefen die Strelitzen, „so wahr wir gute Christen sind, so soll auch er sterben als ein guter Christ. Holt ihn herbei; wir führen ihn vor den Altar!“

Und auf Nataliens Befehl wurde der unverhört zum Tode Verurtheilte herbeigeführt. „Auf mit ihm zur Kirche!“

ſchrie die Menge. Man zog ihm ein weißes Todtenhemd über und gab dem Zitternden ein Crucifix in die Hand. So führten ihn Natalie und Sophia, die Erſtere weinend, die Andere bleich und ſelbſt entſetzt über die eigene That, in die Kirche zum heiligen Schweißtuche, die innerhalb der weiten Umfangsmauern des Kreml lag. Dort vor dem Altar beichtete er dem Prieſter und empfahl ſeine Seele Gott. Er empfing die geweihte Hoſtie und das Blut Chriſti und war jetzt fertig zum Tode. Vor ihm ſtanden auf den Stufen des Altars Natalie und Sophia. Jene kniete nieder und flehte noch einmal um Gnade für ihren Bruder, indem ſie deſſen Unſchuld betheuerte.

Dieſes Wort aber brachte die Unmenſchen auf's Neue in den Harniſch. Einer der Böſewichter ſprang die Stufen des Altars hinauf, packte den Unglücklichen bei den Haaren, riß ihn zu Boden und ſchleppte ihn fort. Die Andern mit Toben hinterdrein.

Doch war man des rohen Mordens ſchon ſatt geworden. „Nach Urtheil und Recht ſollen ſie ſterben!“ rief Einer und Andere brüllten ihm nach: „Vor dem Richter auf die Folter.“

Da wurden Iwan Nariſchkin und Gaden in ein dunkles Gewölbe geſchleppt. Henkersknechte mit aufgeſtreiften Aermeln, glühenden Kohlenzangen, Daumenſchrauben, kurz der ganze ſcheußliche Apparat der ſchänd-

nächsten, raffinirtesten, gerichtlichen Menschenquälerei sollte Geständnisse erpressen über die Vergiftung des Czaren Feodor, wovon sie nichts wußten.

Man nahm Protokolle auf und zerriß sie wieder und begnügte sich am Ende damit, einige Schmerzenslaute für Bekenntnisse zu erklären und dem Dinge ein Ende zu machen, indem man ihnen mit den langen Dolchmessern auf der Folter den Todesstoß gab.

Das war das letzte Opfer, das jener Aufstand forderte, der nie so viel Blut vergossen haben würde, hätten die reichen Bojaren, die viele Hunderte bewaffneter Bediente in ihren festungsartig gebauten Palästen hatten, den Muth gehabt, um Thron und Leben zu vertheidigen, Ausfälle auf die Mörderrotten zu machen, oder den Czarenpalast zu besetzen; aber, wie ein Zeitgenosse Gordon in seinen Memoiren sagt, es fehlte den damaligen russischen Großen der wahre Mannesmuth. Sie waren kriechende Sklaven zu den Füßen ihres Herrn, aber orientalische Despoten gegen ihre Tausende von Leibeigenen. Die Knute war das Gesetz, dem Alles gehorchte vom Herrn bis zum Diener, und der Czar selbst war selten seines Lebens und Thrones sicher, seiner rebellischen Soldatenhorde, den Strelitzen, gegenüber.

4.

Iwan und Peter werden als Czaren gekrönt.

Nun erſt war der Blutdurſt geſtillt und die weitere Entwickelung dieſer entſetzlichen Tragödie gewann einen ruhigeren Gang.

Die Menge wälzte ſich wieder im Kreml vor den Czarenpalaſt. „Wir ſind vergnügt," riefen ſie im entſetzlichen Contraſte mit der grauſen That, „Gott erhalte unſern Czar Iwan!" und andere Rufe ſetzten hinzu: „Mit den übrigen Hochverräthern möge er verfahren, wie es ihm gefällt. Wir wollen leben und ſterben für unſern Czar, für die beiden Czarinnen und unſere Zarewna Sophia, auch für den Zarewitſch Peter."

In dieſem Ruf lag die Verſöhnung. Als aber der junge Czar Iwan noch zögerte, weil er die Furcht vor der Mörderbande nicht überwinden konnte, ſo riefen immer mehrere Stimmen noch lauter und drohender ſeinen Namen. Endlich öffneten ſich die Glasthüren und die beiden Czarinnen Natalie und Sophia führten den todesbleichen Jüngling vor, der mit einem lauten Hurrah und dem Zurufe: „Du biſt unſer Czar Iwan!" empfangen wurde.

Der arme Iwan war in einer peinlichen Lage. Er fühlte ſeine große geiſtige und Leibesſchwäche und die abſolute Unfähigkeit, ein Volk zu regieren, das von einer

ſo wilden und übermüthigen Soldatenſchaar tyranniſirt wurde, welche ſeit drei Tagen ein ſo entſetzliches Blutbad angerichtet hatte. Auch liebte er ſeinen Bruder Peter, deſſen körperliche und Geiſtesvorzüge er willig anerkannte, und verehrte ſeine Stiefmutter, die Czarin Natalie, die ihn, den Schwächling, immer mit Milde und Liebe gepflegt hatte. Dieſe ſchöne menſchliche Regung war jetzt ſo mächtig in ſeiner Seele, daß er ſich ermuthigte und vortretend mit ſeiner ſtammelnden Stimme, zu der jetzt lautlos gewordenen Menge hinabrief: „Ich will mich nicht weigern, Euerm Rufe zu folgen und Euer Czar zu ſein; aber vergönnt mir, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere.“

Die Strelitzen widerſetzten ſich nicht, wenn auch nur einzelne Stimmen ihr „Ja“ riefen. Die Zarewna Sophia mußte ſich die Mitregentſchaft des kleinen Peter gefallen laſſen; hatte ſie doch durch den Strelitzen-Aufſtand wenigſtens ſo viel gewonnen, daß mit dem Untergang der Nariſchkins die Czarin Natalie alle Stütze verloren hatte. Jetzt konnte Niemand mehr wagen, ihr den Einfluß auf die Regentſchaft für die beiden minderjährigen Czaren ſtreitig zu machen.

Die Krönung erfolgte am 23. Juni 1682, um den äußern Glanz der Czariſchen Würde zu erhöhen, mit aller der orientaliſchen Pracht eines uralten Herkommens im Czarenreiche.

Im alten Czarenpalaſt, dem Kreml in Moskau, zeigt man noch die merkwürdigen Krönungsinſignien jener Zeit. Da die vorhandenen alten Regalien, denen ihr Alterthum eine gewiſſe Heiligkeit gab, für den Czaren Iwan beſtimmt waren, ſo wurden für den Czaren Peter neue angefertigt, aber ganz den ältern ähnlich, ſo daß ſie kaum von einander zu unterſcheiden waren.

Dieſe Krönungsceremonie nach dem alten orientaliſchen Ritual war die letzte in der ruſſiſchen Geſchichte, und die einzige in ihrer Art, da weder früher noch ſpäter eine Doppelkrönung von zwei Czaren vorgekommen war, und deshalb dürfte hier ihre Schilderung nicht ohne Intereſſe geleſen werden.

Unter dem Geläute aller Glocken, mit Pauken und Trompeten, begab ſich der Feſtzug aus dem Czarenpalaſte in die Haupt- und Metropolitankirche des Kreml, dieſer Welt von Paläſten, Kuppeln, Klöſtern und Kirchen. Der Zug bewegte ſich auf einem Wege, der mit rothem Tuch belegt war, welches, ſobald der Zug vorüber war, dem Volke Preis gegeben wurde, wodurch ein wildes Getümmel von Zerren, Reißen, Raufen und Schlagen entſtand, allerdings im ſeltſamen Widerſpruch mit dem feierlichen Ernſte der Proceſſion.

Schon im Audienzſaal des Czarenpalaſtes waren die jungen Czaren in ihrem prächtigen Krönungsornate erſchienen. Dieſer beſtand aus weiten Röcken von Gold-

ſtoff, die mit Spitzen beſetzt waren und weite fliegende Aermel hatten. Die hohen Czarenmützen von Goldſtoff waren reich beſetzt mit Edelſteinen und Perlen. Dieſer Anzug war mehr prächtig, als geſchmackvoll und wohlkleidend.

Die Reichskleinodien waren ſchon voraus in die Kirche geſendet, wo der Patriarch und die Geiſtlichkeit die jungen Czaren erwarteten. Bei dem Geläute der hundert Glocken im Kreml begann der Krönungszug über den weiten Schloßhof. Die Czaren gingen unter einem prächtigen Baldachin, der von den erſten Bojaren des Reichs getragen wurde.

Vor ihnen her gingen Prieſter, die den Weg zur Kirche mit Weihwaſſer beſprengten.

An beiden Seiten des Weges waren die Oberſten und Capitains der Strelitzen mit ihren Commandos aufgeſtellt. Und hinter dieſen ſtand eine unzählige Volksmenge rechtgläubiger Chriſten vom griechiſch-orthodoxen Glauben, die mit ehrerbietigem Erſtaunen dem feierlichen Zuge zuſahen.

Sobald die Czaren mit ihrem glänzenden Gefolge in die Kirche traten, wurde der feierliche Geſang angeſtimmt, der Gebete und Segenswünſche einer langen und glücklichen Regierung der Czaren enthielt.

Sie verneigten ſich dreimal gegen die heiligen Thüren, die das Allerheiligſte verſchloſſen, und dann dreimal gegen

den heiligſten Patriarchen, der ſie, vor dem Altar ſtehend, mit beiden Händen ſegnete.

Die jungen Czaren küßten die heiligen Bilder und Reliquien, die ihnen vorgehalten wurden und näherten ſich ihren Sitzen, die dem Altar gegenüber auf einer mit rothem Tuch belegten, erhabenen Eſtrade, zu welcher Stufen, die ebenfalls mit rothem Tuche belegt waren, hinaufführten, ſtanden. Der Patriarch empfing dort die jungen Czaren, die ſich noch im Knabenalter befanden, mit dem heiligen Kreuz in der Hand, beſprengte ſie nochmals mit Weihwaſſer, und ſegnete ſie auf's Neue mit der Hand, und küßte ſie auf die Stirn, und Iwan und Peter, ſowie auch der hohe Prieſter, begaben ſich nun auf die für ſie bereit geſtellten Thronſeſſel.

Es war dieſes ein Thron unter einem reichen Baldachin von maſſivem Silber mit zwei Sitzen neben einander. Daneben ſtand der kleinere Seſſel des Patriarchen, auf welchen ſich dieſer niederließ. Die Metropoliten, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Archimandriten des Dreieinigkeits- und neuen Heilandkloſters ſaßen auf Bänken. Die übrige Geiſtlichkeit ſtand neben ihnen. Die Czaren umſtanden ihre vornehmſten Bojaren. Zunächſt an ihrer Seite gingen ihre Führer und Erzieher (Djädky), welche ſie bei dem feſtlichen Zuge unter den Armen hielten und geführt hatten. Vor den beiden Czaren ſtand der Ge-

heimrath Emeljan Ignatjewitsch Woronzow, welcher die Stelle des Ceremonienmeisters vertrat.

Nachdem ein Jeder seine Stelle eingenommen hatte, erwartete die ganze Versammlung in ehrerbietiger Stille die Anrede der Czaren.

Diese erhoben sich von ihren Sitzen und der Czar Iwan übergab dem Ceremonienmeister eine geschriebene Rede mit dem Befehl, sie vorzulesen.

Der Fürst Emeljan Ignatjewitsch wendete sich darauf gegen die Patriarchen und las im Namen der Czaren eine lange Anrede vor, deren Eingang deshalb merkwürdig ist, weil sie die hohe Stellung des damaligen Patriarchen in Rußland bezeichnete.

„Erbe der apostolischen Stühle" wurde er angeredet, „des heiligen, wahren, apostolischen christlichen Glaubens der griechischen Kirche; Hirte und Lehrer der christlichen Heerde, unser Fürbitter bei Gott, ehrwürdigster, allerheiligster Vater der Väter und Lehrer der Befehle Christi, der Du den rechten Weg zum Hafen der Seligkeit führest, heiliger Kir Joakim, Patriarch von Moskau und ganz Rußland, geheiligte Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe und ganze Geistlichkeit und Ihr, unsere Bojaren, Okolnischen, Räthe und Edelleute und Gerichtsbedienten und Gesti und christliebende Krieger, und alle rechtgläubige Christen des großen moskowitischen Reichs!"

Nach einer langen historischen Einleitung schloß diese

feierliche Ansprache mit den gegen den Patriarchen gerichteten Worten:

„Und nun wolleſt Du, unſer Vater und Fürbitter, heiligſter Kir, Patriarch von Moskwa und ganz Rußland nebſt der ganzen verſammelten Geiſtlichkeit unter Gottes Willen und Segen Uns zum Czariſchen Reich, und Großfürſtenthum von Moskwa, Kiew, Wladimir und Nowgorod, zu den Czarenthümern Kaſan, Aſtrachan und Sibirien und zu allen großen und berühmten Ländern des Großruſſiſchen Czariſchen Reichs einſegnen, und mit dem heiligen Oele ſalben, nach der Vorſchrift der heiligen morgenländiſchen Kirche und altem Gebrauche unſeres Czariſchen Reichs, Uns mit der Czariſchen Krone und dem Czariſchen Diadem krönen.“

Darauf ſprach der heiligſte Patriarch zu den Czaren: „Große Herren, Czaren und Großfürſten, Johann Alexiewitſch und Peter Alexiewitſch! Wie glaubet und bekennet Ihr den Vater, den Sohn und heiligen Geiſt?“

Und die rechtgläubigen jungen Czaren antworteten: „Unſer Glauben iſt folgender: Wir glauben an den einigen Gott, Vater und Erhalter aller Dinge ꝛc.“

Nach vollſtändig abgelegtem Glaubensbekenntniſſe ſprach der Patriarch: „Der Segen des Geiſtes Gottes iſt über Euch! ꝛc.“ — Darauf hielt der hohe Prieſter eine Rede, nach deren Beendigung die Krönung der beiden Czaren vor ſich ging.

Die dazu bestellten Großwürdenträger der Krone reichten ihnen die geweihten Reichskleinodien und Kreuze, während die Priester Gesänge sangen und der Patriarch es in Worten aussprach, worin langes Leben und Gesundheit vom Himmel auf die gesalbten Häupter der jetzt gekrönten Fürsten herabgerufen wurde. Daran schloß sich der Gottesdienst nach dem griechischen Ritual. Nach dessen Beendigung salbte der Patriarch die Czaren auf Stirn, Brust, Schultern und Händen mit dem heiligen Oel, trocknete die gesalbten Stellen mit einem Schwamm, der neben dem Altar auf einem großen Kohlenbecken verbrannt wurde.

Die Gesalbten sprachen noch einmal laut ihr Glaubensbekenntniß vor dem Altar und empfingen das Sakrament des heiligen Abendmahls, und zogen alsdann auf einem mit rothem Tuche belegten Wege zu der angrenzenden Kirche des Erzengels Michael, um sich unter den Gräbern der Czaren der Vergänglichkeit ihrer irdischen Herrlichkeit zu erinnern.

Und diese Erinnerung auf einem Thron, der so oft schon von den Stürmen der Revolution erschüttert, nur durch despotische Gewalt aufrecht erhalten werden konnte, war keineswegs unbedenklich; denn schon die nächste Zeit sollte diesem mit allgemeiner Volksbegeisterung aufgerichteten Doppelthron neue Stürme bringen.

5.

Sophia als Czarin und die Chowanskys.

Nun saß die stolze Zarewna Sophia auf dem Czarenthron, als Regentin für ihre minderjährigen Brüder. So war es der Wille der Strelitzen gewesen, und dieser galt immer noch als Gesetz. Blutströme hatten der Ehrsüchtigen den Weg zum Throne gebahnt, und Ungerechtigkeit nur konnte sie darauf erhalten.

Um der mächtigen Soldatenherrschaft der Strelitzen zu schmeicheln, ließ sie eine Denksäule errichten, deren Inschrift Alle, die unter Mörderhand gefallen waren, als Hochverräther bezeichnete; so waren die ehrenwerthesten Namen Rußlands durch die empörendste Art der Ungerechtigkeit der Regentin öffentlich gebrandmarkt, und das Volk murrte, indem es aus diesen Zeichen darauf schließen durfte, daß nunmehr dem Uebermuthe einer zügellosen Soldatenhorde Thor und Thür geöffnet sein würde. Das Vermögen der ermordeten Ehrenmänner wurde confiscirt und die Beute der Schändlichen, die für die Zarewna Sophia durch Raub und Mord dienstwillig gewesen waren.

Aber es gehörte eine mehr als gewöhnliche Klugheit dazu, sich auf einem solchen Throne zu erhalten, von dem aus das Rechtsgefühl des Volkes täglich auf das Tiefste verletzt werden mußte, um nur den Uebermüthigen zu gefallen, die jetzt die Herrscher spielten.

Und Sophia mußte fühlen, daß sie bei allem Geist, den sie besaß, dieser Aufgabe nicht gewachsen war.

„Je mehr ich mich beuge und nachgebe, selbst erniedrige, dem Willen der Gewaltigen gegenüber, die mich zu meiner Stellung als Regentin des Czarenreichs erhoben haben," sprach sie zu ihrer Vertrauten Feodora, „um desto mehr bestärke ich den Uebermuth, und soll ich nur darum den Namen einer Regentin führen, um mich selbst und das Reich von den beiden Fürsten Chowansky, die ich selbst zu Befehlshabern der Strelitzen erhoben habe, beherrschen zu lassen?"

„Hohe Fürstin!" sprach die kluge Zofe, „wenn Deine Sklavin an Deiner Stelle wäre, würde sie einem schlauen und thatkräftigen Mann des Vertrauens alle die Sorgen auf den Hals laden, die Dich zu Boden drücken müssen."

„Du hast recht, Feodora, aber wo würde ich ein solches Wunder von Mann finden, dem ich vertrauen dürfte? — Ist der Mann klug, so würde er mich überlisten; ist er thatkräftig, so würde er Partei gegen mich machen, und meine Feinde nur bekämpfen, um mich selbst zu unterjochen und zu beherrschen."

Die Sklavin küßte den Saum ihres Rockes und sagte: „Hohe Fürstin, vergönne Deiner Magd, daß sie Dir einen Edlen Deines Reiches nenne, der die seltene Tugend der Treue mit Geist und Kenntniß besitzt. Es ist der Fürst Wassily Gholyzin."

Ha! der — ich habe schon an ihn gedacht; aber wird er das Amt eines geheimen Rathgebers annehmen? Denn offen darf ich ihn nicht an die Spitze der Geschäfte stellen, weil er die mächtige Partei der Chowanskys und damit alle Strelitzen gegen sich hat."

„Er wird es, um diese Deine Feinde, die auch die seinigen sind, zu vernichten; nur dann wird Dir und ihm geholfen sein."

„Ich werde mit ihm reden; führe ihn zu mir um Mitternacht, wenn Alles schläft!"

Und der Fürst, ein ernster und gesetzter Mann ging auf das Abenteuer ein, nachdem ihn die Kosackin von der Absicht ihrer Herrin unterrichtet hatte. Durch Hinterthüren der Garderobe führte sie ihn in ihr Cabinet, als die Glocken im Kreml, eine nach der andern die Mitternachtsstunde verkündeten.

Die Czarin Sophia ruhte in ihrer Nachtkleidung, bei dem gedämpften Licht einer halb verhüllten Lampe auf dem Divan. Nur hier und dort glänzte ein Lichtreflex der vergoldeten Stukkaturen an der Decke und den Wänden. Dieser feierliche Besuch des Bojaren, der noch im kräftigsten Mannesalter stand, bei der schönen Fürstin glich eher einem galanten Abenteuer, als einem ernsten Staatsgeschäfte. Doch die Zarewna Sophia, die sonst nicht in dem Rufe stand, der Galanterie abhold zu sein, hatte jetzt schwerere Gedanken in ihrem Kopfe, als leichte

Liebeständelei. Sie lud den Fürsten ein auf einem Sessel neben ihr Platz zu nehmen, und machte ihm offen Mittheilung ihrer Bedrängnisse und Wünsche. Dann fragte sie ihn um Rath.

„Die Chowanskys müssen sterben!" sprach er eintönig.

„Diese Mächtigen?" rief sie erschreckend aus, „die über 14,000 Strelitzen hinter sich haben? — Unmöglich!"

„Mit List, Gewalt und Zeit wird Alles möglich sein. — Ich will der hohen Herrin meinen Beistand nicht versagen in dieser wichtigen Angelegenheit. Wir müssen damit beginnen, unter wahrscheinlichen Vorwänden die Regimenter der Strelitzen an ferne Grenzen, nach Archangel, nach Astrachan und Sibirien zu versetzen und andere treue und zuverlässige Landmilizen herbeizuziehen. Dann müssen die beiden Fürsten Chowansky wo möglich in einen Aufstand verwickelt, vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet werden. Die Strelitzen werden dadurch zum Aufstande gereizt werden; aber so vertheilt im Reiche, wird man sie vereinzelt überfallen, den zehnten Mann enthaupten und die Uebrigen unter die Landregimenter stecken. — Nur mit der Vernichtung dieser Soldatenhorde wird der Czarenthron auf festen Füßen stehen."

So, nach diesem Plan wurde mit großer Vorsicht und Klugheit verfahren.

Zwei Jahre gingen darüber hin, die Gewalt der Strelitzen zu untergraben. Allnächtlich wurde im Cabinet der Fürstin geheime Berathung gehalten. Am Tage zeigte sich der Fürst nur als serviler Höfling, der in keiner Weise nur mit einem Gedanken Anspruch an Geltung oder Einfluß machte.

Zwei Jahre lang schien Alles gut zu gehen. Der Einfluß der Strelitzen in Masse war dadurch gebrochen, daß ihre Regimenter in den entferntesten Theilen des Reichs vertheilt waren. Aber desto wilder und übermüthiger waren die Zurückgebliebenen. Der Uebermuth des alten Fürsten Chowansky und seines Sohnes, der als Hauptmann im Regimente stand, stieg mit ihrem Einfluß. „Wir sind die Herren von Rußland," sprach der ältere von Beiden zu seinen Vertrauten unter den Officieren der Strelitzen; wir haben die Zarewna Sophia auf den Thron gesetzt. Uns soll und muß sie gehorchen; oder sie wird eben so schnell wieder erniedrigt werden, wie sie erhoben war. — Nun aber mögen auch die Strelitzen es fühlen und fühlen lassen, daß sie Herren des Landes sind. Alle Bewohner von Rußland, von den Czaren und der Zarewna bis zum Hund eines Bauern, sind unsere Leibeigene, und die großmächtigen Strelitzen mögen mit ihnen schalten nach Belieben; mögen sie ausplündern, ihre Weiber entehren, oder Knutenstreiche nach Belieben austheilen; ich will davon nichts wissen, und wer mir

von solchen Excessen Anzeige macht, wird mit Fußtritten belohnt. — Verstanden?

Und der Major (Piätisocknick) Grigorowitsch Semenow, sowie der Lieutenant (Piätidessetnick) Ignatwitsch Ukrainzow, — so hießen die beiden Lieblinge und Vertrauten des Fürsten, verneigten sich mit einem boshaften Lächeln auf den bärtigen Lippen und sagten: „An uns soll es nicht liegen, dieses Volk von Hunden fühlen zu lassen, daß wir ihre Herren sind."

In der That hörte man täglich von den empörendsten Excessen der Strelitzen, aber die Chowanskys sorgten, daß die Klagen des Volkes darüber an tauben Ohren und harten Herzen verhallten.

Eines Morgens sprach der alte Fürst zu seinem Sohn: „Ich habe beschlossen, Dein Glück fester zu begründen, als es Soldatenherrschaft allein vermag. Du sollst die Großfürstin Katharina, die jüngste Schwester der Czaren und der Zarewna Sophia, zur Gemahlin erhalten. — Dann, als Mitglied der hohen Czarenfamilie, wird es Dir leicht sein, ihr Herr zu werden."

Der junge Chowansky, ein hochmüthiger Aristokrat, der mehr aufgeblasene Eitelkeit als Verstand besaß, trug keinen Augenblick Bedenken, den Vorschlag anzunehmen, und der alte Bojar Chowansky begab sich mit stolzen Schritten zu der Zarewna Sophia, bei der er stets unangemeldet Zutritt hatte.

„Hoheit!“ sagte er, „die Stimmung der Strelitzen wird immer bedenklicher. Wir haben einen neuen Aufstand zu besorgen. Der Thron bedarf einer kräftigern Stütze, als meine Treue und Ergebenheit ihm zu geben vermag. Ich bin bereit die Hand dazu zu bieten, und in Deinem Interesse liegt es, sie anzunehmen; eine Zurückweisung meines Vorschlages möchte bedenkliche Folgen haben.“

Die Czarin war betroffen durch diese Anrede, doch da sie nicht ahnte, wohin der Mann hinaus wollte mit seinen Vorschlägen, so entgegnete sie etwas schüchtern: „Vater! Du weißt es, ich habe immer wie eine gute Tochter Deinen guten Rath befolgt, und werde auch diesen nicht zurückweisen in dem Vertrauen, daß Du nur mein Bestes willst. So laß denn hören.“

„Die Sache,“ entgegnete der stolze Bojar, „ist ganz einfach gemacht. Gieb meinem Sohne Deine jüngste Schwester, die Großfürstin Katharina zur Gemahlin, und kein Strelitz wird es wagen, sich gegen eine hohe Czarenfamilie zu empören, die unter ihren Mitgliedern einen Chowansky zählt.“

Die Zarewna war wie vom Donner gerührt. Es war ein Blitzschlag wie aus dem blauen Himmel, der sie für einen Augenblick erstarren ließ und sprachlos machte. Sie rang mit einer Ohnmacht und ein Glück war es, daß sie in einem Sessel saß, sonst würde sie umgesunken sein.

Ihr ganzer angeborner Stolz hatte sich in ihrer Seele empört. Nach der Gesinnung ihrer Zeit stand das Czarenthum so hoch wie Gott der Vater selbst über dem großen Menschenpöbel aller Weltbewohner. Vor ihren Augen war es eine Blasphemie, daß ein Bojar es wagte, um die Hand einer Großfürstin zu werben.

Der alte Chowansky sah ihre Betroffenheit und ahnte die Ursache ihrer Unentschlossenheit. Er trat mit einem drohenden Ernst vor sie und sprach finster: „Oder sollte eine kluge Zarewna ein kleinliches Vorurtheil auf der Spitze von 100,000 Dolchen behaupten wollen?"

Sophia erkannte, daß es eben so bedenklich war hier Nein zu sagen als unbedingt einzuschlagen. Ihre Charakterstärke gestattete, daß sie sich schnell sammelte. Sie antwortete mit einem erzwungenen Lächeln: „Wie kann mein Vater glauben, daß ich einen Vorschlag von der Hand weisen würde, der mir Gelegenheit giebt, dem Retter meines Throns meine Dankbarkeit beweisen zu können. Aber Ihr kennt, mein würdiger Vater, die Stimmung und die Vorurtheile meiner Familie. Es bedarf der Zeit und Intrigue, dieselben zu beseitigen. Ich verlange daher, in bester Absicht, noch sechs Monate Aufschub und werde bis dahin Alles im Stillen in Ordnung bringen."

Der alte Chowansky war zu stolz, um in der hochmüthigen Sicherheit des Selbstvertrauens auf seine Macht

die Falle zu ahnen, die ihm damit gelegt war. Er willigte ein, den Antrag noch sechs Monate geheim zu halten, und Sophia beschloß, diese Zeit zu seinem Untergange zu benutzen.

6.

Sophia als Heilige. Ihre Intriguen.

Das nächste Beginnen der Zarewna Sophia war, um ihre Unverletzlichkeit zu sichern, sich beim Volke in den Ruf einer Heiligen zu setzen. Die Kosackin Feodora war dabei ihre vertraute Rathgeberin und Helferin.

Sophia besuchte mit ihrem Gefolge täglich mehrere Kirchen und warf sich vor den auf Goldgrund gemalten Bildern der heiligsten Mutter Gottes mit dem Antlitz auf den Boden. Der Mariendienst war der Cultus, der damals wie jetzt noch in Rußland über den Gottesdienst ging. Stundenlang blieb sie vor allem Volke in dieser andächtigen Stellung liegen. Sie beschenkte die Heiligenbilder und Altäre mit Juwelen, reichen Gewändern und goldenen und silbernen Geräthen und die Priester und Klöster mit Geldsummen. Sie besuchte die Lazarethe und Hospitäler und vertheilte ganze Säcke voll Kopeken, die ihre Diener nachtragen mußten, an die Armen. Im Stillen und im Kreise ihrer engsten Vertrauten lachte sie über diese Heuchelei, denn wahre Religiosität und Gottes-

furcht wohnte nicht in ihrem Herzen. Freigeisterei und Unglauben, das waren die Früchte einer Erziehung, die mehr auf Bildung ihres Geistes als ihres Herzens gerichtet war. Aber noch bedurfte es einer Komödie, um die abergläubige Menge zu gewinnen.

Mitten im Getümmel, als sie aus der Kirche kam, raste ein vom Teufel besessenes Weib; indem es sich die Kleider zerriß, stieß es mit aufgelösten Haaren und verzerrten Gesichtszügen furchtbare Verwünschungen gegen Gott und alle Heiligen aus. Man nennt solche Besessene „Klikuschen," und Niemand zweifelte daran, daß der böse Feind aus ihnen rede. Vergebens hatten schon Priester die Austreibung desselben durch Gebete und Weihwasser versucht. Da nahte sich dem wüthenden Weib die Zarewna Sophia, hob segnend ihre Hände empor und murmelte ein Gebet und allmälig legte sich der Sturm in der Seele dieser Tobsüchtigen. Sie wurde ruhig, kniete nieder und betete. „Der Teufel ist gebannt und ausgefahren," sprach die Menge. „Und die Zarewna ist eine Heilige," setzten Andere hinzu. Auch Kranke, Blinde und Lahme wurden von der Zarewna Sophia geheilt.

Solche Scenen wiederholten sich; Niemand ahnte, daß die Kosackin dabei durch Bestechung und Anstiftung der Weiber, um die Besessenen oder Kranken zu spielen, mitgewirkt hatte. Bald kam es dahin, daß, wenn sie aus der Kirche trat, so kniete alles Volk nieder; Hunderte von

Kranken und Gebrechlichen wurden herbeigeſchleppt und Einige wurden geheilt durch ihren Glauben an die Wunderkraft der heiligen Zarewna; und wenn Andere, die nicht im Geheimniß waren, nicht geheilt wurden, ſo erfuhr das Niemand oder man meinte, die hätten den rechten Glauben nicht gehabt.

Jetzt kam es der ſchlauen Fürſtin noch darauf an, ihren Bruder, den Czaren Iwan, der nur zu oft auf den Rath ſeiner verehrten Stiefmutter Natalie, oder auf ſeinen theuren Bruder Peter hörte, deſſen Klugheit ihm als Orakel galt, dauernd an ihre Intereſſen zu feſſeln, und dazu gab es kein beſſeres Mittel, als ihm eine kluge und ſchöne Gemahlin zu geben, die ganz ihrem Willen ergeben war. Sophia ſchaute unter den Töchtern des Landes umher und fand in Prokopia, der Tochter eines Bojaren, Namens Sultikow, das ihr geneigt ſcheinende Werkzeug. Prokopia war ein beſcheidenes junges Mädchen von ſeltener Schönheit. Dabei hatte ſie Geiſt und Charakter genug, auf einen faſt blödſinnigen Gemahl durch die Macht ihrer Reize einzuwirken. Sophia, die ſich ſchon öfter durch den aufſtrebenden Geiſt des jungen Peter in ihren Plänen genirt gefühlt hatte, zweifelte oft, daß es der jungen Frau gelingen werde, den Czaren Iwan völlig gegen ſeinen Bruder Peter einzunehmen, ehe ſich noch deſſen aufſtrebende Kraft völlig entwickelt hatte. Und unter ihrer Einwirkung kam im Jahre 1684 dieſe Vermählung zu Stande. Sophia

bot alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um sich der Freundschaft, Dankbarkeit und Ergebenheit der jungen Gemahlin ihres Bruders zu versichern. Sie rechnete für die Zukunft darauf, daß, wenn einst diese Ehe Thronerben bringen würde, die Volksgunst sich ganz von dem jungen Czaren Peter abwenden werde.

Dieser aber war jetzt 12 Jahre alt geworden. Sein Verstand und seine Willenskraft waren in wunderbarer Weise frühzeitig entwickelt. Sein Stiefbruder Iwan, so schwach und nachgiebig dieser auch in allen andern Dingen war, so fest bis zum Starrsinn blieb er in der Liebe zu seinem Halbbruder Peter. Vergebens versuchte seine schöne junge Gemahlin nach der Anleitung, die ihr dazu Sophia gegeben hatte, den Czaren Iwan gegen Peter einzunehmen, nach einer solchen Scene stammelte aber Iwan in seiner gebrochenen Sprachweise: „Auf meinem Bruder beruht die Erhaltung des Reichs und ich gebe Euch mein Wort, daß ich ihm meine Regierung abtreten werde, sobald er das Alter erreicht haben wird, um selbstständig regieren zu können."

Diese Aeußerung versetzte die Czarin Sophia in einen Todesschrecken. Sie sah ihre ganze Macht für die Zukunft vernichtet, wenn Peter am Leben blieb und faßte nun den entsetzlichen, verbrecherischen Entschluß, durch einen neuen Aufstand der Strelitzen seinen Tod herbeizuführen. Diese schöne, furchtbare Frau legte ihre Schlingen so fein, daß

sie hoffte, mit einem großen Schlage drei Zwecke zu erreichen: nämlich Peter zu vernichten, die Macht der Chowanskys zu brechen und die der Strelitzen zu vernichten.

Damit wollte sie Alle, die mit ihr um die Herrschaft des großen Czarenreichs rangen, vernichten, um als Allein- und Selbstherrscherin Rußlands allein groß und mächtig dazustehen.

7.

Anstiftung eines neuen Aufstands der Strelitzen.

Damals gab es in Moskau einen sogenannten Besessenen, der Straßenprediger war und viel Anhang unter dem Volke hatte, indem er von jedem Eckstein herab die unsinnigsten Reden hielt. Es war ein abgesetzter Priester, der behauptete, daß er vom Teufel besessen sei, daß dieser ihm alle Geheimnisse mittheile, und Rathschläge gebe, die zum Verderben der bösen Feinde des Volks und der Strelitzen benutzt werden sollten.

Von allen Seiten gab man ihm Branntwein, wovon er eine ungeheure Menge trinken konnte, dann aber löste sich seine Zunge noch mehr; die wahnsinnigsten Reden quollen von seinen schäumenden Lippen. Und dann sank er zur Erde, bekam Convulsionen und Krämpfe, verfluchte Gott und die Welt und krümmte sich wie ein Wurm am Boden.

Dann standen die alten bärtigen Russen in ihren langen Röcken mit den hohen Pelzmützen und die Bauern mit ihren mit Baststricken umgürteten Schafpelzen zu Hunderten im Kreise umher und sprachen mitleidig: „Der arme heilige Mann. Seht, wie ihn der Teufel quält! Hört, was er spricht! Es ist Propheten Geist, der aus ihm redet.“

Und wenn der Paroxysmus vorüber und der Rausch ausgetobt war, so schnellte er auf vom Boden wie eine Springfeder und begann seine Reden von Neuem, wo möglich noch toller als vorher.

In einem solchen Moment nahte sich ihm ein Weib, das unter dem Volke ebenfalls als eine Besessene galt. Es drückte ihm einige Goldstücke in die Hand und flüsterte ihm einige Worte zu. Dann verschwand es unter der Menge und Einer flüsterte dem Andern zu: „Das ist die Kosackin der Zarewna Sophia.“

Aber der Besessene hatte sie wohl verstanden. Mit halb zugekniffenen blinzenden Augen winkte er ihr Zustimmung zu.

Und nun gewann das unsinnige Durcheinander seiner Rede bestimmtere Form. Er begann die Strelitzen die Retter des Volkes zu nennen gegen die Bedrückungen, welche vom Throne ausgingen. Er schilderte, wie man planmäßig ihre Macht zu brechen suche, indem man seit zwei Jahren die besten Regimenter auf die entfernten

Grenzen des Reichs vertheile, und fremde Landmiliz einrücken lasse. Und fuhr dann in steigender Aufregung fort: „Wer trägt die Schuld davon? Niemand als der kleine Czar Peter, der geleitet wird von seiner ehrgeizigen Mutter; die Czarin Natalie hat schon angefangen, sich mit jungen Bojarensöhnen zu umgeben, um aus diesen eine Leibwache zu bilden. Gegen solche Einflüsse vermag unsere kluge Landesmutter, die Zarewna Sophia, nichts auszurichten. Diese Heilige, die von Gott mit wunderbarer Heilkraft ausgestattet ist, soll in ein Kloster gesteckt werden, und das Volk wird man seines einzigen Schutzgeistes berauben. Ihr Strelitzen unter dem Haufen, das dürft Ihr nicht leiden. Man will Eure Köpfe auf den Block legen. Geht und wehrt Euch Euerer Haut. Stoßt den unächten Czaren, den Bastard Peter vom Thron und der Czar Iwan werde frei, Sophia seine Mitregentin, und noch ein muthiger Aufstand, Ihr Strelitzen, und alles Volk wird frei und glücklich sein!“

Diese Rede hatte, wie einzelne Ausrufungen verriethen, Beifall gefunden. Die anwesenden Strelitzen riefen: „Lautet Sturm, wir holen Waffen und den Beistand unserer Kameraden, dann wollen wir nach dem Kreml, um den Czar Peter zur Verantwortung zu ziehen.“

Solche Reden wurden tobend und lärmend in allen Wachtstuben der Strelitzen, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen wiederholt. Die Nachricht von dem be-

ginnenden Aufstand drang in den Kreml. Dort herrschte große Bestürzung. Alle Schrecken der Erinnerung an die früheren Aufstände erwachten wieder, und der Hof beschloß, den Kreml zu verlassen und in das feste Terzkoykloster sich zurückzuziehen.

Vorher aber sagte Sophia zu dem ältern Chowansky: „Jetzt, mein Vater, könnt Ihr beweisen, daß Ihr der wahre Freund der beiden Czaren und der meinige seid. Ihr habt die Macht, den Aufstand zu stillen; denn Ihr seid der oberste Befehlshaber der Strelitzen."

„Ja, das Recht zu befehlen habe ich wohl," entgegnete der alte Strelitzenhäuptling, „ob sie mir aber gehorchen werden, diese wilde Genossenschaft, das ist eine andere Frage. — Ich werde schlau den Schein annehmen, als wollte ich mich an die Spitze ihres Aufstandes stellen und dann, ohne daß sie es merken, die Rebellion unschädlich machen."

„Thut das, mein Väterchen, und man wird Euch segnen als den Retter des Thrones."

8.

Untergang der Chowansky's. Der zweite Aufstand der Strelitzen.

Chowansky ging in die Falle; er bestieg sein schwarzes, langmähniges Tartarenroß und ritt den mit Geschrei,

unter dem Lauten der Sturmglocken heranziehenden wilden Schaaren der bärtigen Strelitzen entgegen.

„Meine Brüder!“ redete er sie an: „Ihr wollt nach dem Kreml ziehen und Eure Rechte fordern. Als Euer Befehlshaber bin ich verpflichtet, für Euch das Wort zu führen. Mein Sohn wird Euch führen. Aber ich sage Euch, die Czarenfamilie hat den Kreml verlassen und sich in das befestigte Terzkoykloster zurückgezogen. — Ziehen wir dort hin.“

Die Thore des Klosters waren von Innen verschlossen. Das Rebellenheer lagerte sich davor, und forderte mit Toben den Einlaß. Da öffnete sich über dem Thore die Pforte, die zu einem vorspringenden Altane führte. Ein Herold trat heraus und rief mit lauter Stimme: „Die beiden Czaren und die Zarewna Sophia lassen den beiden Bojaren Chowansky, Vater und Sohn befehlen, allein durch die Ausfallpforte einzutreten und die Beschwerden der edlen Strelitzen vorzutragen. Es soll jedem billigen Verlangen derselben ein Genüge geschehen.“

Da riefen einzelne Stimmen der Rädelsführer im Haufen: „Die Leibwache des Czaren Peter soll aufgelöset werden. Die nach Astrachan verlegten Strelitzenregimenter sollen zurückgerufen werden. — Der Czar Peter werde uns ausgeliefert und zur Verantwortung gezogen, wegen Verletzung der Privilegien der Strelitzen!“

„Euren Wünschen soll genügt werden," rief der alte Chowansky, — und er und sein Sohn durchschritten gebückt die niedrige Pforte und den engen gewölbten Gang, der von dieser Seite her in den innern Schloßhof führt.

Aber sie kehrten nicht wieder zurück zu den Rebellen. — Endlich nach einiger Zeit erschienen zwei Knechte mit aufgestreiften Hemdärmeln und blutigen Armen auf dem Balkon über dem spitzgewölbten Thor, und jeder von ihnen pflanzte einen Spieß auf, von dessen Spitze herab ein blutiger Menschenkopf gräßlich auf die jetzt von Entsetzen versteinerte Menschenmenge herabstarrte.

Und der Herold rief mit lauter klarer Stimme, die weit hin durch die furchtbare Stille vernommen werden konnte: „Auf Befehl des Czaren Peter sei jeder männiglich kund und zu wissen, daß die beiden Bojaren Chowansky, nach Urtel und Recht den Tod der Hochverräther durch das Beil des Henkers erlitten haben. Ihre Köpfe werden hier männiglich zur Warnung ausgestellt, denn so wird es Jedem von Euch ergehen, der nicht augenblicklich in die Kaserne zurückkehren wird."

Wie ein aus der Ferne heranbrausender Waldstrom, so entstand erst ein leises Murmeln, das aber immer weiter fortrollte, immer lauter, wilder und brausender wurde und dann in ein entsetzliches Wuthgeschrei von mehr als tausend Stimmen überging.

Dazwischen wurden einzelne schrillende Töne hörbar.

„Das ist Mord!“ schrieen mehrere Stimmen, und „Mord, Mord!“ brüllte die Menge nach. „Der Czar Peter soll wieder fallen. Er ist der Mörder, wir sind die Rächer.“ Und von dem Wetzen der Säbel und Dolche an den Steinen der Mauern des Klosters sprühten die Funken. Viele holten Balken herbei und stürmten mit mächtigen Stößen gegen das Hauptthor; aber es war so mit eisernen Stangen, Nieten, Schlössern und Riegeln befestigt, daß alle Mühe vergebens zu sein schien. Da wendete sich eine andere Rotte gegen das Hauptthor der alten Kirche. Dieses war von bereits morsch gewordenem Holze zusammengezimmert und wich den Stößen der gewaltigen Hebebäume. Krachend brach das Thor zusammen und die Menge drang hinein.

Auf den obersten Stufen des Hochaltars, von den Metropoliten und den Priestern in ihren reichen, mit Perlen und Edelsteinen gestickten Meßgewändern von Brokat und Goldstoff umgeben, befand sich eine rührende Gruppe.

Es war die Czarin Natalie, die knieend ihren Stiefsohn, den Czaren Iwan und ihren damals zwölfjährigen Sohn, den jungen, kräftigen Peter, umarmte und zu dem Gnadenbilde der heiligsten Gottes-Mutter Maria laut und mit Thränen um Rettung ihrer Söhne betete. Ein weiter Schleier umhüllte die Gruppe, die vom Halbkreise der Priester umstanden, von dem Marienbilde mit dem goldnen Strahlendiadem überragt, selbst durch die Heiligkeit des

Ortes die wilden Mörder nicht aufhalten konnte. Schon rannte einer der Wüthenden, ein weißbärtiger alter Strelitze, mit gezücktem Messer auf Peter zu und rief: „Er soll sterben, der uns unsere Chowansky's hat hinrichten lassen.“ „Sterben!“ brüllte die Menge nach. Schon schien Rettung nicht mehr möglich; das große Messer war geschwungen, der Arm gehoben, ein Stoß und es war um das Leben des jungen Czaren geschehen, Rußlands ganze Zukunft würde im nächsten Augenblick als blutende Leiche am Boden gelegen haben; da, im entscheidenden Augenblick sprang ein anderer graubärtiger Strelitze vor und, indem er den Arm des Mörders zurückhielt, rief er: „Halt, Bruder, nicht hier am Altar! Er wird uns nicht entgehen.“

Und Peter war gerettet. So hängt oft das Leben großer Männer und dazu die ganze Zukunft und die Geschicke großer Reiche an dem Haar eines scheinbar kleinen Zufalls; aber dieses Haar ist der mächtige, unsichtbare Lenker der Geschicke der Menschen und Reiche.

In demselben Augenblick rollte durch die Menge das Gerücht, es nahe die Reiterei des Czaren. Nun entstand ein Tumult, aber in umgekehrter Richtung. Alles drängte nach dem Ausgange aus der Kirche. Auf dem Kirchhofe rottete sich Alles zusammen. „Wir sind verrathen, Brüder!“ rief Einer dem Andern zu, „die Kosacken haben uns bereits umzingelt, rette sich wer kann.“

Aber wo auch irgend Einer den Ausgang suchte, überall starrten ihm die Piken dieser wilden Reiter vom Don und Ural entgegen; da ergriff die Meuterer eine ebenso große Muthlosigkeit, als früher ihr Uebermuth gewesen war.

Diese Furcht steigerte sich noch durch die übertriebensten Gerüchte von dem Heranziehen der der Krone treuen Regimenter. Den auf dem Kirchhofe versammelten Rebellen gelang es zu entfliehen. Als der größere Haufen auf dem großen Platze vor dem Thore es vernahm, was geschehen war, und sie sich umringt sahen von der Czarischen Reiterei, warf sich die Menge zu Boden und flehte um Gnade. Namens der Czaren wurde diese zugesagt, wenn sie die Anstifter der Empörung ausliefern würden. Mit Unterwürfigkeit wurde dieses versprochen.

Am Czarenhofe hatte man sicher nicht erwartet, was jetzt erfolgte. Eine Schaar von 3700 Strelitzen, die sich selbst entwaffnet hatte, näherte sich auf dem innern Hofe des Klosters, wo das Blut der Chowansky geflossen war, dem erhöhten Sitze, wo die beiden jungen Czaren Iwan und Peter, umgeben von den Czarinnen Natalie und Sophia, von den Bojaren und der Leibwache, auf ihrem gemeinschaftlichen Thronsessel saßen. Aber wie erschien jetzt die sonst so trotzige Soldateska, der nichts heilig war, weder Gott, noch Altar, noch Thron, wie anders als früher!

Je zwei und zwei trugen einen Block und der Dritte ein Beil. Viele derselben hatten zudem Stricke um ihren Hals geschlungen. Ein Haufen von klagenden Weibern und weinenden Kindern der Strelitzen umgab die Büßerprocession und folgte dem langen Zuge.

In der That hatten die Strelitzen durch das Loos den 10. Mann von allen Regimentern als die Schuldigen ausgehoben und diesen noch die ermittelten Aufwiegler hinzugefügt.

Noch mehr, zum Beweise, wie ernstlich ihre Reue gemeint war, hatten sie in der nahen Kirche des Klosters, in derselben Kirche, wo so eben der Altar durch Czarenmord hatte geschändet werden sollen, das heilige Abendmahl genossen und hatten mit Wehklagen von ihren Weibern und Kindern für dieses Leben Abschied genommen.

Als sie nun so als reumüthige arme Sünder vor dem Czarenthron erschienen waren, stellten sie sich in der Ordnung, worin sie gekommen waren, auf, und legten ihre Hälse auf die Blöcke.

„Wir Alle sind schuldig," riefen sie in ihrer so kleinmüthig gewordenen Angst und Demuth, „der Czar richte uns nach seinem Gefallen."

Diese Unterwürfigkeit übertraf jede Erwartung. Was war nun zu machen. Alle hinrichten lassen, die sich für gleich schuldig erklärt hatten, hätte geheißen, ein furchtbares Blutbad anrichten. Alle begnadigen, würde diese meuterischen Schaaren zu neuen Aufständen ermuthigt haben.

Drei Stunden dauerte die Berathung darüber am Czarenhofe, während die Meuterer in der Stellung von Verbrechern blieben, die in jedem Augenblicke erwarten mußten, hingerichtet zu werden. Das waren qualvolle Stunden der Ungewißheit. Endlich, nachdem die Czaren und ihr Hof sich in die innern Gemächer zurückgezogen hatten, wurde der Beschluß bekannt gemacht: nur die Hauptaufwiegler sollten den Tod durch das Beil erleiden, die Andern begnadigt werden in der Hoffnung ihrer Reue und Besserung.

Nun erfolgte die Auswahl. Dreißig Strelitzen sollte die Strafe der Enthauptung treffen, die Andern entlassen werden.

Bei dieser Scene der blutigen Hinrichtung ereignete sich ein merkwürdiger Zug, der nicht ohne Einfluß blieb auf den Charakter des jungen Czaren Peter.

Unter den Verurtheilten befanden sich drei Brüder, noch sämmtlich junge Männer in der Blüthe der Jahre, die den Tod erleiden sollten. Da warf sich ihre bejahrte Mutter dem jungen Czar Peter zu Füßen, umfaßte dessen Knie und flehte um die Begnadigung ihrer Söhne.

Der junge Czar wurde gerührt. Gern hätte er alle Drei begnadigt; aber das hätte eine Schwäche verrathen, welche die Sicherheit des Throns auf das Spiel gesetzt haben würde. Aber Einen der alten Mutter zurückgeben, das gebot allenfalls die Menschlichkeit. Peter erklärte,

daß er einen derselben begnadigen wolle und überließ der alten Frau die Wahl. Das war aber ein entsetzlicher Kampf im Mutterherzen, das alle drei Söhne mit gleicher Liebe umschloß. Endlich entschied sie sich für den Jüngsten. Schon führte sie ihn davon, als er mit dem Fuß an die Schwelle der Pforte stieß und so gefährlich niederfiel, daß er an einer Gehirnerschütterung augenblicklich starb.

Durch diesen wundersamen Vorfall war der junge Czar Peter ebenso überrascht als erschüttert. „Ich sehe ein," sagte er zu den Umstehenden, „daß ich mich mit dieser Begnadigung übereilt habe. Die Gerichte Gottes haben es nicht zugelassen, daß er am Leben blieb. Das soll mir für alle Zukunft eine Warnung sein, immer nur die strengste Gerechtigkeit zu üben, denn diese hat mir Gott anvertraut."

Alle Verurtheilte erlitten nun ohne Ausnahme den Tod durch's Henkerbeil.

Man sieht aus diesem schönen Zuge im Jugendleben Peter's, wie eigentlich sein edles Herz weichen Regungen nicht unzugänglich war, wie aber sein starker Charakter sich zu der Härte und Strenge stählte, die man ihm als Grausamkeit vorgeworfen hat, weil er diese Strenge und feste Gerechtigkeit für die Befestigung der Herrschaft über ein rohes, uncivilisirtes Volk als eine unabweisliche Nothwendigkeit seiner höhern Regentenpflicht erkannt hatte.

9.

Parteien und Intriguen am Hofe.

Am Czarenhofe herrschte große Freude. Der allen Parteien gefährliche Feind war nun gedemüthigt. Nun aber wollte jede Partei zur Herrschaft gelangen; die beiden Czaren mußten nun die Namen hergeben zu dem Intriguenspiel, das jetzt begann. An der Spitze der einen Partei, die sich das Ansehen gab, für die Rechte des Czaren Peter in die Schranken zu treten, stand dessen Mutter Natalie; für die andere, Namens des Czaren Iwan, war seine Schwester Sophia das leitende Element.

Sophiens gefährliche Intriguen haben wir bereits kennen gelernt; wie wenig sie auf den Czaren Iwan einzuwirken wußte, um ihn gegen seinen Halbbruder Peter aufzubringen, wissen wir. Aber auch Natalie war nicht unthätig. Der bedeutendste Rathgeber Sophiens war Gholyzin. Dieser kluge und schlaue Mann mußte um jeden Preis entfernt werden. Der damals gegen die Türken ausbrechende Krieg gab die Veranlassung dazu. Man sagte laut, Niemand im ganzen Reiche sei der Ehre würdiger, das russische Heer gegen diese Erbfeinde des großen Czarenreichs zu führen, als Gholyzin. Dieser und Sophia selbst wurden dadurch geschmeichelt und so wider-

strebten sie nicht mehr der Ernennung desselben zum Oberfeldherrn.

Nataliens Absicht, diesen gefährlichen Mann vom Hofe zu entfernen, war damit erreicht, aber es mußte auch sein Einfluß aus der Ferne und nach seiner Rückkehr vernichtet werden; aber um dieses zu erreichen, blieb kein anderes Mittel, als das Wohl des Staats den Intriguen einer Hofpartei zu opfern und selbst Natalie scheute nicht davor zurück. Nahm der Feldzug in der Krim, unter Gholyzins Führung, einen für das russische Heer unglücklichen Ausgang, so war damit der Mann gestürzt, der früher am Hofe der Czaren Alles galt. Das Heer war geopfert, aber der Sieg der Intriguen gewonnen. So calculirte Nataliens Partei; aber sie hatte sich doch verrechnet. Sie bewirkte durch Bestechung den Verrath eines Kasackenhetman, und so blieb der Feldzug ohne Erfolg.

Aber wie das russische Weise ist: Niederlagen wurden durch amtliche Berichte in Siege verwandelt. Gholyzin, der als unfähiger Feldherr zurückberufen war, durfte in Moskau den Einzug eines Triumphators halten. Das Heer, das von den Türken geschlagen war, wurde in Czarischen Ukasen mit Lobsprüchen überhäuft und beschenkt, als hätte es große Heldenthaten ausgeführt, später aber aufgelöst. So viel hatte Sophiens Einfluß durchgesetzt und sich nicht verrechnet. Ihr Günstling und Rathgeber erhielt neue hohe Ehrenstellen und Auszeichnungen und

stand in seinem Ansehen und Einfluß am Czarenhofe höher und fester als jemals früher.

Indeß glaubte Sophia noch einen Schritt weiter gehen zu können. In Ukasen und Staatsschriften wurde dem Namen der beiden Czaren der ihrige beigesetzt, und Münzen wurden geprägt, die auf der einen Seite die Doppelbildnisse der jungen Czaren und auf der andern das ihrige enthielten. Auf diesen Münzen erschien ihr Bild mit Krone und Scepter geschmückt, mit der Inschrift: „Sophia, Beherrscherin von Groß- und Klein-Rußland."

10.

Peter erwacht zur Selbstständigkeit. Sein Lehrer Timmermann. Sein Freund Lefort. Die Potescheni.

Das war mehr der Anmaßung, als der jetzt 16 Jahre alt gewordene junge Czar Peter, in dessen Seele sich schon frühzeitig ein kluger und willenskräftiger Charakter entwickelt hatte, länger ertragen konnte.

Besonders zeichnete sich der junge Peter aus durch eine lebhafte Begierde, sich zu unterrichten. Seitdem er als Knabe gekrönt worden war, wußte es Sophia zu hintertreiben, daß ihm noch ferner Lehrer gehalten wurden. „Es ist unschicklich," sagte sie, „ein gekröntes Haupt

noch als Schulbuben behandeln zu wollen. Es genügt vollkommen, daß er lesen und schreiben kann."

Die Zarewna Sophia hatte dabei ihre Hinterhaltsgedanken. Sie wußte recht gut, daß ein unwissender Regent sich leichter leiten lasse, als ein kenntnißreicher, und die Czarin Natalie war nicht aufgeklärt genug, um den Werth der Wissenschaften anzuerkennen; sie meinte, dazu hat der Czar seine Räthe und Generäle, daß diese sich in Militair- und Regierungssachen für ihn die Köpfe zerbrechen. Aber der junge Czar Peter fühlte die Lücken in seinem Wissen. Er wendete sich an einen geschickten Artillerieofficier, Namens Timmermann, und gebot, daß dieser ihn in der Mathematik unterrichten sollte.

Aufgewachsen unter den Intriguen seines Hofes und unter den Wirren und Schreckniſſen von Strelitzen-Aufständen, hatte er schon seit Jahren seine jetzt beginnende Selbstständigkeit vorbereitet. Auch er hatte das Glück gehabt, dafür einen klugen und treuen Rathgeber zu finden. Das war der berühmte Lefort, auf dessen frühern Lebenslauf wir einen Blick zurückwerfen müssen, um zu erkennen, wie seine Stellung jetzt eine so bedeutende geworden sein konnte, daß der junge Czar Peter daran seine beste und kräftigste Stütze fand.

Wir werden sehen, wie es dieser Lefort war, der gleichsam vom Geschick bestimmt gewesen zu sein schien, dem Charakter Peter's früh schon die große Richtung zu

geben, welche später für Rußlands Größe und Entwickelung so entscheidend wurde.

Lefort war ein Genie von großen Geistesgaben, vielseitigen Kenntnissen und besaß die Gabe eines höchst angenehmen Vortrags. Geburt und Erziehung schienen ihn nicht zu einer so großen Lebensaufgabe berufen zu haben, als er später erfüllte.

Francois Jaques Lefort war der Sohn eines Kaufmanns zu Genf. Sein Vater hatte ihn zur Handlung bestimmt und ihm eine für diese Bestimmung geeignete Bildung und Erziehung geben lassen. Aber der Geist des jungen Lefort gewann bald einen höhern Aufschwung. Der reichen Entwickelung desselben war bald die Bestimmung, Tage lang im Comptoir zu sitzen, zuwider. Mit seiner Genialität verband sich ein Hang zur Ungebundenheit. Er machte sogenannte Geniestreiche, wie eine noble Zügellosigkeit damals genannt wurde, gerieth auf Abwege und machte Schulden. Er ging nach Marseille und erst 14 Jahre alt betrat er als Cadet die Laufbahn des französischen Kriegsdienstes.

Bald genügte ihm das einfache Leben in einer französischen Militairschule nicht mehr. Mit dem Hange eines Abenteurers suchte er das Glück, wo es sich ihm darzubieten schien. Er entfloh heimlich aus Marseille und begab sich in holländische Kriegsdienste, worin er sich bedeutend auszeichnete, später, 1675 in russische.

Dazu hatte ihn ein deutscher Oberst, Wenstin, veranlaßt, der selbst einen Ruf nach Rußland empfangen hatte. Zunächst ging Lefort nach dem äußersten Norden des Reichs, nach Archangel.

Als er aber dort ankam, war der Czar Alexei verstorben. Die herbeigerufenen Fremden blieben ohne Unterstützung. Lefort, rasch entschlossen wie er war, voll Geist und Thatkraft, ging nach Moskau.

Dort gewann ihm seine Gewandtheit und sein einnehmendes Wesen, bei einer seltenen Wohlgestalt, bald Gönner und Lebensunterhalt. Er wurde Secretair des dänischen Gesandten Horn, machte Bekanntschaften in angesehenen russischen Familien, und erlernte mit Leichtigkeit die russische Sprache.

Mit solchen Eigenschaften gelang es ihm, die Zuneigung der einzigen Tochter einer reichen Wittwe zu gewinnen.

Wer damals, wie jetzt in Rußland, mit einem gewissen äußern Glanz auftreten konnte, und daran ließ es Lefort, schon aus Neigung, Geschmack und Hang zum Luxus, nicht fehlen, konnte dort leicht sein Glück machen. So wurde es ihm denn auch nicht schwer, von dem jungen Czar Peter bemerkt und in dessen Kreis gezogen zu werden.

Lefort hatte in den gebildetsten Theilen Europas gelebt; er hatte sich mehr durch seinen guten Kopf als durch

Fleiß manche nützliche Kenntniſſe zu eigen gemacht, der deutſchen und holländiſchen Sprache, die der Czar Peter zu erlernen wünſchte, war er mächtig und er verſtand ſolche Eigenſchaften geltend zu machen.

So gewann er denn leicht die Gunſt des jungen Czaren Peter. Er trat in ruſſiſchen Kriegsdienſt und ſtieg ſchnell von Stufe zu Stufe. Bald wurde er dem Czaren-Jüngling, der in dieſem geiſtvollen Fremden ſeinen Lehrer und ſeine Stütze erkannte, unentbehrlich. Sein Rath war es geweſen, der Peter veranlaßt hatte, das anſcheinend ſo harmloſe, doch in ſeinen Folgen ſo wichtige Kriegsſpiel mit der Preobraſchenskiſchen Leibgarde zu beginnen. Peter ernannte ihn zum Hauptmann derſelben. Und noch erkannten Sophia und ihre Partei nicht die bedeutende Tragweite dieſer Maßregel.

Lefort war klug genug, ſeine Stellung zu den Parteien an dieſem Hofe gleich richtig aufzufaſſen. Damit man ſeinen Einfluß auf den jungen Czaren nicht beargwohnte und zu hintertreiben ſuchte, gab er ſich das Anſehen eines ſorgloſen, leichtſinnigen Libertins, der ſich um Politik nicht bekümmerte und nur darauf dachte, ſich und den jungen Czaren zu amüſiren. Tage und Nächte ſchwärmten Beide herum; die Ausbildung der Poteſchni wurde dem Anſchein nach wie ein kindiſches Soldatenſpiel betrieben. Es war in der That anfangs auch nichts weiter, als daß er mit den jungen Bojarenſöhnen, die

den Czar als Gesellschafter und Gespielen (Poteschni) umgaben, allerhand wilde und lustige Spiele trieb, wohin denn auch das Soldatenspiel gehörte, das Niemandem Argwohn einflößen konnte. Aber Peter war von Jugend auf praktisch in Allem, was er anfing. Nach Lefort's Rath organisirte er bald seine Gespielen, etwa 50 an der Zahl, zu einer Compagnie. Man nannte sie die Spielgefährten des Czaren, Poteschni-Leute, die zum Vergnügen dienen.

Anfangs waren es nur fünfzig junge Männer, die keinen andern Zweck zu haben schienen, als in glänzenden Uniformen auf prächtig angeschirrten Pferden umher zu galoppiren und den jungen Czaren auf die Jagd und zu andern Belustigungen zu begleiten. Die Uebungen in den Waffen schienen mehr Spiel als Ernst zu sein. Aber einen gewissen militairischen Geist wußte doch Lefort unbemerkt unter ihnen zu erwecken und das gelang besonders durch das Princip der völligen Gleichheit, welches unter ihnen eingeführt wurde. Selbst Peter unterwarf sich diesem Gesetz. Er übernahm den Dienst eines Gemeinen und stand Schildwache vor dem Zimmer seiner Mutter und seiner Gemahlin. Die militairischen Grade wurden nur nach Verdienst, ohne allen Vorzug der Geburt, ertheilt. Das gab den jungen Leuten Selbstgefühl und Vertrauen. Die edelste Jugend, Söhne der vornehmsten Geschlechter, strebten nach der Ehre und Auszeichnung, ein Poteschni zu werden.

Die erste Compagnie dieser neuen Garde wurde gebildet in dem angenehm belegenen Dorfe Preobraschenskoe, welches damit gleichsam die Wiege seiner Größe wurde.

Allein das Zuströmen des jungen Adels zu diesem Dienst war so bedeutend, daß bald das Dörfchen keinen Raum mehr hatte, Alle aufzunehmen, die sich zum Dienst bei dem Czar meldeten. Es mußte noch eine zweite Compagnie errichtet werden und das geschah in dem nahe belegenen Dorfe Semenowsky. Beide Dörfer gaben jenen Compagnien ihre Namen.

So wuchs die Schaar der Poteschni unbeachtet zu einem bedeutenden Anhang des jungen Czaren heran. Nicht nur daß ihre Tüchtigkeit in den Waffen, ihre Disciplin und ihr Muth ihm die sicherste Schutzwehr gab gegen die Aufstände der Strelitzen; er gewann auch damit den mächtigen Anhang des ganzen hohen Adels und damit die einflußreichsten Familien am Hofe und im ganzen Reiche. Als die Czarin Sophia endlich das Gefährliche dieser vermeintlichen Spielerei erkannte, war es zu spät geworden, derselben entgegen zu treten.

11.

Mißhelligkeiten zwischen Peter und Sophia.

Weit bedenklicher erschien ihr eine andere Aeußerung von Ernst und Willenskraft des jungen Czaren.

Schon Peter's Vater, der Czar Alexei, hatte in dem Dorfe Preobraschenskoe ein Schauspielhaus (Poteschni Dworetz) erbauen lassen. Dort mußte eine Bande deutscher Schauspieler und Musiker Komödien und Tragödien, Musiken und Tänze im Geschmacke jener Zeit aufführen. Solche Gaukeleien und die rohen Späße im Geschmacke jener Zeit stimmten nicht zu dem Ernst, womit sich der damals fünfzehnjährige junge Czar zu seinem großen Berufe vorbereitete. Die Bande mußte weichen und das Schauspielhaus wurde zur Kaserne für die Poteschni eingerichtet.

Noch unangenehmer waren ihm diese Possen später am Hofe der Gemahlin seines Bruders Iwan. Diese duldete nicht nur in ihren nächsten Umgebungen Hofnarren und Gauner aller Art, sondern auch Besessene, welche die Gaben der Weissagung zu haben behaupteten, wurden dort als Heilige verehrt. Mit Unwillen sah Peter diesen Unfug. Er nannte den Hof seiner Schwägerin ein Hospital von Gaunern, Heuchlern und Tagedieben und setzte diese schlimme Rotte so in Furcht, daß Niemand von ihnen es wagte, in seiner Gegenwart nur einen Scherz zu machen. Eingeschüchtert durch seine Drohungen, denen nicht selten Knutenstreiche folgten, verlief sich die Bande und immer entschiedener und fester trat der Ernst seines Willens und Charakters in den Vordergrund.

Der erste Ausbruch desselben erfolgte im Jahre 1688,

als Peter in einer Geheimrathssitzung der Zarewna Sophia eine Haltung und Entschiedenheit des Widerspruchs entgegensetzte, die sie mit Schrecken erkennen ließ, daß sie auf seine Lenksamkeit und Nachgiebigkeit nicht mehr zu rechnen habe.

Eine neue Stütze gewann Peter täglich mehr in der Liebe des Volks, als er sich nach dem Wunsch seiner Mutter mit einer der schönsten und edelsten Töchter des Landes, der Tochter des Bojaren Lapuschin, Eudoria Feodorowna (im Jahre 1689) vermählt hatte. Unter sechzig der schönsten Bojarentöchter, die ihm nach alter Sitte vorgeführt wurden, wählte er diese aus. Wer hätte nicht glauben sollen, daß dieses eine für sein ganzes Leben geschlossene glückliche Verbindung gegenseitiger Neigung gewesen sei; aber dem war nicht so. Seinem ungeregelten Lebenswandel war damit indeß ein Damm entgegengesetzt, der wohl geeignet war, ihn immer mehr zu dem Ernst seiner Bestimmung hinzuführen und ihn auf dem Throne immer mehr zu befestigen.

Sophia befahl, daß Peter nicht wieder zu den Geheimrathssitzungen eingeladen werden sollte, worin sie allein den Vorsitz führen wollte. Aber Peter kam unaufgefordert und als sie entrüstet eintrat, fand sie den Präsidentenstuhl durch ihren Stiefbruder bereits besetzt und Peter wußte sich so geltend zu machen, daß sie das Herannahen des Endes ihrer Regentschaft wohl ahnen mußte.

Wir wissen, daß Sophiens Liebling Gholyzin von ihr und Natalie mit Auszeichnung empfangen war, als er nach dem unglücklichen Feldzuge in der Krim an den Hof zurückgekehrt war. Aber der junge Czar kannte durch seine Freunde, Lefort und Gordon, die den Feldzug, nicht ohne gegen Gholyzin zu intriguiren, mitgemacht hatten, dessen gänzliche Unfähigkeit und erklärte bestimmt, ihn nicht vor sich lassen zu wollen. Diese Kränkung empfand Sophia eben so tief als der Feldherr selbst, und das schlimme Zeichen für Beide war der erste Zug von Energie und Selbstständigkeit des jungen Czaren, welcher bald weiter führen sollte.

Der Zwist zwischen Beiden glühte schon unter der Asche. Die geringste Veranlassung mußte ihn zum Ausbruch bringen. Eine solche Veranlassung aber mußte sich bald finden.

Es war im Jahre 1689 am 8. Juni alten Styls, als in Moskau im Terzkoykloster eine kirchliche Procession gehalten werden sollte, dem alljährlich die Czaren herkömmlich beiwohnten. Auch Sophia, die Zarewna, schickte sich an, den Umzug als Regentin mitzumachen. Im reichen Sammtkleide, mit Zobel besetzt und mit Perlen gestickt und der kleinen Diamantenkrone im glänzend schwarzen Haar, stand sie vor ihrem Toilettenspiegel in der Mitte ihrer Hofdamen und leibeignen Kammerfrauen, die noch die letzte Hand an ihren Schmuck legten, als ihr

gemeldet wurde, der Czar Peter sei von seinem Hofgute Kolomenskoy hereingekommen, um an der Procession Theil zu nehmen, aber er lasse ihr sagen, daß sie nur als Großfürstin, nicht als Czarin-Regentin, daran Theil nehmen dürfe; dem Officier von der Wache ließ er befehlen, die Zarewna Sophia, mit der Krone geschmückt, bei der Procession nicht zuzulassen.

„Das wollen wir doch sehen," rief Sophia, „ob man es wagen wird, Hand anzulegen an meine geheiligte Person, auf Befehl dieses gekrönten Knaben, der noch unter meiner Vormundschaft steht." Und rasch ließ sie ihre Toilette beendigen und begab sich nach der Kirche, um sich dem Umzuge mit dem heiligen Marienbilde anzuschließen. Niemand wagte ihr entgegen zu treten. Der Metropolitan und die Hunderte von Priestern mit den reichen Meßgewändern der griechischen Kirche empfingen sie mit der frühern Ehrerbietung. Sie nahm ihren Sitz, der ähnlich dem Throne, neben dem doppelten Sessel der Czaren unter einem reichen Baldachin stand, neben dem Hochaltar ein. Alles war bereit. Vergebens wurde fast eine halbe Stunde auf den Czaren Peter gewartet. Endlich erschien Iwan mit seiner schönen Gemahlin und befahl, daß der Umzug mit dem Gnadenbilde beginne. „Mein Bruder Peter," sagte er mit sichtlicher Betrübniß, „hat sich bewogen gesehen, um nicht die Heiligkeit des Gottesdienstes durch Vollziehung eines gegebenen Befehls zu

ſtören, ſich mit ſeiner jungen Gemahlin nach Kolomenskoy zurück zu begeben. Von da wird er ſich mit ſeinem ganzen Gefolge nach Preobraſchenskoe in die Mitte ſeiner getreuen Poteſchni begeben."

Dieſe Maßregel war übrigens ſo überflüſſig nicht. Sophia war tief im Innerſten der Seele erbittert. Und wenn ein ſo boshaftes, ſtolzes und herrſchſüchtiges Weſen, wie dieſe bisher ungeſtörte Beherrſcherin von Rußland, einmal erbittert iſt, ſo brütet es in tiefer Stille auf Rache und Hochverrath.

Und dieſe ihre gefährliche Stimmung wurde noch geſteigert durch das Murren des Volks, das für ſie kein Hurrah mehr hatte, wenn ſie durch die Menge vorüberzog; doch in einzelnen halblauten Ausrufungen vernahm man es, daß ihrer Gegenwart die Abweſenheit des verehrten jungen Czaren beigemeſſen wurde. Jetzt freilich war die Volksſtimmung ſo, daß ſich ein Aufſtand mehr gegen ſie ſelbſt als gegen Peter gerichtet haben würde.

Aber ſchon an demſelben Abend hielt ſie geheime Berathung mit ihren Vertrauten, und dieſe riethen ihr, einen neuen Aufſtand der Strelitzen zu verſuchen und ſchon gingen dieſen einzelne Zuflüſterungen zu, doch die Niederlage ihres Corps nach dem letzten Aufſtande zu rächen; denn jetzt ſei der rechte Zeitpunkt dazu gekommen, die Kirche wie das Volk wären beleidigt dadurch,

daß der Czar der Procession zu Ehren der heiligsten Maria sich entzogen habe.

Der Chef der Strelitzen, Namens Schtscheglowitoy, ein Günstling Sophiens, der von ihr aus dem Staube zu diesem hohen Range erhoben war, ließ sich leicht gewinnen für den Anschlag, doch die Strelitzen waren schon schwieriger geworden. Einmal gedemüthigt, hatten sie erkannt, daß der junge Peter ein energischer Charakter sei, und hielten es für angemessener, sich der aufgehenden Sonne zuzuwenden als der untergehenden, und es gingen einige der Strelitzen, denen hochverrätherische Anträge gemacht waren, nach Preobraschenskoe, und zeigten dem Czaren an, daß man, von Seiten der Partei der Zarewna Sophia, versucht habe, sie aufzuwiegeln, um Peter, seine Gemahlin und Mutter zu ermorden. „Aber," fügten sie hinzu, „wir haben den Verführern kein Gehör gegeben, und sind bereit, die Wahrheit des Gesagten zu beschwören, indem wir unsere Häupter auf den Block legen, die uns abgeschlagen werden sollen, wenn wir lügen.

Die Sache hatte allerdings einen drohenden Anschein. Einigen reuigen Strelitzen war nicht zu trauen. Man hielt es daher für sicherer, daß sich die Czaren und Natalie mit dem ganzen Hof abermals in das befestigte Terzkoykloster zurückzogen.

Dort fanden sich bald fast alle die zahlreichen Fremden ein, die in russischen Diensten standen. Lefort war an

der Spitze derselben, und die Preobraschenskoi schworen mit Leib und Leben ihren geliebten jungen Kameraden und Czaren Peter zu vertheidigen.

Noch ein günstiger Umstand trat hinzu, der ganz geeignet war, Peter's Entschlossenheit noch zu erhöhen.

Es war der General Gordon, der bisher zu den Anhängern Sophiens gehört hatte, von ihr abgefallen. Er schickte an Peter seinen Adjutanten und ließ demselben sagen, daß ihm Sophia verboten habe, auf irgend einen Befehl Moskau zu verlassen, aber wenn Peter ihn zu sich fordern werde, so sei er bereit, bei ihm im Terzkoykloster zu erscheinen.

Nun erst fühlte Peter sich gesichert in seiner Macht. Er erließ an die Armee einen Aufruf, in dem es hieß: eine neue Verschwörung ist gegen mich im Werke; die Verschwornen wollen mich und die Meinigen ermorden. Schutz erwarte ich vom Herrn und Alle, die es gut mit mir meinen, mögen unverzüglich beritten und bewaffnet zu mir eilen.

Diesen Aufruf sendete Peter an den General Gordon durch seinen Adjutanten, den Obersten Ridder. Dieser war vom Inhalt schon durch den Ueberbringer in Kenntniß gesetzt worden. Er las das Schreiben den russischen und fremden Officieren vor, die er für diesen Zweck um sich versammelt hatte. Von allen Anwesenden wurde Peter's Aufruf günstig aufgenommen. Einstimmig wurde beschlossen,

dieſe Aufforderung des Czaren dem Oberbefehlshaber der Armee, Gholyzin, bekanntlich dem Vertrauten und Rathgeber Sophiens, zu übergeben, damit es nicht den Anſchein der Inſubordination gewinne; aber ſie wollten feſt und entſchloſſen bleiben, den Befehlen des Czaren Peter zu gehorchen. Der General Gordon übernahm perſönlich dieſen allerdings gefährlichen Auftrag.

Als nun Gordon mit ſeinen Vertrauten zu Gholyzin kam und ihm das ergangene Manifeſt des Czaren vorlegte, war Jener ſichtlich überraſcht und betroffen. „Sie werden doch," ſagte er, „einen ſolchen Schritt nicht wagen, ohne die Befehle des Czaren Iwan und der Zarewna Sophia zu erwarten?"

„Allerdings," entgegnete Gordon entſchloſſen, „werden wir in dieſer wichtigen und dringenden Angelegenheit nicht erſt die Befehle der Czarin Sophia abwarten. Des Hochverraths würden wir ſchuldig ſein, wenn wir dieſen Befehl, der dem Czaren Peter Thron und Leben retten und ihn gegen Rebellen ſchützen ſoll, nicht erfüllten. Unſere Pflicht weiſt uns darauf hin, es bedarf dazu keiner Ordre von ſeinem Mitregenten."

Mit dieſen Worten verließ er Gholyzin und begab ſich ſofort in das Terzkoykloſter, wo er dem Czaren ſeine Ergebenheit und die ſeiner Officiere verſicherte.

Der Aufruf des Czaren war bald in zahlloſen Abſchriften durch die ganze Armee verbreitet und in

wenigen Tagen sah sich Peter umgeben durch Tausende seiner Getreuen.

Jetzt erst fühlte sich der jugendliche Herrscher mächtig genug, seiner boshaften Stiefschwester die Spitze zu bieten.

12.

Sophiens und ihrer Anhänger Untergang. Peter's Einzug in Moskau und beginnende Selbstständigkeit.

Diese aber hatte durch Gholyzin erfahren, was vorgegangen war. Mit Schrecken sah sie ihren eignen Anhang von Tage zu Tage sich vermindern und den von ihnen gefürchteten Einfluß ihres Halbbruders von Tage zu Tage zunehmen.

So suchte sie denn einzulenken. Sie sandte ihre Schwestern Martha und Maria mit der Schwester ihres Vaters, Tatiana, ab, um den jungen Czaren zu versöhnen und sich selbst gegen etwaige Vorwürfe zu rechtfertigen. Aber um Peter hatten sich schon nach und nach an 40,000 Mann treue Truppen und Anhänger, auf die er sich verlassen konnte, versammelt. Lefort und Gordon, die für sich Alles zu fürchten haben würden, wenn Sophia wieder zur Macht an der Regierung kommen würde, unterstützten den thatkräftigen 17jäh-

rigen gekrönten Jüngling mit ihrem Rath, und so erklärte Peter seiner Tante und seinen beiden Halbschwestern ganz unumwunden, daß ihre Gründe ihn von Sophia's Schuldlosigkeit am Aufstande nicht überzeugen könnten. Er habe Beweise vom Gegentheil und werde sie nicht von sich lassen.

Auch dem Patriarchen Joakim, den Sophia darauf von Moskau absandte, um den Frieden zu vermitteln, erging es nicht besser. Und alle diese Abgesandten fürchteten den Zorn der stolzen herrschsüchtigen Zarewna, die als Mitregentin noch immer am Sitz der Regierung ihre bedeutende Macht hatte, so sehr, daß Niemand von ihnen nach Moskau zurückzukehren wagte. Darum blieben sie alle bei Peter im Terzkoykloster.

Als Sophia ihre Abgeordneten nicht zurückkehren sah, wurde ihr doch schon ängstlich zu Muthe. „Unmöglich," sprach sie zu ihren vertrauten Umgebungen, „kann der Knabe Peter aus eigenem Antriebe so etwas gegen mich, die Regentin des Reichs, wagen. Ich muß annehmen, daß er von Parteien umgeben und abhängig, nicht frei zu handeln vermag, und werde mich selbst auf den Weg nach dem Terzkoykloster begeben, um ihn von den hochverrätherischen Einflüssen eines Lefort und Gordon zu befreien.

Und in dieser unrichtigen Ansicht, an welche sie sich mit einer gewissen Aengstlichkeit festklammerte, entschloß

ſie ſich, ſich ſelbſt zu Peter in ſein befeſtigtes Kloſter zu begeben, indem ſie hoffte, durch ihre Gegenwart den Intriguen jener Partei entgegen zu wirken.

Aber ſie hatte ſich abermals verrechnet. Auf dem halben Wege nach dem Kloſter kam ihr Peter's Adjutant, der Oberſt Ridder, ein ſehr geachteter und charakterfeſter Mann entgegen und kündigte ihr an, im Namen des Czaren Peter, es würde ihr der Eintritt in das Terzkoy-kloſter nicht geſtattet werden. Sie möge alſo wieder umkehren dahin, woher ſie gekommen ſei. Der einzige Weg, den jungen Czaren zu verſöhnen, beſtehe in der Auslieferung des Oberſten der Strelitzen, Tſcheglowotoi.

Es läßt ſich denken, mit welchem innern Widerſtreben die ehrgeizige Frau daran ging, das eigene Werkzeug ihrer Rache und ihres Haſſes zu opfern. Noch einmal verſuchte ſie die Verwendung ihres Bruders Iwan nachzuſuchen, um wenigſtens dieſen Befehl rückgängig zu machen. Aber wie ſehr auch die ſchöne junge Gemahlin, die Sophia dem jungen Czar Iwan gegeben hatte, dieſen bat und ſchmeichelte, ſo blieb derſelbe doch trotz ſeines anſcheinenden Blödſinnes bei der trocknen Erklärung: „Meine Schweſter Sophia wird wohlthun, wenn ſie meinem Bruder Peter den Willen thut.“

Und nun mußte ſie ſich entſchließen, ihren Liebling einer barbariſchen Beſtrafung aufzuopfern. Unter tauſend Thränen bat ſie um ſeine Verzeihung. Sie ließ ihm durch

Priester das Abendmahl reichen und damit durch religiöse Trostgründe zum Tode vorbereiten. So half denn endlich nichts mehr, keine Möglichkeit gab es mehr, ihn zu retten. Sie selbst mußte Befehl geben, ihm Ketten anzulegen, und so wurde er denn rückwärts auf den Verbrecherkarren gesetzt, und mit zwei seiner Mitverschworenen unter starker Bedeckung nach dem Terzkoykloster abgeführt.

Nie hatte Sophia einen tiefere Demüthigung gefühlt. Sie liebte diesen Unglücklichen und stand, wie das Gericht sagte, mit ihm in geheimen Verhältnissen. Tagelang schloß sie sich ein und Tag und Nacht zerfloß sie in Thränen, und immer klarer wurde es, daß selbst mit diesem Opfer für sie noch nichts gewonnen war.

Im befestigten Kloster wurde auf Peter's Befehl kurzer Prozeß mit den Hochverräthern gemacht. Tscheglowotoi wurde in ächt russischer Manier durch die Knute zum Geständniß gebracht, alsdann im innersten Klosterhofe von unten auf gerädert. Zwei seiner Helfershelfer erlitten dieselbe Todesstrafe. Andere Mitverschworene, die durch ihre Geständnisse noch ermittelt wurden, trafen noch barbarischere Strafen. Sie wurden der Zunge beraubt und mit andern Verschworenen unter den Strelitzen nach Sibirien geschickt. Diejenigen aber, welche die Anzeige gemacht hatten, wurden belohnt.

So verbreitete sich auf's Neue Schrecken unter den

Strelitzen, und auch diese Gefahr für den jungen Czar war damit noch einmal glücklich abgewendet.

Aber Peter und seine Freunde erkannten, daß nicht blos der Stamm des Baumes abgehauen, sondern auch die Wurzeln desselben ausgerottet werden mußten. Man wußte recht gut, daß die ganze Verschwörung von der Zarewna Sophia ausgegangen war, und daß sie sich dabei des Oberfeldherrn Gholyzin als Werkzeug bedient hatte.

Konnte man diesen auch nicht der unmittelbaren Theilnahme überführen, oder wollte man ihm, in Rücksicht des hohen Ranges, den er in der Armee bekleidet hatte, einige Schonung angedeihen lassen, so entging er doch nicht der Absetzung und Confiscation seines beträchtlichen Vermögens. Er wurde in einer Nacht aus dem Bette geholt, in eine Kibitke gepackt und von Kosacken begleitet ging es fort aus Moskau im Galopp in nördlicher Richtung. Erst nach einer viele Monate dauernden Reise erreichte er seinen fernen Verbannungsort, den kleinen Flecken Pustósero, nahe am Eismeer, wo er mit täglich drei Kopeken Zehrungsgeld in einer fast menschenleeren Einöde, in einer Gegend, wo beinahe ewiger Winter herrscht, sein Leben vertrauern sollte. — Nach einiger Zeit wurde er in die Gegend von Archangel in etwas günstigere Verhältnisse versetzt, und nach Verlauf vieler Jahre gab ihm Peter's Großmuth Erlaubniß, ganz in der Stille auf einem ihm zugehörigen Gute, fern von

Moskau, sein Leben zu beschließen. Dort soll der einst so mächtige und einflußreiche Mann, dem Sophia Hoffnung gemacht hatte, ihn zum Mitherrscher über Rußland als Gemahl zu erheben, im Jahre 1717 mit Tode abgegangen sein.

Doch auch Sophia erreichte die Nemesis für ihre verbrecherischen Thaten, doch als die so hoch stehende Hauptschuldige immer noch milder als alle Andern. — Sie wurde auf Peter's Befehl verhaftet und in das von ihr selbst in Moskau gestiftete Kloster Nowodowitschoi geschickt. Dort mußte sie unter dem Namen Susanna den Nonnenschleier nehmen und lebte noch 16 Jahre, ohne nur einen Tag ihres Lebens ihre ehrgeizigen Pläne aufgegeben zu haben.

In Moskau aber lauteten alle Glocken in den Hunderten von Kirchen mit ihren zum Theil vergoldeten Kuppeln. Das ganze Volk war auf den Straßen versammelt, aber voll Jubel und Freude. — „Unser Czar Peter," hieß es, „hält seinen Einzug in Moskau, nachdem er seine Feinde überwunden hat."

„Ja, der Czar Peter wird einmal ein großer Mann werden!" — Und ein donnerndes Hurrah rollte daher und begleitet von 1800 treuen Strelitzen, seinen Potetschni und vielen angesehenen Bojaren und Freunden ritt er herein der junge Held auf seinem prächtigen, gold-gezäumten Rappen, und sein Halbbruder und Mitregent Iwan

empfing ihn schon am Thore des Kreml mit herzlicher Umarmung. Die Czarin Natalie aber, seine glückliche Mutter, segnete den hoffnungsvollen jungen Sohn mit Thränen im Auge.

Von diesem Augenblick an aber wurde der Czar Peter der Liebling des Volks, und gern überließ ihm Iwan ganz allein die Zügel der Regierung, während Peter ihm bei jeder Gelegenheit die zarteste Achtung und überall den Vortritt überließ.

Von jetzt an begannen eigentlich erst Peter's erste selbstständige Regentenhandlungen auf einer Laufbahn, worauf er in der Geschichte den Namen des Großen gewann, gleichen Schritt haltend mit der originellen Entwickelung seines energischen Willens und einer wunderbaren Entfaltung seiner genialen Geisteskraft.

Zweiter Abschnitt.

Peter's erste selbstständige Regentenhandlungen. — Krieg gegen die Türkei.

Zeuch aus in Frieden, sprach der große Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert;
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger,
Sei des Namens Deiner Väter werth!

1.

Herbeiziehung der Fremden. Bildung des Militairs nach europäischer Weise.

Dieser große Sieg über seine intriguante, gefährliche Nebenbuhlerin hatte nun den siebzehnjährigen jungen Czaren frei und zum fast unumschränkten Beherrscher Rußlands gemacht; denn Iwan zog sich gänzlich von den Regierungsgeschäften zurück, da er diese in guten Händen wußte und lebte nur im Innern seiner Familie, wo man ihn mit Liebe und Nachsicht seine geistige und leibliche Schwäche nicht empfinden ließ. Natalie hatte niemals weder Neigung noch Geschick zu Regierungsgeschäften verrathen. Für Peter dagegen bildeten gerade die Sorgen der Regierung gleichsam ein neues Lebenselement, in wel-

chem sich seine Geistieskraft und Willensstärke fast wunderbar entfaltete.

Mit seinem lebhaften Geist, der vor allen Dingen auf das praktisch Tüchtige gerichtet war, griff er Alles mit Eifer und Lebhaftigkeit persönlich an.

Hatte er als Kamerad der Poteschni Schildwache gestanden, wenn ihn die Reihe traf, so lernte er auch das Trommelschlagen nach französischer Weise und führte als Tambour seine Compagnie.

Auch der mathematische Unterricht, den ihm Timmermann ertheilte, führte zur Erbauung einer Schanze in dem Dorfe Preobraschenskoe, wozu Peter selbst half die Erde herbeikarren. Dann half er mit Kanonen hinaufbringen, und ein Kriegsspiel wurde unter Lefort's Leitung angeordnet, wobei die eine Compagnie die Schanze zu vertheidigen, die andere sie zu erstürmen hatte. Kämpfte man auch nur mit hölzernen Säbeln, so gab es doch tüchtige Puffe, wovon auch Peter sein Theil empfing; denn er wurde sehr böse, wenn man ihn schonen wollte, da er den Kampf als Gemeiner in Reihe und Glied mit machte.

Eines Abends saß er ermüdet und doch zugleich aufgeregt von diesem Spiel mit einigen Kameraden in seinem Zimmer in der Kaserne von Preobraschenskoe, das indeß nicht besser ausgestattet war vor allen andern, mit grob gezimmerten hölzernen Möbeln, und Pritschen mit Matratzen und härenen Decken; da forderte er Lefort auf,

von den Sitten seiner Heimath und von andern civilisirten Ländern zu erzählen, und der gewandte Fremde verstand es diese bedeutend hervorzuheben über die alten orientalischen Sitten, die damals noch in dem uncivilisirten Rußland herrschten.

Peter hörte solche Mittheilungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an, und entwarf dagegen ein humoristisch-satyrisches Bild von den alten russischen Sitten. Am Ende rief er begeistert aus: „So mir Gott helfe, so muß das hier anders werden. Das große Rußland kann nur dann ein mächtiges Glied in der europäischen Staatenfamilie werden, wenn es seine veraltete Barbarei der Sitten ablegt und sich der Civilisation derselben anschließt. Das sei meine Aufgabe und Du, Lefort, wirst mir darin beistehen. Schwere veraltete Vorurtheile werden zu überwinden sein, bis wir an dieses Ziel gelangen; aber Hindernisse sind für mich nichts als eine Aufforderung, desto mehr Kraft aufzuwenden, sie zu beseitigen."

Lefort lobte diese Ansicht, und hielt die Ausführung der Civilisation Rußlands für eine zwar große, aber doch immer mögliche und würdige Aufgabe. „Doch möchte ich rathen," fuhr er fort, „mit dem Heere zu beginnen. Diese Strelitzen kennen keine Subordination; die Poteschni sind große spielende Knaben, kennen keinen Ernst in der Handhabung der Waffen, und die übrigen Militzen sind zusammengelaufene Heerden, die im Kriege nur nach Beute

trachten und im Frieden Niemandem gehorchen, wie ihren zügellosen Launen und auseinander laufen, wenn ihnen der Dienst nicht mehr gefällt."

Peter nickte ihm Beifall zu und sagte in vertraulicher Weise: „Du hast recht, mein Bruder, das muß Alles anders werden. Was haben diese undisciplinirten Truppen im Türkenkriege ausgerichtet? Nichts! Ich aber werde mein Schwert, wenn ich es einmal gezogen habe, nicht eher in die Scheide stecken, als bis ich die Herrschaft Rußlands über das schwarze Meer ausgedehnt haben werde. Mache Du," sprach er zu Lefort, „nur immer den Anfang damit. Ich werde Alles billigen, was Du thun wirst."

„In diesem Falle," entgegnete Lefort, „werde ich viele Ausländer in's Land ziehen müssen; denn das große Rußland hat nur in wenigen Grenzorten besoldete Truppen. Die innere Sicherheit ist fast allein den Strelitzen anvertraut, und wie unzuverlässig diese sind, haben wir erfahren. Dabei sind sie feige und ohne Disciplin und Gehorsam."

„Diese müssen aufgelöset werden; andere Regimenter müssen an ihre Stelle treten."

„Sehr gut, aber das geht so schnell nicht und ist nicht ohne Gefahr auszuführen. Erst müssen wir uns andere zuverlässige Truppen gebildet haben, ehe die Strelitzen nur das Geringste merken dürfen, daß sie dem Untergange geweiht sind.

Patrick Gordon, ein Engländer von Geburt, aber ein höchst intelligenter und kriegserfahrener Mann, stimmte dem bei.

Peter meinte, auf den Adel, der in Kriegszeiten aufgeboten werde, könne man sich besser verlassen.

„Auch diese Miliz," entgegnete Lefort, „ist ohne Disciplin, ohne Uebereinstimmung in Waffen und Kleidung. Die adligen Herren schicken für sich selbst meistens ihre Leibeigenen in's Feld; ein Sklave aber kann wohl Gehorsam haben und Furcht vor der Knute, aber er hat nicht freien Mannesmuth, was eigentlich den Soldaten macht. Schon der Czar Alexei hat diese Mängel der russischen Militairorganisation erkannt, und Vorbereitungen zur Ausführung getroffen; diese selbst ist aber seinem Sohne vorbehalten geblieben, der sich damit den Beinamen des Großen verdienen wird.

„So wahr Gott mir helfe, diesen Ehrennamen in der Geschichte werde ich mir zu verdienen wissen, und unter meiner Führung soll Rußland groß und mächtig werden, indem ich es den gebildetsten Nationen Europas an die Seite stellen werde."

Nach diesem Gespräche gingen Lefort und Gordon rasch an die Ausführung.

Es war damals leicht eine Menge Ausländer anzuwerben, namentlich gewandte und gewerbfleißige Franzosen, jene unglücklichen Hugenotten, die Ludwig XIV.

durch Aufhebung des Edicts von Nantes aus ihrem schönen Vaterlande vertrieben hatte.

Zu allen Zeiten hat der Aufschwung der Nationen nur durch Toleranz, ihr Verfall durch Intoleranz stattgefunden. So auch damals. Der Czar Peter, so jung er auch noch war, war doch klüger als jener französische bigotte König. Er nahm die Flüchtlinge mit offenen Armen auf, gewann damit den Stamm eines nach europäischem Muster gebildeten Heeres, und beförderte Gewerbfleiß dadurch in seinem weiten Reiche.

So entstanden nach und nach zwei Regimenter, oder vielmehr Truppencorps von 5000 und 12,000 Mann, meistens angeworbene Ausländer. Das waren tüchtige zuverlässige Kerntruppen, um deren Bildung Lefort das größte Verdienst hatte. Der junge Czar ernannte ihn zum General-Lieutenant und Commandeur dieser Truppen.

Ehe es dahin kam, war die Geistlichkeit besorgt geworden um ihre rechtgläubige Kirche. Der Patriarch Joakim beschwor den Czaren in seinem letzten Willen (im Jahre 1690) bei dem Heil seiner Seele auf das Dringendste, doch keine Ketzer in's Land zu ziehen, noch weniger sie zu Befehlshabern über Rechtgläubige zu machen. Aber der jugendliche Peter war aufgeklärter als man im heutigen Rußland ist, wo der angebliche Schutz der orthodoxen griechischen Kirche in der Türkei einen Weltbrand entzündet hat, während die Intoleranz des heutigen

Czarenthums Andersgläubige verfolgt und durch jedes Mittel evangelische Christen unter seinen Unterthanen zu jener Kirche des griechischen Glaubens hinüberzuziehen sucht.

Peter antwortete auf das Andrängen des griechischen Klerus gegen Zulassung der Ketzer: „Wenn auch nur der Zwölfte unter diesen Fremden ein brauchbarer, ehrlicher Mann ist, so ist das immer schon ein Gewinn für Rußland."

Mit regem Eifer betrieb Lefort diese Rüstungen. Für die 12,000 Mann seines Regiments ließ er auf eigene Kosten in der deutschen Slobode Baracken erbauen. Peter ließ ihm dafür in Moskau ein steinernes Prachtgebäude errichten, nannte es Lefort's Haus und schenkte es diesem so hoch verdienten Günstlinge.

Schon bei dem Beginn dieser militairischen Reformen hatte Lefort dem jungen Czaren eine der angenehmsten Ueberraschungen bereitet. Er hatte einige hundert Mann der unter seinen Befehlen stehenden Potetschni, ganz gleichförmig nach dem Schnitt der damaligen französischen Uniform einkleiden und bewaffnen lassen und in der Stille einexercirt. Ein Musikchor nach damaliger Sitte hatte er aus Fremden gebildet. So hörte man eines Tages plötzlich harmonische Töne von Blasinstrumenten, wo man sonst nur barbarische Töne von lärmenden orientalischen Instrumenten vernahm. Nun rückte er mit seinem kleinen Corps unter die Fenster des Czaren, der dadurch auf

das Freudigste überrascht, Lefort umarmte und zum General-Lieutenant erhob.

Seit dem Jahre 1695 kam der Name Poteschni nicht mehr vor. Die Zeit war vorüber, wo diese jungen Bojarensöhne und Andere noch die Gespielen des jugendlichen Czaren waren. Peter vermehrte ihre Compagnien, und gab ihnen den Rang von Garderegimentern. Bei dem Preobraschenskischen Regiment wurde eine Bombardiercompagnie geführt, in welcher der Czar als Hauptmann stand, während er bei dem Regiment selbst den Rang eines Obersten bekleidete.

2.

Marine.

Die großen Gedanken, die den jungen Czaren beschäftigten, seine orientalischen Völker zu civilisiren und Rußland dem europäischen Staatensysteme anzuschließen, führten bald weiter als auf Begründung einer Landmacht nach europäischem Zuschnitt. Er blickte auf das kleine Holland, das reich und mächtig durch seine Marine geworden war, auf das damals blühende Portugal, auf England und Dänemark, Alles Staaten, die nicht den tausendsten Theil des Areals des russischen Reichs hatten, und um wie viel mehr und mächtiger waren sie geworden als das weite Rußland, das seine frühere

Macht in der Ostsee, wie im schwarzen Meere längst verloren hatte.

Er sprach darüber mit Lefort und dieser konnte nur seine Meinung bestätigen; daß Rußland ohne Handel und Gewerbe nie ein blühender Staat werden würde, und daß es auf dieser Bahn keinen Fortschritt machen könne; denn ohne Marine, welche geeignet sei, auf dem Meere den Handel zu schützen, könne Handel und Gewerbe niemals nur zu einiger Blüthe gelangen, und drohende Kriege, von welchen der Türkenkrieg nur einstweilen ruhte, ohne daß Frieden, oder nur Waffenstillstand geschlossen war, drängten noch mehr zu dem Entschlusse, womit er ausrief: „Helfe mir Gott, ich will eine Flotte bauen!“

Aber außer den ungeheuern Urwaldungen, die wohl riesige Masten und treffliches Schiffsbauholz gaben, fehlte ihm Alles zum Bau einer Flotte: Schiffszimmerleute, Eisen, Matrosen und Arsenale.

Da sah er sich zunächst um nach den Schiffen, die Rußland schon besaß. Aber an tauglichen Fahrzeugen fehlte es ganz. Er sah wohl die Boote der Kosacken, worauf sie die Wolga hinab in's Meer schifften, um dort Seeräuberei auf kühnen Küstenfahrten zu treiben. Aber das waren große, aus halb ausgehöhlten Baumstämmen gemachte, oder roh zusammen gezimmerte lange schmale Kähne, welche jede große Welle umwerfen konnte, und ließen sich nur schwerfällig wenden und langsam mit Ru-

dern fortbewegen, höchstens am Vordertheil vermochten sie eine Kanone zu tragen.

Indem er so darüber nachsann, wie diesem Uebel abzuhelfen sei, begünstigte ein Zufall die Förderung seiner Pläne.

Eines Tages ging er mit seinem Lehrer Timmermann in dem Dorfe Ismailow bei Moskau auf dem sogenannten Flachshofe durch die dort befindlichen zahlreichen Speicher. Da bemerkte er unter altem Geräth ein altes Boot, das als unbrauchbar auf die Seite gelegt war. Es fiel ihm auf, daß das Boot ganz anders gebaut war als die russischen Boote, die er bis jetzt gesehen hatte.

„Das ist sonderbar," sagte er zu Timmermann, „unsere Boote haben alle einen flachen Boden, dieses ist unten scharf gebaut."

„Man nennt das auf den Kiel gebaut, damit es tiefer im Wasser geht und mit Segeln gefahren werden kann, ohne umgeworfen zu werden."

„Das möchte ich sehen," sagte der Czar.

Es war da ein alter Zimmermann auf dem Bauhof, der wurde gerufen, um über das Boot Auskunft zu geben.

„Ich kann allerdings schon lange her denken," sprach der alte Mann, indem er seine Mütze in den Händen umdrehte, „und weiß noch, wie dieses alte Boot der Czar Nikita Iwanow Romanow, der Großvater unseres jetzigen

Czars, den Gott lange erhalten möge," denn er hatte Peter nicht erkannt gehabt, „von einem Engländer erkauft hatte."

„Aber ist denn Niemand zu haben, der mir dieses Boot wieder mit Masten und Segeln versieht," fragte Peter lebhaft.

„Allerdings," entgegnete der Alte, „lebt noch in Moskau ein holländischer Schiffszimmermann, Namens Brandt, der hat aber Unglück gehabt."

„Wie so? Erzähle."

Und der redselige Alte fuhr fort: „Schon hatte der hochselige Czar Peter Alexei die Absicht gehabt, auf dem kaspischen Meere einen Handel mit Persien zu eröffnen. Er hatte deshalb zum Bau und zur Bemannung eines Schiffs holländische Schiffszimmerleute und fremde Matrosen und Seeofficiere verschrieben. Und wirklich kam das Schiff nach holländischer Bauart zu Stande und wurde nach dem russischen Wappen der Adler genannt. In Dodanow an der Wolga lief es vom Stapel, wurde mit Waaren befrachtet und kam glücklich in Astrachan an. Aber zu derselben Zeit war eine Empörung unter den donischen Kosacken ausgebrochen. Die Rebellen erstürmten das Schiff des Czaren; der Capitain desselben, ein Holländer, wurde niedergesäbelt, die Mannschaft entfloh nach Persien und nur zwei von den Leuten, von denen der Eine Chirurgus, der Andere Schiffszimmermann und Constabler war, kamen,

nachdem die Empörung gestillt war, nach Moskau. Der Eine derselben lebt noch, es ist der geschickte Schiffszimmermann Karsten Brandt, der sich kümmerlich von seiner Hände Arbeit ernährt."

„Man lasse ihn kommen," befahl Peter. Und dieser empfing ihn mit großer Freundlichkeit und Güte, und mit Geschick übernahm Brandt die Wiederherstellung des Boots, versah es mit Masten und Segeln, und da er auch ein tüchtiger Schiffer war, so fuhr er zur großen Freude des Czaren vermittelst der Segel auf dem Flüßchen Jansa, das an einer Vorstadt von Moskau vorüberfließt, hinab und gegen den Strom hinauf. Das galt als ein kleines Wunder, denn so etwas hatte man dort, fern vom Meere, nicht einmal für möglich gehalten.

Peter beschloß, eine solche Fahrt selbst mitzumachen. Es war das erste Mal, daß er sich auf das Wasser wagte; aber seine Willenskraft überwand den natürlichen Widerwillen, den er gegen dieses Element von Kindheit auf empfunden hatte.

Man erzählte, Peter sei einst als fünfjähriger Knabe auf dem Schooße seiner Mutter eingeschlafen gewesen, als diese auf einer Pilgerreise begriffen gewesen. Da sei der Wagen durch einen hoch angeschwollenen Bach gefahren und das Wasser sei in den Wagen gedrungen. Plötzlich wäre der kleine Peter erwacht und hätte sich, aufschreiend, mitten in einem großen Wasser gesehen. Der Schreck habe

ſo auf ihn gewirkt, daß er krank geworden ſei. Seine Phantaſie habe ſich immer ſeitdem mit Waſſernoth beſchäftigt, eine entſetzliche Furcht vor dem Waſſer habe ſich ſeiner jungen Seele bemächtigt, und erſt als er 14 Jahre alt geweſen, habe er ſich bewegen laſſen, nur ein Bad zu nehmen. Da befreite ihn ſein Gouverneur durch eine Liſt von dieſer Furcht. Er veranſtaltete eine Hetzjagd, an welcher der junge Czar Theil nahm. Es war verabredet worden, daß die Geſellſchaft durch einen kleinen Fluß ſetzen ſollte. Der Gouverneur ſprengte voran. Der damals kaum 14jährige Peter ſchämte ſich, zurückzubleiben und als feige zu gelten. Er that ſich Gewalt an und folgte dem Beiſpiel der Uebrigen. Am jenſeitigen Ufer wurde ihm allgemeine Freude bezeugt, daß er ſeine Scheu vor dem Waſſer überwunden hatte. Und Niemand war darüber mehr erfreut als Peter ſelbſt.

Möglich, daß ſogar ſein Geſichtskrampf, woran er Zeit ſeines Lebens litt, von jenem Schreck herrührt.

Er begriff ſehr leicht, was zur Leitung des Schiffes gehörte, und ſetzte ſich ſelbſt an das Steuerruder, um es zu lenken.

Peter hatte bald ungemeine Freude an dieſem Spiel mit den Wellen; aber das kleine ſeichte Flüßchen genügte ihm nicht mehr. Er ruhte nicht, bis das Schiff weiter in's große Waſſer gebracht wurde und zwar erſt war es der Proſtänoi-Teich, dann der Pereslawliſche-See, etwa

18 Meilen oder 120 ruſſiſche Werſte von Moskau, die dieſe erſten Anfänge der ruſſiſchen Flotte aufnahmen.

Brandt bekam nun volle Beſchäftigung. Jenem erſten Schiffe folgten bald mehrere. Schnell wurde eine Jacht fertig, die am 14. Mai 1691 (a. St.) vom Stapel gelaſſen wurde. Auf dieſem ſchon größeren Fahrzeuge fuhr Peter (am 2. April) von Moskau nach Kolomenskoje.

Brandt baute nun auf Befehl des Czaren auch größere Schiffe und nun genügte ihm nicht mehr der Pereslawliſche See, den er anfangs damit befuhr. Ihn lockten die breiten und tiefen Gewäſſer des Kubinskiſchen Sees und dann das offene Meer.

Aus der anfänglichen Abneigung war jetzt ſchon eine wahre Leidenſchaft des jungen Czaren für Schifffahrt geworden und daran knüpften ſich die reißenden Fortſchritte, welche der Schiffsbau bald darauf in Rußland machte.

Brandt, der erſte Begründer der ruſſiſchen Marine, ſtarb bald nach dem Beginn dieſer neuen Richtung ſeiner Thätigkeit im Januar 1691.

Aus Holland wurden übrigens noch mehrere Schiffszimmerleute verſchrieben und gut bezahlt. Am Ufer des Pereslawliſchen Sees, etwa 18 Meilen von Moskau, wurde ein Schiffszimmerwerft angelegt. Dort wurden zugleich neben einander zwei Schiffskiele von gleicher Länge gelegt. An einem derſelben arbeitete Peter ſelbſt, an dem andern der Holländer Arrim Mentje. Jeder hatte

eine gleiche Zahl Arbeiter. Der gemüthliche Holländer war bescheiden genug, die Freude, der Erste zu sein, der fertig wurde, dem Czaren zu überlassen, und dieser begann nun in seiner ersten selbstgezimmerten Barke seine Lustfahrten auf dem See am 1. Mai 1692.

Aber Peter hatte sich in seinem Eifer bei der schweren Arbeit doch zu sehr angestrengt. Er wurde krank, indem er am Blutlauf litt. Schon wurden seine Vertrauten bedenklich; sie hatten im Fall des Todes des jungen Czaren durch einen Aufstand der Strelitzen unter Sophiens Einfluß das Aeußerste zu fürchten. Und schon machten sie Anstalten, das Land zu verlassen, als eine wohlthätige Krisis, von seiner kräftigen Natur überwunden, ihm Genesung brachte.

Aber selbst während er noch als Genesender das Zimmer hüten mußte, konnte der thatkräftige junge Fürst nicht unbeschäftigt bleiben. Unter Timmermann's Leitung beschäftigte er sich mit Feuerwerker-Arbeiten.

Bald genügte dem strebsamen jungen Herrscher auch der große Pereslawlische See nicht mehr. Er sehnte sich darnach, das offene Meer zu befahren und beschloß deshalb eine Reise nach Archangel anzutreten.

Mit einem stattlichen Gefolge verließ er Moskau. Wechselnd auf einer leichten Kibitke und zu Pferde reiste er zu Lande nach Wologda. Dort schiffte er sich ein und fuhr auf dem Wasser nach Archangel. Das Volk empfing

ihn dort mit großem Jubel. Das geschah im Jahre 1693. Der Anblick des weißen Meeres machte auf ihn einen mächtigen Eindruck. Großartige Pläne für die Belebung der Schifffahrt und des Handels erwachten in seinem unternehmenden Geiste. Um mit dem Meere bekannt zu werden, segelte er in seinem neu erbauten größern Seeschiffe, dem er in seiner Freude darüber den Namen seines eignen Schutzheiligen Sanct Peter gegeben hatte, begleitet von vielen andern Fahrzeugen, nach Ponoj an der lappländischen Küste.

In Archangel besuchte er die Börse, aber nicht als Czar von Rußland, sondern unter dem Namen und in der eigenthümlichen Kleidung eines holländischen Schiffers. Unter diesem Incognito schloß er Contracte ab mit fremden Kaufleuten, die ihm eine Schiffsladung Tuch, zur Bekleidung seiner Soldaten, liefern sollten. Daß sie ihn kannten, trotz seiner Verkleidung, läßt sich nicht bezweifeln.

Nachdem er sich sechs Wochen in Archangel aufgehalten und Alles mit eignen Augen gesehen und geprüft, auch jede Arbeit selbst versucht hatte, kehrte er nach Moskau zurück.

Sein Halbbruder Iwan empfing ihn mit großer Freude. Er hatte während seiner Abwesenheit versucht, die Zügel der Regierung zu übernehmen, war aber bei seiner geistigen und leiblichen Schwachheit fast erdrückt von dieser Bürde.

„Regiere Du so viel Du willst, mein Bruder,“ sprach Iwan, „aber laß mich damit ungeplagt, Du verstehst es besser, als ich.“ Es war ein Glück, daß Iwan noch eben Geist genug hatte, um die Schwachheit seines Geistes zu erkennen; denn dadurch allein erhielt er seinem großen Halbbruder und Mitregenten den Thron. Hätte Iwan nach der Herrschaft gestrebt, so würden Parteien in seinem Namen intriguirt und Peter leicht erdrückt haben.

Die erste Reise nach Archangel war von so großem Interesse für Peter gewesen, daß er sie im folgenden Jahre wiederholte. Jetzt konnte er seine Seefahrten schon auf mehreren russischen Schiffen versuchen. Fehlte auch noch die Flotte mit den nöthigen Kriegsschiffen, so war doch der Anfang dazu gemacht und seine Freude darüber war groß. Für die zukünftige Flotte ernannte er jetzt schon zum Admiral derselben den Fürsten Feodor Jurjewitsch Romodanowsky.

Er sollte aber auch die Gefahren des Seelebens kennen lernen.

Peter hatte gewünscht, auf einer Seefahrt das berühmte Mönchskloster auf der Insel Selowka zu sehen. Der Erzbischof Affanassi begleitete ihn auf dieser Fahrt.

Beim heitersten Wetter waren sie ausgefahren, aber plötzlich kräuselten sich die Wolken und gingen immer höher. Himmel und Meer wurden grau. Auf dem fernen Horizont des Meeres flammte ein sonderbar röthlicher

Streifen. Auf der grauen Wetterwand des Himmels schossen blaßgelbe Blitze zackig darüber hin.

Der Steuermann, ein verständiger alter Schiffer, mahnte zur Umkehr, indem ein böser Sturm im Anzuge sei, dem das kleine Fahrzeug nicht würde widerstehen können. Aber Peter wollte nichts davon hören. Er, der in seinem Knabenalter das Wasser so sehr gefürchtet hatte, kannte jetzt keine Furcht, selbst auf den tobenden Wellen. Aufrecht stand er im Boote, das schon auf den schäumenden Wellen furchtbar geschaukelt wurde, und befahl, weiter zu fahren. Der Erzbischof betete und Alle beteten. Da aber die Gefahr immermehr wuchs, sagte er: „Gott will es nicht, daß wir heute das Kloster sehen. Kehret um!"

„Ja, nun es zu spät ist," murrte der Steuermann, „jetzt wird die Rettung unmöglich sein, wir gehen Alle zu Grunde."

Der Erzbischof ermahnte Peter, das Heil seiner Seele zu bedenken und das Abendmahl zu nehmen. Das machte denn doch Eindruck auf den kühnen jungen Schiffer. Er nahm das Abendmahl, aber seine Gedanken waren mehr auf Abwendung der Gefahr, als Gott zugewendet. Kaum war die heilige Handlung vollendet, so rief er dem Steuermann zu: „Steure links, da kommt eine Welle, die wird uns umwerfen." Der alte Steuermann, Antip Panow, aber sagte ärgerlich: „Das verstehe ich besser, als Du. Dort sind Klippen und die Untiefen, die Du

nicht kennst.“ Der Czar schwieg und der alte Schiffer führte das Boot auf den hochgehenden Wogen über die gefährliche Stelle hinweg, so daß sie glücklich, wenn auch bis auf die Haut durchnäßt, Archangel wieder erreichten. Kaum aber hatte der Czar seinen Fuß auf das Land gesetzt, so fiel ihm der Steuermann zu Füßen und bat um Verzeihung und Gnade wegen seiner Grobheit.

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen,“ entgegnete Peter, „aber Dank bin ich Dir schuldig, sowohl für Deine Geschicklichkeit, als auch für diese nöthige Antwort, die Du mir gegeben hast; denn allerdings hast Du bewiesen, daß Du es besser verstehst, als ich.“ Und damit schenkte er ihm zum Andenken seine nassen Kleider und wies ihm einen Jahrgehalt an. Aber wo er gelandet war, ließ der gottesfürchtige Herr ein von ihm selbst gezimmertes Kreuz zum Andenken aufstellen.

Peter benutzte aber auch diesen seinen zweiten Aufenthalt in Archangel dazu, daß er sich im Dienst der Matrosen unterrichten ließ. Ein holländischer Schiffer, Namens Olaas Wilelmszoon aus Saarden mußte ihn im Erklettern der Masten, Lösen der Seile und Wenden der Seegel unterrichten.

3.

Peter's erste Kriegsthaten. Belagerung und Sturm von Azow.

„Weißt Du," sprach Peter eines Tages zu seinem Freunde Lefort, „was meinem Reiche noch fehlt, um reich und mächtig zu werden?"

„Seeküsten," entgegnete dieser, der die Gedanken des Czaren schon kannte, da er sie zum Theil selbst angeregt hatte, „und die Herrschaft auf den beiden Meeren, die Rußland im Süden und Norden, besonders nordwestlich, begrenzen."

„Das ist der große Gedanke, der mich Tag und Nacht beschäftigt," sagte der Czar nachdenkend, „die Ostsee und das schwarze Meer müssen so gut als russische Binnenseen werden. Haben doch russische Corsaren dort früher geherrscht, nur seit länger als 50 Jahren sind sie von den angrenzenden Seemächten daraus vertrieben. Was kann mir meine jetzt entstehende Marine helfen, wenn sie keine Meere hat, um den Handel zu fördern und zu beschützen. Die Mächte, die mir dabei am meisten entgegenstehen, sind Schweden und die Türkei. Mit dieser Letztern haben wir schon lange ewigen Krieg; die Waffen ruhen, doch ohne Waffenstillstand oder Frieden. Der letzte Feldzug gegen die Ungläubigen hat mich belehrt, welche Fehler

damals begangen sind. Ich werde sie zu vermeiden wissen, und das disciplinirte Heer, das wir geschaffen haben, wird mir die Mittel dazu bieten. Die Festung Azow (spr. Asow) ist der Schlüssel desselben. Schon seit Jahrhunderten war es ein Zankapfel zwischen den Moskowiten und Moslemen. Ich werde ihn wieder aufnehmen."

„Aber so lange wir die Türken nicht hindern können," entgegnete Lefort bedächtig, „diese etwa vier Werste von den Küsten des schwarzen Meeres, am Ausflusse des Don, belegene Festung durch ihre Flotte zu verproviantiren, wird jede Belagerung zu Lande von unserer Seite ohne Erfolg bleiben."

„Ich werfe 100,000 Mann vor die Festung," rief der junge Czar lebhaft, „und gehe selbst mit, um meine Soldaten zum Sturm zu führen, und wir werden dann sehen, wer Meister vom Platze bleibt, wir oder die Ungläubigen."

„Gebe Gott das Beste," sprach Lefort bedenklich, und trank langsam sein Glas Branntwein aus.

„Gott ist mit den Seinen und gegen die Heiden und Türken, und darauf will ich es wagen."

Und so wagte der junge Herrscher mit frischem, gläubigem und gottvertrauendem Muthe.

Er musterte mit stolzer Zuversicht sein neugeworbenes Heer, das nach europäischer Sitte montirt, bewaffnet und einexercirt war. „Ich werde," sprach er zu seinen Um-

gebungen, „mit diesen braven Truppen die Tartaren der Krim zügeln und den Ausfluß des Dons in das azow'sche Meer von der Herrschaft der Türken befreien. Ich werde damit den südlichen Theilen meines Reichs, welche der Don durchströmt, neues Leben geben."

Und er theilte sein Heer von 100,000 Mann in mehrere bedeutende starke Heerhaufen unter den Befehlen der Generale Alexei Semenowitsch, Schein, Gordon, Lefort und Awtomow, Michalowitsch, Golowin, während der Fürst Scheremetew und der bekannte wilde Kosackenhetman Mazeppa auf Befehl des Czaren mit einem andern Heere die Tartaren am Dnipr im Zaum halten sollten, schiffte sich Peter auf der Moskwa mit den erwähnten 100,000 Mann, unter dem Oberbefehl von Gordon, ein, um nach Azow zu segeln. Er selbst befand sich bei der zuletzt, am 20. April 1695, von Moskau abgehenden Abtheilung von 9000 Mann, wobei er die Stelle eines Hauptmanns ohne alle andern Abzeichen, als der dieses Ranges, bekleidete.

So erschien denn Peter am 5. Juli 1695 mit seiner Abtheilung Truppen vor Azow. Die übrigen Truppen waren schon einige Tage früher dort eingetroffen und hatten südlich und nördlich von der befestigten Stadt ihre Lagerplätze genommen und Batterien aufgeworfen.

Die Belagerung begann anfangs nicht ohne günstigen Erfolg. Der junge Czar bedeckte sich schon im ersten

Zusammenstoß mit dem Feinde mit Ruhm. Die Türken hatten einen doppelten Ausfall auf beide verschanzte Lager unternommen; schon waren sie so weit vorgedrungen, daß sie anfingen, die russischen Kanonen zu vernageln, als Peter mit seinen Regimenten herbeieilte und den Feind zurückschlug. Er verfolgte die sich zurückziehenden Türken bis unter die Mauern von Azow.

Zum ersten Male traf der Donner der Kanonen mit diesem furchtbaren Ernst das Ohr des jetzt 23jährigen jungen Fürsten; zum ersten Male pfiffen und sauseten Gewehr- und Geschützkugeln um ihn her und rechts und links sah er Schwerverwundete und Sterbende fallen, aber nichts erschütterte seinen Muth; je größer die Gefahr, um so größer wurde seine Kaltblütigkeit, womit er den Seinigen Befehle ertheilte und noch mit gutem Beispiele voranging.

Diesem einen Siege folgten mehrere.

So hatten die Türken auf beiden Ufern des Dons Blockhäuser (Kalantschen) errichtet, und zwischen beiden den Strom mit drei Ketten gesperrt, um die russischen Schiffe zu hindern sich der Stadt zu nähern. Doch wurden beide Blockhäuser, welche den Don mit ihren Kanonen bestrichen, durch einen Sturm der Russen erobert, und ein zweiter Ueberfall der Türken und Tartaren aus der Krim wurde zurückgeschlagen.

Die Festung Azow liegt am Ausfluß des Don, eine

deutsche Meile (vier Werste) vom schwarzen Meer, auf einem kleinen Hügel, dessen Abhang sich nach dem Donstrome zuneigt. Damals war Azow fast im Viereck gebaut, mit kleinen Basteien und einem ziemlich festen Walle, nebst einem Graben befestigt. Im Innern, jenseits dieses Walles hatte es zwei hinter einander liegende Mauern, jede etwa zwei und ein halb Klafter hoch. Viertausend Mann auserlesene türkische Truppen vertheidigten den Platz, unter Leitung eines geschickten Anführers.

Es war also trotz der bedeutenden Uebermacht der Russen für den damaligen Standpunkt der Kriegskunst keine leichte Aufgabe, Azow zu erobern. Doch würden noch größere Vortheile von Seiten der Russen erreicht worden sein, da auch ein türkischer Ausfall auf Gordon's Lager siegreich zurückgeschlagen wurde, hätte nicht der Verrath eines deutschen Ueberläufers, Namens Jakob Jansen, den Russen bedeutenden Schaden zugefügt.

Dieser aus Danzig gebürtige Mensch, welcher nach General Gordon's Tagebuch ein Matrose, nach andern Geschichtsbüchern, ein Ingenieur-Officier gewesen war, wurde auf Befehl des Generals Schein nach russischer Sitte geknutet, und im empörten Rachegefühl darüber vernagelte er die ihm anvertrauten Geschütze, desertirte und ging zu den Türken über. Dort verrieth er die schwache Seite des russischen Lagers, nämlich daß die Laufgräben, die Gordon auf der linken Seite hatte auf-

werfen lassen, um sich dem Lager des Generals Lefort zu nähern, weder ganz fertig, noch oberhalb bedeckt waren und daß die Russen in der Mittagshitze des Tages zu schlafen pflegten. Und da er durch seinen Uebertritt zum Islam, dem vierten Wechsel seiner Religion, das Vertrauen der Türken gewonnen hatte, so erhielt er von ihnen Erlaubniß einen Ausfall anzuordnen und anzuführen. Mit kluger Berechnung und Terrainkenntniß führte er ein starkes türkisches Truppencorps gegen Gordon's äußerste Laufgräben, wo die Strelitzen die Besatzung bildeten.

Der Kampf war furchtbar, indeß bald entschieden. Die Strelitzen hatten bisher nur in Aufständen und Zügellosigkeit ihren Muth gezeigt. Gegen einen geordneten Angriff konnten sie nicht Stand halten, besonders in den noch unvollendeten Vertheidigungswerken. Die Türken blieben Sieger, nahmen die Werke den Russen und vernagelten ihre Kanonen. Auch Gordon's Sohn, der Oberst James Gordon mußte dem stürmischen Andrängen der Ungläubigen weichen, die mit ihrem Rufe: „Allah il Allah!" die Luft erfüllten. Erst als der General Gordon selbst mit einer starken Heeresmacht heranrückte, wichen die Türken zurück.

Die Belagerung verzögerte sich bis zum August hin. So lange die Türken noch von der Seeseite her Azow mit Proviant und Munition versehen und die Besatzung nach Belieben verstärken konnten, war, wie Lefort ganz

richtig vorausgesagt hatte, an eine Eroberung nicht zu denken, und um dieses zu hindern, war die noch so jugendliche russische Marine weder zahlreich noch geübt genug, und die kleinen Flußbarken taugten wohl zum Transport von Truppen, aber nicht um eine Seeschlacht mit den weit größeren türkischen Schiffen zu bestehen.

Im Lager wurde man ungeduldig. „Ein Sturm muß die Entscheidung bringen," hieß es allgemein. Der Muth der russischen Soldaten war kaum noch zu zügeln. Selbst Peter in seiner jugendlichen Thatkraft drängte zu einer solchen entscheidenden Maßregel.

Gordon aber übersah das Unternehmen mit dem Auge des kundigen Feldherrn. „Ein Sturm," sprach er zum Czaren, „würde jetzt noch ein gewagtes Unternehmen sein. Die Laufgräben sind jetzt noch um 40 bis 50 Faden von dem Graben der Festung entfernt. Ehe sie nicht näher herangerückt sein werden, ist an einen günstigen Erfolg eines auch mit der größten Todesverachtung ausgeführten Sturmes auf die Festung nicht zu denken."

Peter versammelte alle seine höheren Officiere zum Kriegsrathe in seinem Zelte. Gordon wiederholte seine Gründe gegen das Wagniß eines Sturmes und fügte noch hinzu: „Der Sieg würde für uns um so zweifelhafter sein, als weder Minen gegraben noch durch Kanonen eine Bresche in die feindlichen Wälle gelegt sind. Zudem

wollen die Sturmcolonnen nicht einmal Sturmleitern mitnehmen; sie sind aber keine Vögel, um an den steilen Wällen der Basteien hinauf fliegen zu können."

Aber alle diese besonnenen Gründe fanden kein Gehör bei dem feurigen Muth der Truppen und ihrer Führer, denen der junge Czar freudig seine Zustimmung gab. So wurde denn mit überwiegender Stimmenmehrheit beschlossen, den Sturm auf Azow zu wagen. Freiwillige wurden dazu aufgefordert. Da meldeten sich gleich 2500 Kosacken und 4—5000 Mann Strelitzen und andere Soldaten als Freiwillige. Das war mehr Mannschaft als man bedurfte. So konnten die Officiere aus ihren Compagnien die Gewandtesten und Entschlossensten auswählen. Jedem Mann, der am Sturme Theil nehmen würde, wurden 10 Rubel Belohnung versprochen.

Der ernste Tag, den Alle mit Herzklopfen erwarteten, kam heran. Es war der 5. August 1695. Mit der Trompete und dem Wirbeln der Trommeln wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Jedes Herz klopfte in der Männerbrust. Die Soldaten von den Butirkowschen und Tambowischen Regimentern waren die Ersten, die im Sturmlauf vordrangen. Sie thaten Wunder der Tapferkeit, brachten das feindliche Feuer zum Schweigen, erkletterten ohne Sturmleitern die allerdings etwas schräge Lage der Wälle; aber sie wurden von den übrigen langsam nachrückenden Truppen nicht zur rechten Zeit unter-

ſtützt; die Türken fochten mit dem Muth der Verzweiflung und warfen die kleine kühne Schaar, welche die Wälle ſchon erſtiegen hatte, wieder hinunter in den Graben, wo die Meiſten den Tod fanden.

Unterdeſſen hatten ſich auch einige Pulks Koſacken eingeſchifft und waren auf dem Fluſſe hinunter gefahren, um die Stadt von der weniger befeſtigten Waſſerſeite her anzugreifen. Das geſchah mit großer Entſchloſſenheit; aber ſie wurden zurückgeſchlagen und mußten ſich wieder auf ihre Böte zurückziehen.

Funfzehnhundert Ruſſen wurden das Opfer dieſer übereilten Maßregel und der alte erfahrene General, der dieſen Erfolg vorausgeſagt hatte, erhielt die traurige Genugthuung, daß ſein Rath der beſte geweſen war.

Peter war ſehr mißmuthig über dieſen mißlungenen Verſuch, die Feſte durch Sturm zu erobern. Er berief auf's Neue ſeine Generale zuſammen, um Kriegsrath zu halten. Das Unternehmen aufzugeben, erſchien als unerträglich für ſein Ehrgefühl. Er ſtimmte für die Fortſetzung der Belagerung und Alle ſtimmten ihm bei. Selbſt Gordon wollte ſeine allerdings gegründeten Bedenken nicht laut werden laſſen, und ſo gab auch er ſeine Zuſtimmung.

Nun wurde eifrig in den Laufgräben geſchanzt und geſchaufelt. Man rückte damit vor und beſchäftigte ſich Minen zu legen. Zum Unglück war damit ein noch ſehr junger Ingenieurofficier, ein Engländer, der Major

Adam Weide beauftragt, und dieser vereitelte die Wirkung der Arbeit durch seine Unerfahrenheit. Nach seinen Berechnungen war nämlich die Mine schon bis unter die Flanke einer Bastion und einen Theil der Courtine hinausgetrieben. Gordon, der im Gefolge des Czaren die Mine untersuchte, äußerte Zweifel daran, ob die Minirer auch verständen die Entfernung richtig zu berechnen; doch der Ingenieur blieb bei seiner Behauptung, und da Gordon selbst kein Ingenieur war, so gab er nach. Es wurde beschlossen die Pulverladung hinein zu bringen und die Mine zu sprengen.

Eine ungeheuere Explosion erfolgte; Steine und Balken flogen empor, aber nicht den Feinden zum Schaden, sondern den eigenen Werken und Leuten zum Verderben. Denn es zeigte sich, daß die Mine kaum bis unter den Graben der Festung gereicht hatte und die ausgeworfenen Steine, Breter und Balken fielen in den mit Menschen angefüllten Laufgraben der Belagerer zurück. An dreißig Mann der Russen wurden dadurch zerschmettert oder verstümmelt, und die Türken standen auf ihren unversehrten Wällen und lachten über das Unglück ihrer Feinde.

Dieser Unfall erregte große Bestürzung unter den Russen. Die Menge murrte laut gegen die Fremden, denen man diesen Unglücksfall Schuld gab; besonders war man gegen Adam Weide erbittert, der die unmittelbare Veranlassung desselben gewesen war. Er durfte sich

in mehreren Tagen nicht sehen lassen, sonst würde er massakrirt worden sein.

So schien allerdings die Eroberung von Azow unmöglich zu sein; aber Peter war der Mann nicht, der sich durch Schwierigkeiten abschrecken ließ. Diese steigerten vielmehr noch seine Energie. Ein neuer Sturm wurde beschlossen.

Gleichzeitig mit demselben sollten 600 Mann in Böten abgeschickt werden, um die Festung auf der Wasserseite noch einmal anzugreifen.

Auch jetzt erkannte Gordon die mancherlei Schwierigkeiten, woran dieses Unternehmen scheitern müßte. Doch gab er den lebhaften Wünschen des jungen Czaren nach und ordnete Alles mit großer Umsicht zum Sturmangriff.

Am 23. August Nachmittags gaben drei Kanonenschüsse das Signal dazu und unmittelbar darauf sprangen mit furchtbarem Krachen die diesesmal besser angelegten Minen. Ein Theil des Walles war in die Luft gesprengt. Mit gespannten Blicken und lebhaftem Herzklopfen beobachtete Peter die bessere Wirkung dieser Minensprengung. Sie war eine vollständige. In den Wällen war eine Bresche von 20 Fadenbreite geöffnet. Die ganze Flanke, ein Theil der Courtine und die Face des Bollwerks waren damit niedergelegt und zugänglich geworden.

Voll Schrecken verließen die Türken den Wall, den

nun die Soldaten und Strelitzen ohne Leitern erstiegen. Doch konnten sie nicht durch die Bresche in die Flanke kommen, weil die noch unzerstörten Palissaden sie daran hinderten. Die Courtine aber und zwei Bollwerke erstiegen sie und setzten sich darin fest. Auch General Lefort rückte mit seinen Truppen heran; da sie aber weder die Gräben ganz ausgefüllt, noch eine Bresche in den Wall gemacht hatten, so vereinigten sie sich zwar mit den Strelitzen von Gordon's Armee, kamen aber nur auf die halbe Höhe vom Wall des Bollwerkes.

Bald bemerkten die Türken, daß es dem Sturm der Russen bei anfänglichen Erfolgen an Uebereinstimmung und Nachdruck fehlte. Sie sammelten sich und griffen dieselben mit großer Heftigkeit an. Es entstand jetzt ein furchtbares Gemetzel, ein wilder wüthender Faustkampf, in welchem mehr durch Kolbenschläge der Russen und durch die Dolchmesser (Handschars) der Türken getödtet wurden als durch Kugeln und Bajonnette. Nach anderthalbstündigem mörderischen Kampfe waren die Russen von den Wällen vertrieben.

Der Czar Peter, der von der andern Seite des Flusses mit lebhafter Spannung und Aufregung dem Kampfe zusah, schickte einen Adjutanten fort an den General Gordon mit dem Befehl, den Sturm zu erneuern. Und nun rückten im Sturmschritt die Kosacken am Flusse vor gegen die Stadt und Festung, ihnen folgten und

drängten nach die Kerntruppen der Preobraschenskischen und Semenowischen Regimenter. Unter beständigem Feuern von beiden Seiten rückten sie schon zwischen den Häusern der nächsten Straßen der Stadt vor. Als Gordon diese Erfolge sah, hielt er es für Zeit, den Sturm zu erneuern und gab dazu seine Befehle. Abermals wurde der Wall bis auf die Hälfte seiner Höhe erstiegen. Aber schon fehlte den Stürmenden die frühere Kampflust. Sie waren theils erschlafft durch die Anstrengungen des blutigen Kampfes, theils entmuthigt durch den verzweifelten Widerstand der Türken und deren blutige Weise zu kämpfen. Dabei feuerten die Belagerten beständig aus allen ihren noch nicht montirten Geschützen, welche zum Theil die ganze russische Stellung bestreichen konnten. Und zu dem Geschützfeuer warfen die Türken noch von der Höhe der Wälle und Bastionen Handgranaten und Steine auf die Russen herab und ließen an Stricken Bomben hinunter, die in der Mitte der dichtesten Heerhaufen zersprangen und unbeschreibliche Verwüstung anrichteten.

Gordon mußte als einsichtsvoller General wohl erkennen, daß die Seinigen ohne Nutzen hingeopfert wurden, und deshalb gab er den Befehl zum Rückzuge.

Kaum war das geschehen, als der Czar außer sich gerieth vor Unwillen. Auf's Neue gab er den Befehl, den Sturm wieder zu beginnen und Denen, die in dem untern Theil der Stadt vorgedrungen waren, zwei Regi-

menter als neue Unterstützung zu senden. Seine Befehle wurden möglichst schnell befolgt; aber auch dieses Mal kamen die Russen trotz aller Anstrengung nur bis auf die Hälfte des Walles und die ihnen zur Unterstützung abgesendeten Regimenter kamen zu spät; denn die in die Stadt vorgedrungen gewesenen Truppen hatten sie schon wieder verlassen.

So verging der Rest des Tages in wildem Hin- und Herwogen des blutigen Kampfes. Erst die Nacht machte demselben ein Ende. — Fünftausend Mann Russen waren gefallen und Azow war nicht erobert.

Laut jauchzten die Türken und riefen ihr Allah! — Eine Stimme aber wurde besonders von der Höhe des Walles herab vernehmlich: „Geht nach Hause, Ihr Moskowiter," rief die Stimme. „Ihr habt einen weiten Weg und nichts zu essen. Geht nach Hause!"

Auch Peter hatte diese Stimme in der Dunkelheit gehört. Sie machte auf ihn einen tiefen Eindruck. „Der Feind," sagte er zu Lefort, der an seiner Seite zu Pferde hielt, „giebt uns da zwar den vernünftigsten Rath, aber wenn wir auch den Sturm aufgeben müssen, so hindert uns nichts, die Belagerung in eine Blockade zu verwandeln."

Bis jetzt hatte ihm die versuchte Belagerung von Azow an 20,000 Mann Russen gekostet. Jetzt aber ließ er nur noch die eroberten Blockhäuser und eingenommenen

Schanzen am Dnipr, die sich bis zum schwarzen Meere hinabzogen, mit Kosacken besetzen. Ein großer Theil seines Heeres wurde in der Nähe von Samaraja in Winterquartiere gelegt. Die übrigen Heerestheile kehrten mit unbeschreiblichen Beschwerden beim Einbruch der regnigen Jahreszeit und tiefer Aufweichung des Steppenbodens in ihre weitentlegene Heimath zurück.

An hundert deutsche Meilen mußte das muthlose Heer in der ungünstigsten Jahreszeit unter Mangel und Entbehrungen zurücklegen, ehe man nur den ersten altrussischen Grenzort Nowoi-Oskol erreichte.

So war die erste Kriegesunternehmung Peter's verunglückt. Er aber tröstete sich damit: „Wir haben in diesem Feldzuge Vieles gelernt, das uns künftig nützlich sein wird. Wir können wohl den Umständen weichen, eine verunglückte Unternehmung aufschieben, aber nie aufgeben."

In Moskau erwartete ihn ein wichtiges Ereigniß, das seinem ganzen Regentenleben einen neuen Aufschwung gab.

4.

Iwan's Tod.

Während Peter von den Gefahren des Krieges umringt abwesend war, lebte Iwan in steter Besorgniß

um den geliebten Bruder und seine Kränklichkeit nahm immermehr zu.

Tag und Nacht dachte er an ihn, betete täglich Morgens und Abends für sein Wohl, beschenkte Arme und that sogenannte gute Werke, indem er Klöster und Kirchen besuchte und reichlich beschenkte. Aber von Tag zu Tag wurde der ohnehin schon schwächliche Czar immer kränker und mußte endlich das Bett hüten.

So fand Peter seinen Bruder und Mitregenten Iwan, von dessen Gemahlin und drei blühenden Töchtern umgeben, bleich und ermattet auf dem Krankenlager. Als Peter eintrat in das stille, mit persischen Teppichen belegte Gemach, ein blühender, vollkräftiger, junger Mann, von einem hohen stattlichen Wuchs*), mit schwarzem Haar, das leicht und natürlich gelockt auf seine Schultern niederwallte, reichte ihm sein bleicher kranker Halbbruder Iwan die abgemagerte Hand aus seinem Bett und sprach mit der innigsten Herzlichkeit zu ihm: „Gott sei gedankt, mein lieber Bruder, daß Du glücklich zurückgekehrt bist," und Freudenthränen rannen ihm dabei über die bleichen, eingefallenen Wangen; „nun kann ich doch ruhig sterben."

Es war ein rührender Erguß brüderlicher Liebe. Noch Manches wurde besprochen, dann wendete sich Iwan gänzlich vom Irdischen ab, das er vertrauungsvoll den

*) 6 Fuß 8½ Zoll nach englischem Maße groß.

Händen seines begabteren Bruders überließ. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab und am 29. Januar 1696 entschlief er sanft und Gott vertrauend, geliebt von allen Denen, die ihn näher kannten.

Bei aller Geistesschwäche war ihm doch ein treues liebevolles Herz geblieben und gerade so viel Einsicht und Verstand und Herz, daß er die höhern Geistesgaben und die körperlichen Vorzüge seines Halbbruders ohne Neid anerkannte.

Wir haben schon erwähnt, wie viel Dank ihm Rußland schuldig ist; denn er war es, der es Peter möglich gemacht hatte, für die Gesittung und Erhebung seines Reiches Wunder zu wirken.

Von Iwan's Töchtern aus seiner Ehe mit Prokopia Feodorowna Soltikow wurde nur die zweite, Anna, in der Geschichte von einiger Bedeutung. Sie war 1693 geboren, vermählte sich mit dem Herzog von Curland, wurde Kaiserin von Rußland 1730 und starb als solche 1740. Von den beiden andern Töchtern Iwan's war die älteste Katharina (geb. 1691), verheirathet an den Herzog Karl Leopold von Mecklenburg (gestorben 1747), und die jüngste Prokopia (geb. 1694) starb unvermählt (1731).

Peter war nun Alleinherrscher des großen Czarenreichs geworden und im blühenden Mannesalter von 24 Jahren ganz geeignet, die Pläne seines aufgeklärten Geistes mit der ihm eigenen energischen Willenskraft durchzuführen.

Es gingen nun die Liebe wie der Haß der Parteien

ungetheilt auf den Czar Peter über. Doch die Liebe des Volkes erwarb er sich nicht blos durch sein populäres Wesen und die strenge Gerechtigkeit, womit er auch den geringsten seiner Unterthanen gegen die mächtigsten und an Willkür gewöhnten Bojaren zu schirmen wußte, sondern auch besonders durch die väterliche Fürsorge, womit er den Nachtheilen der Mißernte des vorhergegangenen Jahres abhalf; denn zum ersten Male machte er von seinen neuerbauten Schiffen einen nützlichen Gebrauch für das Gemeinwohl, indem er aus fremden Ländern bedeutende Getreidevorräthe herbeischaffte. Wo er sich sehen ließ, wurde er mit Segensruf gefeiert. Dagegen hatte er den Haß des Adels auf sich gezogen, indem er mit starker Hand der althergebrachten Willkür und Zügellosigkeit desselben Schranken zu setzen suchte.

Peter aber war nicht der Mann, der einen einmal gefaßten Entschluß aufzugeben vermochte. Mit neuer Kraft wendete er sich im folgenden Jahre in einem zweiten Feldzuge gegen Azow, und wie wir sehen werden, mit dem günstigsten Erfolge.

5.

Eroberung von Azow.

In einer Berathung darüber mit seinen beiden Freunden Lefort und Gordon sprach der Czar Peter:

„Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin. Der unglückliche Feldzug gegen Azow hat mich belehrt, welche Fehler wir zu vermeiden haben, wenn der nächste Feldzug gegen diese Türkenfestung von Erfolg sein soll. Es fehlten damals dem Heere geschickte Ingenieurs und Artilleristen, wir müssen sie vom Auslande verschreiben; es fehlte Einheit im Oberbefehl; es mangelte eine Flotte, stark genug, um der Festung alle Zufuhr vom Meere abzuschneiden. Diesen Uebelständen muß abgeholfen werden und dann müssen alle Rüstungen im großartigsten Maße betrieben werden; denn für einen neuen Feldzug gegen die Türken ist der jetzige Zeitpunkt günstig. Es muß die Zeit benutzt werden, wo die Pforte gegen Oesterreich und Polen Krieg führt. Diese Mächte werden es gern sehen, wenn russische Streitkräfte die Türkei am schwarzen Meere beschäftigen. Aber nicht blos der Kaiser von Oesterreich, sondern auch der Kurfürst von Brandenburg und die Generalstaaten haben dieselben Interessen bei meinem Angriff gegen die Türkei. Wenden wir uns an diese Potentaten, um Artilleristen und Ingenieurs zu erhalten und betreiben wir den Schiffsbau mit Macht. Auch erfahrene Seeleute und Schiffsbaumeister müssen vom Auslande verschrieben werden. Durch die Fremden sollen meine Russen lernen, sie in der Zukunft entbehren zu können."

Und so geschah mit dem regen Eifer, der diesem für seine Zeit aufgeklärten Herrscher, welcher Alles mit

einer faſt unbegreiflichen praktiſchen Energie angriff, zu eigen war.

Ingenieurs und Artilleriſten ſandten dem Kaiſer der Kurfürſt von Brandenburg und die Generalſtaaten der vereinigten Niederlande. Es waren treffliche kenntnißreiche Männer. Die Oberleitung des neuen Feldzuges übertrug Peter dem ſo erfahrnen General-Feldmarſchall Gordon, dem der Czar mit der ihm eignen Offenheit ſagte: „Hätte ich Deinem weiſen Rath gefolgt, ſo würden jetzt einige Tauſend Ruſſen mehr leben und ich hätte nicht ſo erfolglos von Azow abziehen müſſen. — Du biſt der Würdigſte unter meinen Generalen, die neue Expedition zu führen.“

„Indeß,“ fuhr er fort, „ſage ich Dir im Vertrauen, daß ich, um Deine frühern Mitcommandeurs, Lefort und Golowin, zu ſchonen, den tüchtigen und vorſichtigen Bojaren Schein zum Scheine zum Generaliſſimus meines ganzen Heeres ernennen werde. Dir aber, Gordon, bleibt der unbeſchränkte Oberbefehl vor Azow. Ich ſelbſt werde mich Deinen Befehlen unterordnen; denn ich beſcheide mich, daß ich noch vieler ſtrategiſcher Kenntniſſe bedarf, um ein Heer zu führen und eine Belagerung zu leiten.“

Schwieriger noch war die genügende Verſtärkung der Flotte. Peter widmete dieſer wichtigen Aufgabe ſeine raſtloſe Thätigkeit. An dem ſchmalen, aber tiefen Fluſſe

Woronne liegt zwei Meilen von der Einmündung desſelben in den Don entfernt die kleine Stadt Woroneſch. Der Fluß iſt dort tief genug, um Schiffe mit ſiebzig Kanonen zu tragen. Rings umher gewähren Urwälder von Eichen und Tannen eine Fülle von herrlichem Schiffbauholz, und die Berg- und Hüttenwerke bei Romanoff und Tula konnten das benöthigte Eiſen zum Schiffbau liefern. Peter hatte erkannt, daß kein Ort gelegener ſei, als dieſer, eine Flotte zu bauen, und er ließ dort, am Ufer der Woronne ein großartiges Schiffswerft anlegen.

Nun ging es mit einem raſtloſen Eifer an den Schiffsbau. Mit Hülfe der verſchriebenen fremden Schiffszimmermeiſter und Arbeiter konnten dort ſchon im Jahre 1696 dreiundzwanzig Galeeren, zwei Galeaſſen und vier Brander vom Stapel gelaſſen und ausgerüſtet werden.

Dazu kamen noch zwei Kriegsſchiffe, von welchen Peter das eine, und Lefort als Admiral das andere beſtieg. Die eigentliche Leitung der Flotte erhielt aber ein Venetianer Namens de Lima. Dieſe Flotte wurde mit 4000 Mann beſetzt. Viele kleinere Fahrzeuge, mit den gewandten und muthigen Koſacken vom Don und Ural beſetzt, ſchloſſen ſich der Czariſchen Kriegsflotte an.

So ging denn die Fahrt dieſer anſehnlichen Streitmacht den Don hinunter bis vor Azow. Es war ein glücklicher Umſtand, daß ſich die zurückgelaſſene ruſſiſche Beſatzung noch in den beiden Kalantſchen gehalten hatte.

Ohne Hinderniß kam die vereinigte Flotte vor Azow vorbei bis zur Ausmündung des Don in das Meer. Dort aber im schwarzen Meere bemerkte man in nicht bedeutender Entfernung eine türkische Flotte von 19 großen Schiffen und vielen Galeeren, die offenbar den Zweck hatten, Azow mit Proviant und Munition zu versehen.

Dieses abzuwehren, war nun die nächste Aufgabe der russischen Flotte. Doch war ihr die türkische an Zahl und Gewandtheit bedeutend überlegen. Man beschloß daher durch eine Kriegslist zu versuchen, was durch einen offenen Angriff nicht zu erreichen gewesen wäre.

Die russische Flotte zog sich zurück, als ob sie der Uebermacht weichen müßte. Sie fuhr den Strom hinauf, ließ aber in einem Hinterhalt hinter einer Insel mehrere leichte Fahrzeuge versteckt halten. Als nun die Türken mit 13 kleinen bemannten Schiffen (Tambassen) einlaufen wollten, wurden diese plötzlich von den russischen Schiffen umringt und von allen Seiten angegriffen. Diese Ueberraschung gelang so vollkommen, daß, als die Türken zu entfliehen suchten, zehn Tambassen von den Russen genommen wurden, die übrigen entkamen zum Theil in die Festung und einige derselben erreichten die türkische Flotte wieder, wo sie Schrecken und Verwirrung verbreiteten. Durch diesen ersten Erfolg ermuthigt, benutzten die Russen den ersten Schrecken des Feindes, griffen mit Ungestüm die ganze türkische Flotte an und enterten zwei große

Schiffe, deren Besatzung sich ergeben mußte. Da diese Schiffe aber wegen der Untiefen nicht den Strom hinauf in Sicherheit gebracht werden konnten, so wurde das eine derselben versenkt, das andere angezündet und verbrannt. Siebzig metallene Kanonen und Waffen für 4000 Mann waren damit erbeutet. Diese behielt der Czar. Die übrige reiche Beute wurde den tapfern Kosacken überlassen, welchen vorzüglich der Sieg des Tages zu danken war. Diese Beute betrug an 50,000 Thaler baares Geld und eine Menge Tuch, wodurch Reichthum, Freude und Kampfeslust unter die arme, aber kriegerische Bevölkerung der Umgegend verbreitet wurde.

Nun erst am 26. Mai 1796, konnte die eigentliche Belagerung von Azow beginnen.

Mit 75,000 Mann wurde die Festung zu Wasser und zu Lande umringt. Beide Ufer des Stroms wurden durch die Flotte besetzt. Der Festung gegenüber wurde eine große Schanze aufgeworfen und mit 12 Kanonen und 17 Mörsern besetzt, um den türkischen Schiffen den Zugang zu verwehren.

General Tschermatteff deckte mit einer Reserve von 40—50,000 Mann die Belagerung. Die Krimschen und Nogaischen Tartaren, welche von türkischer Seite eine Diversion zu machen suchten, wurden zurückgeschlagen. Der Czar berief seine Generale zum Kriegsrath in sein Zelt.

Da gingen denn nach einer lebhaften Verhandlung die meisten Stimmen dahin, mit Miniren, Batterieen und Breschesschießen fortzufahren. Doch Gordon machte einen Vorschlag, der wegen seiner Genialität die Zustimmung des Czaren erhielt.

„Zehn bis zwölf Tausend Mann," sagte er, „die sich alle halbe Stunden ablösen werden, sollen Tag und Nacht arbeiten einen Wall aufzuschaufeln, der, indem sie die Erde immer darüber hinwegwerfen, der Stadt und Festung immer näher rückt und am Ende so hoch wird, daß er diese endlosen Wälle überragt."

Und das geschah mit einem Eifer, daß man nach Verlauf von 14 Tagen schon den Ringmauern von Azow ganz nahe gekommen war und der Wall bedeutend darüber hinwegragte. Bald konnte man von der Höhe dieses Walles in die Stadt sehen und wer sich nur dort auf den Straßen sehen ließ, wurde von den auf dem Walle postirten Scharfschützen der Russen niedergeschossen.

Mehrere Außenwerke und Schanzen, welche die Türken verlassen hatten, wurden von den Russen leicht erstürmt.

Die Tartaren machten noch einen Versuch, Hülfstruppen in die Stadt zu bringen, wurden aber zurückgeschlagen. Die Außenwerke wurden eingenommen. Die Mauern fielen zusammen und alle Versuche der Türken, sich zu vertheidigen, scheiterten an der Unaufhaltsamkeit

dieſes Rieſenwerkes. Nach zweimonatlicher Belagerung ergab ſich endlich die türkiſche Beſatzung am 19. Juli. Sie erhielt freien Abzug. Jeder durfte ſo viel von ſeiner Habe mitnehmen, als er tragen konnte. Aber dem Verräther und Ueberläufer Janſen war ſeine That vom vergangenen Jahre nicht vergeſſen. Es war eine Bedingung der Capitulation, daß dieſer Verräther ausgeliefert werde.

Man fand in Azow 96, und in der nahen kleinen Feſtung Ljutin, die ſich drei Tage ſpäter ergab, 31 Geſchütze. Die Stadt war von den Kugeln ſo zerſtört, daß ſie faſt im Schutt lag.

Solche glänzende Erfolge übertrafen jede Erwartung des Czaren. Er war darüber um ſo glücklicher, als ſie vorzüglich ſeiner Energie und Thätigkeit zu danken waren. In dieſer erhöhten Stimmung des Gemüths ſchrieb Peter an den Bojaren Streſchnew: „Freuet Euch mit Paulus im Herrn! ich aber ſage abermals, freuet Euch: denn jetzt iſt unſere Freude erfüllt, da der Herr unſer Gott das zweijährige Bemühen und Blutvergießen in Gnaden belohnt hat.“

Gott ſoll das Blutvergießen belohnen. Das iſt zwar eine entſetzliche Idee, ein Gedanke, der geeignet wäre die verkehrteſten und irrigſten Vorſtellungen von Gottes Einwirkung auf menſchliche Geſchicke zu verbreiten; aber man erkennt aus dieſer Aeußerung des Czaren, daß Peter religiöſen Sinn hatte und daß ſchon damals wie

heute, russische Politik den Namen Gottes mißbrauchte, um weltliche Staatszwecke vor der gläubigen Menge zu rechtfertigen.

Daneben aber erkannte der junge Czar auch, als ein kluger Herrscher, daß er dem Heere die öffentlichen Ehrenbezeugungen eines triumphirenden Einzuges in Moskau schuldig sei, und er versprach sich davon eine Erweckung des militairischen Ehrgefühls unter seinen Soldaten, um sie für größere Eroberungspläne geschickt zu machen, die er in nächster Zeit zur Ausführung zu bringen gedachte.

Indeß wurden die großartigsten Anstalten getroffen, die Stadt und Festungswerke von Azow wieder herzustellen, und einen großen Kriegshafen anzulegen. Dreißig Tausend Menschen wurden dazu verwendet.

6.

Triumphzug in Moskau.

Es war der 30. September 1696, als der feierliche Triumpheinzug in Moskau erfolgte.

Auf der steinernen Brücke war eine Triumphpforte erbaut, die mit Bildsäulen des Mars und des Herkules allegorisch geschmückt war. Ueber dem Bogen der Durchfahrt prangten russische Inschriften, unter Andern: „Ich kam, sah und siegte!“

Es war ein glänzender militairischer Festzug, der in

einer endlosen Reihe hindurchwallte. Musikbanden zogen voran. Fahnen wehten, Kanonendonner und Glockenklang ertönte von den Wällen und Thürmen. Unter dem Triumphbogen waren Sänger aufgestellt, welche die Thaten des Heeres besangen.

Im ersten sechsspännigen Wagen, der von mehreren Reitern umgeben war, saß Peter's ehemaliger Lehrer Sotow. In den Händen dieses würdigen Greises sah man die Geschenke des Kosacken-Hetman's Mazeppa an den Czar. Es war ein prächtiger Schild, der an einer goldenen, mit Brillanten geschmückten Kette hing und einen kostbarer Säbel.

Dann folgte ein ganz vergoldeter Wagen, der von sechs reich angeschirrten Pferden gezogen wurde, der Großadmiral Lefort und in dem folgenden Wagen der Viceadmiral Lima und der Contreadmiral Cofer. Diese Wagen waren umgeben von Lanzenträgern und Seesoldaten.

Alsdann kam der General Schein, als Oberbefehlshaber der Landmacht. Er ritt ein schönes, reich angeschirrtes Tartarenroß, mit goldenen Zügeln und goldgestickten Decken. Er selbst war in schwarzen Sammt gekleidet. Die eroberten türkischen Feldzeichen, der Halbmond und die drei Roßschweife, wurden, als Zeichen der Verachtung, auf der Erde nachgeschleift.

Die andern Generale, in deren Mitte sich der Czar Peter befand, folgten zu Fuß und trugen, wie dieser selbst,

ihre Dienstuniformen. Ein großes militairisches Gefolge bildete triumphirende Gruppen.

Dann aber folgte der nach Galgenart erbaute Wagen, auf welchem man in türkischer Kleidung den Verräther Janſen todtenbleich, mit verwildertem Barte sitzen sah. Zwei Büttel mit aufgestreiften Hemdeärmeln saßen an seiner Seite und hielten den Strick, der um seinen Hals geschlungen war. Er war mit starken eisernen Ketten gefesſelt und trug eine Tafel auf der Brust, worauf geschrieben stand: „Hoch- und Landesverräther!“ über seinem Haupte hingen Knutriemen herab zwischen zwei eingeschlagenen Aexten. Darüber sah man das türkische Wappen angebracht.

Diese barbarische Scene bildete einen starken Mißklang in Mitte der glänzenden Siegesfreude. Mehr noch die Hinrichtung des Verbrechers, welche mehrere Tage darauf erfolgte. Er wurde fast zu Tode geknutet; dann nach empörenden Qualen gerädert, und sein Kopf wurde auf einen Pfahl gesteckt, wo er bis zur völligen Verwesung zum Abscheu des Volkes ausgestellt blieb.

So gab Peter, der die gewaltsamsten Maßregeln nicht scheute, um europäische Civilisation in seinem weiten Slavenreiche zu verbreiten, selbst das Beispiel von einer Barbarei, die er auszurotten sich so eifrigst bemühte.

Mit glänzender Freigebigkeit vertheilte er Belohnungen unter die Führer seines Heeres. Die Generale,

die an dem Triumphzuge Theil genommen hatten, besonders Schein und Lefort, wurden mit kostbarem Pelzwerk, reichem Silbergeräthe und Landgütern beschenkt. Andere Generale, selbst Officiere niedern Ranges, erhielten auf Pergament geschriebene Belobungsschreiben, die mit dem Reichswappen in silbernen Kapseln an goldenen Schnuren geziert waren. Zur Belustigung des Volks wurden Feuerwerke gegeben, und in kriegerischen Spielen wurde die Eroberung von Azow dargestellt. Durch silberne und goldene Denkmünzen wurde das Ereigniß gefeiert.

Alle Potentaten Europas sandten Beglückwünschungsschreiben an den Czaren; denn damals hielt man die Demüthigung des Christenfeindes für einen Sieg des Christenthums über den Muhamedanismus, und abgesehen davon, so hatten die Türken damals zu wiederholten Malen Wien bedroht und die Demüthigung einer Macht, welche ihre Stellung mißbraucht, um die Freiheit anderer Nationen zu gefährden, erfüllte damals wie heute in umgekehrter Richtung die Völker mit Freuden. Damals war es die Türkei, heute ist es Rußland, welches versuchte das Gleichgewicht von Europa zu erschüttern und dadurch den Haß aller civilisirten Nationen gegen sich aufgeregt hat.

Dritter Abschnitt.

Peter als Regent und Fürst.

„Der große Morgen brach hervor,
In Nebel eingehüllt."

Lavater.

1.

Anfang der Reformen.

Peter hatte bei der Eroberung von Azow erst so recht lebhaft die Nothwendigkeit einer mächtigen Kriegsflotte erkannt. Nur durch die Flotte war es ihm möglich gewesen, den Entsatz der Belagerung durch die türkische Marine abzuwehren, und die Festung zu erobern. Diese Flotte zu erhalten und noch zu vermehren wurde zunächst seine Aufgabe, die er mit der vollen Energie und der Rücksichtslosigkeit eines unbeschränkten Selbstherrschers angriff.

Er ließ die Großen seines Reichs, die reichen Bojaren, den Patriarchen, den Metropolitan und die andern Großwürdenträger der Kirche zusammenrufen in den mit vergoldeten Stukkaturen reich geschmückten Audienzsaal im

Kremlpalast zu Moskau, und kündigte ihnen seinen Entschluß an, die Kriegsflotte seines Reichs binnen drei Jahren um 55 Kriegsschiffe, vom ersten bis zum fünften Range, nebst sieben Bombardierschiffen und vier Brandern, zu vermehren. Nachdem er die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel nachgewiesen hatte, fuhr er mit energischen Worten fort:

„Nun aber appellire ich an den Patriotismus der Großen und der reichen Kaufleute meines Reichs; denn auf Staatskosten kann ich höchstens die Erbauung, Ausrüstung und Bemannung von neun der größten Kriegsschiffe zu Stande bringen. Darum erwarte und verlange ich von Euch, daß Ihr mir die übrigen auf Eure Kosten erbauet. Du, Patriarch Adrian, wirst sechs Schiffe vom zweiten Range liefern, und Du, der Metropolit von Kasan, hast zwei Schiffe vom dritten Range zu erbauen und ausrüsten zu lassen. Die übrigen werden auf die Bojaren nach ihrem Vermögen vertheilt.

Alle diese bärtigen Männer, in ihren bis auf die Füße niedergehenden, mit Zobel besetzten Röcken, verneigten sich, nach slavischer Sitte, mit über die Brust gekreuzten Händen, wenn auch die meisten mit einem innern, verbissenen Grimm. Keiner wagte ein Wort des Widerspruchs; denn Jeder wußte, es kostete dem Czaren nur einen Wink und die Knute wurde über seinem Rücken geschwungen.

Nur ein alter, ehrwürdiger Bojar, dessen weißer Bart bis auf den Gürtel niederging, sprach ein zustimmendes Wort, das so lautete: „Achte geschehen, was Du gebeutst.“

Diesen Spruch des Alten ließ Peter auf eine Denkmünze setzen.

Die Eröffnung eines Kanals zwischen dem Don und der Wolga, um die Verbindung zwischen dem schwarzen, mittelländischen und kaspischen Meere herzustellen, wurde in Angriff genommen. Zwanzigtausend Arbeiter wurden angestellt, um den Kanal von nur 140 Werste Länge zu graben, der noch dazu durch zwischenliegende kleinere Flüsse erleichtert wurde. Eben so viel Strelitzen wurden zum Schutze der Arbeiter gegen die Angriffe der Tartaren commandirt; aber das großartige Unternehmen mißlang am Ungeschicke des leitenden Ingenieurs, Oberst Brokel.

Mit desto größern Erfolgen wurde dagegen der Schiffsbau betrieben. Das geschah unter persönlicher Aufsicht des Czaren, der sich in der Nähe der Schiffswerfte von Woronesch auf einer kleinen Insel im Flusse dieses Namens ein Häuschen hatte erbauen lassen, worin er sich häufig Tag und Nacht aufhielt. Nicht selten ergriff er selbst die Zimmerart und gab dann den Werkleuten das Beispiel des fleißigsten und tüchtigsten Arbeiters.

Peter hatte ferner erkannt, daß für alle solche Arbeiten und für die Fabriken, wie für die Marine und

das Militair nur die Fremden brauchbar waren. Um sich nun von diesen nicht für alle Zukunft abhängig zu machen, beschloß er, eine bedeutende Anzahl talentvoller junger Russen in die Fremde zu senden, um sich dort nach gemessenen Instructionen in den verschiedenen Gewerben, Künsten und Wissenschaften zu bilden, die er für die Durchführung seiner großartigen und weitgreifenden Civilisationspläne für nothwendig hielt.

2.

Unzufriedenheit der Bojaren. Verschwörung.

Alle diese Maßregeln erregten den Unwillen der russischen Großen, die sich durch die Rührigkeit und Aufklärung des jungen Czaren in der gewohnten Behaglichkeit und Willkürherrschaft über alle ihre Tausende von Seelen, wie sie die Leibeignen nennen, gestört sahen.

Und vom Murren darüber kam es zur That. In heimlichen Versammlungen, die unter dem Schein von Trinkgelagen hier und dort bei reichen Bojaren stattfanden, wurde das Raisonniren über die Neuerungen des jungen Czaren immer lauter und rücksichtsloser. Einer der hochmüthigsten und erbittertsten Bojaren war der Staatsrath Sokownin.

Er war es, der im engvertrauten Kreise zuerst es wagte, offen auszusprechen, was die Andern längst schon

gedacht und gefühlt hatten: „Wenn wir uns unsere angeerbten Privilegien erhalten wollen, so muß der Strom, der sie uns zu entreißen sucht, abgedämmt werden.“

„Und der kühne Neuerer,“ sprach der Kammerherr Puschkin, „muß aus dem Wege geräumt werden, ehe er uns zu stark und mächtig wird.“

„Aber der Czar Peter ist bei dem Volke beliebt,“ bemerkte ein Anderer der Verschworenen. „Wenn die früheren Czaren sich in das Innere des Czarenpalastes im Kreml einschlossen und Niemand bei ihnen Zutritt hatte, als die Hohenpriester und Bojaren, so lebt Peter mitten im Volke und unter seinen Soldaten. Er theilt ihre Sorgen, Anstrengungen und Arbeiten, ist Jedem zugänglich, gegen Jeden gerecht und streng ohne Unterschied des Ranges, und ist mehr besorgt für das Wohl des Volks zu sorgen, als für die angeborenen von Gottes Gnaden herstammenden Vorrechte der edlen Bojaren; deshalb eben wird es schwer, ja unmöglich sein, ihn in offner Rebellion zu bekämpfen. Er würde in jedem Bürger, jedem Bauer, jedem Soldaten einen Vertheidiger seines Lebens und seines Thrones finden, und sein persönlicher Muth würde am Ende das ihm schon über den Kopf geworfene Netz einer jeden Verschwörung zerreißen.“

„Darum,“ sprach der Staatsrath Semenow, „folgen wir den Lehren, die uns einst die große Czarin Sophia gegeben. Sie war der Schutzgeist unserer Privi-

legien und Vorrechte. Sie werde wieder unsere Czarin; aber erst muß dieser ruhelose Geist der Neuerungen zur ewigen Ruhe geleitet werden."

„Er sterbe!" ertönte es dumpf und hohl, wie vom eigenen Grauen erstickt, aus dem Munde der 12 versammelten Verschwornen, „und die Zarewna Sophia werde wieder aus der Clausur ihres Klosters an's Licht geholt und auf den Thron gesetzt."

„Sie wird uns denselben Rath geben," nahm Semenow das Wort, „den ich Euch jetzt geben werde, es ist dasselbe Manöver, das einst die Czarin selbst angewendet hatte, als sie den Strelitzen-Aufstand gegen den jungen Czaren Peter aufregte."

„Verläumden im Volke," sprach Puschkin eintönig, „die Besessenen und Straßenredner bestechen, daß sie in ihrer Eigenschaft als Propheten, die für heilig gehalten werden, dem Volke Unglück weissagen, wenn den Neuerungen des Czaren nicht Einhalt geschieht. Was mich betrifft, so würde ich es selbst übernehmen, ihm mit diesem meinem guten Dolche den letzten Gnadenstoß zu geben, wenn die Sache erst reif geworden sein wird. Und damit Ihr in dieser hochwichtigen Angelegenheit Vertrauen zu mir habt, werde ich Euch auch den Grund sagen, meine Brüder, weshalb ich ihn persönlich tödtlich hasse. Ihr wißt, meine Frau ist die schönste, liebenswürdigste und gebildetste aller Frauen am Czarenhofe. Unwiderstehlich

ſind ihre reizenden Koketterien, womit ſie jedes Männerherz, das in den Zauberkreis ihrer ſchönen Augen kommt, zu beſtricken weiß. Sie befand ſich unter den 60 Schönen aus den vornehmſten Bojaren-Familien, die dem jungen Czaren, der damals faſt noch Knabe war, zur Auswahl einer Gemahlin vorgeſtellt wurden. Lange ſchwankte Peter's Wahl zwiſchen meiner jetzigen Gattin und Eudoxia Lapuſchin; endlich entſchied ſich der noch unbärtige Jüngling auf den Wunſch ſeiner Mutter für die Letztere, die bedeutend älter iſt als er, immer noch eine ſchöne Frau, aber weder ſo klug noch ſo liebenswürdig wie meine Frau. Czar Peter wurde unter Lefort's Verführung ein Liebhaber ſchöner Frauen. Seine Gemahlin quälte ihn in ihrer ſchwärmeriſchen, leidenſchaftlichen Liebe ſtets mit Vorwürfen über ſeine Untreue und verfolgte ihn mit eiferſüchtigem Ausſpioniren aller ſeiner Gänge. Das ſetzte natürlich heftige Scenen und böſes Blut, und in ſolcher Stimmung ſagte der Czar eines Abends zu meiner Gattin, hätte ich Dich gewählt, ſtatt jener ewig maulenden Eudoxia, ich würde glücklicher geweſen ſein." „Auch treuer?" fragte meine Frau in reizvoller Schelmerei mit dem Finger drohend. „Dir gewiß," entgegnete der Czar, „denn Du biſt ſo reizend, daß, wer Dich einmal geſehen hat, der wird Dein Bild aus der Seele nie wieder entfernen können." Und das mußte ich mit anhören, als ob es die unſchuldigſten Dinge von der Welt wären.

Ich fühlte schon die Hörner wachsen an meinem Haupte und schwor ihm, dem Verführer auf dem Czarenthrone, Rache und Tod."

„Du bist unser Mann, Bruder," entgegnete Semenow in wilder Freude, indem er ihn umarmte, aber ich rathe Dir, sage Deiner Frau nichts davon."

„Möge mich Gott behüten," rief Puschkin, „die würde Alles verrathen; denn die Eitelkeit der Weiber ist noch größer als ihr Leichtsinn. Seitdem ihr der Czar Flatterieen in's Ohr gesagt hat, schwärmt sie für ihn, und wer mag wissen, wie weit Beide in der geheimen Vertraulichkeit schon vorgeschritten sein mögen; denn das Weib ist schlau wie die Schlange im Paradiese und der Czar ist kein Kostverächter bei schönen Frauen; dabei ist ein armer Hahnrei von Ehemann, wenn er das Unglück hat, in seine Frau verliebt zu sein, leicht blind zu machen. Genug, der Czar soll sterben, das bin ich meiner Ruhe und meiner Ehre schuldig."

„Bravo!" riefen die Anwesenden einstimmig und Semenow machte den Vorschlag, nunmehr auf das heilige Kreuz zu schwören, daß sie einander nicht verrathen würden; „denn," fügte er mit frömmelnder Miene und gefalteten Händen hinzu, „für alle großen Werke bedürfen wir den Beistand der heiligsten Mutter Gottes."

Und nun hielt er das Kreuz hoch und sprach den fürchterlichen Eid aus, den jemals eine hirnverbrannte

Phantasie ausgebrütet haben mag. Eben schlug die Mitternachtsstunde von den nahen Thürmen des Kreml; schauerlich hallten die tiefen Töne derselben durch die stille Nachtluft und er sagte ihnen die Eidesformel vor: „Solches gelobe und schwöre ich!"

Und eintönig, die Meisten nicht ohne inneres Erbeben, sprachen sie die Worte nach: „Solches gelobe und schwöre ich!"

Nur ein feines Ohr und eine scharfe Beobachtung, wie sie die Aufregung des Moments nicht zuließ, würde gehört haben, daß zwei der Anwesenden mit gedämpfter Stimme statt der Beschwörungsformel die Worte murmelten: „Solches glaube ich schwerlich."

So waren diese Beiden also an ihre Gewissen nicht gebunden und die Mitverschwornen hatten keine Ahnung davon, daß Verräther sich in ihrer Mitte befanden. Diese stellten sich am wüthendsten gegen den Czaren, nachdem sie sich leise mit einander beredet hatten, den Ausbruch der Verschwörung ihrerseits zu hindern.

Nun wurde berathen, wie das Verbrechen ausgeführt werden sollte. Die Verschwornen kamen endlich überein, daß, nachdem das Volk und die Strelitzen durch Besessene auf den Straßen hinreichend gegen den Czaren aufgewiegelt sein würden, am 2. Februar ein Haus in der Nachbarschaft angezündet werden sollte. Der Czar habe die Gewohnheit, stets fast der Erste zu sein, der oft allein, oft

nur in Begleitung eines Denschtschik zur Brandstelle eilte und dann wollte es Puschkin, der als Kammerherr ihm am unverdächtigsten nahe treten konnte, übernehmen, ihn niederzustoßen und die übrigen Verschwornen wollten dann nach vollbrachter That die Zarewna Sophia zur Czarin von Rußland ausrufen.

3.

Aufregung des Volkes.

In den folgenden Tagen hörte man verdächtige Reden auf den Straßen. Unzufriedene giebt es überall und diese verbreiteten im Stillen das Gift der Verläumdung und Verdächtigung des Czaren, das von den Verschwornen ausgegangen war und in hundert Kanälen weiter ausgebreitet wurde. Besonders eifrig predigten die Besessenen, die man als dem Volke heilige Propheten gewähren ließ, gegen die Neuerungssucht des Czaren.

Die Altrussen hingen mit einer wahren Pietät an ihren alten Gebräuchen und an dem Cultus des griechischen orthodoxen Glaubens und so mußte es denn den tiefsten Eindruck auf die umstehende Volksmenge machen, worunter sich denn auch viele alte, in ihrem verschlossenen Innern tief grollende Strelitzen befanden, als ein solcher Besessener nach einem Galimathias von durch einander geworfenem Unsinn sprach: „Nicht genug, daß der Czar in seinem

Lande fremde Ketzer und Ungläubige den rechtgläubigen Eingebornen vorzieht; nicht genug, daß der Katholik Gordon für seine Glaubensgenossen die Erlaubniß zur Haltung eines papistischen Priesters und zum Bau einer steinernen Kirche vom Czar zu erschleichen gewußt hat; so sendet man nun auch eine Menge rechtgläubiger Jünglinge in den Jahren der größten Empfänglichkeit für jede Verführung in die Länder der Irrgläubigen, ja nach dem Sitze des Papstes, wo man jedes Mittel anwendet, Andersgläubige zu den Irrlehren der katholischen Religion zu verleiten. Nicht ohne Ursache hielten unsere weisen Vorfahren sich von den Ausländern getrennt. Nicht ohne Ursache haben unsere Czaren die wiederholten dringenden Gesuche der befreundeten katholischen Mächte, den Katholiken die Ausübung ihrer Religion zu verstatten, beharrlich abgeschlagen. Aber dem jungen Czar ist nichts heilig, was von unsern Vorfahren herstammt. Durch die unaufhörlichen Neuerungen, die man sich ohne Scheu an den alten ehrwürdigen Sitten erlaubt, wird die wahre Religion gestürzt und die russische alte Kraft wird gelähmt. Rußland wir die Beute der Fremden werden."

In diesem Tone ging es weiter und der Same der Empörung und Unzufriedenheit mit der weisen Regierung des Czaren wurde damit unter das Volk ausgestreut.

Immer näher kam der Tag, der für die Ausführung des Mordanschlags gegen den Czar bestimmt war, und

sein Fall mußte den Eingeweihten unabwendlich erscheinen und wäre es gewesen, hätte nicht das Auge einer tiefen, im Innersten des Herzens verschlossenen Liebe über ihm gewacht.

4.

Puschkin's Gemahlin.

In ihrem mit orientalischer Pracht geschmückten Boudoir saß eines Abends eine bildschöne Frau. Mit ihren großen schmachtenden Augen blickte sie sinnend vor sich hin und sprach, da sie ihre Dienerin fortgeschickt hatte, halblaut: „Nichts ist gewisser, es geht hier etwas vor. Mein Gemahl ist seit einigen Wochen so seltsam aufgeregt und zerstreut. Bald hält er dem jungen Czaren in den gewähltesten Ausdrücken glänzende Lobreden; bald schießen Blitze des tiefsten Hasses gegen denselben aus seinem Innern hervor. Das muß ich ergründen. List und Verstellung müssen mir beistehen."

Als bald darauf der Kammerherr Puschkin, ihr Gemahl, eintrat, stand sie auf und umarmte ihn zärtlich. „Du bist mir Genugthuung schuldig," sprach sie, „der Czar hat mich entsetzlich beleidigt. Er hat mich umarmen und küssen wollen. Und als ich ihn mit Entrüstung zurückwies, stieß er furchtbare Drohungen aus. Ich weiß," fuhr sie fort, „Ihr habt etwas vor gegen ihn; nehmt

mich auf in Euren Bund und ich werde Euch Gelegenheit verſchaffen, ihn zu tödten."

Puſchkin war ganz entzückt von dieſer Sinneswandelung ſeiner geliebten Gattin und bekannte ihr das ganze Complott.

Das ſchlaue Weib pries mit lauter Bewunderung die Energie und Klugheit deſſelben und fragte nach den Namen der Mitverſchwornen. Puſchkin trug kein Bedenken, ſie Alle zu nennen; doch als er die beiden letzten, ein Paar Strelitzen-Officiere, nannte, ſetzte er hinzu: „Sonderbar! dieſen Beiden gerade traue ich nicht recht. Sie haben den Eid mehr gemurmelt als laut und verſtändlich geſprochen. Ich wünſchte, wir hätten ſie nicht in's Vertrauen gezogen; denn die heutigen Strelitzen ſind gar nicht mehr die Alten, ſie ſind feige und unzuverläſſige Leute."

„Ich kenne Beide," entgegnete Kathinka, ſo hieß Puſchkin's Gemahlin, „ſende ſie zu mir und ich glaube Einfluß genug zu haben, ſie in der Treue an ihren Schwur zu erhalten."

Puſchkin dankte ſeiner Gattin für dieſe Hingebung an die große Sache des Vaterlandes, wie er dieſe Verſchwörung nannte und lud die beiden Strelitzen ein zum Thee bei ſeiner Gemahlin.

Die beiden Männer kamen. Kathinka ließ ſie allein vor ſich kommen. Nachdem alle Diener entfernt waren, ſprach ſie zu den Strelitzen eindringlich über die Ver-

pflichtung, dem Czar treu zu sein. „Unsere Theilnahme an der Verschwörung," entgegneten sie, „hat uns schon tausendmal gereuet; aber wir wagen nicht, den Czar davon in Kenntniß zu setzen; denn bei seinem Jähzorn würden wir die Ersten sein, die ihre Köpfe auf den Block legen müßten."

Kathinka sprach ihnen Muth ein, indem sie versicherte, daß ihre Reue das edle Gemüth des Czaren versöhnen würde und im schlimmsten Fall würde ihr Einfluß auf denselben bedeutend genug sein, um ihnen Begnadigung und selbst Belohnung zu verschaffen. Nur sollten sie ihren Gatten nicht verrathen. Sie selbst würde ihn zurückhalten an der letzten nächtlichen Versammlung vor der That Theil zu nehmen, und es solle die Anzeige nicht eher erfolgen, als an dem Abend der Ausführung, damit die sämmtlichen übrigen Verschwornen auf der That ertappt und für alle Zukunft unschädlich gemacht werden könnten.

5.

Ueberraschung. Rettung.

So war unter mancherlei Vorbereitungen der 3. Februar 1697 herangekommen. Abends befand sich der Czar in einer heitern Gesellschaft, wie er sie sehr liebte, bei seinem Günstling Lefort; man wollte sich eben zu Tische setzen, als ihm zwei Männer gemeldet wurden, die ihre Namen nicht

ſagen wollten, aber erklärt hätten, daß ſie in einer hochwichtigen Angelegenheit, die das Leben des Czaren betreffe, ihn allein zu ſprechen wünſchten.

Lefort, der dieſe Meldung hörte, rieth dem Czaren dringend, ſein Leben nicht in Gefahr zu geben. „Wie leicht," ſprach er, „können ſich in dieſen aufgeregten Zeiten bei der Mißſtimmung der Bojaren und Strelitzen Meuchelmörder unter ſolchen Vorwänden einſchleichen und Dein koſtbares Leben, o Czar, gefährden."

„Wenn ſich ein Monarch," ſprach er, „erſt vor Meuchelmördern fürchtet, verdient er nicht Herrſcher zu ſein. Deine Sorge ſei, daß ſolche Uebelthäter nicht der Strafe entgehen; die Meinige, ihnen die Stirn zu bieten."

Und dann befahl er, ſie in ein beſonderes Zimmer zu führen und dorthin begab er ſich allein, mit keiner andern Waffe verſehen, als ſeinem Krückſtock, den ſchon mancher ruſſiſche Rücken gefühlt hatte. Lefort dagegen ließ ein Commando von der Palaſtwache kommen und damit die äußern Thüren beſetzen.

Als der Czar eintrat, ſtanden zwei Strelitzen da, die bei ſeinem Eintritt ſich mit den Angeſichtern auf den Boden warfen und in dieſer Stellung ſprach der Eine für Beide: „Wir ſind ſchwere Verbrecher und legen hiermit unſere Köpfe zu Deinen Füßen nieder, daß Du über uns richten mögeſt. Wir ſind verleitet worden, uns mit Andern in eine Verſchwörung gegen Dein Leben einzulaſſen; aber

tiefe Reue hat uns bewogen, davon abzulaſſen und Puſchkin's Gemahlin hat uns ermuthigt, Dir davon Anzeige zu machen, damit Du die Schuldigen beſtrafen und Dein Leben vor ihrer Bosheit retten könnteſt."

Peter belobte ſie, daß ſie ſich von dem Argen und Böſen abgewendet hätten und forderte ſie auf, ſich zu erheben und furchtlos zu erzählen, was ſie etwa von der angeblichen Verſchwörung wüßten.

Da erhoben ſich die graubärtigen Männer und erzählten Einer um den Andern mit Thränen in den Augen die Geſchichte der Verſchwörung und daß mit Einbruch der Nacht Alle im Hauſe des Staatsraths Sokownin ſich verſammeln würden, daß um Mitternacht ein Haus in Moskau in Brand geſteckt werden ſolle und alsdann das verabredete Zeichen mit der Feuerglocke verkündet werden ſolle; dann würden ſich die Verſchwornen der Brandſtelle bemächtigen und ſo wie der Czar erſcheinen würde, denſelben umringen und niederſtoßen.

„Ich werde die Sache unterſuchen," ſprach Peter mit großer Ruhe, „und wenn ſich Alles ſo findet, wie Ihr es angezeigt habt, ſo ſoll Euch Beiden nicht nur in Gnaden Strafloſigkeit zu Theil werden, ſondern auch eine Belohnung; denn Ihr ſeid wie der verlorne Sohn in der heiligen Schrift, die als Gebeſſerte reuig zurückkehren, dem Vater lieber ſind als Die, ſo nie geſtrauchelt haben. Bis dahin, daß ſich die Sache entſcheidet, müßt Ihr als Gefangene im Kreml bleiben."

Die begnadigten reumüthigen Verbrecher knieten abermals nieder und küßten dankend den Saum seines Rockes.

Der Czar Peter aber befahl ihnen das tiefste Stillschweigen und ließ dann die Wache eintreten, der er die beiden Strelitzen als Gefangene übergab.

Dann schrieb er einige Zeilen auf einen Zettel, versiegelte diesen und übergab die so verschlossene Ordre dem wachhabenden Officier mit dem Befehl, diese Ordre Schlag zehn Uhr Abends zu eröffnen und dann zu thun, wie ihm darin befohlen wurde.

Die Ordre lautete so: „Mit dem Schlage 11 Uhr in dieser Nacht wirst Du das Haus des Staatsraths Semenow in aller Stille besetzen, so daß weder Mann noch Maus daraus entkommen kann. Alsdann erwarte meine weitere persönliche Ordre.

Peter."

Peter empfahl dem Commandirenden von der Wache das strengste dienstliche Stillschweigen darüber zu beobachten und schloß mit den Worten: „So befehle ich Dir. Du wirst pünktlich gehorchen, oder es kostet Deinen Kopf."

Der Hauptmann empfing die Ordre, verneigte sich tief, indem er sie küßte und zog sich zurück.

Jetzt kehrte Peter in die Gesellschaft zurück. Seine Miene war heiter und unbefangen, als sei nichts vorgefallen. So setzte er sich zwischen zwei schöne Frauen zur Tafel, scherzte mit ihnen auf seine Weise und trank

nach seiner Gewohnheit ziemlich viel. Als es auf der französischen Pendeluhr, die in einem kostbaren Gefäß von Schildpatt, mit Perlemutter und Silber kunstreich ausgelegt, im Speisezimmer aufgestellt war, zehn Uhr schlug, erhob er sich, leerte noch stehend sein Glas aus und sprach zu seinen Umgebungen: „Ein kleines Geschäft ruft mich für einige Augenblicke ab, laßt Euch nicht stören in Eurem Vergnügen. Bald werden wir uns wiedersehen."

Nun rief er den eben Dienst habenden Denschtschik, eine Charge, die bei dem Czaren zugleich den Dienst eines Adjutanten und Dieners versah und in der Regel die Ersten waren, die er, wenn ihn sein periodischer Gesichtsschmerz plagte, bei dem geringsten Versehen mit seinem Krückstocke, den er stets zur Hand hatte, abprügelte; da er aber solche Uebereilungen stets durch doppelte Güte wieder gut zu machen wußte, so waren in der Regel die Denschtschiks die einflußreichsten Personen am Hofe. Der gerufene Denschtschik mußte sogleich eine Droschke, die immer angespannt standen, für den Dienst des Czaren vorfahren lassen und sich mit ihm hineinsetzen. Jetzt gebot Peter: „Schnell nach Warschau vor das Haus des Staatsraths Semenow!"

Auf dem Wege dorthin sprach er mit dem Denschtschik über hundert andere Dinge, nur nicht über sein Vorhaben, so daß dieser glauben mußte, es handle sich um das

gleichgültigste Ding von der Welt, höchstens um ein verliebtes Abenteuer.

Als er vor des Semenow's Hause etwa um halb elf Uhr angekommen war, sah er sich verwundert um und sprach halblaut vor sich hin: „Noch Niemand hier? werden so meine Ordres befolgt? Vielleicht befinden sie sich im Innern des Hofes, ich sehe den Thorweg offen. Man fahre hinein."

Das geschah. Weder der leibeigene Kutscher, noch der Denschtschik wußten für welche Zwecke.

Auch auf dem Hofe war Alles todtenstill. „Oder," sprach er bedenklich, „sollten sie sich etwa im Innern des Hauses befinden? Bleib hier," sprach er zum Denschtschik, „ich gehe allein hinein."

Der Czar hatte sich genau genug erkundigt und kannte die innere Einrichtung des Hauses. Er trat hinein und stieg die breite, schwach erleuchtete Treppe hinauf; als er auch oben im Hause Niemanden von der herbeorderten Wache sah, meinte er, sie würden sich in einem Verstecke befinden und trat unerschrocken in ein Zimmer, worin er durch die Glasfenster Licht sah.

Nicht ohne Ueberraschung erkannte er unter den Anwesenden die ihm genannten Häupter der Verschwörung, als den Staatsrath Semenow, den Kammerherrn Puschkin, der sich durch alle Ueberredungskünste seiner schönen Frau nicht hatte zurückhalten lassen und den

Obersten Zickler, einen finsteren und entschlossenen Mann, so wie die ganze Rotte der Verschwörung, in deren Mitte er sich plötzlich ganz allein befand.

Betroffen erhoben sich alle Verschworene. Die unsichtbare Macht der Majestät hatte sie unbewußt überwältigt. Im ersten Augenblick glaubten sie Alles verrathen und sich selbst von Wachen umringt. Doch die Unbefangenheit des Czaren, der zwar augenblicklich die Gefahr, worin er sich befand, erkannte, aber Charakterstärke genug besaß, um sich seine Besorgniß nicht merken zu lassen, beruhigte sie wieder.

„Guten Abend!" sprach er heiter, „ich habe im Vorbeifahren hier oben so helles Licht gesehen, daß ich Gesellschaft hier vermuthen mußte. Darum bin ich hier eingekehrt, um noch ein Gläschen mit Euch zu trinken."

Der Wirth mußte sich diesen hohen Besuch zur Ehre rechnen. Er schenkte ein und man trank auf die Gesundheit des Czaren und Peter that tapfer Bescheid. Der Czar allein setzte sich nieder. Alle Verschworene standen ehrfurchtsvoll um ihn her.

Nach einiger Zeit unbefangener Unterhaltung, die Peter sehr heiter zu führen wußte, bemerkte er mit seiner durch die gefahrvolle Situation noch geschärften Beobachtungsgabe, daß ein Strelitz dem Sokownin zuwinkte und flüsterte: „Es ist Zeit, Bruder!" Der Staatsrath Sokownin, der wahrscheinlich erst die Trunken-

heit des Czaren abwarten wollte, antwortete leise: „Noch nicht!“

Aber Peter erkannte, daß bei längerem Verzuge die Gefahr sich noch steigern mußte. Jetzt galt es durch Ueberraschung zu siegen. Beherzt sprang er auf und mit den Worten: „Für mich aber ist es Zeit, Du Schurke!“ schlug er den Sokownin mit der geballten Faust so kräftig in's Gesicht, daß dieser zu Boden fiel. Dann schrie er mit furchtbarer Stimme in der heftigsten Aufregung nach der Thür zu: „Wache, bindet die Hunde!“

Es war eben elf Uhr, als die Thür sich aufthat und der Hauptmann der Leibwache mit seiner Mannschaft hereintrat. Die Verschwornen sahen sich verrathen und warfen sich zu Boden, indem sie mit Heulen und Zähneklappern vor Angst ihre Schuld bekannten. Der Czar aber, der bis dahin in dem Wahn gestanden, daß er dem Hauptmann Lapuchin die Ordre gegeben, um zehn Uhr zur Stelle zu sein, wandte sich in seinem rasch auflodernden Jähzorn gegen diesen und gab ihm, ohne ein Wort zu sagen, eine tüchtige Ohrfeige.

Der Hauptmann behielt Subordination und kaltes Blut genug, sich durch die schriftliche Ordre des Czaren auszuweisen, daß er pünktlich den Befehlen desselben nachgekommen und mit dem Schlage elf Uhr an Ort und Stelle gewesen sei.

Jetzt erkannte der Czar seine Uebereilung, er küßte

den tief gekränkten Hauptmann auf die Stirn und nannte ihn einen der bravsten Officiere seines Heeres, indem er wegen seines Irrthums um Verzeihung bat. Dann vertraute er ihm die Bewachung und Abführung der Verhafteten an, die auf seinen Befehl einander selbst die Hände binden mußten.

Nun kehrte er in die vor einer Stunde verlassene Gesellschaft bei Lefort zurück und erzählte ganz heiter das erlebte Abenteuer, dessen Lebensgefahr alle Anwesenden mit Schauder erfüllte, wie die Geistesgegenwart des Czaren mit Bewunderung, die Rettung desselben mit Freude.

Noch bis tief in die Nacht hinein wurde geplaudert und am andern Tage begann das Criminalverfahren gegen die Verschwornen, wobei nach russischer Weise die Knute die Hauptrolle spielte, um Geständnisse zu erpressen, wo auch der Beweis noch nicht klar vorlag.

Drei der Verhafteten wurden nach kurzem militairischen Verhör des Hochverraths für schuldig erklärt und zu Todesstrafen verurtheilt; mehrere später Verhaftete, gegen welche kein voller Beweis vorlag, wurden wieder entlassen. Unter den Verurtheilten befand sich auch der Kammerherr Puschkin. Gern hätte er um seiner schönen Frau willen, welche, wie er erfuhr, die beiden Strelitzen ermuthigt hatte ihn zu warnen, ihn begnadigt. Aber sein strenges Rechtsgefühl ließ diese Milderung seiner Strafe nicht zu. Deshalb ging er zu ihr, um sie zu trösten und

schenkte ihr außer dem Vermögen ihres Gemahls, das sonst bei Hochverräthern confiscirt wird, mehrere Juwelen und Silbergeräth von großem Werthe.

Die Aufsicht auf die Großfürstin Sophia, die sich damals noch im Kloster befand, wurde verdoppelt. Die Strelitzen wurden unter den Oberbefehl des Fürsten Romodanowsky gestellt.

Unbekümmert um den Aufstand wurden nun die Pläne des Czaren, sein Volk zu civilisiren, die zu der Verschwörung Veranlassung gegeben hatten, in Ausführung gebracht. Sechzig junge Männer von Lefort's Regiment wurden nach Italien geschickt, vierzig nach Holland und mehrere nach Deutschland. Aber auch ihn selbst führte der mächtige Wissensdrang, der sich in ihm regte, zu dem Wunsche, das Ausland zu sehen und mit eignen Augen eine Anschauung zu gewinnen von den Wunderdingen in der civilisirten Welt, von welchen Lefort so anziehend zu erzählen wußte.

6.

Erste Reise des Czaren in's Ausland. Zusammensetzung der Gesandtschaft.

Als der Czar von der strengen Execution gegen die Verbrecher zurückgekehrt war, sprach er zu Lefort: „Nun hoffe ich, werden die unruhigen Köpfe für eine Zeitlang

zur Ruhe gebracht sein und meine ich, daß jetzt gerade der günstigste Zeitpunkt gekommen ist, wo ich mein Reich ohne Gefahr einige Zeit verlassen kann."

Lefort war seiner Meinung und der Czar fuhr fort: „Wenn ich aber mit Nutzen reisen und Alles mit eignen Augen sehen will, so muß ich auf der Reise die lästige Majestät ablegen und werde deshalb im Gefolge einer glänzenden Gesandtschaft im strengsten Incognito unter dem Titel eines Obercommandeurs mich befinden und mich Peter Michaelow nennen."

„Für die Regierung aber während meiner Abwesenheit," äußerte er, „werde ich eine Regierungscommission ernennen, an deren Spitze der alte brave Fürst Feodor Jurjewitsch Romodanowsky stehen wird. Ich werde ihn als meinen Stellvertreter auszeichnen durch den Titel Majestät und Fürst Cäsar."

„Diese Wahl," entgegnete Lefort, „kann nur allgemeine Billigung finden und die ihm zu erweisende Ehre wird eine wohlverdiente sein."

Romodanowsky war aber auch ein Mann von festem Charakter und nie wankender Treue. Der Wille seines Herrn ist ihm ein so unbedingtes Gesetz, daß er Jeden, der dem entgegen handeln wollte, bis zur Grausamkeit verfolgen konnte. Unter der vorigen Regierung hatte er das russische Heer gegen die Türken geführt und einen glänzenden Sieg über die Türken und Tartaren bei

Tschigirin erfochten. Auch in den Uebungsfeldzügen hatte er sich hervorgethan und besaß überhaupt das unbedingte Vertrauen des Czaren.

Für die Ruhe der Hauptstadt sollte Gordon sorgen, wozu er die neu gebildeten Truppen dort in Moskau in Garnison legen sollte, und die stets zu Unruhen geneigten Strelitzen wurden zur Besetzung der türkischen und lithauischen Grenze commandirt.

Nun galt es eben so klug die Zusammensetzung der großen und glänzenden Gesandtschaft, in deren Mitte sich der Czar befinden wollte, zu ordnen. An die Spitze derselben, als erster Gesandter trat der große Admiral Lefort, dem der Czar die beste Bekanntschaft mit dem Auslande und die meiste diplomatische Feinheit an fremden Höfen zutrauen durfte. Zum zweiten Gesandten wurde der bisherige Statthalter von Sibirien, Feodor Alexiewitsch Golowin, ernannt, ein gediegener Staatsmann, Freund und Beförderer der Wissenschaften und Gönner der Ausländer, die er als Stützen der erwachenden Cultur in Rußland betrachtete. Der dritte Gesandte war der Rathssecretair Prokesi Bogdanowitsch Wosnizyn, der auch Wojewode von Bolchow war, ein Mann, der auf frühern Sendungen nach Persien, die Türkei, Polen und Venedig sich große Erfahrungen und Kenntnisse erworben hatte.

So bewährte auch Peter bei allen diesen Wahlen die Eigenschaft großer Fürsten, die rechten und tauglichen

Werkzeuge für seine Absichten zu wählen und dadurch diese zur Ausführung zu bringen.

Außer diesen drei Gesandten wurden dieser großartigen Ambassade beigegeben: 22 Cavaliere, 7 Canzleibeamte, 5 Dolmetscher, ein Geistlicher und ein Arzt; ferner 68 Soldaten und Officiere in grüner, russischer Uniform, ferner drei Kaufleute, mehrere Hofnarren, Heiducken und Zwerge. Dazu kamen noch eine Menge junger Männer aus den vornehmsten Familien, die der Czar mitgenommen hatte, sowohl um sie durch die Reise zu bilden, als auch, in schlauer Politik, um sie gewissermaßen als Geiseln für die Treue ihrer in Rußland zurückgebliebenen Familien in Händen zu haben. So war die ganze Gesandtschaft mit der Dienerschaft auf 270 Personen angewachsen.

7.

Reise bis Königsberg.

Im April 1697 erfolgte die Abreise dieser glänzenden Gesandtschaft aus Warschau. Einige Tage später folgte ihr der Czar, der in schneller Courierreise in seiner leichten Kibitke, mit vier raschen kleinen Pferden neben einander bespannt, sie wieder einholte, noch ehe die Gesandtschaft im langen Zuge die russische Grenze überschritten hatte.

Die Gesandtschaftsreise ging durch Esthland und Liefland, welche Provinzen abwechselnd von den Polen, Russen und Schweden erobert waren und sich jetzt im Besitz der Letztern befanden. Die Gesandtschaft wurde überall mit Ehren empfangen; aber sie war zu groß, um besonders auf Dörfern und in kleinen Städten ein genügendes Unterkommen und hinreichende Verpflegung finden zu können. Schon dieser Umstand verstimmte Peter einigermaßen gegen die schwedische Regierung, indem er im Mangel an Vorsorge derselben einen Mangel an Rücksicht und ein unfreundliches Benehmen zu finden wähnte.

Die erste große Stadt, die Peter nach europäischer Weise erbauet sah, war Riga. Die regelmäßige Bauart und besonders die trefflich angelegten Festungswerke interessirten ihn ungemein. Er wollte die letztern nicht nur persönlich mit der größten Aufmerksamkeit besichtigen, sondern auch durch Ingenieurofficiere Zeichnungen und Pläne davon aufnehmen lassen. Das konnte unmöglich der Commandant der Festung, Graf von Dahlberg, zugeben; er gab seinen Officieren Befehl, den Fremden nicht nur jeden Zutritt zu den Basteien und Wällen zu versagen, sondern auch sie auf allen ihren Schritten und Gängen genau zu beobachten. Peter war noch zu wenig bekannt mit den Pflichten eines Festungscommandanten in einem civilisirten Staate, um sich nicht dadurch verletzt zu fühlen.

Er zweifelte nicht daran, daß deshalb besondere Befehle von Stockholm ergangen seien und hielt es für ein beleidigendes Mißtrauen gegen einen befreundeten benachbarten Fürsten. In der Aufregung darüber soll er gesagt haben: „Ich hoffe noch in die Lage zu kommen, dem Könige von Schweden einst dieselbe Gunst zu versagen, die er mir jetzt versagt hat."

Man will in der gereizten Empfindlichkeit des Czaren darüber, daß er sich zum ersten Male im Auslande gehemmt sah, seiner Begierde nach Belehrung zu genügen, den ersten Keim seiner spätern langwierigen Kriege mit Schweden gefunden haben.

Das nächste Reiseziel war Mitau. Dort fand die Gesandtschaft am Hofe des Herzogs von Kurland die beste Aufnahme. Von da sollte die Reise nach Königsberg gehen, die erste bedeutende Stadt im Gebiete des prachtliebenden Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg. Peter, von seiner Ungeduld getrieben, eilte der Gesandtschaft dorthin um 10 Tage voraus. Er zeigte dort im Incognito persönlich an, daß eine czarische Gesandtschaft, in Angelegenheit der ganzen Christenheit an den römischen Kaiser abgefertigt sei, und bitte um eine gütige Aufnahme des zur See nach Königsberg abgereiseten Peter Michaelow und seine 35 Gefährten, die auf Befehl des Czaren nach Venedig gehen sollten, um sich im Seewesen zu vervollkommnen.

8.

Am Hofe des Kurfürsten von Brandenburg.

Die Gesandtschaft wurde feierlich eingeholt und mit einem Pompe der Aufzüge, so daß sich der Czar selbst hätte geschmeichelt fühlen müssen, wenn er mit den vollen Ansprüchen seines Ranges gereiset wäre. Peter hatte aber allen Personen seines Gefolges bei strenger Strafe verboten, seine Anwesenheit, sei es durch Wort oder Benehmen zu verrathen; aber Peter's Persönlichkeit war so imponirend, daß man unmöglich in Mitte seiner Höflinge den mächtigen Selbstherrscher des großen nordischen Reichs verkennen konnte.

Er war wohlgebildet, von ansehnlicher Größe, 6 Fuß 8½ Zoll englischen Maßes, und von schlankem, doch kräftigem Wuchse. Sein dunkles Haar trug er glatt niedergekämmt, wellenförmig auf die Schultern herabfallend. Den denkenden Ernst und die wilde Majestät, die auf seinem Antlitz thronte und in seiner ganzen Haltung sich aussprach, milderte ein heiteres, alle Herzen gewinnendes Wohlwollen. Der Ruf, der ihm voranging, wurde noch durch seine Gegenwart erhöht. Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Ehrerbietung wußte der nordische Monarch sich schnell Vertrauen und Liebe zu gewinnen. Sogleich auffallend auf den ersten Blick waren seine scharfblitzenden

Augen, die mit einiger Unruhe stets umherrollten, denen auch nicht das Geringste in seiner scharfen Beobachtung entging. Er liebte es nicht, von müßiger Neugierde angegafft zu werden und deshalb drückte er nicht selten sein Barett oder seinen kleinen dreieckigen Federhut so tief in's Gesicht, daß man seine edlen, markigen Gesichtszüge nicht deutlich sehen konnte.

Der Kurfürst dagegen, der an seinem Hofe den Glanz Ludwig's XIV. von Frankreich nachahmte, war bedeutend kleiner, etwas verwachsen, sah blaß und kränklich aus und trug eine große französische Allongen-Perücke. Sein reich mit Gold gesticktes rothes Sammetkleid mit Diamantenknöpfen, das breite Ordensband, das von der linken Schulter über die Brust ging, und der mit Brillanten besetzte Ordensstern, dabei eine lange Schooßweste von geblümtem Goldbrokat, kurze sammtne Beinkleider, seidene Strümpfe und Schuhe mit großen, mit Diamanten besetzten Schnallen und kleinem Galanteriedegen, den Chapeaubas-Hut meistens unter dem Arme tragend; so bildete der Kurfürst allerdings einen starken Contrast gegen den einfachen und prunklosen Anzug des Czaren, der in einem dunkelgrünen, mit Zobelpelz besetzten kurzen Rocke von polnischem Schnitt bestand, dessen Gürtel seine Säbelkoppel war. Eben so verschieden war auch die Umgebung beider Monarchen; die des Kurfürsten in gebückter Stellung im reichsten, mit Gold gestickten Gallacostüm von alt französischem Schnitt,

eine Unzahl von Kammerherrn und Dienern aller Art, in den so reich galonnirten Livreen, daß man kaum von dem Tuche derselben etwas sehen konnte; dagegen Peter's Umgebungen in viel einfachern, wenn auch dem europäischen Schnitt schon möglichst nachgebildeten Uniformen und Livreen, in einer Haltung, der man wohl die slavische Unterwürfigkeit, nicht aber persönliche Servilität ansehen konnte. Im Ganzen lag im russischen Wesen und Erscheinen mehr persönliche Würde und Kraftgefühl, als in dem der damaligen brandenburgischen Höflinge.

Nicht geringe Verlegenheit bereitete das Incognito des russischen Czaren dem ceremoniellen Kurfürsten und seinem Oberceremonienmeister Unannehmlichkeiten und Kopfbrechen. Hundert Fragen der Etikette wurden auf die Spitze gestellt und durchgenommen. Manches erschien als unauflöslich und unvereinbar, doch der Czar wußte bald den gordischen Knoten durchzuhauen, den brandenburgische Hofweisheit nicht zu lösen vermochte.

Ganz unbefangen und ohne Gefolge ging er zum Kurfürsten, dem er sich als Obercommandeur Peter Michaelow anmelden ließ. Diese Besuche, bei denen er sich ganz auf den Fuß der Gleichheit mit dem Kurfürsten stellte, behielten den Charakter von Privatbesuchen. Doch bewunderte der Kurfürst die ungemeinen Geistesgaben des jungen Czaren, dessen scharfe Beobachtungskraft ihn oft in Erstaunen versetzte. Mit der liebenswürdigsten Unbe-

fangenheit bewarb sich Peter um die Freundschaft des Kurfürsten, und verrieth durch seine klugen Fragen, mit welchem ungemeinem Scharfsinn er in die Erforschung alles Neuen, was er sah, einzugehen wußte.

Mit diesen ungezwungenen Privatbesuchen des Czaren contrastirte seltsam die steife Etikette, die bei der feierlichen Audienz stattfand, welche der brandenburgische Kurfürst der czarischen Gesandtschaft, worin, wie ihm nicht unbekannt geblieben war, der Czar selbst sich im Incognito befand, bewilligt hatte.

Der prachtliebende Kurfürst saß bei dieser Audienz in dem mit vergoldeten Stukkaturen reich geschmückten großen Marmorsaal des alten kurfürstlichen Schlosses in Königsberg, unter einem mit goldenen Troddeln, Quasten und Schnuren verzierten carmoisinrothen Baldachin, auf einem reich vergoldeten Thronsessel. Er trug zu der großen Allongenperücke und dem breiten Ordensbande ein rothscharlachnes Kleid, dessen Knöpfe mit Diamanten besetzt waren. Schimmernde Goldstickerei in einer langen Schoßweste von drap d'or gehörte zu den prächtigen Attributen dieses wahrhaft königlichen Glanzes eines Kurfürsten, der schon damals nach der Königskrone strebte, die er später als der erste preußische König, unter dem Namen Friedrich I. auf sein Haupt setzte. Die Umgebungen des Kurfürsten entsprachen diesem Glanze. Rechts und links vor ihm standen in großer Galla des altfranzösischen Hofcostüms oder reichen

brandenburgiſchen Uniformen ſeine Höflinge und Generale. Nachdem die Geſandtſchaft durch den Oberceremonienmeiſter, Baron von Beſſer, hereingeführt war durch die weit geöffneten Thürflügel des Audienzſaals und ſich tief verneigt hatten, erhob ſich der Kurfürſt, lüftete den mit einer weißen Plüme geſchmückten kleinen, mit handbreiten Goldborten umgebenen kleinen dreieckigen Hut und ſetzte ihn wieder auf die weiße Wolkenperücke, worauf er ſelbſt ſich auf den Thronſeſſel wieder niederließ.

Zunächſt nahm der Freiherr von Dankelmann, Premierminiſter des Kurfürſten, das Wort. In einer langen, ſchwülſtigen und phraſenreichen Anrede ſprach er es aus, wie angenehm dem Kurfürſten das Erſcheinen dieſer Geſandtſchaft ſei.

Darauf entgegnete Lefort in franzöſiſcher Sprache, daß der große Ruhm des Kurfürſten den Czaren bewogen habe, durch dieſe Geſandtſchaft ihm die Verſicherung ſeiner Hochachtung und Freundſchaft zu geben. Der Kurfürſt gab ſeine Dankbarkeit zu erkennen und erkundigte ſich nach dem Befinden des Czaren. Darauf erwiederte der zweite Geſandte, daß er den Czar, der übrigens in ſeinem Incognito nur wenig Schritte hinter ihm ſtand, in Rußland in guter Geſundheit verlaſſen habe. Er habe den Auftrag, fügte er hinzu, dem Kurfürſten für die dem Czaren überlaſſenen Ingenieurs und Artillerieofficiere den Dank deſſelben abzuſtatten. Dann aber überreichte der dritte Geſandte

das Beglaubigungsschreiben auf einem Kissen von rothem Taffet und ließ die Geschenke des Czaren übergeben, die in kostbaren Hermelin- und Zobelpelzen bestanden, deren Werth man auf 20,000 Rubel schätzte.

Der damalige Oberceremonienmeister, Baron von Besser, als Hofpoet und Gelegenheitsdichter, der stark war in geschrobenen Phrasen und gesuchten Versen, erschöpfte sich fast in Veranstaltung von Hoffesten. So wechselten damals in Königsberg Parforce- und Bärenjagden, Schauspiel, Bälle, Bankette und Feuerwerk ab. Der junge Czar war Lebemann. Ihn belustigte Alles, besonders den Freuden der Tafel gab er sich gern und maßlos hin. Von diesen mit Glanz ausgeführten Vergnügungen entsprachen die Jagden am wenigsten seinen Neigungen. Er sagte einmal bei solcher Gelegenheit zu seinen brandenburgischen Umgebungen: „Jaget die wilden Thiere, so viel Ihr wollt; so lange ich noch außerhalb Landes kühne Feinde zu jagen und im Lande selbst hier und da wilde und widerspenstige Unterthanen zu bändigen habe, sind die Thiere keine mir würdigen Gegner."

So bestand auch sein ganzes Jagdpersonal aus nur wenigen Jägern.

Wie alle Natursöhne, wenn sie einmal bei großen Festmahlen Gelegenheit dazu haben, liebte auch der Czar den Trunk und kannte dabei nicht leicht Maß und Ziel. Trat dann zu dieser Ueberladung im Trunke jener un-

glückliche nervöse Gesichtskrampf ein, der ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte, so konnte er fürchterlich werden in seinem Jähzorn; so auch jetzt, bei Gelegenheit eines solchen Festes, als er schon bedeutend getrunken hatte, ließ ein Lakei hinter ihm einen silbernen Teller auf das mit Marmor getäfelte Parket des Fußbodens fallen. Der Czar glaubte das Klirren von Waffen hinter sich zu vernehmen, sprang auf und zog den Degen, da er einen Anschlag auf sein Leben vermuthete. Lefort, der bei ihm saß, suchte ihn mit einigen Worten zu beruhigen; doch der einmal aufgeregte Jähzorn des Czaren war unaufhaltsam. Wild rief er seinem Freunde und Vertrauten zu: „Du bist mit im Complott. Ich fordere Dich zum Duell! zieh', vertheidige Dich!"

„Das sei ferne von mir," entgegnete Lefort mit Ruhe, „lieber will ich von den Händen meines Herrn sterben."

Aber auch dadurch nicht beruhigt, zuckte er schon den Degen gegen dessen Brust, als ein kurfürstlicher Kammerherr, ein Herr von Prinz, die Geistesgegenwart und den Muth hatte, seinen Arm zurückzuhalten und so vielleicht Lefort's Leben zu retten. Jetzt erst kam Peter zur Besonnenheit. Er bereute seine Uebereilung und am folgenden Tage bat er Lefort um Verzeihung und dankte dem Kammerherrn von Prinz, daß er ihn von einer Mordschuld gerettet habe, mit der freimüthigen Aeußerung, die seinem

Herzen wie seinem Charakter Ehre macht: „Ich will mein Volk gesittet machen und vermag es nicht, mich selber zu bezähmen."

Bei einigen der Festmahle, welche ihm zu Ehren der Kurfürst gab, war dessen eben so schöne als geistreiche Gemahlin, Sophie Charlotte, zugegen, die den Czaren durch ihre Liebenswürdigkeit ungemein zu fesseln wußte.

Als ihn nun bei solcher Gelegenheit der Kurfürst fragte, was ihm wohl am besten in Preußen gefallen habe, antwortete er in seiner derben Galanterie: „Wer hat wohl die Kurfürstin gesehen und sie nicht für das Schönste auf der Welt erklärt. Zum Andenken und um meine Bewunderung zu erkennen zu geben, geruhe Ew. Libbden mir zu erlauben, Ihnen ein Geschenk zu machen," und dabei zog er einen kostbaren goldnen Ring mit einem großen Rubin vom Finger und warf ihn der Kurfürstin in den Busen des nach damaliger Mode sehr tief ausgeschnittenen großgeblümten, mit Gold durchwirkten schweren seidenen Brokat-Kleides.

Dieser kostbare Rubin von seltener Größe und Schönheit wurde später zum Schmuck des neuen preußischen Scepters verwendet.

In der Mitte dieser erheiternden Zerstreuungen vergaß Peter den Zweck seiner Reise nicht. Er suchte sich mit der Regierungsverfassung, den Sitten und dem Stande des Handels und der Künste in Preußen bekannt

zu machen, besuchte Künstler und Handwerker in ihren Ateliers und Werkstätten und notirte Alles, was ihm bemerkenswerth zu sein schien. Es wurde aber auch seiner Wißbegierde nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt. Er wohnte in einem Gartenhause am Pregel und ruderte, wie ein gemeiner Schiffer gekleidet, auf dem Flusse herum.

„Wenn die Stadt mir gehörte", sagte er eines Tages bei einer solchen Wasserfahrt, „so würde ich hier einen Kriegshafen anlegen." Als man ihn dagegen auf eine Sandbank aufmerksam machte, welche die Einfahrt versperrte, so sagte er: „Das sind Kleinigkeiten. Es ist nur nöthig, daß man den Fluß abdämmt, damit er einen andern Lauf bekomme."

Wenn man ihn nicht auf dem Flusse sah, so strich er mit einem Dolmetscher durch die Straßen der Stadt und untersuchte Alles, was ihm bemerkenswerth zu sein schien. Dieses äußerte sich oft sehr naiv. Eines Tages begegnete er einer Dame, die eine goldene Uhr an einer goldnen Kette hängen hatte. Plötzlich erschreckte er sie durch ein barsches „Halt!" das er ihr zurief. Voll Schrecken blieb sie stehen, da griff er, zu ihrem noch größeren Schrecken, ganz gutmüthig und freundlich nach ihrer Uhr, öffnete diese, besah und untersuchte genau das Räderwerk darin und gab sie dann mit einem zufriedenen Kopfnicken wieder zurück; die Dame hatte schon

geglaubt von einem Räuber unter dieſen ruſſiſchen Barbaren angegriffen zu ſein.

Noch unbequemer war es indeß, was dem Hofpoeten von Beſſer widerfuhr. Dieſer trug eine ungewöhnlich große Allongenperücke von weißem Ziegenhaar mit mehr als hundert Locken verziert. Dem Czaren fiel dieſe mächtige Haarwolke auf. Ohne Umſtände nahm er dem Oberceremonienmeiſter in Mitte einer feierlichen Verſammlung das merkwürdige Haargebäude vom Kopfe, betrachtete die Perücke nach allen Seiten und warf ſie dann lachend in eine Ecke, während der Kahlkopf, in ſeinem reich galonnirten Kleide höchſt betroffen, dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben ſtand.

Der Kurfürſt verehrte dem Czaren eine Menge feingeſchnitzter koſtbarer Kunſtſachen aus Bernſtein, die dieſer mit großem Wohlgefallen in Empfang nahm, weil ſie treffliche Erzeugniſſe der Kunſtdrechslerei waren, die er ſelbſt zu ſeinem Vergnügen übte.

Auch die Vorleſungen der Gelehrten an der Univerſität beſuchte er, ſowie auch Bibliotheken und andere wiſſenſchaftliche Inſtitute. Er hatte vorzüglich, wie er ſagte, dabei die Möglichkeit vor Augen, auch in Rußland Hochſchulen anzulegen.

Dem kurfürſtlichen Hofkapellmeiſter übertrug er den muſikaliſchen Unterricht von mehreren jungen Ruſſen, wofür er ihm 1000 Dukaten Honorar zuſicherte, und um die

übergroße Zahl im Gefolge der Gesandtschaft zu verringern, befahl er, daß einige derselben als Bombardiere in Königsberg bleiben sollten, um sich in der Artillerie weiter auszubilden; Andere mußten auf Schiffen über Narva zurückkehren.

Nachdem der Czar mit dem Kurfürst noch die schwedischen Angelegenheiten besprochen und sich für den Fall eines Krieges mit Schweden einen Alliirten gesichert hatte, setzte er seine Abreise auf den 2. Juni fest.

9.

Weiterreise.

Der Czar hatte von hier an seinen Reiseplan geändert. Er wollte vor Allem Holland sehen und ließ den Kaiserhof in Wien durch einen Abgeordneten davon benachrichtigen.

So schiffte sich denn die an der Zahl kleiner gewordene Gesandtschaft in Pillau nach Kolberg ein, wo Peter ungehindert die Festungswerke besah, denn der Kurfürst hatte ausdrücklich Befehl gegeben, seiner Wißbegierde nicht das geringste Hinderniß in den Weg zu legen.

Am 4. Juli eilte er mit nur wenigen Begleitern voraus um Berlin zu sehen, während das Gepäck und 170 Personen vom Gefolge, zu Schiffe nach Lübeck expedirt wurden.

Der Oberst Bogdan Pristow, welcher diese Karawane zu führen hatte, erhielt zur Landreise von Lübeck nach Amsterdam 410 Dukaten Reisegeld, und dabei die Anweisung möglichst haushälterisch damit umzugehen und Jedem nach seinem Stande nur das Nothwendigste, „so daß sie satt würden," verabreichen zu lassen, auch jede Ausgabe in ein Buch zu tragen.

Die Abtheilung der Gesandtschaft, bei welcher sich Peter selbst befand, hielt ihren Einzug in Berlin, bei welcher Gelegenheit der Kurfürst mit 71 Kanonenschüssen salutiren ließ. In Berlin nahm der Czar besonders Kenntniß von den Militairangelegenheiten, die damals freilich in Preußen noch nicht auf der Höhe der Ausbildung standen, wie unter seinem Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I., noch weniger so bewährte Krieger waren als unter dessen Sohn, Friedrich dem Großen. Doch war ihm Vieles belehrend, was er später in Rußland einführte.

Dann setzte er mit seiner Gesandtschaft ohne Aufenthalt seine Reise fort, besah in Magdeburg den Dom mit den Reliquien, erstieg bei Halberstadt den Brocken oder Blocksberg, wie er damals von den großen Granitblöcken, die ihn bedecken, genannt wurde, besuchte den katholischen Bischof von Hildesheim, ein Beweis von seiner aufgeklärten religiösen Toleranz, die unter seinem heutigen Nachfolger bekanntlich in Unduldsamkeit jedes andern Cultus als der orthodoxen griechischen Kirche umgeschlagen ist; und ging

einer interessanten Zusammenkunft mit zwei hohen Damen in dem Schlößchen Koppenbrügge entgegen.

10.

Besuch in Koppenbrügge.

Auf seiner Gesandtschaftsreise hatte der Czar das Dorf Koppenbrügge im Cellischen, vier starke Meilen von Hannover zu passiren. Dort besaßen die Cellischen Herrschaften ein kleines Schloß. Sophie Charlotte, die schöne Gemahlin des Kurfürsten von Brandenburg hatte, wie wir wissen, die Bekanntschaft des Czaren bei den Empfangsfeierlichkeiten desselben in Königsberg gemacht. Unmittelbar von dort war sie, rascher als die czarische Gesandschaft zu ihrem Vater, dem Kurfürsten von Hannover gereiset, und hatte den ganzen Hof fast elektrisirt vor Neugier durch Erzählungen von den liebenswürdigen und wunderlichen Eigenschaften des Czaren. Besonders interessirte sich dafür ihre geistvolle, immer noch höchst liebenswürdige Mutter, die verwittwete Kurfürstin Sophie. Beide Frauen faßten den Plan, dem im Incognito reisenden Czaren im Schlosse Koppenbrügge ein Nachtlager anzubieten und um eine Audienz zu bitten. Der Czar genehmigte diese und nahm die Einladung an. Den beiden Kurfürstinnen schlossen sich mehrere Prinzen des kurfürstlichen Hauses an.

Die Briefe, welche die beiden Fürstinnen über diesen Besuch schrieben, enthalten so naive Urtheile über Peter den Großen und geben uns von seiner ganzen Persönlichkeit ein so lebendiges Bild, daß wir diese nicht besser schildern können, als wenn wir diese Briefe in der eigenthümlichen Schreibart jener Zeit mittheilen. Der erste Brief von der Kurfürstin von Brandenburg, Sophie Charlotte, war französisch geschrieben. Er lautete in deutscher Uebersetzung wie folgt:

„Ich habe den großen Czaren wiedergesehen, der mir ein Rendezvous in Koppenbrügge (einem Dorfe im Fürstenthum Celle) gegeben hatte, ohne zu wissen, daß die ganze Familie dort sein würde. Das war die Ursache, daß man eine Stunde mit ihm unterhandeln mußte, ehe er sich dazu verstand, für uns sichtbar zu werden. Endlich genehmigte er, daß der Herzog von Celle, meine Mutter, meine Brüder*) und ich ihn in dem großen Saal des Schlosses treffen sollten, wo auch gespeiset wurde. Er wollte mit uns gleichzeitig durch eine andere Thür eintreten, um nicht gesehen zu werden; denn es hatten sich viele Neugierige, wie er bemerkt hatte, an der Barrière versammelt, um ihn zu sehen. Das war ihm so unangenehm, daß er schon hatte wieder umkehren wollen; doch trat er endlich auf Zureden seiner Umgebungen ein, hielt

*) Werden später in einer Anmerkung genannt werden.

ſich aber das Geſicht zu, als ob er ſich ſchämte. Aber Madame, meine Mutter und ich näherten uns ihm ſogleich und machten ihm unſer Compliment und der Czar ließ Herrn Lefort für ſich antworten. Im gebrochenen Deutſch ſprach er zu uns: „Ich kann nicht ſprechen.“ Wir aber nahmen ihn ſogleich in Beſchlag und er ſetzte ſich an der Tafel zwiſchen Madame, meine Mutter und mir und unterhielt ſich lebhaft abwechſelnd mit einer von uns nach der andern; bisweilen richtete er dabei unmittelbar einige Worte an uns; in der Regel aber bediente er ſich der Vermittelung zweier Dolmetſcher, die ihm zunächſt zwiſchen uns und ihm zur Seite ſaßen. In der That ſprach er nichts als was ſehr angemeſſen war und unterhielt ſich über alle Gegenſtände, die nur angeregt wurden; denn die Lebhaftigkeit von Madame, meiner Mutter legte ihm viele Fragen vor, worauf er mit derſelben Promptitüde antwortete.

„Ich erſtaune, daß er nicht ermüdet wurde durch die Converſation, weil man ſagte, daß das in ſeinem Lande nicht Sitte ſei, bei Tiſch viel zu plaudern.

„Was ſeine krampfhaften Geſichtsverzerrungen betrifft, ſo hatte ich ſie mir ſchlimmer gedacht, als ich ſie fand. Einige ſolcher Zuckungen ſcheint er aber nicht die Macht zu haben zu beherrſchen.

„Auch läßt ſich leicht erkennen, daß er nicht Anweiſung erhalten hatte, reinlich zu eſſen. Er wußte ſich

aber dabei so natürlich und ohne Zwang zu benehmen, daß er mir gefiel; er war dabei so unbefangen, als ob er zu Hause sei und nachdem er erlaubt hatte, daß die Edelleute ihn bedienten, sowie auch die Damen, denen er sich früher nicht zeigen wollte, eintreten durften, ließ er die Thür schließen, indem er einen Liebling aus seiner Bedienung, den er seinen rechten Arm nannte, an die Thür stellte mit dem Befehl, Niemanden von diesen Leuten wieder hinaus zu lassen. Dann ließ er große Gläser kommen und gab einem jeden der Dienst habenden Edelleute drei oder vier tüchtige Züge zu trinken, indem er sagte, das geschehe, um ihnen eine Ehre zu erweisen. Er gab ihnen selbst die gefüllten Gläser. Einige von ihnen wollten, nachdem sie dieselben geleert hatten, sie an Quirini*) zurückgeben. Das litt aber der Czar nicht; er nahm ihnen selbst die Gläser ab und übergab sie an Quirini. Das war eine Höflichkeit von ihm, worauf wir früher nicht geachtet hatten.

„Ich gab ihm Musik zum Besten, um zu sehen, welche Miene er dazu machte. Er sagte, daß ihm das sehr gefalle; besonders war es Fernando**), den er sehr lobte. Er gab ihm, wie den Herren vom Hofe, ein Glas Wein.

---

*) Der Mundschenk des Herzogs von Celle.

**) Italienischer Sänger am Hofe.

„Wir blieben ihm zu Gefallen vier Stunden an der Tafel. Es wurde moskowitisch getrunken, das heißt Alle auf einmal, auf die Gesundheit des Czaren. Auch der Kurfürst Friedrich von Brandenburg wurde nicht vergessen. Er selbst indeß trank wenig.

„Um den Czaren tanzen zu sehen, bat ich Herrn Lefort, die russische Musik der Gesandtschaft kommen zu lassen. Diese erschien auch nach aufgehobener Tafel. Er wollte indeß nicht anfangen, ehe er nicht gesehen habe, wie wir tanzten. Wir thaten es, um ihm zu gefallen und um ihn selbst tanzen zu sehen. Er konnte und wollte indeß nicht anfangen zu tanzen, ehe er nicht Handschuhe haben würde. Er ließ sie im ganzen Gepäck seines Zuges suchen; aber man konnte keinen für ihn passenden finden. Madame, meine Mutter, tanzte mit dem Großcommissair und vorher Herr Lefort eine Menuet mit der Gräfin von Platen, und der Kanzler mit meiner Mutter. Das geschah Alles sehr gravitätisch; um desto mehr gefiel der moskowitische Tanz. Endlich waren wir Alle sehr befriedigt vom großen Czaren, der dann auch auf dem Platze erschien.

„Ich wünschte, daß Ihr es eben so wäret von den Schilderungen, die ich mache. Wenn Ihr es für angemessen findet, könnt Ihr den Herrn Kurfürst damit amüsiren. Das sei genug, um Euch zu ermüden; aber ich konnte nicht anders. Ich liebe es, vom Czar zu

reden, und wenn ich daran denke, werde ich Euch mehr erzählen.

„Ich verbleibe Eure wohl affectionirte

Sophie Charlotte."

„Nis, der Hofnarr des Czaren, erschien auch. Er ist närrisch genug. Indeß hatten wir große Lust zum Lachen, als wir sahen, daß sein Herr einen großen Besen nahm und anfing, ihn abzufegen."

Das war allerdings damals ein eigenthümlicher Geschmack an Hofluftbarkeiten, die heutzutage nicht einmal mehr ein Lächeln erwecken würden. Noch naiver beschrieb Madame la Mere, die verwittwete Kurfürstin Sophie, diesen originellen Besuch. Zwei Briefe von ihr, in dem französirten deutschen Styl jener Zeit geschrieben, lauten darüber, wie folgt:

„Herrenhausen, den 11. August 1697.

„Noch muß ich erzählen, daß wir den großen Czaren haben gesehen. Ihre Majestät wurden von des Kurfürsten von Brandenburg Leuten ganz defrayirt bis nach Wesel, mußten aber auch durch Koppenbrügge *), welches ein Lehn von diesem Hause ist **) und dem Fürsten von Nassau in Frießland ***) gehört. Da wir die Audienz bei Ihro

*) Ein Flecken in der Grafschaft Spiegelberg.

**) Nämlich von dem Fürstenthum Eulenburg.

***) Nassau-Dietz.

Majestät begehren ließen (denn sie wollten überall Incognito sein und führen allein seine drei Ambassadeurs den Staat), so ließen sie sich's gefallen uns en particulier sehen zu wollen, meine Tochter*), den Herzog**) und meine drei Söhne***). Ob es schon fünf große Meilen von hier ist, gingen wir mit großer Freude hin, nachdem Koppenstein voraus war, Alles zur Aufwartung zu bestellen. Wir kamen eher daselbst an, als die Moskowiter, die gegen 8 Uhr (Abends) erst anlangten, und stiegen in einem Bauernhaus ab. Es hatte sich aber so ein Haufen Leute versammelt gegen den Abend, daß der Czar nicht wußte, wie er ungesehen und unbekannt konnte vorbeikommen. Also kapitulirten wir lange. Zuletzt ließ mein Sohn die Leute durch die Garde wegjagen und indem die Gesandten mit ihrem Train kamen, schlich sich der Czar durch ein degré derobé in seine Kammer, da der Eßsaal davor war. Hier gingen wir alle zu Seiner Majestät und der erste Ambassadeur, Herr Lefort, ein Genfer, war unser Dolmetscher.

„Der Czar ist ein langer, schöner Herr von Gesicht, recht wohlgebauet und hat eine große vivacité d'esprit,

*) Sophie Charlotte, damals schon an den Kurfürsten von Brandenburg vermählt, zum Besuche in Hannover.

**) Georg Wilhelm.

***) Der Kurprinz Georg Ludwig, der Prinz Christian und der Prinz Ernst August der II., Prinz Maximilian Wilhelm war damals längst nicht mehr in Hannover.

la repartie prompte et juste, konnte aber wohl beſſer moriſirt ſein, als er bei ſeiner großen Avantage von der Natur iſt.

„Wir ſetzten uns alsbald an die Tafel. Monſieur Koppenſtein, ſo wie Marſchalk, präſentirten Sr. Majeſtät die Serviette, ſo ſie nicht verſtanden; denn bei Brandenburg hatte man Gießbecken gebraucht. Meine Tochter und ich ſetzten Ihre Majeſtät zwiſchen uns und hatten Ihre Majeſtät an beiden Seiten einen Dolmetſcher, waren recht luſtig und gar frei, machten große Freundſchaft zuſammen. Meine Tochter und Ihre Majeſtät wechſelten die Tabaksdoſen gegen einander. Auf der Seinen war Ihre Majeſtät Chiffre, welches meine Tochter in großen Ehren hielt. Wir ſaßen zwar gar lange an der Tafel; die Zeit wurde uns eben gar nicht lang, wenn es auch noch länger gewährt hätte; denn der Czar war recht luſtig und ſprach immer. Meine Tochter ließ ihre Italiener ſingen, welches ihm wohlgefiel; ſagte aber, er frage nicht viel nach Muſik. Ich fragte, ob Ihre Libbden denn die Jagd liebten? ſagten ſie mir, der Herr Vater hätten ſie ſehr geliebt; er aber von Jugend auf hätte eine Paſſion für Navigation gehabt und für Feuerwerk, baute auch ſelber. Er wies uns die Hände und ließ uns fühlen, wie hart ſie wären vom Arbeiten. Nach dem Eſſen ließ Ihre Majeſtät dero Violons kommen, und tanzten wir auf Moskowitiſch, welches viel artiger iſt, als auf Pol-

niſch. Dieſer Tag währte bis 4 Uhr des Morgens. Wir hatten zwar unſer Nachtlager in einem adeligen Hauſe, nicht weit davon, beſtellt. Weil es aber Tag war, ſo fuhren wir, ohne zu ſchlafen, wieder hierher, außer der Maaße zufrieden mit unſerer Viſite.

„Es wäre zu lang, Alles zu erzählen, was wir geſehen. Mſr. Lefort und ſein Neveu waren Franzöſiſch gekleidet und haben gar viel Verſtand. Die zwei andern Ambaſſadeurs konnte ich nicht ſprechen, auch nicht mit einem Haufen Prinzen, ſo in der Suite ſind. Der Czar, der die ſchlechte Gelegenheit von dem Ort nicht wußte, meinte uns den andern Tag wieder zu ſehen und hatte ſich für uns putzen wollen, wie auch ſeine Leute. Hätten wir es gewußt, wir wären nicht ſo weit weggegangen und wären wiederum hingekommen; denn der Herr hat uns ſehr vergnügt. Iſt ganz was extraordinaires. Man kann ihn nicht beſchreiben, noch ſich einbilden, ohne ihn zu ſehen. Er hat ein gutes Herz und recht juste noble sentiments. Er hat auch vor uns gar nicht geſoffen, aber ſeine Leute abſcheulich, wie wir weg waren. Koppenſtein hat ſeinen Zobel, ſo man ihm geſchenkt, wohl verdient, doppelt und dreifach es mit ihnen auszuhalten. Sonſt aber waren ſie beim Trunk recht artig und luſtig geweſen. Er hat aber triumphirt; denn die drei moskowitiſchen Abgeſandten wußten nichts mehr von ſich ſelbſt, ſo voll waren ſie, wie ſie wegfuhren!“

Noch naiver lautete der zweite Brief derselben hohen Dame, datirt:

Herrenhausen, am 13/23. August 1697.

— „Daß der große Czar so galant sein sollte, nach einem schönen Contrefait zu sehen, könnte zwar die Historie von seiner Reise embelliren; aber so galant kommt er mir nicht für und hätten wir nicht so viel Anschläge gemacht, ihn zu sehen, so würde er wohl an uns nicht gedacht haben. In seinem Lande müssen sich alle Damen weiß und roth schminken, und wird ihnen dazu bei der Hochzeits-Präsentation Schminke verehrt; daher schien es, als wenn die Gräfin Platen den Moskowiten am besten gefiel. Aber im Tanz sollen ihnen unsere Schnürbrüste wie Knochen vorgekommen sein und der Czar gesagt haben: Wie Teufels harte Knochen haben die deutschen Damen!"

Der dritte und letzte dieser Briefe enthielt noch einige kleine Züge von dem seltsamen, gemüthlichen Wesen des Czaren. Es heißt darin unter Andern:

Herrenhausen, am 7/17. September 1697.

— — — „Mein guter Freund, der Czar, hat mir vier Zobel geschenkt und drei Stücken Damast; sind aber zu klein und man kann nichts als Stühle davon machen. Ihre Majestät divertiren sich zu Amsterdam mit

den Schiffsleuten in's Spielhaus zu gehen, bauen selbst ein Schiff; denn sie können 14 Handwerke in Perfection. Es ist wohl eine rare Personage. Ich wollte nicht um viel, daß ich Ihre Majestät und dero Hof nicht gesehen hätte.

„Sie haben vier Zwergen, davon zwei sehr artig klein und recht wohlerzogen sind. Bald küßte er den, so er am liebsten hat, bald kneipte er ihn in die Ohren. Unsere kleine Prinzessin *) nahm sie bei beiden Ohren und küßte sie zweimal. Die Fontange litt dabei große Noth. Ihren Bruder **) küßte er auch. Er ist ein recht guter Herr (der Czar) und sehr bös dabei, wie es in seinem Lande gebräuchlich ist. Wenn er wohlerzogen wäre, würde er recht perfect sein; denn er hat viel gute Qualitäten und Verstand."

So lautete das Urtheil zweier der gebildetsten Damen jener Zeit. Der Czar selbst fühlte allerdings, daß ihm noch Vieles fehlte, um sich der graziösen Leichtigkeit der französischen Hofsitte anzuschließen und sein Bemühen, eine gewisse Galanterie gegen die Damen zu zeigen, mochte allerdings für diese etwas Komisches haben, das aber

*) Sophia Dorothea, damals 10 Jahre alt, Enkelin der briefstellernden nachherigen Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

**) Den nachmaligen König Georg II., damals ebenfalls 10 Jahre alt.

wieder durch seine glänzenden Eigenschaften als Mann und Fürst aufgewogen wurde.

Doch schied er sehr zufrieden sowohl mit sich selbst, als mit den hohen Damen von Koppenbrügge; weniger gefiel ihm der Kurprinz von Hannover, den er auch später, als derselbe unter dem Namen Georg I. den englischen Thron bestiegen hatte, nicht achtete.

11.

Peter in Holland.

In Emmerich trieb die Ungeduld den Czaren wieder, seiner zahlreichen Begleitung vorauszueilen. Der herrliche deutsche Rheinstrom lockte seine Lust an der Schifffahrt. Er bestieg ein kleines Fahrzeug und schiffte, nur von sieben jungen Edelleuten begleitet, unter denen sich auch der Fürst Sibirski befand, den Rhein hinab. So traf er denn am 8. August ein in Amsterdam, dem Ziel seiner Wißbegierde, vierzehn Tage früher als die große Gesandtschaft, die auf dem Landwege erst diese damalige Weltstadt des Handels erreichte, nachdem der Czar sich dort schon völlig eingerichtet hatte.

Holland galt ihm als der Kern europäischer Handelsbewegungen. Er wußte, daß nirgend wie dort die Schifffahrt und der Schiffbau in solcher Blüthe stand. Alle seine Geisteskraft war gespannt

und der neuen Wunderwelt zugewendet, die ihn dort erwartete.

Indeß sein Wunsch, unerkannt zu bleiben, ließ sich nicht erreichen.

Die wohlmögenden Herren des Magistrats waren schon vor seiner Ankunft unterrichtet gewesen, welch ein hoher Potentat ihrer Stadt die Ehre seiner Anwesenheit geben wollte. Wenn sie auch äußerlich das Incognito des nordischen Monarchen respectiren zu wollen schienen, so konnten sie es doch nicht unterlassen, ihm ein prächtig möblirtes Haus durch eine Deputation zur Wohnung anzubieten. Peter schlug dieses kurzweg aus und sagte, er würde schon für sich selbst sorgen. Nun ging er aus und miethete am Bauplatze der Admiralität, dem sogenannten ostindischen Kay, ein kleines Haus. Dort legte er, um mehr unerkannt zu bleiben und besser beobachten zu können, die Kleidung eines holländischen Schiffszimmermanns an.

Peter schrieb aus Amsterdam einen Brief an den Patriarchen Adrian zu Moskau, worin eine merkwürdige Aeußerung vorkommt. „Ich bin hier," schrieb er, „um dem Worte Gottes an unseren Vater Adam zu folgen: im Schweiß des Angesichts sollst du dein Brod essen! Freilich arbeite ich nicht aus Noth, sondern um das Seewesen zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen zurückzukehren und — das wird bis zum letzten Athem-

zuge mein Wunsch sein, die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien."

Wenn auch auf den heutigen russischen Czarenthron nicht mehr der erste Satz dieses Briefes: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen," seine Anwendung finden mag, so ist doch heute der letzte Satz desselben der fromme Mantel, in welchen sich die von ganz Europa als ungerecht verurtheilte russische Politik im Orient hüllt.

Aber nicht lange verweilte der Czar Peter in Amsterdam. Er begab sich, um ungestörter durch lästige Neugier seinen Arbeiten obliegen zu können, mit einigen jungen Russen nach dem nordholländischen Dorfe Saardam (Zaardam). Doch schon auf dem Wege dorthin sah er sich wieder erkannt. Ein Saardamer Aalfischer fuhr an seinem Schiffe vorüber. Die Russen erkannten in ihm einen ehemaligen Gehülfen des Czaren am Schiffsbau, den Schmidt Garrit Kist und riefen ihm zu. Mit Erstaunen bemerkte und erkannte der Holländer, der in Rußland gearbeitet hatte, den Czaren, der ihn freundlich anredete und fragte, ob er wohl nicht unerkannt bei ihm wohnen könne.

„Recht gern," entgegnete der jetzige Fischer, „aber mein Haus ist klein, viel zu eng für einen so großen Herrn."

„Hat nichts zu sagen," entgegnete Peter, „ich bin

jetzt kein großer Herr mehr, weiß mich schon zu behelfen. Hast Du nicht ein Hinterstübchen für mich?"

„Allerdings wohl, aber es ist klein und an eine arme Wittwe vermiethet."

„Die werde ich entschädigen," entgegnete Peter und der Vertrag kam zu Stande. Die Wittwe erhielt sieben Thaler Entschädigung und der Selbstherrscher des großen Reichs bezog das enge Hinterstübchen der armen Wittwe, dessen Möbeln in armseligem Holzgeräth und einem harten Lager bestanden. Aber Peter hatte einen grob gezimmerten Tisch, worauf er seine Schiffsbauriße anfertigen konnte und verlangte nicht mehr.

Als er in Saardam ankam, war es Sonntag und da sich das Gerücht, unter den angekommenen Russen befinde sich der Czar selbst, verbreitet hatte, so wurde er viel belästigt von der Neugier der Menge, die sich vor seiner kleinen Wohnung sammelte.

Uebrigens erregte die große Anzahl der Mühlwerke und Maschinen, die er bei seinem Eintreffen in Saardam bemerkt hatte, seine Wißbegierde im hohen Grade. Er verschlang Alles mit den Augen und kaum konnte er sich durch die Scheu, ein Gegenstand der zudringlichen Neugier geworden zu sein, abhalten lassen, sogleich nach seinem Eintreffen wieder auszugehen und Alles auf das Genaueste in Augenschein zu nehmen, was er später nicht unterließ.

Um noch einen Versuch zu machen, unerkannt zu

bleiben, erschien er auf den Schiffbauwerften in der Kleidung eines damaligen Waterländer Schiffers in kurzer rother Friesjacke und weiten weißleinenen Beinkleidern. Er gab sich dort für einen Russen aus, der Arbeit suche, um den Schiffsbau kennen zu lernen. Man hatte keinen Grund, ihn zurückzuweisen. Man fragte ihn nach seinem Namen und er nannte sich Peter Michaelow. Unter diesem Namen wurde er in die Arbeiterliste auf dem Schiffswerft eines gewissen Rogge als gemeiner Schiffszimmermann eingeschrieben. Er theilte die Gesellschaft und Beköstigung seiner Kameraden, kleidete sich, arbeitete und schlief wie sie und zeichnete sich durch nichts aus, als durch Fleiß und Fassungsgabe.

So besuchte er denn auch die Familien der auf russischen Werften arbeitenden Genossen, trank bei der Mutter von Thomas Josias ein Glas Wachholderbranntwein und nahm bei Jahn Reefes Frau ein einfaches Mittagsessen an, womit diese Leute ihn dankbar regalirten, wenn er ihnen gute Nachrichten von den in Rußland arbeitenden Männern brachte. Peter rühmte gegen die Frau des Arrien diesen ihren Mann als einen fleißigen und tüchtigen Schiffsbauer, mit dem er zusammen gearbeitet habe.

Er sprach so viel holländisch, daß er sich verständlich machen konnte. Durch ein so einfaches Benehmen machte er Diejenigen wieder irre, die von dem Gerücht gehört hatten, daß der Czar dort sei und ihn dafür hielten.

Doch half das nicht lange, um sein Incognito zu bewahren. Es lebte in Saardam ein Schiffszimmermann, dessen Sohn in Moskau in Arbeit stand. Dieser hatte seinem Vater eine so genaue Beschreibung vom Czaren geliefert, daß er ihn auch in dieser Verkleidung erkannte. Bald hatte der Mann seine Entdeckung ausgeplaudert und ganze Schaaren von Neugierigen strömten herbei, ihn zu sehen. Selbst die Gassenjungen wurden auf ihn aufmerksam und umschwärmten ihn zu seinem großen Aerger mit dem Geschrei: „Der Czar, der Czar!" Um sie zu beruhigen und zu zerstreuen, warf er einen Hutkopf voll Aepfel unter sie. Aber nun entstand unter den Buben ein Balgen und Raufen und Werfen mit Steinen, wobei auch der Czar einige Steinwürfe empfing, die er aber lachend ertrug, um nicht aus seiner Rolle zu fallen.

Auch das Benehmen der Meister und Mitgesellen auf dem Schiffswerfte gegen ihn wurde achtungsvoller. Man fing an, ihn Excellenz und Majestät zu nennen. Dann aber wurde er sehr böse und sagte: „Ich heiße Meister Peter, so sollt Ihr mich nennen; eine weitere Auszeichnung kann ich nur für eine Beleidigung nehmen."

So hatte denn endlich der hochweise Bürgermeister von Saardam von der Anwesenheit des großen Czaren gehört und beschlossen, ihm die schuldigen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Und nun rückte er mit einem großen Gefolge vor das kleine Haus, in welchem der Czar wohnte,

und ließ eine Ehrenwache vor demselben aufmarschiren. Dann ließ er hineinsagen, er wünsche dem großen Czar seine Ehrerbietung zu beweisen, der, wie er wisse, unter dem Namen Peter Michaelow dort anwesend sei.

Jetzt wußte sich der Czar nicht anders zu helfen, als daß er, wie der Bürgermeister eintrat und ihn nach tiefen Reverenzen um die Ehre bat, ihm ein von ihm gedichtetes Festlied von einem mitgebrachten Sängerchor vortragen zu dürfen, lächelnd auf einen Gefährten wies und erklärte: „Der, den Ihr sucht, ist Dieser da. Er nennt sich Peter Michaelow und ist in der That der Czar von Rußland. Ich aber bin Peter Boas, Schiffszimmermann aus Moskau.“ Der junge Russe, der wirklich Peter Boas hieß, war ganz betroffen über diese Namensverwechselung; doch wagte er aus Respect nicht zu widersprechen und der Bürgermeister wendete sich nun an diesen, ließ einen rothbeschlagenen Thronsessel bringen, nöthigte den Peter Boas, sich darauf niederzulassen. Junge Mädchen mußten ihn mit Kränzen umwinden und von der Festcantate wurde dem Gefeierten kein Wort erlassen. Diese Scene belustigte den Czaren ungemein und Peter Boas benahm sich in der Rolle so burleskkomisch, daß Alles anfing zu lachen, als Einer unter den Anwesenden in die Worte ausbrach: „Aber, Herr Bürgermeister, Sie singen immer: „„O, ich bin klug und weise, ha, mich betrügt man nicht,““ und doch haben Sie sich anführen lassen.

Dieſer hier (auf den Czaren deutend) iſt der richtige Peter Michaelow und dieſer Kleine da, den Ihr als Czar verehrt, iſt Peter Boas, den ich kenne.“ Als auch Peter laut lachte, wurde der dicke Bürgermeiſter ſo böſe, daß er ſeine große Allongenperücke abnahm und damit Alle, die nur um ſo mehr lachten, zur Thür hinausjagte. Peter aber verbat ſich nun in einem ſo imponirenden Ernſt den Titel Majeſtät, und hob dabei ſeinen Krückſtock ſo drohend auf, daß der Bürgermeiſter von Saardam ſich unter den tiefſten Bücklingen rückwärts zurückzog.

Während nun Peter auf den Werften von Saardam arbeitete, kam ſeine Geſandtſchaft, in drei Staatsjachten von Utrecht eingeholt, in Amſterdam an.

Peter hatte ſich wieder unter das Gefolge ſeiner Geſandtſchaft gemiſcht und nahm ſo wieder in ſeinem frühern Incognito an den Ehrenbezeugungen Theil, welche dieſer Geſandtſchaft von den Generalſtaaten erwieſen wurden, eben weil man wußte, daß der Czar ſelbſt ſich darunter befand. Er beſah mit den Geſandten die Merkwürdigkeiten von Amſterdam, wohnte einigen Feſtlichkeiten bei und kehrte dann wieder zu ſeinen ſchweren Zimmermannsarbeiten nach Saardam zurück.

Es war eine merkwürdige Erſcheinung. Den unbeſchränkten Gebieter über ein Reich, das ſich in zwei Welttheilen über Länderſtrecken, die größer ſind als der ganze übrige Theil von Europa, ausdehnte, ſah man hier in

einem kleinen Hause wohnen, das noch jetzt unter dem Namen Fürstenburg (Vorstenborg) dort gezeigt wird und dort zimmerte er sich selbst ein Bad und ein hölzernes Lager und unterhielt auf seinem Herde ein kleines Feuer, an welchem er selbst eingekaufte Speisen kochte. Der Mann, der in dem einen Augenblicke Couriere absendete mit Befehlen an sein gegen die Türken fechtendes Heer in der Ukraine; der König August von Polen den kräftigsten Schutz für die Behauptung seines Thrones so eben verheißen hatte, erhob sich von seinem Schreibtische, worauf er eben die wichtigsten Depeschen gesiegelt hatte und ergriff das breite blanke Beil, womit er auf den Arbeitsplatz eilte und an den schwersten und härtesten Arbeiten in grober Kleidung, als der Fleißigste unter Allen, Theil nahm.

In Amsterdam, wo man auch nicht begreifen konnte, daß ein Czar von Rußland sich so ohne Diener behelfen und so niedrigen Arbeiten unterziehen könne, entstanden Zweifel, ob er es wirklich sei. Unter den reichen Millionen Mynheers wurden große Wetten für und wider gemacht und zwei Kaufleute, die früher in Moskau gewesen waren, fuhren expreß nach Saardam, um sich von der Wirklichkeit seiner Anwesenheit zu überzeugen. Als sie ihn erblickten, riefen sie voll Erstaunen aus: „Heiliger Himmel, ist es möglich? Seine Majestät, der Czar?“ „Ihr seht es,“ antwortete er mit Ernst und Würde, „aber schweigt!“

Der Kaufmann Bloem, der ihn von Moskau her kannte, bot ihm sein geräumiges Haus und einen Garten an. „Ich danke," antwortete der Czar, „wir sind geringe Leute und mit unserer Wohnung vollkommen zufrieden." Doch gefiel ihm der Kaufmann Bloem wegen seines geraden treuherzigen Wesens und Peter besuchte ihn einige Male und nahm ungezwungen Theil an dessen Familientisch, wo er sich mit dem Manne, wie mit der Frau des Hauses und mit den Kindern sehr heiter unterhielt. Dort lernte er auch einen Kaufmann Dalf kennen, den er ebenfalls besuchte. Nach der Mahlzeit machte er mit demselben eine Wasserpartie. Auf dieser Fahrt bemerkte er eine im Bau begriffene Graupenmühle. Er stieg aus, besah sich genau das Werk und konnte es nicht unterlassen, mit der Art selber daran zu arbeiten. Diese Mühle steht heute noch und führt zum Andenken an dieses Ereigniß den Namen: der Großfürst.

Um seiner Neigung für Wasserfahrten besser genügen zu können, kaufte er sich ein Boot (Boyer), wozu er selbst den Mast zimmerte. Später kaufte er noch eine Jacht, die er ebenfalls persönlich ausrüstete. So erhielt er Gelegenheit, sich allmälig an eignen Schiffen die Kenntnisse zu erwerben, die zum Schiffsbau gehörten. Aber er war auch unermüdet im Forschen und Fragen. Von jedem Nagel, jedem Thau oder Segel wollte er die Bedeutung wissen und dabei zeugten seine Fragen von einer

Leichtigkeit und Richtigkeit der Auffassung, die allgemeine Bewunderung erregte.

Er fiel nicht aus seiner Rolle, auch wo es auf Abschließung eines Geschäfts ankam. Anstatt mit fürstlicher Freigebigkeit die beiden Schiffsfahrzeuge zu bezahlen, ließ er sich wie ein Privatmann in ein langes Handeln ein und bezahlte am Ende für das Boot 40 Gulden und eine Kanne Bier, die denn auch nach einem alten Handelsgebrauch vom Käufer und Verkäufer im Wirthshause zusammen ausgetrunken wurde. Das Jachtschiff kaufte er für 450 Gulden. Nachdem er auf das letztere einen Vordermast von seiner Erfindung aufgesetzt hatte, schiffte er damit nach Amsterdam, wo er dann in seiner dort gemietheten kleinen Wohnung auf einem harten Lager schlief, das er ohne Hülfe eines Dieners, den er überhaupt entbehren gelernt hatte, sich selbst bereitete.

Solche Wasserfahrten gingen aber nicht immer ohne Gefahren und kleine Abenteuer ab. Seine Verwegenheit zur See erregte sogar bei den holländischen Seeleuten, die damals für die besten in der Welt galten, Erstaunen und Bewunderung. Beinahe aber hätte ihm diese Kühnheit einst das Leben gekostet. Als er einmal bei starkem Winde falsch in die Segel griff, schlug das Boot um. Zum Glück waren geschickte Schwimmer in der Nähe, die ihn noch retteten.

Der Czar konnte nicht ärgerlicher werden, als wenn

man ihn am Strande oder von den vorbeisegelnden Schiffen, wie er sagte, als ein Wunderthier anstarrte. Dann erwachte sein Jähzorn, der diesen energischen Charakter zu mancher Uebereilung verleitete. In einer solchen Aufregung warf er einst einem zu nahe heransegelnden Schiffer, der ihn zu neugierig anstarrte, ein paar leere Flaschen entgegen und einem gewissen Margen, der sich bei einer Landung zu nahe an ihn herandrängte, gab er eine derbe Ohrfeige. Scherzend wurde behauptet, daß dieser Mensch dadurch zum Ritter geschlagen sei und seitdem nannten ihn seine Bekannten nicht anders als Herr Ritter Margen. Begreiflich war es nur der hohe Rang, auch wohl seine kräftige Gestalt, welche im freien Holland den Czaren gegen eine fühlbare Erwiederung solcher ächt moskowitischer Abwehr schützte.

Wie lästig ihm, in seinem gewünschten Incognito, der gar nicht zu vermeidende Zudrang der Neugierigen war, bewies er bei mehr als einer Gelegenheit. Es war am Tage seiner Abreise von Saardam, als der ihm bekannte, schon erwähnte Kaufmann Calf ein demselben zugehöriges neues Schiff über einen Deich (Damm) winden lassen wollte und Peter eingeladen hatte, dabei gegenwärtig zu sein. Der Czar versprach sich davon viel Befriedigung seiner Wißbegierde. Als er aber bei seiner Annäherung bemerkte, daß Dächer und Fenster und alle Gassen mit zahllosen Menschen besetzt waren, die hofften, bei dieser

Gelegenheit den großen Czaren so recht in der Nähe zu sehen, zog er sich unwillig zurück. Da erbot sich der wohlweise Bürgermeister von Saardam, ihn durch eine Hinterthür so zu führen, daß er unbemerkt sich dem Schauplatze der Hebung des Schiffs über den Damm nähern konnte und das ließ sich der Czar gefallen. Kaum aber öffnete der Bürgermeister die Hinterthür, als Peter auch dort eine große Menge von Menschen sah, und er rief, unwillig zurückweichend: „Zu viel Volk, zu viel Volk!“ und zog sich zurück, indem er lieber es aufgab, der für ihn so interessanten Operation beizuwohnen, als Gegenstand der zudringlichsten Volksneugierde zu sein.

An einem Sonntage hatte die Neugier, den Czaren zu sehen, eine unermeßliche Menschenmenge nach Saardam gezogen. Schon vom frühsten Morgen an waren alle Zugänge zu seiner Wohnung besetzt. Das Gedränge dort war so arg und nahm mit jeder Stunde zu, so daß kaum die Polizei den zügellosen Haufen bändigen konnte. Mit dem größten Unwillen sah er den kurzen Weg von seiner Wohnung nach seinem Schiffe durch eine dichte Menschenmauer fast verbaut. Endlich stürzte er sich mit in die Augen gedrücktem Hut hinein in die Menge und brach sich Bahn bis zu seinem Schiffe, indem er nach allen Seiten hin schlug und stieß.

So erreichte er endlich glücklich seine Jacht. Obgleich es bedenklich stürmte, zog er dennoch die Segel

auf und kam erst nach einer dreistündigen, höchst gefährlichen Fahrt, mit zerrissenem Tauwerke in Amsterdam an. Aber dorthin waren ihm schon geschicktere Schiffer aus Saardam vorangeeilt und auch dort war der ganze Strand besetzt mit neugierigen Menschen. Doch drängte er sich hindurch; aber im Zorn wurden manche Köpfe von seiner derben Faust blutig geschlagen. Nur mit Mühe konnte ihn die Polizei schützen, daß die aufgebrachte Menge nicht Vergeltungsrecht an ihm übte. So kam er denn endlich unverletzt an im Hotel seiner Gesandtschaft.

Wie er dort übernachtete, hatte man ihm ein prächtiges, nach holländischer Art hoch aufgebautes Daunenbett in seinem Schlafzimmer aufgestellt. „Viel zu weich!“ rief er unwillig aus und ging hinaus. In einem Vorzimmer fand er einen Diener, der auf einem, auf dem Boden ausgebreiteten Bärenfelle schlief. „Auf!“ rief er diesem zu. „Das Lager paßt besser für einen Schiffszimmermann als jenes,“ und er legte sich darauf nieder, hüllte sich in seinen Mantel und schlief trefflich bis zum hellen Morgen.

Als in Amsterdam sich der sächsische Gesandte eine Audienz von ihm erbat, gab er verstimmt die Antwort: „Der Czar befindet sich in Rußland!“

Am 25. September fand die feierliche Audienz seiner Gesandtschaft im Haag statt. Peter erschien dabei im blauen Tressenkleide mit Perücke und Federhut. Nikolaus Witsen

führte ihn nach einem Nebenzimmer, welches durch ein Thürfenster eine Aussicht in den Audienzsaal gestattete. Der Czar war mit der ehrenvollen Aufnahme seiner Gesandten sehr zufrieden; doch dauerten seiner Ungeduld die Formalitäten der Audienz viel zu lange. Zudem sah er sich auch dort von den Blicken der Neugierigen unangenehm belästigt und da das Zimmer keinen andern Ausgang hatte, als durch den Audienzsaal, so ließ er die Generalstaaten ersuchen, ihm während seines Durchganges den Rücken zuzuwenden. Das wurde nun freilich für respectwidrig gehalten und nicht zugestanden. Peter kapitulirte und es kam der Beschluß zu Stande, daß die Versammlung aufstehen solle, wenn er den Saal passire. Das geschah; Peter zog seine große Perücke über das Gesicht, rannte durch den Saal und erreichte so seinen Wagen.

An den Festen und Lustbarkeiten, welche seiner Gesandtschaft zu Ehren gegeben wurden, nahm er nicht Theil. Sein Geist war auf ernstere Dinge gerichtet. Wie nur immer möglich, suchte er seine Kenntnisse zu bereichern. Mit rastloser Aufmerksamkeit besuchte er alle die zahlreichen Mühlen, woran Saardam so reich war, und ließ keine Werkstatt der Schmiede, der Seiler, Segelmacher und anderer Schiffsbaugewerke unbesucht. Er besuchte auch die ankommende Flotte der Wallfischfahrer und stieg in die unsaubersten Thranräume unter Deck hinab, wo

er sich genau von Allem unterrichtete, was den Wallfischfang betraf.

Aber auch seine wissenschaftliche Ausbildung suchte er zu fördern. So besuchte er unter Anderm das anatomische Kabinet des Professors Ruysch, welches ihn so in Erstaunen setzte und interessirte, daß er es später für 30,000 Gulden ankaufte. Dort sah er auch die ersten Mumien. Die eines noch im Tode lächelnden Kindes küßte er sogar. Eben so lehrreich war für ihn das Naturalienkabinet des gelehrten Bürgermeisters von Amsterdam, Nikolaus Wiesen, der in seiner Jugend bei der holländischen Gesandtschaft in Moskau gewesen war, wo er den Vater des Czaren gekannt hatte. Er schätzte diesen Mann eben so sehr als einen klugen Staatsmann wie als Gelehrten. Derselbe hatte ihm eine Karte von der Tartarei gewidmet.

Dieser Wiesen war es auch, der sich einst bewegen ließ, beim Czaren eine Fürbitte für die Wiederaufnahme der holländischen Juden einzulegen, die unter dem Czaren Iwan Wasiljewitsch aus Rußland vertrieben, jetzt die Wiederaufnahme und die Erlaubniß, dort Handelscomptoire anlegen zu dürfen, wünschten, und dafür eine Erkenntlichkeit von 100,000 Gulden anboten.

Peter entgegnete: „Mein lieber Wiesen, aus Mitleid mit den Juden muß ich das Gesuch abschlagen. Die Juden haben zwar den Namen, daß sie die ganze Welt

in Handel und Wandel überliſten können; aber ich kenne meine Ruſſen; bei ihnen würden ſie doch arg zu kurz kommen."

Unter den Gelehrten, die Peter im Wiſſensdrange beſuchte, verdienen beſonders Leuwenhoeck und der berühmte Arzt Boerhaave genannt zu werden. Der Letztere zeigte ihm an dem Schwanze eines Aals den Umlauf des Bluts. Dieſe Verſuche und die Beobachtungen mit dem Mikroskope zogen ihn ungemein an. Boerhaave führte den Czaren auf das anatomiſche Theater. Die ihn begleitenden jungen Ruſſen ließen ſich bei dem Anblicke eines von der Haut entblößten Leichnams den heftigſten Ekel merken; doch Peter nahm ſie auf ſeine Weiſe in die Kur. Er zwang ſie mit den Zähnen die an dem Kadaver blosgelegten Sehnen abzulöſen.

Vor Allem aber intereſſirte ihn die praktiſche Chirurgie. Er übte ſich ſelbſt in Operationen; beſonders fand er Befriedigung am Zahnausziehen, wobei es manche komiſche Scene gab, denn auf ſein Verlangen wurde manche Perſon mit geſunden Zähnen gezwungen, ſich von ihm dieſe ausziehen zu laſſen. Wenn Jemand in ſeiner Gegenwart über Zahnſchmerzen klagte, ſo entging er ſicher nicht der Zange des Czaren. Dieſer meinte, es könne wohl einmal Noth thun, daß er ſeine Kenntniſſe in der Chirurgie in Rußland anwende.

Seine Wißbegierde, beſonders im Schiffbauweſen,

führte ihn nicht selten zu halsbrechenden Dingen. So eines Tages kletterte er an einem Krahn, der zum Aufwinden von Waarenballen benutzt wurde, hinauf, und fiel so unglücklich, daß er mehrere Tage seinen hölzernen Sessel nicht verlassen konnte. Ein andermal griff er in das Maschinenwerk einer Sägemühle, wurde aber zum Glück noch zurückgerissen, ehe er wesentlichen Schaden erlitten hatte. Mit großer Geduld ertrug er die Scheltworte seines Retters.

Was den Schiffsbau betraf, so genügten ihm die praktischen Kenntnisse, die er sich erworben hatte, noch lange nicht. Er wollte Alles in Linien, mathematisch demonstrirt sehen; diese Anforderung aber überstieg die Wissenschaft der Werkmeister, die seine Lehrer im Schiffsbau waren. Da lenkte ein Engländer seine Aufmerksamkeit auf die Bauart der englischen Schiffe. Peter besah solche Fahrzeuge, die im Hafen von Amsterdam lagen und fand bald Grund zu vermuthen, daß die Kunst des Schiffbaues in England wohl noch auf einer höheren Stufe der Ausbildung stehe, als in Holland. Es reifte daher sein Entschluß nach England zu gehen und bei einem zweiten Besuch, den er deshalb dem Könige Wilhelm von Oranien im Haag machte, gab er diesen Wunsch zu erkennen.

Sehr gern ging dieser darauf ein und nach seiner eigenen Rückkehr nach England ließ der König den Czar

durch den Viceadmiral Mitshel in einer Jacht abholen. Die Gesandtschaft blieb zurück; nur Mentschikoff und 15 andere Russen durften ihn begleiten. Auch der holländische Seeofficier Arnold Dick (wahrscheinlich ein Spion), befand sich mit auf demselben Schiffe.

Dieser Abstecher war eine interessante Episode in der großen holländischen Reise des Czaren.

12.

Die Reise nach London.

In London war das Schloß Somerset zu seiner Wohnung eingerichtet. Doch da dieser Aufenthalt ihn genirt hätte, seinen Wissensdurst zu befriedigen, so zog er es vor, sich in Deptfort ein kleines Haus zu miethen und dort setzte er das Leben von Saardam fort, kleidete sich wie ein englischer Schiffer und ging alle Morgen durch die Hinterthür seines kleinen Hauses auf den Schiffsbauplatz, woran dasselbe lag. Dort unterhielt er sich mit den Schiffsherren und Schiffsbaumeistern und ließ sich in dem Wissenschaftlichen ihrer Kunst unterrichten. Er ließ sich ihre Pläne vorzeigen, Maße und Verhältnisse erklären, und arbeitete selbst an einem Schiffe nach englischer Bauart, wobei er die erlangte Theorie praktisch anwendete. Dieses Schiff erwies sich später als ein trefflicher Segler.

Der König hatte auch noch die besondere Aufmerksamkeit

für den großen Monarchen des Nordens, der sich zu unterrichten wünschte, daß er ihm gelehrte Männer zusandte, die ihn über Alles belehren sollten, was er zu wissen wünschte.

Unter diesen befand sich auch der berühmte Historiker, Bischof von Salisbury. Dieser gelehrte Mann unterhielt den Czaren sehr gründlich mit Vorträgen aus der englischen Geschichte, Staats- und Kirchenverfassung. Peter konnte es nicht verbergen, daß es Kenntnisse dieser Art nicht waren, die er suchte und der gelehrte Priester schrieb darüber in seiner einseitigen Pedanterie: „Der Czar hatte einen wahren Handwerksgeist und die Natur scheint ihn mehr zu einem geschickten Schiffszimmermann, als zu einem großen Fürsten bestimmt zu haben.“

In England war sein liebster Umgang mit Anton Dean, einem der geschicktesten dortigen Schiffsbaumeister und mit dem Admiral Marquis von Carmarthen. Zu diesem sagte er einst: „Wäre ich nicht zum Czaren des russischen Reichs geboren, so möchte ich ein englischer Admiral sein.“

Viele Engländer nahm er in seine Dienste; so unter andern den Mathematiker Ferharson, einen Schotten und zwei andere Gelehrte, die in Rußland eine Seeschule anlegen sollten; auch der Ingenieur und Capitain, John Perry, der den großen Plan ausführen sollte, den Don mit der Wolga zu verbinden, welchen bekanntlich der

Ingenieur, der den Auftrag dazu gehabt, nicht hatte durchführen können. Die Zahl der Officiere, Wundärzte, Artilleristen und Künstler, die er in England für russische Dienste engagirte, belief sich über 500.

Aber nicht blos auf den Schiffsbau richtete Peter der Große seine Aufmerksamkeit. Man sah ihn bald in einer Schmiede am Amboß stehen und glühendes Eisen selbst hämmern, bald in einer Stückgießerei oder bei einem Uhrmacher arbeiten. Sogar bei den Tischlern untersuchte er die ihm neue Form der englischen Särge und schickte Proben davon nach Rußland. Besonders gefiel ihm das Zeughaus im Tower. An der englischen Art Münze zu prägen, nahm er das lebhafteste Interesse.

Der König ließ ihm durch den Admiral Mitshel das Schauspiel eines Seegefechtes auf der Rehde von Spithead geben, das ihn im höchsten Grade interessirte. Die Flotte lief aus, theilte sich in zwei Theile, die gegen einander manövrirten und lebhaft kanonirten. Peter beobachtete die Manoeuvers in ihrer Ausführung, bewunderte die Präcision derselben und äußerte laut: „Die Stellung eines englischen Admirals erscheint mir beneidenswerther als die eines russischen Czaren.“ Dagegen hielt er es für Zeitverlust andere Schauspiele zu besuchen; nur zwei Mal war er im Theater.

Aber die religiösen Secten wurden bald Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Um ihr Wesen kennen zu lernen

besuchte er ihren Gottesdienst, auch den der Quäker. Auch einigen Sitzungen beider Parlamentshäuser wohnte er bei. Das prächtige Greenitchhospital, worin die invaliden Matrosen und Soldaten eine so ausgezeichnete Pflege genießen, erregte seine Bewunderung. Nur fand er den Invalidenpalast zu prächtig und großartig für seine Zwecke, und er machte dem Könige in allem Ernst den Vorschlag, seine Residenz dorthin zu verlegen und den Invaliden sein Schloß Windsor, das minder groß und prächtig war, einzuräumen.

Auch die berühmte Universität Oxford besuchte der Czar. Dort schrieb er sich in die Matrikel ein und empfing das Ehrendiplom eines Doctors.

Was ihm in England sehr gefiel, war, daß er die reichsten Leute mit wenigem äußern Gepränge, in schlichten reinlichen Kleidern von soliden Stoffen einhergehen sah.

Der Czar verstand es auch, auf fremde Kosten Diejenigen zu belohnen, welche ihm wesentliche Dienste geleistet hatten. So war bisher der Tabak in Rußland verboten. Man hielt denselben für ein unheiliges, unreines Kraut und die Popen eiferten dagegen. Der Czar aber, der mit der Einführung einer europäischen Cultur auch jedes Vorurtheil seines Volks beseitigen wollte, gab einer Compagnie englischer Kaufleute, die darum nachsuchte, die Erlaubniß, eine gewisse Anzahl Tonnen Tabak dort einzuführen, doch unter der bestimmten Beschränkung, daß die

Licenz dazu jedesmal speciell von dem Admiral Carmarthen, der ihm große Dienste für die nähere Kenntniß des Seewesens gewährt hatte, ertheilt werden solle, und zwar mit der, für denselben äußerst lucrativen Bestimmung, daß dem Admiral für jede Tonne eine Abgabe von fünf Schillingen bezahlt werden müsse.

Während seines dreimonatlichen Aufenthalts in England wurde der Czar vom Könige Wilhelm in allen Dingen frei gehalten, und bei seinem Abschiede schenkte ihm der König noch das trefflich gearbeitete Modell eines Kriegsschiffes von 120 Kanonen (das sich heute noch im Kunstkabinet der Akademie der Wissenschaften in Petersburg befindet), und das schöne Jachtschiff von 24 Kanonen, worauf er seine Seefahrten in England gemacht hatte.

Er bewunderte die englische Nation, ihren Handel und Unternehmungsgeist und war selbst wieder Gegenstand der Bewunderung der Engländer, die seine praktische Tüchtigkeit, besonders seine Vorliebe für den Schiffsbau wohl zu schätzen wußten.

Während er in England war, hatten seine Gesandten die Generalstaaten um ein Darlehen gebeten, um damit die Kosten der Ausrüstung einer Flotte gegen die Türken bestreiten zu können. Die Staaten lehnten dieses Ansuchen ab, aber beschenkten die Gesandtschaft reichlich mit goldnen Medaillen, auf welchen der Czar allegorisch als Herkules, der die Erde durchzog, um sie von Ungeheuern

zu befreien, abgebildet war. Die Umschrift hieß: „Perlustrat terras.“

Am 23. April trat der Czar seine Rückreise nach Holland an, auf demselben Jachtschiffe, welches ihm der König geschenkt hatte. Es überfiel ihn ein heftiger Seesturm. Das Schiff wurde mehrere Tage auf den haushoch gehenden Wogen umhergeschleudert. Die Umgebungen des Czaren zitterten und wurden bleich. Doch Peter selbst blieb ruhig. „Habt Ihr je gehört,“ sprach er, „daß ein russischer Czar bei Holland auf der See ertrunken sei?“

Diese Kaltblütigkeit ihres Herrschers beruhigte die Russen. Es legte sich der Sturm und der Hafen von Delft wurde erreicht. Dort besah Peter mit großer Aufmerksamkeit das schöne Arsenal der Generalstaaten von Holland und kam am 29. April in Amsterdam wieder an.

13.

Wieder in Holland und Rückreise.

In Amsterdam hatten indeß die zurückgebliebenen Russen ein überaus lustiges Leben geführt. Sie machten Partien nach Saardam, nicht um dort zu arbeiten, sondern um Trinkgelage zu halten, wobei es, wie auch in Amsterdam, an nächtlichem Straßenlärm und Prügeleien mit Matrosen und Nachtwächtern nicht fehlte. Doch

glaubte die Polizei das Gesandtschaftsrecht ehren zu müssen und behandelte sie selbst im Fall großer Excesse mit vieler Schonung und Rücksicht, oft auf Kosten der guten Ordnung. Der erste Gesandte Lefort hatte sich den Ruf erworben, daß er auch der erste Zecher der Gesandtschaft sei. So fielen denn allmälig die russischen Gäste der Hauptstadt zur Last und wünschten sie los zu werden. Doch vor der Rückkehr des Czaren von London schien dazu keine Aussicht zu sein. Als nun der Czar zurückkam, hatte man noch den Verdruß zu sehen, wie eine Menge der besten Schiffszimmerleute und andere Handwerker sich anschickten, mit ihm auszuwandern; auch wie der Czar zum großen Nachtheil der holländischen Industrie eine Menge Modelle, die man dort als Gewerksgeheimnisse betrachtete, einpacken und mitnehmen ließ.

Peter fühlte nicht ohne Befremden, wie man jetzt in Holland weniger gastfrei gegen ihn gesonnen zu sein schien. Schon dieser Umstand würde ihn veranlaßt haben, seine Abreise zu beschleunigen. Noch mehr aber trug dazu bei, daß ihm von Moskau aus die Nachricht zugegangen war, daß die Strelitzen einen neuen Aufstand gegen ihn vorbereiteten.

Es war der 15. Mai des Jahres 1697, als der Czar Peter in einer einfachen Postkutsche Amsterdam verließ, wo er neun Monate früher eingetroffen war. Er hatte seine Zeit wohl genützt und sich dort, wie in Eng-

land, mit einer Menge schätzbarer Kenntniſſe bereichert und für die großen Pläne der Fortbildung der barbariſchen Völker ſeines unermeßlichen Reiches auch in Holland eine Menge geeigneter Perſonen angeworben.

Einige Tage ſpäter kam er in Cleve an, wo er auf kurbraunſchweigiſchem Gebiete ſich und ſeine Geſandtſchaft, die ihn begleitete, mit der früheren Gaſtfreundlichkeit aufgenommen ſah.

Dort trennte er ſich von ſeiner Geſandtſchaft, welche unter Mentſchikoff's Oberbefehl mit ihrem ſchwerfälligen Troß langſamer folgte, und ging mit einem kleinen Gefolge, über Hildesheim und Leipzig, nach Dresden.

Dort wurde er von dem Statthalter Fürſten von Fürſtenberg ſo angenehm unterhalten, daß er ſich bis zum 4. Juni daſelbſt aufhielt. In Dresden beſuchte er die beiden Kurfürſtinnen, küßte den Kurprinzen in der Wiege und beſah die Merkwürdigkeiten in der Stadt. Auch erſtieg er die hohe Felſenfeſte, den Königſtein.

Von Dresden reiſete er über Prag nach Wien, wo ihm das Ceremoniell, damals ein wichtiger Gegenſtand der Etiquette an Höfen, viel Verdruß machte und Zeit koſtete.

Der Kaiſer Leopold nahm den Czaren ſehr freundlich auf und unterredete ſich mit ihm mehrere Male, wobei er mit großem Geſchick das Incognito des Czaren zu achten und doch auch ihm ſelbſt die Ehre zu erweiſen wußte, die dem Fürſten eines großen und mächtigen Reiches zu-

kommt. Einen Beweis davon gab er bei Gelegenheit eines glänzenden Hoffestes, welches der Kaiser dem Czaren zu Ehren an seinem Geburtstage gab.

Dieses Fest war ein Ball und Banquet im Costüm. Man nannte es: „Fest des Wirths und der Wirthin." Der Kaiser machte den Gastwirth, die Kaiserin die Wirthin, während die Prinzen und Prinzessinnen ihnen als Kellner und Kellnerinnen zur Hand gingen. Die Gäste, bestehend aus dem höchsten Adel und den Großwürdenträgern der Krone und reichen ungarischen Magnaten, erschienen im ältesten Costüm der verschiedenen Provinzen des Reichs, welche in der Herberge ein Unterkommen zu suchen schienen. Alles schimmerte in den reichsten Stoffen, von Goldbrokat, Silberstoff, Sammt und Borten, besonders strahlend von den kostbarsten Edelsteinen.

Der Czar erschien im Costüm eines friesischen Bauern. Als Bäuerin hatte man ihm eine Dame zugetheilt, die von ungemeiner Schönheit, Liebenswürdigkeit und seltenen Geistesgaben war. Es war eine junge Fürstin Johanna von Thurn und Taxis. Sie machte auf den lebhaften, für Frauenschönheit empfänglichen jungen Czaren keinen geringen Eindruck.

Bei Tafel erhob sich der Kaiser Leopold, wendete sich gegen den ihm gegenübersitzenden Czaren und sprach zu ihm: „Ich weiß, Sie kennen den Czaren von Moskau. Ich will Ihnen seine Gesundheit zutrinken. Dabei erhob

er einen kostbaren Pokal, der aus Bergkrystall sehr kunstreich geschnitten war, gefüllt mit dem edelsten Tokayer-Ausbruch. Er nippte am Glase und reichte es dem Czaren hin. Dieser nahm es aus der Hand des Kaisers, erhob den Pokal und entgegnete mit lauter Stimme: „Ja, ich kenne den Czaren; er ist ein erklärter Freund Ew. Majestät, ein Feind von ihren Feinden. Könnte Ihr Nutzen dadurch befördert werden, so würde ich nicht zögern, dieses Glas auszutrinken, selbst wenn es voll Gift wäre." Damit trank er das Glas auf das Wohl des Kaisers bis auf den letzten Tropfen aus und wollte es dann nach altrussischer Sitte dem Kaiser zurückgeben. Doch dieser entgegnete: „Da Sie nichts in dem Glase gelassen haben, will ich es Ihnen dazu schenken." Peter nahm es freudig an und versicherte, daß sein Herz so lange er lebe, bei der Erinnerung, welche ihm dieses Glas gewähren würde, ihm zu Diensten stehen würde.

Acht Mal hatte Peter den Kaiser genöthigt, Zug um Zug den großen Pokal zu leeren, bis sie am Ende Beide so weinselig wurden, daß sie einander in die Arme sanken und Einer den Andern vom Boden aufheben mußte.

In vielen Dingen trafen die Meinungen und Gesinnungen Beider zusammen; nur nicht in Hinsicht des Türkenkrieges. Der Kaiser Leopold war für den Frieden, während der Czar die Fortsetzung des Krieges für unerläßlich hielt. Ebensowenig konnte der Czar begreifen,

wie der Kaiser die listigen, heuchlerischen Jesuiten, die sich in alle Staatsangelegenheiten mischten, an seinem Hofe oder nur im Reiche dulden könne.

Doch durch alle Zerstreuungen und Vergnügungen ließ der Czar sich nicht abhalten, alles Interessante zu sehen, Werkstätten und Künstler zu besuchen, und geschickte Leute aller Art für seine Dienste zu gewinnen.

Einen Theil seines Gefolges hatte er nach Venedig und Rom vorausgeschickt. Auch er wollte dahin abreisen, als ihn die Nachricht, daß nun wirklich ein Aufruhr der Strelitzen ausgebrochen sei, erreichte, worauf seine schleunige Rückkehr dorthin nothwendig wurde.

Ohne zu säumen, begab er sich auf die Rückreise, entschlossen, den Empörern im vollen Maße wie ein vergeltender Würgengel zu erscheinen.

Vierter Abschnitt.

Der Strelitzen letzter Aufstand und Strafgericht.

„Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht als Opferbrand."

Schiller.

1.

Aufstand der Strelitzen.

„Jetzt wäre es Zeit," sprach die Großfürstin Sophia, welche ihre Klosterhaft nicht länger mehr ertragen zu können glaubte, zu den sie umgebenden Popen und Vertrauten; „Gott ist groß und der Czar ist weit!"

Und das Wort: „Gott ist groß und der Czar ist weit!" verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit durch das weite ungeheure Reich, bis an die äußersten Grenzen desselben, wo die unzufriedenen Strelitzen-Regimenter lagen, welche Peter vor seiner Abreise dorthin gesendet hatte, um die Ruhe der Hauptstadt während seiner Abwesenheit zu sichern.

Vergebens hatte er gehofft, diese wilde, trotzige,

stets unzufriedene Soldateska dadurch eingeschüchtert zu haben, daß er die unruhigsten Häuptlinge derselben hatte hinrichten lassen; denn im Gegentheil die Grausamkeit dieser That hatte die Gemüther empört, so daß sie im tiefsten Grollen nur auf den Augenblick lauerten, wo sie es wieder wagen könnten, das ihnen so verhaßte Joch abzuschütteln, welches ihre ganze, sonst so privilegirt gewesene Corporation mit dem Untergange bedrohte.

An Stoff zur Aufregung der Gemüther fehlte es nicht; denn schon lange hatten die einst Alles geltenden Strelitzen mit Groll und Neid die Vorzüge gesehen, welche die neuen Truppen, besonders die Poteschni, vor ihnen hatten. Immer mußten diese bei Lustgefechten die Sieger sein; sie selbst die geschlagenen Feinde.

Ebensowenig fehlte es an Werkzeugen, um den Geist der Unzufriedenheit unter den Strelitzen zu verbreiten und sie zum Aufstande anzuregen. Das waren die Feldpopen der Strelitzen, welche verbreiteten, die Meinung des Clerus, die orthodoxe griechische Kirche sei gefährdet durch die Freigeisterei des Czaren und die zahllosen Fremden, welche von Jahr zu Jahr immer mehr an Zahl zunahmen und an Einfluß gewannen.

„Gott ist beleidigt dadurch," sprachen die Popen, „daß die Ketzer immer mehr in Schaaren einziehen und die wichtigsten Stellen erhalten. Erst jetzt sind wieder an 500 derselben in England angeworben und jedes Schiff

bringt neue Einwanderer, welche die alten ehrwürdigen Gebräuche und Sitten unseres Landes abschaffen sollen. Gott selbst nimmt ein Aergerniß an den glatten Gesichtern dieser Fremden und, wie wir hören, sollen die Altrussen ihre langen Bärte abschneiden, wodurch sie den Heiligen ähnlich geworden, die durch das Abnehmen der Bärte nur beleidigt werden würden."

„Und wir sind bestimmt," sprachen die unruhigsten der Strelitzen unter einander, „von diesen Neuerern ausgerottet zu werden. Man vereinzelt uns in den Grenzprovinzen, um unsere Kraft zu brechen; man wird neue Strelitzen-Regimenter ganz aus den Ausländern bilden und die altrussischen auflösen; man trennt uns von unsern Weibern und Kindern, um diese als Geißeln für unsere Treue zurück zu behalten." „Jetzt ist es Zeit," sprach die Czarin Sophia, „Gott ist groß und der Czar ist weit!"

„Gott ist groß und der Czar ist weit!" brüllte die Menge dem Redner nach und die Rädelsführer traten auf's Neue zusammen, um im engern Kreise das Weitere zu berathen.

Und das geschah zunächst, wo man es am wenigsten erwartet hatte, an den Grenzen Litthauens gegen Polen zu, wohin erst kürzlich das Gouvernement in Moskau einige Regimenter Strelitzen unter dem Befehle des Fürsten Michael Gregorewitsch Romodanowsky verlegt hatte, um

sich dem König August III. von Polen zur Verfügung zu stellen, zum Schutz seiner bedrohten polnischen Krone.

Dieser Befehlshaber gerieth in nicht geringe Besorgniß, als er die unruhige Stimmung seiner Strelitzen bemerkte. Konnte er den drohenden Aufstand nicht unterdrücken, so stand sein Kopf auf dem Spiele und wie war es möglich, gegen diese Meuterer Strenge anzuwenden, da sie alle einig waren und fanatische Feldgeistliche sie immer mehr aufregten. Hätte er es gewagt, nur einen einzigen zu bestrafen, so würden Alle ihm den Gehorsam aufgekündigt haben und er wäre selbst als das erste Opfer der Bewegung gefallen. Dazu kam noch, daß sich der Geist der Unzufriedenheit auch unter den übrigen Truppen, die er bei sich führte, verbreitet hatte. Hätte er es gewagt, sie gegen die rebellischen Strelitzen verwenden zu wollen, so würde zu befürchten gewesen sein, daß sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht hätten.

In dieser verzweifelten Lage schickte er vertraute Couriere nach Moskau, um die Generale Schein und Gordon baldigst von der drohenden Bewegung in Kenntniß zu setzen.

Diese Bewegung ging denn auch rasch den Gang der Entwickelung. Fanatische Feldpriester schürten das glimmende Feuer an. Der Aufstand in Masse erfolgte rasch; die Strelitzen bemächtigten sich der Munitions- und Waffenvorräthe; setzten die Befehlshaber ab, die zur Ordnung

mahnten und erwählten andere aus den verwegensten und unruhigsten Köpfen. Man hatte ihnen gesagt, die Hauptstadt sei von Truppen entblößt und die wenigen, die noch dort in Garnison lägen, würden zu ihnen übergehen. So beschlossen sie denn, achttausend Mann stark, nach Moskau zurückzukehren, dort den Czaren abzusetzen und eine neue Regentschaft für den noch minderjährigen Thronfolger unter Vormundschaft der Zarewna Sophia einzusetzen.

Ohne allen Urlaub brachen die Rebellen auf und marschirten auf der Straße nach Moskau weiter. Der schlecht geführte Haufen vermehrte sich auf diesem Wege durch den Zuzug von allerhand Gesindel und Unzufriedenen, die es überall giebt, wo Unordnungen herrschen, um das Doppelte. Die Zeughäuser wurden erbrochen; Waffen aller Art mit Gewalt genommen, und so erwuchs der Rebellenhaufen zu einem imposanten Heer, das, gut geführt, unwiderstehlich gewesen wäre. Die bedenkliche Lage des Commandeurs der Strelitzen in Litthauen erhöhte sich mit jedem Augenblicke. Was sollte er thun? Mitziehen? Das verboten ihm die bestimmten Befehle des Czaren. Nun meldete er durch Eilboten den wirklich erfolgten Ausmarsch der Rebellen nach Moskau an die eingesetzte Interimsregierung; diese aber gerieth in nicht geringere Verlegenheit, als Romodanowsky, denn schwer auf's Herz fiel den Männern der Regierung die große Verantwortlichkeit und

was hatten die gutgesinnten Bewohner von Moskau, besonders die zahllosen Fremden, zu erwarten von der zügellosen Rotte, wenn diese die Oberhand gewann? Nichts als Raub und Mord!

So beschloß denn die geängstigte Regierung, so viel Truppen, als irgend in der Hauptstadt zu entbehren waren, den Meuterern entgegen zu senden, um sie wo möglich von der Hauptstadt fern zu halten. Zehntausend Mann unter den Befehlen der Generale Schein und Gordon rückten ihnen entgegen. Davon standen nur viertausend nach neuer Art disciplinirter Truppen in Moskau. Die übrigen mußten noch, zum Theil auf dem Marsche gegen die Rebellen, herbeigezogen werden. Viertausend Reiter davon waren schnell durch die Edelleute der umliegenden Besitzungen gestellt worden. Sie standen unter dem Commando des Generals Schein.

Die Rebellen und ihre Führer hatten auf ihrem Zuge das Gerücht verbreitet, der Czar sei im Auslande gestorben und es handle sich jetzt darum, eine Regentschaft einzusetzen, die im Namen seines Sohnes, des Zarewitsch Alexei, die Regierung führen sollte. Es lag nahe, daß Niemand dazu geeigneter sei, als die Czarin Sophia, und schon wurde diese in dem Heerhaufen der Aufständischen mit allgemeinem Jubel zur Regentin ausgerufen.

Bei dem befestigten Kloster Moskoesensk oder Neu-Jerusalem, etwa 15 Meilen von Moskau entfernt, stießen

die Rebellen auf die Avantgarde der Regierungstruppen, welche Gordon commandirte.

2.

Unterdrückung des Aufstandes.

Dieser General besetzte das Kloster, das mit seinen starken Befestigungen seinen Truppen als ein wichtiger Stützpunkt dienen konnte. Von Menschlichkeit bewogen, versuchte er es, die empörten Strelitzen, unter welchen viele Verführte waren, durch gütiges Zureden zur Vernunft zurückzuführen. Mit einem kleinen Gefolge ritt er nicht ohne persönliche Gefahr ihnen entgegen, seine Truppen zurücklassend. Er schickte einen Parlamentair mit einem Trompeter und einer weißen Flagge zu ihnen und ließ ihnen sagen, daß er wünsche, ihre Anführer zu sprechen, um mit ihnen gemeinschaftlich ihr eigenes Beste zu berathen. Man gewährte von Seiten der Rebellen seinen Wunsch. In der Mitte zwischen beiden Heeren war der Platz der Zusammenkunft der beiderseitigen Anführer.

Gordon grüßte die Abgeordneten der Rebellen freundlich und fragte sie, auf wessen Befehl sie ihre Garnisonen verlassen hätten? Trotzig antworteten sie: „Auf unsere eigene Verantwortung.“ „Dann,“ fuhr er fort, „muß ich Euch daran erinnern, daß dieses gegen die Kriegsgesetze verstößt und wohlmeinend muß ich

Euch rathen, wieder umzukehren und Eure Schuldigkeit zu thun."

„Der Czar ist todt!" antwortete man ihm, „und unsere Schuldigkeit ist es, nach Moskau zu ziehen und eine neue Regentschaft für den Zarewitsch einzusetzen."

„Ihr wißt es recht gut, daß dieses eine Lüge ist, nur erfunden, um die unsinnige Menge aufzuwiegeln. Kehrt um, rathe ich Euch und ich werde mich beim Czar verwenden, daß er Gnade für Recht gegen Euch ergehen lasse. Im andern Fall wird Todesstrafe Euer Loos sein."

Ein Hohngelächter beantwortete diese begütigende Vorstellung und die Rebellen erklärten spottend, sie würden sich die Sache in Moskau überlegen."

„Wie weit denkt Ihr noch heute zu marschiren," fragte nun Gordon mit Besonnenheit, „wo denkt Ihr Eure Nachtquartiere zu nehmen. Ich werde dafür sorgen, daß es Euch an Speise und Trank nicht fehle."

Dieses Erbieten schien einen versöhnenden Eindruck auf die wilden Naturssöhne zu machen. Sie gaben ein nahes Dorf an, wo sie ihr Nachtlager nehmen wollten und Gordon sagte ihnen: „Ihr werdet dort alle Eure Bedürfnisse finden. Ruhet aus und überlegt Euch die Sache. Morgen werde ich wieder kommen und Euern Vorschlag vernehmen. Damit zog er sich in das Kloster zurück und sie lagerten an der von ihnen bezeichneten Stelle.

Abend war es geworden, da besprach sich Gordon mit dem General Schein. Es wurden in der Nacht alle Befehle gegeben, um am andern Morgen den Rebellen eine imposante Macht in Schlachtordnung entgegen zu stellen, für den Fall, daß sie vernünftigen Vorstellungen kein Gehör geben würden.

Als sich nun Gordon am folgenden Morgen bei den Anführern der Rebellen erkundigte, welchen Beschluß sie gefaßt hätten, erklärten sie ihm ohne Umstände, daß sie nach Moskau gehen würden, um ihre Weiber und Kinder zu sehen. Vergebens erbot sich Gordon, sie ihnen in's Lager zu senden. Die Rebellen drängten immer näher heran, das Murren ging in ein Wuthgeschrei über. Vernünftige Vorstellungen wurden nicht mehr gehört, schon schlugen Einige aus dem tobenden Haufen ihre Gewehre auf ihn an und es blieb ihm nun nichts weiter mehr übrig, als sich selbst möglichst schnell zurückzuziehen und die Waffen entscheiden zu lassen.

Durch diese Verhandlungen war wenigstens Zeit gewonnen, daß die Regierungstruppen sich zusammen ziehen konnten. Zudem waren die Anführer der Rebellen unter sich uneins geworden. Man merkte an den schwankenden Bewegungen und dem Zögern der Empörer eine gewisse Unsicherheit, die Gordon bestens benutzte.

Es war der 18. Juni bei dem heitersten Himmel, als das furchtbare Blutbad begann. Auf seinen Befehl

rückten die Infanterieregimenter mit gefälltem Bajonnet im Sturmschritt gegen die Strelitzen an, die sich ebenfalls in Schlachtordnung aufstellten. Die Artillerie folgte den Infanteriecolonnen der Regierungstruppen, so daß, wenn diese rechts und links auseinandergingen, die Batterien in furchtbarer Nähe vom Feinde demaskirt werden konnten.

Noch einmal aus Menschlichkeit gab Gordon den Befehl, die Kanonen so hoch zu richten, daß die Kugeln über die Köpfe weggingen und die unglücklichen Verirrten nicht treffen konnten. Doch im Erfolge dieser milden Maßregel hatte er sich gewaltig verrechnet. Nachdem der erste panische Schrecken über die plötzliche Geschützsalve vorüber war, riefen die fanatischen Feldpopen den Strelitzen zu: „Nun seht Ihr wohl, Wunder über Wunder! Ihr steht unter dem Schutze Gottes und seiner Heiligen; nie können Waffen schaden, die für die Ketzer gegen die Rechtgläubigen gezogen werden.“

Und sie rührten die Trommeln, schwenkten die Fahnen, die das Zeichen des Kreuzes trugen, als ob es gegen die Türken gehe und stürzten sich mit gesenkten Bajonnetten und geschwungenen Säbeln gegen ihren Feind, die Regierungstruppen. Doch kaltblütig hatte Gordon alle Geschütze mit Kartätschen laden lassen und gab nun Befehl abzuprotzen, als die Strelitzen bis auf zwanzig Schritt gegen die Kanonen in dichtgefüllten Sturmcolonnen herangedrängt waren, und nun kann man sich denken, welch ein

entsetzliches Blutbad schon die erste Salve unter ihnen anrichtete. Drei Salven genügten, um an dreitausend der Rebellen niederzustrecken. Sie fielen ihrem Wahn und Uebermuth zum Opfer und ihre blutigen zerrissenen Glieder bedeckten das Schlachtfeld. Jetzt erst mußte die Infanterie den nun entscheidenden Bajonnetangriff machen. Und da streckten die Meuterer das Gewehr. Ein Entfliehen war nicht möglich, da die Reiterei die Fliehenden verfolgte und bald einholte.

Gordon hielt sich bei aller Menschlichkeit, die ihm eigen war, für verpflichtet, hier ein vorläufiges Strafexempel zu statuiren, hoffend, daß sich der Czar damit begnügen würde. Seine Maßregel war streng genug, aber nichts gegen das spätere schreckliche Strafgericht des Czaren. Trotzdem, daß schon die Kugeln seiner Artillerie den Rebellenhaufen so blutig decimirt hatten, ließ Gordon noch den 10. Mann des gefangenen Strelitzencorps durch das Loos ausheben, Alle und ohne Gnade durch das Beil hinrichten. Fast alle russischen Officiere, welche die Strenge des Czaren kannten, riethen alle Gefangene ohne Ausnahme niederzusäbeln; doch Gordon wendete diese Unmenschlichkeit noch einmal ab, durch die Vorstellung, daß ja dann Niemand übrig bleibe, um die Anstifter des Aufruhrs anzugeben. Die noch übrigen etwa 5000 Mann wurden gefesselt nach Moskau übergeführt, um ihr Geschick der Entscheidung des Czaren anheim zu stellen.

Wenden wir uns jetzt zu dem Czaren, der wie ein Würgengel der Rache von seiner Reise zurückkehrte.

3.

Peter's Rückkehr.

Es war in Wien, als der Czar die Nachricht von dem wirklichen Ausbruch der Verschwörung der Strelitzen erhielt. Diese Nachricht erfüllte ihn mit einem entsetzlichen Zorn und tiefen unauslöschlichen Schmerz. Er sprach sich darüber aus gegen Lefort, der nach wie vor der Vertraute aller seiner Gefühle und Gedanken war.

„Ich," rief er aus, „muß so etwas erleben, der ich es stets so gut gemeint habe mit meinen Unterthanen, der ich Künste und Wissenschaften und manche andere Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens unter ihnen eingeführt habe, ich, der ich dieselbe Behaglichkeit, denselben Lebensgenuß, den ich in andern Ländern gefunden habe, so gern in meinen Staaten eingeführt hätte; wie sehe ich mich dort überall von Hindernissen umringt, welche die Vorurtheile, die Wildheit, Rohheit und der Starrsinn meiner Russen mir bereitet. Dieser neue Aufstand der Strelitzen unterbricht alle meine so wohlwollenden Civilisationspläne für Rußland und hindert mich, meinen Lieblingsentwurf auszuführen, das schöne Italien zu sehen, welches als die Heimath der schönen Künste meinen

Bildungsreisen in's Ausland erst die Krone aufgesetzt haben würde. So sind es meine erbittertsten Feinde, die meine Abwesenheit benutzt haben, Alles umzustürzen, was ich Gutes gebauet; selbst meinen Thron zu bedrohen. Gnade und Milde hilft bei diesen unverbesserlichen Empörern nichts. Die Hinrichtung des 10. Mannes ist kaum ein Palliativ zu nennen; darum ist es nothwendig, ist es meine heilige Pflicht für Rußlands Wohl und das Meinige, daß ich sie Alle bis auf den letzten Mann ausrotte, die des Verbrechens des Hochverraths gegen Mich schuldig geworden sind."

„Ich bitte," schrieb er an den Statthalter von Moskau, „seid fest, sonst löscht man das Feuer nicht aus. So leid es mir auch thut, der nützlichen Dinge wegen, die wir noch vor uns hatten, so werden wir doch bei Euch sein, ehe Ihr es glaubt."

Und nun beschleunigte er seine Rückreise. Unweit Krakau erhielt er die Nachricht, daß der Strelitzenaufstand schon unterdrückt sei und so nahm er sich nun erst noch Zeit, in Polen noch den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, August den Starken, zu besuchen.

Lefort, Golowin und Mentschikoff waren auf dieser Reise seine einzigen Begleiter.

Die Zusammenkunft beider Monarchen erfolgte in Rava, einem unbedeutenden Orte in Roth-Reußen, in der Nähe von Lemberg. König August, welcher im Jahre

zuvor unter dem Namen August II. die polnische Krone erhalten hatte, war ein Lebemann, der den Glanz an seinem Hofe bis zur Verschwendung und die Galanterie gegen seine zahlreichen schönen Maitressen, die in seiner Gunst wechselten, bis zur Ueppigkeit trieb. Da er auch, nach der Sitte der damaligen Zeit, ein starker Trinker war, so fehlte es nicht an Bacchanalien, die gwöhnlich mit einer Trunkenheit der beiden Fürsten bis zur Bewußtlosigkeit tief in der Nacht endeten. Ein tüchtiger Zecher zu sein, besonders den Gegner unter den Tisch zu trinken, galt damals an den königlichen und fürstlichen Höfen für eine große Ehre. Dabei war König August II. ein schöner, vollkräftiger Mann von elegantem, aber auch geradem und offnem Wesen. Er machte auf den Czaren den lebhaftesten Eindruck und beide Fürsten tranken Brüderschaft miteinander.

Bei dieser Gelegenheit blieb auch die Politik nicht außer Beachtung. Es wurde jener nordische Krieg beschlossen, der 21 Jahre lang sich hinzog, welcher am meisten dazu beitrug, Schwedens Macht unter dem thatkräftigen, kühnen König, Karl XII., zu brechen und den ersten Grund zu der nachmaligen Uebermacht Rußlands über Schweden zu legen.

König August war der stärkste Mann seines Jahrhunderts. Peter, der alles Außerordentliche bewunderte, bat ihn, einen Beweis seiner Stärke abzulegen. Beide befanden sich auf der Brühl'schen Terrasse, welche be-

kanntlich die köstliche Aussicht über das herrliche Elbthal gewährt. Da bemerkte Peter einen Schlächter, welcher einen mächtigen Stier vorüber nach der Schlachtbank trieb. „Wer dem mit einem Hiebe den Kopf abhauen könnte, ...“ sagte der Czar, der eine Probe von der berühmten Körperkraft seines hohen Wirths zu sehen wünschte. — „Kleinigkeit,“ entgegnete dieser und zog seinen guten Damascenersäbel, den er stets an der Seite trug, und mit einem Hiebe war durch den breiten Nacken und dicken Hals des Thieres der Kopf demselben vom Rumpfe gehauen. Gleichgültig wischte August das Blut ab von seinem Säbel und Peter bat ihn, in lauter Bewunderung dieser That, ihm diesen Säbel als Andenken zu schenken. — „Ich will,“ sprach er dabei, „die Schärfe desselben an meinen rebellischen Russen versuchen.“ — Milder an Gesinnung antwortete König August, der die Hindeutung auf die Bestrafung des Strelitzenaufstandes wohl verstand: „Tod den Türken und Tartaren, Gnade den Unterthanen!“

Wie wenig Peter diese Mahnung zur Milde beachtete, sollte sich sogleich nach seiner Rückkehr nach Moskau offenbaren.

Uebrigens hatte der junge Schwedenkönig Karl XII. ihn einladen lassen, den Weg seiner Rückkehr über Schweden zu nehmen und ihn zu besuchen. Damals ahnete er noch nicht, daß Peter und August schon Feindseligkeiten

beschlossen hatten, und er nahm die Erklärung des Czaren, daß dazu jetzt nicht Zeit sei, indem er eilen müsse, die Empörer zu züchtigen, als baare Münze an.

4.

Strafgericht der Strelitzen.

Es war am 4. September Abends, als der Czar von seiner 17monatlichen Reise zurückkehrend, mit Vermeidung der Residenz Moskau, bei seinen treuen Garderegimentern in Preobraschenskoi wieder eintraf.

Auf der Reise durch sein Reich hatte er Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie weit noch in seinen Staaten die Cultur des Bodens und die Civilisation zurück war gegen die der europäischen Reiche, die er durchreiset war.

Nach einer kurzen Erholung im Kreise seiner Freunde, der es selbst an Trinkgelagen und militairischen Festen nicht fehlte, ging er an das ernste, schreckliche Geschäft des Strafgerichts über die Rebellen.

Die milden, versöhnenden Worte des Königs August hatten in seiner Seele keine bleibende Stelle gefunden. Wenn auch nicht von Natur grausam, so war er doch hart, streng und unerbittlich, wo er Strafen für seine Pflicht hielt. In solcher Beziehung kannte er weder Schonung, noch Menschlichkeit.

Er begann damit, daß er durch Verhöre, Knute und Folter zu ermitteln ſuchte, ob und welche hochgeſtellte Perſonen ſeiner Familie oder ſeines Hofes die geheimen Anſtifter dieſes Aufruhrs geweſen waren.

Was er durch ſolche grauſame Mittel erfuhr, befriedigte ihn wenig. Standen die Schuldigen hoch, ſo waren ſie auch klug genug geweſen, in Denen, die ſie aufgeregt hatten, keine Ahnung von ihrer Mitſchuld aufkommen zu laſſen.

Viele der Gefolterten überſtanden ihre Qualen, ohne das Mindeſte zu bekennen; denn ſie wußten nichts von den Veranlaſſungen des Aufſtandes; ſie hatten ſich ſo mit hinreißen laſſen, weil ihre Kameraden dafür waren. Andere wollten ſich damit entſchuldigen, man habe ihnen vorgeſpiegelt, der Czar ſei todt und es müſſe eine andere Regierung eingeſetzt werden, die man allerdings wegen der Minderjährigkeit des Prinzen Alexei der Zarewna Sophia habe übertragen wollen.

Daraus und nach früheren Vorgängen war der Czar von ihrer Mitſchuld überzeugt. Ja er hielt ſie für die Hauptanſtifterin des Aufruhres. Aber es fehlten Beweiſe für dieſen ſchweren Verdacht.

Doch brachte die Folter von Hunderten und Tauſenden dieſer bärtigen, meiſtens alten, in Wind und Wetter abgehärteten Soldaten kein Geſtändniß oder Zeugniß für eine ſolche Mitſchuld. Nur ein achtzehnjähriger

Menſch, der Aufwärter eines der Gefangenen war, hatte ſich verleiten laſſen, auszuſagen, daß ſein Herr durch Vermittelung eines alten Weibes, das im Kloſter, worin Sophia verhaftet war, Almoſen empfing, mit dieſer Zarewna Briefe gewechſelt habe, die unter Worten verſteckt geweſen wären. Jetzt glaubte Peter den Beweiſen auf der Spur zu ſein. Aber ſowohl der Herr des Angebers als auch das alte Weib, das ermittelt wurde, leugneten, ſolche Briefe empfangen oder befördert zu haben, obwohl das Weib das Ein- oder Ausbringen der Worte nicht in Abrede ſtellte.

Jetzt aber glaubte der Czar ſich von der Schuld ſeiner Schweſter überzeugt. Er ging zu ihr und hielt ihr die Anklage vor. Da ſie alle Mitſchuld leugnete, wurde er wüthend. Er zog ſeinen Säbel, denſelben Damaſcener, den ihm König Auguſt geſchenkt hatte, und würde ſie niedergehauen haben; denn er war fürchterlich in ſeinem Jähzorn, wäre ihm nicht das Kammermädchen der Großfürſtin in die Arme gefallen, indem ſie ausrief: „Halte ein! es iſt Deine Schweſter!“

Es bleibt ein merkwürdiger Zug in Peter's Charakter, daß ein Wort genügte, um ihn in Flammen des Zorns zu verſetzen; aber auch ein Wort zu rechter Zeit, um ihn zu beruhigen und ſein Unrecht erkennen zu laſſen. So kam Peter denn auch hier zur Beſonnenheit. Er ſteckte den Säbel in die Scheide und ſchüttelte dem jungen

Mädchen die Hand, indem er sprach: „Ich danke Dir; Du hast mich vor einer Blutschuld gerettet; ich werde für Dich sorgen!“ Und nach Sophiens Tode gab er ihr bis an das Ende ihres Lebens eine Freistelle in demselben Kloster.

Den Vorstellungen seines Lefort verdankte er es, daß er sie auch dem peinlichen Proceß entzog, der bereits über sie verhängt war. Daher beschränkte sich Peter darauf, die Schärfe der Aufsicht ihrer Haft zu erschweren und ihr im grausamen Hohn ihren Antheil an der furchtbaren Bestrafung der Strelitzen zukommen zu lassen. Peter ließ nämlich, befangen in der Rohheit seiner Zeit und seines Volkes 28 Galgen rings um das Kloster errichten. An 130 Strelitzen wurden daran aufgehängt, während Sophia gezwungen wurde aus dem Fenster zuzusehen. Drei derselben, welche unter der Folter gestanden hatten, ob wahr oder unwahr, bleibt unentschieden, der Zarewna eine Bittschrift um Uebernahme der Regierung übergeben zu haben, wurden dicht vor ihrem Fenster erhängt und in ihren durch Gabeln unterstützten Händen hielten sie mit gräßlich nach dem Fenster der Prinzessin ausgereckten Armen ein Papier, das die Bittschriften vorstellen sollte. Verschiedene Große des Reichs, selbst angesehene Bojaren, deren Gesinnungen er mißtraute, wurden von seinem Despotismus gezwungen selbst das Henkeramt dabei zu versehen. Und was noch das Entsetzlichste war, ein Zeugniß der

Barbarei jener Zeit, die Leichname mußten auf seinen Befehl den ganzen Winter hindurch dort hängen bleiben, bis sie, von den Geiern und Raben zerrissen, in Stücken hinabfielen von ihren Galgen und dabei die Luft, welche Sophia athmen mußte, verpesteten.

Aber das war nur der Anfang der Greuelscenen, die jetzt folgten. Die Geschichte der Menschheit hat außer der Hinrichtung und Ausrottung der Janitscharen in Konstantinopel kaum etwas Aehnliches aufzuweisen.

„Ich hätte gewünscht," sprach der Czar, „man hätte mir eine traurige Pflicht erspart und die Rebellen vor meiner Rückkehr zur gebührenden Strafe gezogen. Aber das ist nicht geschehen und mir gebietet die Pflicht nun selbst zu entscheiden. Nun wohlan denn, sie Alle sollen sterben, die das zurechnungsfähige Alter haben. Würde ich nur Einen begnadigen, so würde das eine Ungerechtigkeit gegen Alle sein."

Zunächst waren Batoka Girin, das Haupt der Rebellen und sein Gehülfe Karpakow überführt, der Erstere auch geständig, daß sie die Absicht gehabt alle Fremde auszurotten, sich Moskaus zu bemächtigen, die Bojaren zu tödten und die Prinzessin Sophia zur Regentin zu erheben. Jene Anführer und einige Popen mußten zuerst den Tod erleiden.

Aber der 10. October war der schreckliche Tag, der auch das Schicksal aller übrigen Theilnehmer

des Aufstandes entschied. Sie waren Alle dem Tode verfallen.

Nur große Jugend galt als Entschuldigung. An fünf hundert Jünglinge unter 18 Jahren fanden Begnadigung; aber an drei Tausend Strelitzen fielen unter dem Henkerbeil.

Die Geschichte berichtet entsetzliche Einzelnheiten aus dieser Reihe von Mordscenen.

Im ganzen Monat October flossen täglich auf den Höhen von Preobraschenskoi wie auf den Wällen von Moskau ganze Ströme von Blut der Verurtheilten.

Eines Tages nahte sich in feierlicher Procession, mit Meßgewändern und geweihten Kerzen der würdige Patriarch Adrian, umgeben von der ganzen hohen Geistlichkeit Moskaus, dem Czaren, der sich eben auf dem Richtplatz befand und die Köpfe zu Hunderten fallen sah. Der Patriarch kniete nieder und im Innersten empört, erhob er das geweihte Bild der heiligen Mutter Gottes und flehte um Gnade für die Verurtheilten.

Aber Peter sprach zu ihm unwillig: „Mische Dich nicht in Dinge, die Dich nicht angehen und nicht Deines Amtes sind. Was willst Du mit dem Bilde? Geh' und stelle es wieder an den Ort, wohin es gehört. Glaube mir," fuhr er fort, „daß ich Gott und die heilige Mutter von Herzen verehre. Aber es ist die Pflicht des hohen Amtes, welches mir Gott anvertraute, daß ich mein Volk schütze; bei Verbrechen, welche das allgemeine

Verderben zum Ziel haben, Gnade zu üben, wäre Ungerechtigkeit."

So sprach er und ohne Gnade wurde das Urtheil mit dem Beil vollstreckt an den Tausenden, die doch meistens nicht gewußt hatten, was sie thaten, indem sie zu dem Aufstande verführt waren.

Peter befand sich während dieser Metzelei in einer unbeschreiblichen Aufregung. Es ist kaum zu bezweifeln, daß französische gleichzeitige Schriftsteller recht haben, wenn sie behaupten, er habe sich durch seinen Zorn hinreißen lassen, sogar selbst Hand anzulegen und einige Strelitzenköpfe, wie er es dem König August verkündet, mit dem von ihm erhaltenen Damascenersäbel persönlich herunterzuhauen, obgleich Gordon, aus nahe liegenden Gründen, in seinen hinterlassenen Memoiren dieses leugnet. Aber der Charakter des Czaren, die Aufregung und damalige Sitte orientalischer Despoten, selbst der Umstand, daß Henkerarbeit damals in Rußland, wie noch heute im Orient, durchaus kein entehrendes Geschäft war, sprechen dafür. Und dabei ist es doch psychologisch richtig, daß wohl Keiner von seiner Umgebung bei diesen Mordscenen im Innern mehr litt, als er selbst. Es war nicht Grausamkeit des Charakters, die Freude am Blutbade hat, sondern eine furchtbare eiserne Charakterstrenge, womit er die Ueberzeugung durchführte, daß er gleichsam der irdische Vollstrecker von Gottes Strafgerichten sei, daß es seine

Pflicht sei, dem, was er für gerecht hielt, auch kein Titelchen zu vergeben und daß sich die Barbarei, in welche Rußland versunken war, nicht anders beseitigen lasse, als wieder durch Barbarei.

Und wie er selbst das Beispiel gegeben, daß keine Hand zu hoch sei, um, wie er meinte, Gottes Strafgerichte zu vollstrecken, so forderte er auch Gleiches von den Großen seines Hofes. Lefort war indeß nicht dazu zu bewegen. Er erklärte mit Entschiedenheit, in seinem Vaterlande sei so etwas nicht Gebrauch, und Peter ließ ihn gewähren. Dagegen fügten sich die andern Großen seinem Befehle, und man sah Generale, Minister und Höflinge das Beil schwingen, um Strelitzenköpfe abzuhauen.

Unter diesen selbst herrschte eine stoische Todesverachtung. Als einst Peter unter den Hunderten war, die ihre Köpfe auf den Block legten, um hingerichtet zu werden rief einer der verurtheilten Strelitzen, die eben auf den Richtplatz geführt wurden, ihm zu: „Platz da, Herr! das ist meine Stelle, hier muß ich liegen.“ Und der Czar trat einige Schritte zur Seite; der Strelitze legte seinen Kopf auf den Block und im nächsten Augenblicke war er abgehackt und ein Blutstrom traf die Kleider des Czaren. Ein Anderer neben ihm, der ihn erkannt hatte, hob noch einmal den Kopf vom Blocke und sprach im flehenden Tone: „Ich rufe Gott an zum Zeugen für meine Un-

ſchuld, habt Barmherzigkeit, Herr!" Und Peter antwortete: „Biſt Du unſchuldig geweſen, ſo komme Dein Tod über mich!" winkte, das Beil blitzte und der Kopf fiel. Dann wendete er ſich zu den Umſtehenden und ſagte: „Man kann Gott kein angenehmeres Opfer bringen, als durch das Blut eines Böſewichts!"

Uebrigens hatte das Blutgericht nicht blos die Strelitzen in Moskau getroffen, ſondern auch die aus den Provinzen, namentlich aus Azow herbeigeſchleppten Unzufriedenen; die Unterſuchung gegen dieſelben dauerte mehrere Monate. Die Verurtheilten erlitten harte Strafen, die Meiſten den Tod, Viele auch Verweiſung nach Sibirien oder barbariſche Knutenſtrafen.

Peter war ſo überzeugt davon, daß dieſes Mordgericht eine Ehrenſache für ihn geweſen ſei, daß er deſſen Gedächtniß durch Schandſäulen, welche auf den verſchiedenen Richtſtätten aufgerichtet wurden und durch eine Denkmünze auf die Nachwelt bringen ließ. Die Denkmünze trug das allegoriſche Bild des Herkules, der die hundertköpfige Hyder erlegt hatte. Die abgetrennten Häupter des Ungeheures lagen zu ſeinen Füßen. Die Inſchrift auf der Rückſeite lautete: „Die Hyder iſt erlegt und das Gemeinwohl befeſtigt!"

Selbſt die begnadigten 500 jungen Männer wurden im ganzen Reiche zerſtreuet.

Die Leichen blieben, ein ſcheußlicher Anblick, den

ganzen Winter hindurch bis zum Frühling unbeerdigt liegen an der Stelle, wo ihre Hinrichtung geschehen war.

Nach diesem Blutgericht glaubte der Czar im Schooße seiner Familie einige Ruhe genießen zu können; aber auch hier war sein bewegtes Leben nicht ohne Rückschlag auf die Verhältnisse.

Fünfter Abschnitt.

Aus Peter's Privatleben. Seine Freunde.

„Sein Herz gehört der Welt, den Freunden,
nicht der Gattin und der Mutter seiner Kinder."
D. V.

1.

Eudoxia.

Zu Denen, die Peter's Rückkehr mit einer gewissen innern Beängstigung entgegen sahen, gehörte dessen Gemahlin, die immer noch schöne Eudoxia. Während Peter von Holland zurückkehrte und um die Wälle und Mauern von Moskau hinwegjagte, um nach seinem Preobraschenskoi zu kommen, saß sie in ihrem Boudoir und weinte. Sie hielt zwei schöne Knaben in ihren Armen, von welchen der kleinere, Alexander, auf ihren Knieen saß, der größere, Alexei, war an seine Mutter gelehnt und diese sprach zu ihren Söhnen, nachdem sie jene Meldung empfangen hatte: „Euer liebloser Vater vermeidet Moskau, um mich nicht sehen zu müssen." Und so war es auch.

Ließ ihr auch Peter noch die äußern Ehrenbezeugun-

gen ihres Ranges als Czarin erweisen und behandelte er sie selbst, besonders so lange seine Mutter Natalie noch lebte, mit allen schuldigen Höflichkeitsrücksichten, so war doch, was das Herz eines edlen Weibes allein zu befriedigen vermag, seine Liebe zu ihr längst erkaltet. Auf ihre zärtlichen Briefe, die sie ihm nach Holland sendete, erhielt sie anfangs nur eine kalte, flüchtige, später gar keine Antwort.

Peter war bei einem energischen Charakter doch stets ein leidenschaftlicher Mensch. In seiner Jugend ließ er sich durch seine Freunde, besonders den leichtsinnigen genialen Franzosen Lefort, zu manchen Ausschweifungen in der sinnlichen Liebe hinreißen. Schöne Frauen und Mädchen standen stets bei ihm in besonderer Gunst, wenn auch die Festigkeit seines Charakters damals keinen Weibereinfluß auf irgend eine seiner Regierungshandlungen gestattete.

Diese Richtung in den Neigungen des jungen Czaren gereichte der edlen Mutter Natalie zur tiefen Bekümmerniß. Sie fürchtete, daß ihr Peter durch den Hang zum schönen Geschlecht an Leib und Seele ein Schwächling werden würde. Wenn diese Besorgnisse auch nicht in Erfüllung gingen, so glaubte sie doch ihn gegen die Gefahren eines solchen unsittlichen Lebenswandels am besten schützen zu können, wenn sie ihm eine schöne und liebenswürdige Gemahlin gab, die es verstand, Peter's Neigungen auf sich selbst zu ziehen und dadurch zur Ordnung zurückzuführen.

Wir wissen, daß ihre Wahl auf Feodora Eudoxia, die Tochter des Bojaren Lapuschin fiel. Sie hatte noch Einfluß genug auf ihren damals siebzehnjährigen Sohn, daß dieser die Wahl seiner Mutter billigte. Sie war eine der Schönsten unter den 60 Bojarentöchtern, welche nach altrussischer Sitte dem Czaren zur Auswahl vorgestellt wurden und er bot ihr seine Hand, wenn auch ohne Liebe, doch auch ohne Abneigung. Die Vermählung wurde im Jahre 1689 geschlossen.

Natalie bemerkte Peter's Kaltsinn wohl und wußte die Thränen zu deuten, die sie nicht selten in Eudoxia's Augen sah, wenn sie dieselbe plötzlich in der Einsamkeit überraschte. Aber sie tröstete sich und die junge Frau damit, die Liebe würde sich schon finden, wenn es ihr nur gelingen würde durch zuvorkommende Zärtlichkeit und sanfte Bitten, Peter von den unregelmäßigen Neigungen abzuhalten, die er auch mit in seinen jugendlichen Ehestand hinüber genommen zu haben schien.

Aber wenn ein Mann einmal an Abwechselung in den Neigungen für schöne Frauen und Mädchen gewöhnt ist, so hält es schwer, daß er seine Zuneigung einer Einzigen zuwendet. Peter glaubte nicht auf einmal alle seine früheren Verbindungen abbrechen zu können und Eudoxia, die ihre Späher hielt, hatte Veranlassung genug sich über Verletzung ihrer ehelichen Treue zu beklagen. Sie that dieses gegen ihn mit den weichsten und rührendsten Bitten,

sein Benehmen zu ändern. Aber wenn Peter's Verstand auch einsah, daß sie vollkommen in ihrem Rechte sei, so sprach doch sein Herz nicht für sie. Eudoxia war einige Jahre älter wie er, und machte ihm nicht selten Vorstellungen über seinen Lebenswandel. Sie folgte dabei den Eingebungen ihrer eigenen Eifersucht und den Wünschen der Mutter ihres hohen Gemahls. In seiner Verblendung fühlte er sich durch den Ton dieser Vorstellungen verletzt. Er meinte, es gezieme der Frau nicht, gegen ihren Gatten, besonders wenn er der Czar selbst war, den Ton einer Gouvernante anzunehmen. Der Mann, der gegen seine Gattin im Unrecht lebt, weiß immer unwillkürlich sich selbst zu täuschen, mit einer Sophistik, wodurch er immer der Frau alles Unrecht zuschiebt. Ihre Thränen, anstatt ihn zu rühren, waren ihm unangenehm. Er vermied so viel als möglich ihren täglichen Umgang. Dennoch schenkte sie ihm zwei Prinzen: Alexei (1690) und Alexander (1691). Indeß so lange seine Mutter lebte, wagte er nicht sich öffentlich von seiner Gemahlin zurückzuziehen. Er hatte die tiefste Achtung und Liebe seiner Mutter stets bewahrt. Als dieselbe (1694) starb, hob er allen Umgang mit Eudoxia auf. Der Tod seiner Mutter hatte den schmerzlichsten Eindruck auf ihn gemacht.

„Meinen Kummer," schrieb er damals, „äußere ich nur stumm. Hand und Herz werden außer Stande sein, ihn hinlänglich zu schildern. Gedenke ich der Worte des

Apostels Paulus: nicht Gram zu nähren über Verstorbene, sowie des Priesters Esra: Weil nicht wiederkehret der Tag, der vorüber ist, so ehre ich, was höher liegt als Vernunft und Leben und überlasse mich Dem, der Alles nach seinem Willen ausführt."

Als seine Mutter gestorben war, verschwanden allerdings die schonenden Rücksichten der Sohnesliebe und Peter sah nur selten anders, als bei feierlicher Gelegenheit, seine Gemahlin.

Es kam leider noch ein Grund hinzu, der mehr als genügend war, dieser Abneigung Nahrung zu geben.

Peter war eines Tages auf einer Reise in Liefland mit seinen Begleitern bei einem Weinschenker, der sich Mons nannte, eingekehrt. Da kredenzte ihm ein wunderschönes liefländisches Mädchen, fein und hochgewachsen, mit langen blonden geflochtenen Zöpfen und herrlichen blauen Augen, den ersten vollen Pokal von dem besten alten Ungarwein, den Vater Mons in seinem Keller bewahrte. Peter kniff sie freundlich in die Wangen und fragte nach ihrem Namen.

Anna Iwanowna Mons, antwortete sie mit einer lieblichen Stimme, erröthend bis an die hohe Stirn und schlug züchtig die langen seidenen Wimpern ihrer schönen Augen nieder.

Da ergriff Peter ihre kleine weiße Hand und ohne Umstände zog er freundlich das schüchterne junge Mädchen

auf eines ſeiner Kniee; Iwanowna wagte nicht dem großen Czaren, dem Herrn über alle Leute und ihr Hab und Gut zu widerſtreben und wie ſich auch ihr noch unverdorbenes jungfräuliches Gefühl ſträuben mochte, der hochgewachſene, ſchöne Mann mit ſeinem dreiſten zuthunlichen Weſen gefiel ihr. Die erſte, dreiſte Werbung um ihre Gunſt blieb nicht ohne Eindruck auf ihr Herz und ſie hätte kein Weib ſein müſſen, wenn nicht ihre kleine Eitelkeit ſich durch die zärtliche Liebeswerbung des großen Czaren geſchmeichelt gefühlt hätte.

Indeß war Lefort, der ſogleich erkannte, daß hier ſeinem Herrn ein neues Glück aufblühe, aus dem Speiſezimmer, worin nur Peter und Iwanowna allein blieben, in den großen Saal gegangen, wo der Vater des Mädchens eben am Schenktiſche beſchäftigt war.

„Höre, Iwan,“ ſprach er „Deine hübſche Tochter gefällt dem Czar.“

„Das iſt ſehr ſchmeichelhaft für ſie und ihren Vater,“ ſprach der Mann und blinzelte liſtig mit den kleinen Augen; „aber der Czar ſteht hoch und Anna Iwanowna ſteht niedrig. Der Czar iſt reich, das Mädchen iſt arm.“

„Eben deshalb will der Czar ſie erheben und reich machen.“

„Aber Anna Iwanowna hat einen Vater, der niedrig ſteht und arm iſt.“

„Auch derselbe soll erhoben und reich gemacht werden.“

„Auch einen Sohn hat er, der zu schön und gescheidt ist, um ein Bauer zu werden. Tritt näher, Iwanowitsch und küß' dem gnädigen Herrn da die Hand.“

Iwanowitsch war in der That ein schöner Knabe von 14 Jahren. Er hatte eine natürliche Anmuth und vollzog den Handkuß auf eine Weise, die dem feinen Franzosen gefiel. „Du hast Anlage ein Hofmann zu werden,“ sprach er lächelnd und klopfte ihm freundlich auf die blühende Wange. „Ich lese in der Seele des Czaren und sage Dir in seinem Namen, daß er Dich unter seine Pagen aufnehmen und noch einen großen, vornehmen Mann aus Dir machen wird. Du aber, Iwan, wirst Dir unter den Gütern meines Herrn das größte und beste aussuchen und Deine Anna Iwanowna wird der Czar erst zu einer Freundin bringen lassen, damit sie Unterricht und Bildung empfange und dann später unter die Zahl der Hofdamen seiner Gemahlin aufnehmen und ihr eine reiche Ausstattung und einen Bojaren zum Gemahl geben.“

„Wenn der Czar befiehlt,“ sprach der Vater, „so bin ich sein Knecht und meine Kinder sind sein Eigenthum.“

War hier der Handel gemacht durch den gewandten Franzosen, so war im Nebengemach auch das schöne, junge Mädchen bald gefangen.

Peter liebte es nicht in Liebeshändeln viel Worte zu machen; aber er war ein Ritter der That. Er sprach lauter als durch hundert Worte, indem er seinen Arm um die schlanke Taille des jungen Mädchens legte, dann ihm das Köpfchen in die Höhe hob, es eine Minute lang zärtlich anblickte und zuletzt stürmisch sie an sich drückte und küßte.

Der Widerstand des jungen Mädchens war höchst befangen, bescheiden und daher auch schwach. Außer den Worten: „O bitte!" brachte sie keine Sylbe hervor und dann duldete sie seine Küsse in süßer Verwirrung und jugendlicher Hingebung mehr als daß sie solche erwiedert hätte. Peter sprach aber in dem entscheidenden Tone, der keinen Widerspruch duldete: „Ich nehme Dich mit nach Moskau. Du wirst schöne Kleider von Sammt und Seide mit kostbarem Zobelbesatz und Perlen und Diamanten mit goldenem Geschmeide, wie sie die Bojarentöchter tragen, erhalten. Du wirst am Hofe im Kreml wohnen und ich werde Dir Lehrer halten, die Dich in allen schönen Wissenschaften und Künsten unterrichten. Du hast nichts dafür zu thun, als Dich von mir küssen zu lassen, das, meine ich, ist eben keine schwere Arbeit! aber bei Todesstrafe leide es von keinem Andern."

„Aber, Herr . . .?" begann Anna und eine unbeschreibliche Befangenheit erstickte ihre Stimme, „ich bin Braut," setzte sie leise, fast verhauchend hinzu und wurde

todesbleich, während sie doch mit dem schönen Kopf an des Czaren Brust sank und seine flammenden Küsse duldete, die ihr nach und nach wieder Leben gaben.

„Nenne mir Deinen Verlobten nicht," rief der Czar wild aufflammend, „oder Sibirien wird sein Loos werden. Doch ja," fuhr er sanfter fort, „nenne ihn mir, Anna, ich will sein Glück machen; aber fern von hier an der türkischen Grenze, Du darfst ihn nicht wiedersehen; denn Du bist des Czaren Geliebte!"

Anna Iwanowna schüttelte leise mit dem Kopfe; aber sie nannte ihren Geliebten nicht. Es war ein Unterofficier in einem finnischen Regimente, das einige Stunden von da in Abo in Garnison lag. Sie wollte es nicht wagen, ihn der Eifersucht des Czaren auszusetzen; denn im Uebrigen hatte sie sich, wie es schien, nicht ungern in ihr Loos ergeben.

Der Czar aber, der jetzt Lefort rief, und von ihm verlangte sich mit dem Vater des Mädchens zu verständigen, hörte nicht ohne Befriedigung, daß der Handel bereits abgemacht sei. Er ließ sogleich anspannen, nahm das Mädchen in seiner liefländischen Tracht mit in seine Kibitke und entführte sie nach Moskau.

Dort wurde natürlich das Verhältniß fortgesetzt und sehr schnell vertraut. Peter ließ ihr Unterricht geben; unter der Aufsicht einer erfahrnen Hofdame begriff sie sehr bald die Sitten des Hofes und Eudoxia hatte den Kummer, diese

bewunderte neue Schönheit am Hofe, deren zweideutiges Verhältniß zum Czaren ihr nicht unbekannt geblieben war, unter die Zahl ihrer Hofdamen aufnehmen zu müssen.

Sie wagte es einige Mal dem Czaren dagegen Vorstellungen zu machen, bewirkte aber nichts weiter als seine Empfindlichkeit zu reizen.

Der junge Mons erhielt eine feine Erziehung, wie sie damals nur immer in Rußland möglich war und wurde dann in die Zahl der Pagen aufgenommen; erst später, als Günstling der Kaiserin Katharina, nahm sein Geschick jene tragische Wendung, die wir alsdann erzählen werden.

Das Verhältniß des Czaren und der schönen Anna blieb ein ungetrübtes bis zur Abreise des Czaren.

Seine Abwesenheit aber hatte seine Neigung für die reizende Liefländerin bedeutend abgekühlt. Andere Gedanken und Pläne gingen ihm durch den Kopf; für galante Tändeleien hatte er jetzt weder Zeit noch Neigung. Das fühlte Anna Iwanowna schon bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Czaren. Er war sogar von Preobraschenskoi nach Moskau, drei Tage nach seiner Ankunft gekommen, um seiner Gemahlin Eudoxia einen Höflichkeitsbesuch zu machen; noch dazu, ehe er bei ihr gewesen war. Das genügte, um die Eifersucht der Geliebten gegen die rechtmäßige Gemahlin des Czaren aufzuregen und sie fürchtete deren Einfluß.

Da entschloß sie sich diese zu stürzen, um sich selbst, wie sie wähnte, vielleicht auf den Thron zu heben. Und dazu bedurfte es nur einiger Worte, die sie hinwarf, um den Czaren auf den Gedanken zu bringen, daß Eudoxia, wenn auch nicht Antheil an der Verschwörung genommen, doch darum gewußt habe.

Der Zorn des Czaren flammte auf. Aber noch war er gerecht genug Beweise zu fordern und Anna Iwanowna nannte auf gutes Glück zwei Männer, von denen sie durch ihre Kammerfrau gehört hätte, daß die Czarin Sophie mit Eudoxien Briefe gewechselt habe.

Was sie vorausgesehen hatte, erfolgte. Der Czar ließ die beiden Männer aus der Dienerschaft der Czarin Eudoxia verhaften. Sie wußten von nichts; aber auf der Folter gestanden sie, was man wollte. Und auf den Grund dieses Geständnisses wurde Eudoxia mitten in der Nacht genöthigt aufzustehen, sich anzukleiden und, ohne daß man ihr sagte, wohin es gehe, in eine Droschke zu steigen, die von bewaffneten Reitern umgeben war. So ging es bei Fackellicht fort im sausenden Galopp. Endlich rollte der Wagen vor die dunkle Pforte eines alterthümlichen Klosters. Auf das Klopfen eines Reiters aus der Eskorte wurde geöffnet. Der Führer der Kosackenbegleitung übergab die schriftliche Ordre des Czaren, die ihm mitgegeben war, und nach wenigen Minuten rasselten die schweren, mit Eisen beschlagenen Thore des Klosters auf und der Wagen

rollte hinein in den dunkeln Hof, der durch das Fackellicht, welches ringsum seine Streiflichter auf das hohe Gemäuer warf, nur um so schauerlicher anzusehen war.

Eudoria mußte aussteigen. Auf ihre ängstliche Frage, wo sie sei und auf wessen Veranlassung, weshalb von ihren Söhnen getrennt, gab man ihr keine Antwort. Ihre Lage war eine fürchterliche. Sie ahnte die Wahrheit, daß sie auf Befehl ihres Gemahls in ein Kloster eingesperrt werden sollte, und kannte keine andere Ursache davon, als daß er ihrer Liebe satt geworden war; daß ihre Vorstellungen und Bitten den herrschsüchtigen, eigenwilligen Charakter Peter's genirt habe und daß dieser nun ungehindert schwelgen würde in den Armen der schönen Mons.

Doppelter und dreifacher Schmerz! Indeß half kein Widerstreben; gestützt auf den Arm ihrer Dienerin ließ sie den Schleier nieder vor ihr schönes, bleiches Gesicht und schwankte fort durch den dunkeln Klostergang, bis sie eine matterhellte Zelle erreichte, wo die in Grau mit weißer Stola und dichtem Schleier gekleidete Oberin, umgeben von mehreren Schwestern, sie empfing und eintönig, herzlos zu ihr sprach: „Du bist indeß doch jetzt abgeschieden von der Welt im Prekowskoykloster in Surdat. Hier wirst Du eingekleidet werden als Nonne unter dem Namen Helena. So ist es Befehl des Czaren."

„Uebrigens," fuhr sie fort, „wirst Du die schönen

Kleider des Wohllebens ablegen und das härene Gewand der Ordensnovizen, das man Dir bringen wird, anlegen. Ein Krug Wasser, ein Brod und ein Gebetbuch wird Deine Gesellschaft sein. Licht wird Dir der Tag bringen, wenn auch nur einen Streifen davon, durch jenes schmale Fensterchen hoch an der Decke. Dein Lager ist dieser Strohsack mit der härenen Decke. Nun wende Dich zu Gott. Mit Menschen hast Du nicht mehr zu verkehren."

Eudoxia war erschüttert zum Hinsinken. Aber zu stolz ein Wort der Klage laut werden zu lassen, fügte sie sich in ihr Geschick und hinter ihr rasselten die Schlösser und Riegeln der Thüren. Selbst ihre alte Dienerin durfte nur an gewissen Tagesstunden bei ihr eintreten. Aber sie hatte nichts als Thränen für sie; denn eine Aufseherin verbot jedes Wort.

Wurde auch ihr Zustand geändert, als sie nach überstandenem Noviziat nun endlich den Schleier nahm und noch nicht gesetzlich geschieden, sich ihrem himmlischen Bräutigam gleich einer Jungfrau vermählte, so nagte doch fortwährend dreifacher Kummer an ihrem Herzen: einmal, daß sie von ihren Kindern getrennt leben mußte; dann, daß sie von ihrer glänzenden Höhe, als Czarin eines mächtigen Reichs, herabgedrückt war in die stillen Verhältnisse einer armen Nonne und endlich, daß sie in den Tiefen eines schönen treuen Herzens nicht aufhören konnte,

ihren liebloſen, undankbaren und ungetreuen Gatten, der ihr nun für ewig verloren war, zu lieben.

Aber ſchweres Leiden der Seele erhebt edle Gemüther ſtets zu Gott und ſo fand auch Eudoxia endlich in den frommen Uebungen der Religion den Seelenfrieden wieder, den ihr die Geſchicke des Weltlebens ſo feindlich entzogen hatten. Und in dieſem innern Frieden überlebte Eudoxia noch ihren Gemahl und ihre beiden Söhne. Sie ſtarb endlich unbekannt, unbeweint und vergeſſen von der Welt, mit ſich ſelbſt und mit Gott in Frieden.

Der Czar aber ſtürzte ſich wieder in das Getriebe der Welt; aber der erſte Schmerz, der ihn darin traf, war der Tod ſeiner zwei liebſten und treueſten Freunde: Gordon und Lefort, an welche ſich die Erhebung eines neuen Günſtlings Mentſchikoffs knüpfte, der im Lauf der Geſchichte mächtiger wurde als Beide, aber auch tiefer fiel, als er geſtürzt wurde.

2.

Gordon's Tod. Organiſation des Heeres.

Der entſchloſſenſte ſeiner Freunde, dem er unſtreitig die größten Erfolge im Türkenkriege, ſo wie auch für die Stillung der letzten Empörung zu danken hatte, war unſtreitig der Generalfeldmarſchall Gordon.

Bald nach der Rückkehr des Czaren wurde derſelbe

bedenklich krank. Ohne Zweifel hatten die Anstrengungen und Gemüthsbewegungen jener schrecklichen Katastrophe das ihrige dazu beigetragen, seine sonst feste Gesundheit zu zerstören.

Peter besuchte ihn oft während seiner sich in die Länge ziehenden Krankheit. Der Gegenstand des Gesprächs betraf meistens den Bau der damals auf den Werften in Arbeit liegenden Kriegsschiffe; auch die neue Organisation des Landheeres an der Stelle der aufgehobenen Strelitzenregimenter. In beider Hinsicht war noch der Rath des sterbenden Feldherrn seinem Monarchen nützlich.

Als die ersten Kriegsschiffe vom Stapel gelaufen waren, fand sie Peter wenig vollkommen. Besonders hatte das Schiff des Patriarchen bei dem Ablaufen desselben in das Meer das Unglück fast zu scheitern und konnte nur mit Mühe gerettet werden. Als er sich darüber gegen Gordon beklagte, sagte dieser: „Es fällt kein Meister vom Himmel; aber durch Fehler lernt man sie für die Zukunft vermeiden. Doch was helfen Schiffe ohne Hafen?“ „Meine Schiffe,“ entgegnete Peter mit starker Stimme, „werden ihren Hafen schon finden.“

Gordon lächelte zufrieden, reichte noch einmal seinem Herrn die Hand und starb. Peter drückte ihm die Augen zu. Das geschah am 3. November 1699. Seine Augen füllten sich mit Thränen und er sprach vor sich hin ein Gebet. Durch ein prächtiges Leichenbegängniß, dem er

selbst beiwohnte, gab er öffentlich die Anerkennung seiner großen Verdienste.

Es geschah noch auf Gordon's Rath, daß er, ein Jahr vor dessen Ableben, zur Belohnung seiner Getreuen für ihre Mitwirkung bei der Stillung des Aufstandes der Strelitzen den Sanct Andreasorden stiftete. Das geschah am 30. August 1698. Golowin war der Erste, der diesen Orden erhielt.

Die neue Organisation des Heeres wurde damals sogleich in Angriff genommen und kam noch in dem Jahre 1699 bald nach Gordon's Tode vollständig und auf imposante Weise zu Stande.

Durch die strengen Strafgerichte waren die Regimenter der Strelitzen schon ihrer Auflösung nahe gebracht. Die Auflösung erfolgte mit überraschender Schnelligkeit und großer Energie, so daß sie bei der völlig entmuthigten Soldateska ohne große Schwierigkeit gelang. Drei Generale: Awtonom Golowin, Adam Weide und Fürst Repnin erhielten den Auftrag die Mannschaft zu dem neuen Heer, jeder für seine Division, in dem weiten Reiche auszuheben. Und so kamen denn, ehe das Jahr verlief, 27 Regimenter Infanterie und zwei Dragonerregimenter, zusammen 32,000 Mann in weniger als drei Monaten zu Stande, so daß sie vollständig bekleidet, bewaffnet und marschfertig waren.

Bei dieser Gelegenheit sprach Peter zu den versam-

melten Stabsofficieren ein strenges Wort über die eingeschlichene Sitte des Verkaufs der Officierstellen. „Ich will," sprach er mit Nachdruck, „daß bei der Besetzung der Officierstellen nur das Verdienst und das Dienstalter entscheiden müssen. Darum bin ich bei Lefort's Compagnie Trommelschläger geworden. Aber ich weiß," fuhr er im strengen Tone fort, „daß mit Verachtung meiner Absichten und meiner Befehle einige Generale mit Officierstellen Handel treiben."

„Und wer sind die?" fragte General Schein, der sich getroffen fühlte, indem er vortrat.

„Du selbst bist der Erste," erwiederte Peter mit furchtbarem Grimm und zog den Säbel, womit er dem General gegenüber wüthend auf den Tisch schlug.

Schein wollte sich vertheidigen und würde sein Leben verloren haben, wäre es nicht Lefort gelungen, den aufflammenden Jähzorn des Czaren zu beruhigen.

3.

Lefort's Tod.

Es war in demselben Jahre 1699, als Peter sich auf den Schiffswerften von Woronesch befand, wo er beschäftigt war, mit seinem Saardamer Schiffszimmermeister Mus ein neues Schiff nach holländischer Art zu bauen, da erhielt er durch einen Eilboten die für ihn schmerzliche

Nachricht, daß sein liebster Freund Lefort nach einem kurzen Krankenlager mit Tode abgegangen war.

Bei dieser Nachricht brach er in Thränen aus. „Nun habe ich keinen treuen Diener mehr," rief er aus in seinem Schmerze. „Auf ihn allein konnte ich mich verlassen. Wem kann ich mich künftig wieder anvertrauen?"

Ohne Verzug verließ er Woronesch und eilte nach Warschau zurück, um wenigstens dem Leichenbegängnisse seines Freundes noch beizuwohnen, den er lebend nicht mehr antreffen konnte.

Lefort war erst 46 Jahre alt, als er starb. Leider hatten ihn unablässige Ausschweifungen, besonders im Trinken, so frühzeitig in's Grab gebracht; denn er hielt es für eine große Ehre, der größte Zecher auf der Welt zu sein und Peter war darauf eitel, wenn er auf seinen Reisen und besonders an fremden Höfen davon Erstaunen erregende Proben ablegen konnte. Dabei war er ein wahrer Don Juan hübschen Weibern und Mädchen gegenüber, die selten seiner gewandten Verführung entgingen, wenn er einmal sein Auge auf eine oder die andere geworfen hatte. Doch diente er seinem Herrn so uneigennützig, daß er bei allen großen Versuchungen, sich zu bereichern, so verstarb, daß seine Erben nicht einmal die Kosten der Trauer aus seinem Nachlaß bestreiten konnten.

Doch bei allem Diensteifer schadete er seinem hohen Herrn und Beschützer durch seinen unordentlichen und un-

sittlichen Lebenswandel, indem er ihn in so manchen Liebeshandel verwickelte, welcher das Mißvergnügen der Czarin zur Folge hatte, wodurch endlich die Trennung herbeigeführt wurde.

Vergebens suchten die Priester ihn noch in seinen letzten Stunden zu bekehren oder wenigstens zu bewegen, das heilige Abendmahl zu genießen. „Hebet Euch weg von mir, ihr Frömmler und Heuchler," rief er ihnen entgegen. „Dagegen komme Einer und lese mir Horazens Ode an Quintus Dellius vor, dies soll mein Trost im Sterben sein!" *)

Peter war sehr unzufrieden damit, daß sein Freund alle Rücksichten der Schicklichkeit und der Religion aus den Augen gesetzt hatte; doch war seine Liebe und Dankbarkeit größer als sein Unwillen. Er ließ ihm ein Leichenbegängniß bereiten, so glänzend, wie es in Moskau noch nicht gesehen war. In Aller Gegenwart küßte er den ausgestellten Leichnam und badete ihn mit seinen Thränen.

---

*) Diese Ode lautet in deutscher Uebersetzung:

„Erhalte sorgsam, waltet die böse Zeit,
Das Herz in Gleichmuth, doch in der guten auch
Vor ungezähmtem Uebermuthe,
Dellius, rein, o du Raub des Todes!"

„All' Deine Straße müssen wir; Allen rauscht
Die Urn' im Umschwung; früher oder später fällt
Das Loos des Schicksals, uns zum ewig
Währenden Bann in den Kahn zu setzen."

4.

Mentschikoff.

In einem kleinen Dorfe, welches einige Werste von Moskau an der Grenze einer tartarischen Steppe belegen war, lebte vor vielen Jahren ein alter weißbärtiger Bauer, Namens Daniel Mentschikoff. Dieser hatte einen Sohn, einen hübschen muntern Buben von etwa 12 Jahren, der wegen seiner schlagfertigen und klugen Antworten im Dorfe sich schon einen gewissen Ruf gewonnen hatte.

Er führte einen großen Namen; denn Alexander Danielowitsch hieß der Bube. Und ein zufällig ganz gescheidter Schulmeister, der im Dorfe wohnte und den klugen Knaben lieb gewann, hatte ihm aus der alten Geschichte erzählt, daß Alexander der Große, König von Macedonien, Herr eines kleinen Landes gewesen sei, aber durch Charakterstärke und kriegerische Talente habe er es dahin gebracht, daß er das große persische Reich erobert habe und in der Geschichte den Beinamen „der Große" erworben.

Der kleine Alexander dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Nach den Gesetzen der Natur wird auch der kleinste Knabe ein großer Mann werden. Warum sollte nicht auch der kleine Alexander ein Alexander der Große werden. Ich will es und Gott soll mir helfen."

Eines Tages trieb er anscheinend harmloses Knabenspiel; aber es hatte seine Bedeutung. Er formte nämlich aus feuchtem Sand allerhand Gebäck, wie er es einst bei einem Pastetenbäcker in Moskau gesehen hatte, wohin er seinen Vater einmal begleitete, als dieser an denselben Holz verkauft und gebracht hatte.

„Was machst Du da?" fragte ihn der Alte.

„Ich backe Pasteten, Vater," entgegnete der Junge.

„Das sind schöne Pasteten, die magst Du selbst essen."

„Batuschka (Väterchen)," entgegnete der Sohn schmeichelnd, „das will nur so viel sagen, daß ein Pastetenbäcker ein großer Mann werden kann. Warum? Ich habe mir sagen lassen, wer dem Gaumen der Großen und Reichen und ihren Neigungen schmeichelt, den haben sie gern und heben ihn zu sich empor. Und der müßte ein Dummkopf sein, der, wenn er einmal gehoben wird, nicht noch höher zu steigen vermöchte."

Der Alte schwieg und lächelte. Er konnte sich in den Ideengang des Sohnes nicht recht finden. Endlich hatte er es errathen. „Du möchtest gern Pastetenbäcker werden?" fragte er.

„Ja, Batuschka, ich möchte bei einem Pastetenbäcker in die Lehre gehen, um einst Beherrscher von Rußland zu werden."

„Genug des Unsinns," lachte der Alte, „aber das

Geſchäft eines Paſtetenbäckers in der Reſidenz nährt ſeinen Mann. Morgen fahren wir mit einem Schlitten voll Holz nach Moskau und dann wollen wir ſehen, was ſich machen läßt."

Der Paſtetenbäcker in Moskau fand Gefallen an dem hübſchen muntern Knaben und nahm ihn zu ſich in die Lehre. Alexander's Anſtelligkeit machte ihn bald beliebt, ſo daß er Auftrag erhielt, jeden Morgen die friſchen Paſteten in den Straßen von Moskau umherzutragen und auszurufen. Alexander war klug genug, zu wiſſen, daß in den Häuſern der Großen ſeine Leckereien immer leichtern und beſſern Abſatz fanden, als in den, ihre prächtigen Paläſte zu Hunderten und Tauſenden umgebenden Blockhäuſern der Armen. Darum ſtrengte er dort ganz beſonders ſeine ſchöne, klare Stimme an, indem er ausrief: „Paſteten, ſchöne, warme, friſche Paſteten!"

Das geſchah denn auch eines Morgens vor Lefort's Hauſe. Dieſer ſah zum Fenſter heraus und rief den Knaben mit ſeinem friſchen duftigen Kram zu ſich herauf.

Dreiſt trat der Junge ein und ſah ihn freundlich an mit ſeinen großen blauen Augen.

Neckend ſagte Lefort, indem er in eine der Paſtetchen einbiß: „Bube, Deine Paſteten ſind ſchlecht."

„Herr, wenn ſie ſchlecht wären, ſo wäre ich ſelbſt ſchlecht, wollte ich ſie einem ſo hohen Herrn präſentiren, der es werth iſt, das Beſte zu erhalten."

„Wie heißt Du?“ fragte Lefort, der anfing, Wohlgefallen an dem Knaben zu finden.

„Noch zur Zeit Alexander der Kleine; aber ich wünsche mit der Zeit ein Alexander der Große zu werden.“

„Das ist brav,“ entgegnete Lefort lachend, „wer den Muth hat, sich ein großes Lebensziel zu stecken, dem wird Gott auch die Kraft geben, ein kleineres zu erreichen.“

„Das heißt, wenn er kein Dummkopf ist; und man sagt, ich sei für mein Alter schon ganz gescheidt. Mir fehlt nichts, als ein hoher Gönner, der mich nur auf die erste Stufe einer Glücksleiter hebt; die andern werde ich schon selbst ersteigen, durch eigene Kraft.“

„Brav, mein kleiner Kerl!“ lachte Lefort, „dieses Selbstgefühl gefällt mir. Komm morgen wieder und richte Dich so ein, daß Du bei mir bleiben kannst, ich werde mich schon mit Deinem Meister abfinden.“

„Brav ist das von Dir selbst, hoher Herr,“ antwortete der Knabe, „daß Du Dich meiner annehmen willst. Aber ich muß noch viel lernen und dann hoffe ich, werde ich Dir Ehre machen, so Gott will.“

Lefort nahm darauf den jungen Mentschikoff unter die Dienerschaft seines Hausstandes auf; aber er ließ ihn unterrichten in allen Kenntnissen und Wissenschaften, die einst den großen Staatsmann zu zieren geeignet waren.

Mentschikoff, der im Jahre 1674 geboren, also zwei

Jahre jünger war als Peter, wuchs schnell heran und hatte Gelegenheit, seinen damaligen Herrn Lefort aus einer dringenden Lebensgefahr bei einem Raubanfall auf der Landstraße durch Muth und Geistesgegenwart zu retten. Durch diese That, die ihm Lefort erzählte, wurde zuerst der junge Czar auf ihn aufmerksam und er nahm ihn unter seine Garde der Poteschni auf und in seine Dienste. Lefort blieb aber fortwährend sein Freund und Lehrer. Dieser geistvolle Staatsmann hatte bald erkannt, daß Mentschikoff der Einzige sei, den er einmal dem Czaren als seinen Nachfolger im Vertrauen desselben würde empfehlen können und um ihn dazu vollständig geschickt zu machen, blieb er sein Lehrer in allen Staatswissenschaften. Er nahm ihn, mit Genehmigung des Czaren, zu seiner weitern Ausbildung mit auf die große Reise nach Holland und schon damals erhielt er den Vorzug, einen Theil des Gesandtschaftspersonals zu führen. Lefort weihte ihn nach und nach ein in alle die großartigen Reformpläne seines Herrn und machte ihn ganz besonders auf der langen Reise aufmerksam auf alle die Sitten, Staats- und Militaireinrichtungen, sowie in der Marine, welche sich auf diesem Wanderzuge beobachten ließen.

Dieser Mentschikoff war es nun, den Lefort schon früher bei mehreren Gelegenheiten seinem Herrn empfohlen hatte. Peter hatte Wohlgefallen an dem lebhaften, wohlgebildeten jungen Mann gefunden, der, obgleich er ein

Russe war, doch mit so vieler Klugheit und reger Thätigkeit in seine Verbesserungspläne einging, ja diesen auch nicht selten den Weg bahnte.

Die Geschichte Peter's wird auch die von Mentschikoff weiter entwickeln.

Wie weit noch Mentschikoff über die kühnsten Reformpläne seines Herrn hinausging, bewies er schon durch eine Aeußerung, die aber dem Czaren sehr gefiel.

„Verordne doch, gnädigster Herr," schrieb er bald nach Lefort's Tode an Peter, „daß den Mönchen, gleich den Soldaten, sechs Rubel jährlich gegeben werden. Es ist in Wahrheit genug; billig müßten die Soldaten noch etwas mehr haben, als die Mönche. Mancher Soldat hat Weib und Kind, dient dabei und arbeitet und kennt keine Ruhe. Was hat aber der Mönch nöthig? Brod und Wasser ist genug für ihn. Haben die Leute doch sich selbst dazu bestimmt, dem Beispiel der heiligen Väter zu folgen, die kein Geld liebten. So mögen sie denn auch so leben."

Aehnliche freimüthige Aeußerungen, die von einem vorurtheilsfreien und aufgeklärten Geist zeugten, hatten schon vor Lefort's Tode dem jungen Mentschikoff die besondere Gunst des Czaren zugewendet, und jener wußte sie sich zu erhalten durch unbedingte Erfüllung seines Willens.

Als ein Zeugniß seiner Tüchtigkeit möge es gelten,

wenn über ihn der alte General Schermetew an Peter schrieb: „Ich kann nicht beschreiben, wie sich Alexander Danielowitsch (Mentschikoff) die Sache angelegen sein läßt; wie er die Arbeit liebt und wie eifrig er wünscht, daß Alles nach Deinem Willen geschehe."

Darum glaubte Peter in Mentschikoff seinen Lefort gleichsam fortleben zu sehen, und so erhob er ihn denn aus dem Staube einer niedrigen Geburt zu seinem Alles vermögenden Liebling.

Er schloß sich um so mehr an ihn an, als bald nach Lefort's und Gordon's Tode die Generale Schein und Golowin starben; der Erste tief gekränkt durch den Verdacht und Jähzorn seines Herrn, hatte die ihm öffentlich zugefügte Beleidigung nicht vergessen können. Die ihn tief verwundende Ehrenkränkung wurde, wie man zu sagen pflegt, ein Nagel zu seinem Sarge.

Sechster Abschnitt.

Reformen.

„Jeden Genuß zu veredeln und jede Höh' zu erstreben,
Der durch Cultur entwickelte Geist erweitert, vervielfacht
Wieder der Erde Cultur, beseelt Erwerbtrieb und Handel."
v. d. Lühe.

1.

Um die Reformen, die jetzt kräftiger in Angriff genommen und bis zu dem Tode des Czaren fortgeführt wurden, verstehen zu lernen, müssen wir einen Blick auf den russischen Nationalcharakter werfen, wie uns ihn ein Zeitgenosse Peter's des Großen schilderte.

„Von der russischen Nation Qualitäten," heißt es dort*), „ist nicht viel Sonderliches zu schreiben, das ihnen zu großem Ruhm dienen kann. Bei ihnen ist keine solche Cultur, als bei den meisten andern europäischen Völkern und ist Schreiben und Lesen der höchste Grad

*) So schrieb Pufendorf 1684. Treu in's Russische übersetzt erschien Pufendorf's Buch wirklich im Jahre 1723. In einer neuen Ausgabe aber, welche die Akademie der Wissenschaften in Petersburg veranstaltete, hat die obige Stelle wegbleiben müssen. Man wollte die Wahrheit nicht hören.

ihrer Studien; wie auch ihre Prieſter nichts mehr können, als ein Kapitel aus der Bibel oder ein Stück aus der Poſtille leſen. Sind mißtrauiſch, grauſam und blutdürſtig, wenn ihnen das Glück füget, für Uebermuth unerträglich, im Unglück aber kleinmüthig und verzagt. Halten doch ſehr viel von ſich ſelbſt und kann man ihnen nicht genug Ehre anthun. Zur Schacherei ſind ſie ſehr geſchickt und verſchlagen, ſind von knechtiſchem Gemüthe und wollen mit Strenge regiert ſein. Und wie alle Spiele bei ihnen auf Stoßen und Schlagen auslaufen, alſo laſſen ſich Prügel und Peitſchen bei ihnen luſtig brauchen. Von Leib ſind ſie ſtark und können allerhand Ungemach und Arbeit, auch Kälte und Hunger wohl ausſtehen. Aber in öffentlichen Feldſchlachten und Belagerungen der Städte taugen ſie nicht viel, weil ſie bald in Confuſion kommen, indem ſie ſich einbilden, daß Andere dieſes Handwerk beſſer verſtehen. Hingegen in Feſtungen pflegen ſie ſich beſſer zu wehren und bis auf's Aeußerſte zu halten, nicht allein, weil ſie Arbeit und Elend wohl ausſtehen können, ſondern auch, weil ſie doch von ihrem Herrn würden erwürgt werden, wo ſie mit Accord ſich ergeben. Jedoch ſuchen ſie ihre Miliz täglich zu verbeſſern, indem ſie viele deutſche und ſchottiſche Officiere annehmen, ſo ihnen die im übrigen Europa übliche Kriegsmanier beſſer beibringen ſollen. Aber den Ruſſen iſt nicht erlaubt, bei Andern Dienſte zu nehmen und dadurch ſich zu perfectioniren,

weil der Großfürst (Czar) gleich fürchtet, sie möchten Neuerungen anfangen, wenn sie gar zu klug würden."

Wer sieht nicht, daß diese eben so naive als treffende Schilderung noch heute auf die russische Nation paßt, ein Beweis, daß Reformen in den Sitten und dem Charakter eines Volks, wenn sie von oben durch Despotismus eingeführt werden sollen, keine wesentlichen Veränderungen in den Grundzügen herbeizuführen vermögen.

Günstiger war das Urtheil der spätern Kaiserin Katharina II. über den russischen Nationalcharakter. Sie sagte: „Er besteht in scharfer und geschwinder Begreifungskraft, in exemplarischem Gehorsam und in dem Keim aller, dem Menschen vom Schöpfer verliehenen Tugenden."

2.

Reformen der Etiquette, der Verwaltung.

Mentschikoff unterstützte Peter bei seiner rastlosen Geschäftigkeit, womit er seine in der Fremde gesammelten Kenntnisse ausländischer Cultur auf russischen Boden zu verpflanzen suchte.

Die große gewaltsame Umkehr der altrussischen Sitten begann, der Czar selbst ging darin Allen voran. Er befreite sich und sein Volk von dem lästigen Zwange des altrussischen Ceremoniels. Seine Vorgänger in der Regierung hatten sich nie anders öffentlich sehen lassen, als bei feierlichen Gelegenheiten im großen und glänzenden Gefolge seines Hofes. Peter aber ging oder fuhr in

Begleitung von einem oder zwei Denschtschiks ganz einfach in einem Schlitten oder einer Droschke, welche nur mit einem Pferde unter dem großen Krummbügel bespannt waren, durch die Straßen von Moskau. Er war für Jeden zugänglich, redete selbst mit Sachkunde über die Arbeiten und sorgte dafür, daß sie gefördert wurden.

Wenn seine Vorgänger niemals eine Staatsschrift durch ihre eigenhändige Unterschrift vollzogen, sondern dieselben durch besondere Beamte mit dem Staatssiegel untersiegeln ließen, wodurch leicht Mißbrauch entstehen konnte, so war Peter der erste russische Czar, der seinen Namen eigenhändig unterzeichnete und jede Staatsschrift für ungültig erklärte, die dieses Zeichen ihrer Aechtheit nicht trug.

Durchgreifende Verbesserungen trafen auch Militair und Verwaltung. Die Reformen des Heeres nach europäischem Muster, mit der Auflösung der Strelitzen, sind schon oben erwähnt. Eben so wichtig aber war die Verbesserung der Finanzverwaltung, die er einführte.

Ueberzeugt, daß weniger die Abgaben selbst, als die Art ihrer Verwaltung das Volk drückten, begriff er, daß ihm dadurch allein schon nicht blos die Liebe seiner Unterthanen, sondern auch der beste Theil der Finanzkräfte entzogen wurde. Er ging von dem richtigen Grundsatz aus, Alle nach Verhältniß ihres Einkommens, ohne Privilegien zu dulden, gleichmäßig zu besteuern, also den

Reichen höher als den Armen. Früher war es gerade umgekehrt der Fall gewesen, das Geschäft, die Abgaben zu erheben und zu vertheilen, war bisher ausschließlich Sache der Knesen und Bojaren gewesen. Diese legten begreiflich sich selbst und den reichsten Grundbesitzern gar keine Abgaben auf und vertheilten diese meistens auf die Bauern und Bürger in den Städten. Wenn Peter diese Ungerechtigkeit abstellte, machte er sich beim Volke dadurch beliebt; die Bojaren aber, die sich dagegen gern empört hätten, wußte er schon durch den Schrecken seines Namens in Ordnung zu halten.

Eben so bezwang er auch die willkürliche Gerichtsbarkeit der Bojaren und der Geistlichkeit, indem er Recht und Polizei durch vom Staate eingesetzte Beamte und unabhängige Richter verwalten ließ.

Früher bestellten die Bojaren die Statthalter in den Provinzen. Wenn Einer eine solche Stellung als Wojewode auch nur drei Jahre bekleiden durfte, die sogar als Ehrenamt keinen Gehalt trug, so waren doch so viel Sporteln und Nebeneinkünfte damit verbunden, daß ein solcher Beamter gern für seine Stelle an 3000 bis 4000 Rubel dem Bojaren zahlte, der sie zu vergeben hatte. Begreiflich war die Abstellung dieser Mißbräuche, welche die Bojaren ihrer reichen Nebeneinkünfte beraubte, diesen nicht angenehm. Aber Peter verstand es, gehörig durchzugreifen, und man unterwarf sich seinem Willen.

Eben so verschwand auf seinen Befehl die maßlose Unzahl von Canzleien, die Bureaukratie und Schreiberunwesen auf den höchsten Punkt trieb; jedes Geschäft in endlosen Schreibereien aufgehen ließ und unerschöpflich war im Speculiren und Plackereien. So hatte jeder Statthalter seine besondere Canzlei (Prikaste), in welcher er als Commissair für die Bestimmung und Hebung der Einkünfte des Czaren und als Richter für alle bürgerlichen Streitigkeiten den Vorsitz führte. In Moskau hatte dann jeder Große seine besondere Obercanzlei und seinen Oberkanzler (Diak) und so weiter. Der Czar reformirte die ganze Verwaltung, wie er es in Holland gesehen hatte und führte gerechte Kopf-, Haus- und Grundsteuern ein. Die Verwaltungskosten verminderten sich dadurch, die Geschäfte der Erhebung und Verrechnung vereinfachten sich und wurden besser kontrollirt, und die Einnahmen vermehrten sich, während das Volk zufrieden wurde.

Nun aber ging es unter Mentschikoff's Beistand an Aufhebung der alten orientalischen Sitten und dabei gab es mehr Widerstand zu überwinden.

3.

Die Bärte und langen Röcke verschwinden.

Es war damals in ganz Europa das glatt geschorene Kinn Mode. Die großen Bärte wurden dem Czaren

Peter immer mehr ein Gräuel, ſie galten ihm als Zeichen der Barbarei ſeines Volks, und bei der Unreinlichkeit, die häufig dabei herrſchte, erzeugten die Bärte und die Schafpelze der Altruſſen leicht und nur zu häufig eine lebende Bevölkerung ihres Leibes, die eben ſo ekelhaft als in jeder Annäherung bedenklich war; das lange, nie gekämmte Haar verfilzte ſich unter den dicken Pelzen zu ſogenannten Weichſelzöpfen, welche der Geſundheit ſchädlich waren. Das Abſchneiden dieſer Haarwüſten war allerdings oft bedenklich, indem dadurch Krankheiten und Tod erfolgten. Indeß wo es nur einigermaßen thunlich war, gebot der Czar das Kürzen des Haupthaares, welches denn auch willig geſchah und zur Erhaltung der Reinlichkeit und Geſundheit viel beitrug.

Er ſelbſt mit allen ſeinen Umgebungen hatte ſeinen Bart längſt abgelegt; aber das Volk, wie die Popen, nannten das Ketzeriſch, und weder Bojaren, noch Bauern und Bürger ließen ſich durch ſein Beiſpiel bewegen, ihre heiligen Bärte, wie ſie dieſelben nannten, ſich abſchneiden zu laſſen. Doch einige Bojaren, die dem Hofe nahe ſtanden und den Czaren, wie Lefort, Golowin, Mentſchikoff und Andere mit geſchorenem Kinne ſahen, wagten es endlich, um vom Czaren einen Sonnenblick der Gunſt zu erlangen, ihre althergebrachten Vorurtheile aufzugeben und erſchienen bei der Bewillkommnungs-Audienz mit geſchorenem Kinn. Peter hatte an dieſen ihm gebrachten

Opfern ein ſolches Wohlgefallen, daß er die ohne Bart Erſcheinenden umarmte und küßte; dagegen den Bärtigen, wozu die Alten und Popen gehörten, den Rücken wendete.

Nun hatte Peter keine Bedenken, noch weiter zu gehen. Die Bärte wurden lächerlich gemacht und nur den Geiſtlichen, den Bauern und ſolchen, die jährlich hundert Rubel Bartſteuer bezahlen wollten, wurde noch das Tragen der Bärte geſtattet. Dennoch mußte jeder Bauer, der mit einem Barte in die Stadt kam, einen Kopeken Thoraccise erlegen. Die Ruſſen wurden von den Popen in dem alten Glauben beſtärkt, daß ſie mit den Bärten auch ihren Glauben ablegten; bald aber zeigte es ſich, daß die Vorliebe der Weiber für das glatt geſchorene Kinn mächtiger wirkte als alle Verbote und Strafen des Czaren. Schwieriger war die Abſtellung jener alten Sitten in den entferntern Theilen des Reichs. Ueberall hörte man von Gewaltthätigkeiten, welche ſich die Diener des Czaren in dieſer Hinſicht erlaubten, um ſich beliebt zu machen. Nicht ſelten wurde dieſer oder jener langbärtige Ruſſe von der Polizeimannſchaft, welche erſt Peter eingeführt hatte, beim Kopfe genommen und wurde ihm mit Gewalt der Bart abgeſchnitten. Beſchwerden darüber halfen nichts; kamen ſie an den Czaren ſelbſt, ſo lachte er darüber. So blieb den altgläubigen Ruſſen nichts übrig, als ihren Bart mit frommer Pietät in eine Schachtel zu legen, um ihn als eine Reliquie aufzubewahren.

Viele verordneten dann noch auf ihrem Sterbebette, daß man den Bart ihnen in den Sarg legen möge, damit sie, wenn sie vor Gottes Angesicht treten würden, dem Schutzpatron des Reichs, dem heiligen Nikolaus sagen könnten: „Siehe, Herr, meinen Bart, welchen ketzerischer Despotismus mir abgeschnitten hat; siehe darin den Beweis, daß ich im wahren Glauben verstorben war.“ Und dieses meinten sie im vollen Ernst und starben dann, in ihrem Gewissen beruhigt über den Verlust ihres Bartes.

Aber bei dem Verschwinden der Bärte blieb es nicht allein. Auch die langen, bis auf die Füße niedergehenden altrussischen Röcke galten dem Czaren als ein Zeichen noch nicht abgelegter Barbarei. Bei allen civilisirten Nationen hatte er nur kurze, bis an das Knie gehende Kleider und Röcke der Männer gesehen. Daß das rauhere Klima in Rußland selbst die alte Sitte der langen Röcke herbeigeführt haben mochte, indem sie besser gegen Kälte und Unwetter schützten, kam ihm dabei nicht in Betracht. Allerdings waren seinen Russen dadurch viel schwerfälliger in ihren Bewegungen, als die Ausländer in ihren kurzen Röcken, wie er auch selbst seine Kleider trug. Deshalb befahl er zunächst, daß alle diejenigen besoldeten Personen, die bei ihm eine Audienz haben wollten, in kurzem, bis an das Knie gehenden Rocke erscheinen sollten. Bald wagte es auch kein anderer Supplicant mehr, in altrussischer Tracht zu erscheinen; denn sie durften alsdann gewiß sein,

entweder verspottet zu werden oder kein gnädiges Gehör zu finden. Auf Mentschikoff's Rath ging er bald noch weiter in dieser Kleiderreform. Die Unterofficiere in den Thorwachen erhielten neben ihren Waffen große Scheeren und den Befehl, jeden im langen Rocke vorübergehenden Russen niederknieen zu lassen und ihm den Rock ringsherum so weit abzuschneiden, als er den Boden berührte, wenn er nicht eine gewisse Abgabe erlegen wollte. Das gab allerdings zu höchst komischen Scenen Veranlassung und es wurden immer Wenigere, die es wagten, sich solchen Operationen auszusetzen, und so verschwanden die langen Röcke immer mehr.

Mentschikoff ging einst noch weiter in seinen Bemühungen, die alte Sitte gewaltsam abzuschaffen. Er lud die vornehmsten Russen und reichsten Kaufleute zu Moskau, die bisher allen Vorstellungen und Befehlen, Bart und Rock abschneiden zu lassen, widerstanden hatten, zu sich ein, auf eine bestimmte Stunde. Sie erschienen Alle trotzig und mit dem Vorsatz, allen Befehlen und Vorstellungen dieses Günstlings des Czaren, wenn sie gegen ihre alten heiligen Gebräuche widerstreben sollten, muthig zu widerstehen. Mentschikoff ließ die Versammelten lange im Versammlungssaal stehen, dann trat er unter sie und nach einer freundlichen Begrüßung sprach er: „Ihr werdet Alle wissen, daß es der Wunsch und Befehl des Czaren ist, die lächerliche und barbarische Sitte der langen Röcke

abgeschafft zu sehen, womit kein Fortschritt in der Cultur und Civilisation möglich ist. Ihr habt hartnäckig allen Bitten, Befehlen und Vorstellungen des Czaren widerstanden; darum aber wird es Zeit sein, daß endlich einmal Ernst gemacht werde. Tretet an das Fenster und Ihr werdet sehen eine große Anzahl von Kibitken und berittenen Kosacken daneben. Wißt Ihr, was das bedeutet? Es bedeutet, daß Jeder von Euch, der sich nicht sogleich entschließt, augenblicklich sich den Bart und den langen Rock abschneiden zu lassen, nach Sibirien geschickt werden wird."

Jetzt wurden auf Mentschikoff's Befehl die Flügelthüren aufgerissen und die erschrockene Versammlung sah eine Menge von Schneidern mit großen Scheeren oder Barbiere mit blankgeschliffenen Messern bereit, die Befehle des mächtigen Günstlings des Czaren zu vollziehen. Da gab es denn erst ein gewaltiges Wehklagen, Heulen und Zähneklappern; aber es half nichts. Mentschikoff zog die Uhr aus der Tasche und rief: „In einer Viertelstunde geht der Zug mit den Widerspenstigen ab nach Sibirien!" Und nun entschlossen sich zuerst dazu die jungen Männer, sich Bart und Rock stutzen zu lassen, während die ältern noch beteten, daß ihnen der heilige Nikolaus diese Sünde vergeben möge, und es war ein entsetzliches und lustiges Schauspiel für das Volk auf der Straße, als die Geschorenen mit zu Boden gesenkten Blicken, die Augen voll

Thränen, mit ihren langen Bärten in der Hand, sich schämend der langen Beine, die unter dem kurzen Rocke ungewohnt hervorblickten, nach Hause schlichen. Peter sagte zu Mentschikoff, als er von dieser Scene Kenntniß erhalten hatte: „Das war doch ein wenig zu stark; indeß, da es einmal geschehen ist, so freue ich mich darüber; dieses starrsinnige Volk kann nicht anders als mit Gewalt zu seinem Glück geführt werden."

4.

Reformen zu Gunsten der Frauen.

Auch die wohlkleidende altorientalische Tracht der Frauen sollte abgeschafft werden und der damaligen französischen Kleidung weichen. Die Frauen fanden sich dazu bereitwilliger als die Männer; denn es waren noch damit außerordentliche gesellschaftliche Begünstigungen verbunden. Nach morgenländischer Sitte mußten früher auch in Rußland die Frauen und Töchter der Familien in abgesonderten Räumen des Hauses, die ihren besondern Eingang hatten, sich aufhalten. Sie durften keinen andern Umgang haben, als wieder mit Frauen und bekamen kaum einen andern Mann zu sehen als ihren eigenen oder Väter und Brüder. War aber der Hausherr sehr liberal, so wurden auch wohl die Frauen des Hauses herbeigerufen, wenn Gesellschaft von Männern bei ihm war; aber das geschah nur, damit

sie den Gästen als Ehrentrunk eine Schale mit Branntwein kredenzten. Alsdann aber mußten sie sich wieder in ihre Gemächer zurückziehen, ohne mit einem der Gäste ein Wort gewechselt zu haben. Diese aber würden es für eine Beleidigung des Hausherrn gehalten haben, eins der Frauenzimmer nur anzureden, und wäre das geschehen, so galt es für unschicklich, zu antworten.

Peter aber machte bekannt, daß alle Frauen, die in französischer Kleidung in Gesellschaft erschienen, als Gäste behandelt werden sollten, und in Hinsicht der Unterhaltung ganz gleiche Rechte haben sollten wie die Männer. Das feinere Leben aber gefiel den Frauen. Sie fühlten jetzt erst, daß sie mit mehr Achtung behandelt wurden und lernten bald den leichten französischen Conversationston. Peter hatte aber ganz recht, wenn er vorausgesetzt hatte, daß die Gegenwart der Frauen mildernd auf die Sitten einwirken mußte. Niemand wagte in ihrer Gegenwart eine Ungezogenheit, und die Völlerei im Wein- und Branntweintrinken, die damals allgemein in Rußland herrschte, ging selten mehr in Trunkenheit und Schlägerei über, als wenn die Frauen sich gegen Ende des Mahls zurückgezogen hatten.

Der Czar sorgte auch für Belustigung aller Art, für Bälle und Assembléen, welche die Großen seines Reiches nach Anweisung eines Polizeilieutenants der Reihe nach halten mußten. Nach einem Reglement darüber herrschte

darin ein freier ungenirter Ton. Jeder konnte kommen und gehen, wenn er wollte. Ein Anschlag vor der Thür des Hauses, worin das Assemblée gehalten wurde, galt als öffentliche Einladung für jeden anständig gekleideten Menschen. Im Eingange des Programms über diese Assemblée hieß es zur Erklärung des Worts: „Assemblée ist ein französisches Wort, welches in russischer Sprache nicht mit einem Wort gegeben werden kann. Es ist eine Anzahl Menschen, welche entweder zum Zeitvertreib oder wegen einiger Affairen sich mit einander versammelt. Ein Freund kann darin den Andern sehen und Jeder von seinen Verrichtungen und andern nöthigen Sachen sprechen, auch sich erkundigen, was vorgeht, mithin seine Zeit passiren."

Es hieß ferner im Programm: „Das Assemblée soll nicht früher als um vier oder fünf Uhr anfangen und über zehn Uhr nicht hinausgesetzt werden." Ferner: „Der Wirth ist nicht gehalten, die Gäste zu empfangen, zu begleiten oder zu nöthigen, und ob er gleich sonst nicht aufzuwarten schuldig ist, muß er doch Stühle, Lichter, Trinken und das Benöthigte, was verlangt wird, auch allerlei Spiele und das dabei Gehörige anschaffen."

Es gehört noch in die Sittenschilderung dieser verfeinerten russischen Gesellschaften, wenn ein gleichzeitiger Schriftsteller*) hinzufügt: „Ob nun schon Niemandem

*) Weber.

mehr Wein und Branntwein zu trinken gegeben wird, als er verlangt, es sei denn, daß er denen legibus, wie oft geschieht, zuwider handelt, so trinkt sich doch mancher Russe einen guten Rausch, und sieht die Erfindung der Assembléen als die beste Neuerung in Rußland an."

„Bei diesen Assembléen," fährt Weber fort, „wird nur in einem Zimmer getanzt, in dem andern Karten-, Bret- und sonderlich Schachspiel (in welchem auch die gemeinsten Russen excelliren) getrieben, in dem dritten Gemach geraucht und Unterredung gepflegt und in dem vierten von den Frauenzimmern Klumpsack ausgetheilt und andere Spiele, wobei es was zu lachen giebt, vorgenommen."

Man sieht, die Russen lernten damals sich in gesellschaftlichen Zusammenkünften zu ergötzen und zu unterhalten. Besonders die Damen und jungen Leute waren mit diesen Neuerungen französischer Sitte sehr zufrieden. Sie gewannen dadurch mehr Freiheit, feinere Sitten und Geschmack an anständigen Vergnügungen.

Aber noch weit mehr die Gunst der jungen Leute von beiden Geschlechtern gewann sich der Czar dadurch, daß er die alte Unsitte abschaffte, wonach die Abmachung einer Heirath blos Sache der Eltern war, in der Regel eine Geldspeculation; die jungen Leute wurden gar nicht um ihre Einwilligung gefragt. Diese verstand sich von selbst, wenn die Eltern die Sache abgemacht hatten. Ja es

wurde sogar für unschicklich gehalten, wenn die Verlobten sich vor der Hochzeit nur sahen, und jedes Zusammenkommen, jede Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft wurde sorgfältigst vermieden. Diesem orientalischen Despotismus eines patriarchalischen Familienlebens machte Peter ein Ende, indem er befahl, daß keine Heirath geschlossen werden solle, wenn nicht die Verlobten selbst vor dem Popen ihre freie Einwilligung erklärt hätten und ihnen Gelegenheit gegeben war, einander sechs Wochen vor der Hochzeit täglich zu sehen und mit einander ungezwungen Umgang zu pflegen.

Mit Freuden wurde dieses rein menschliche Gesetz von der Jugend aufgenommen. Es gab, in Folge dieser Bestimmungen und der Gelegenheit für junge Männer, die jungen Mädchen in Gesellschaften näher kennen zu lernen, eine Menge Liebesverhältnisse; die Geldspeculationen in der Ehe verminderten sich und glückliche Ehen wurden desto häufiger. Glückliche Paare segneten den Czaren für dieses Liebeswerk; das ganze schöne Geschlecht athmete freier auf, wurde sich seiner höheren Stellung in der Gesellschaft bewußt, und Frauen und Mädchen schwärmten für den Peter, den man damals schon anfing, den Großen zu nennen, obgleich seine spätere Größe als Erbauer von Petersburg und Mehrer des Reichs noch nicht erreicht war.

Die Liebe einer ganzen Generation hatte Peter damit gewonnen und die Alten fügten sich nach und nach in

die Nothwendigkeit solcher Reformen und fanden selbst Geschmack an der Verbesserung und Verfeinerung gesellschaftlicher Zustände.

Wie aber auch der Czar Peter für seine Reformen die Hebel des Spottes in Bewegung zu setzen wußte, durch Verspottung althergebrachter Sitten, möge die folgende Schilderung einiger später angeordneten Festlichkeiten beweisen.

5.

Die Hochzeit eines Hofnarren.

Der Czar Peter I. liebte barocke Aufzüge. Er selbst war unerschöpflich in Erfindung derselben und solche Feste benutzte er dann wieder, um alte Sitten, die er abschaffen wollte, beim Volke lächerlich zu machen.

In dieser Absicht richtete er einmal einem seiner Hofnarren eine Hochzeit mit einem hübschen Mädchen aus.

Alle Gäste, Männer und Frauen mußten nach altmoskowitischer Sitte, wie sie vor 200 Jahren herrschte, gekleidet sein. Die Bojaren erschienen dabei in schwerfälligen Mützen von ausschweifender Höhe. Sie ritten auf sonderbar angeschirrten Pferden. Die Vornehmsten hatten statt der Zügel silberne Ketten, deren Glieder anderthalb Daumen breit waren. Brust- und Schweifriemen waren ebenfalls mit kleinen silbernen Platten ge-

ziert, die wie Glöckchen zusammentönten. Unter ihnen befand sich, eben so gekleidet, der Czar. Ein alter Bojar, noch burlesker gekleidet, als alle Uebrigen, der für diesen Tag den Czaren vorstellen sollte. Die Frauenzimmer in eben so unbequemen, steifen und prächtigen Anzügen mit hohen Mützen, die mit Perlen und Diamanten gestickt waren, wurden in ganz alterthümlichen tartarischen Wagen, die auf der Axe festsaßen, im Galopp über die holperigen Knüppeldämme zum Feste gefahren, so daß sie hin- und hergeworfen, kaum im Stande, sich auf ihren Sitzen zu erhalten, schon von vorn herein die alte Sitte und das ganze Fest verwünschten. Gekräuselte Hemdärmel reichten ihnen bis an das Handgelenk, fünf Zoll hohe Absätze an den Schuhen, machten ihren Gang schwankend und unsicher. Glöcklein hingen von ihren Gürteln und ihren Kleidern herab. So ausstaffirt und stark in weiß und roth geschminkt, klingelten und stolperten sie in den Saal hinein, wo der Afterczar und der Pseudopatriarch, auch eine verkleidete karrikirte Person, auf einem drei Stufen hohen Thron ihrer harrten. Jeder, bei seinem Namen aufgerufen, näherte sich mit gemessenen Schritten dem Throne und küßte dem Czaren und Patriarchen die Hand. Dafür empfing jede Person, männliche und weibliche, einen Schluck Branntwein aus einer Schale, welche ihnen diese darreichten. Nun wurde an verschiedenen Tafeln gespeiset; aber die Speisen nach altrussischer Koch-

kunst zubereitet, wollten nicht schmecken. Das Getränk war, wie vormals, ein widerliches Gemisch von Branntwein und Honig. Die Gäste beklagten sich halb lachend, halb im Ernst, ob denn nicht wenigstens ein Glas reinen Branntweins oder Bier zu haben sei, noch besser ein Tropfen Wein. Aber man entgegnete ihnen, auf Befehl des Czaren: „Unsere Vorfahren haben das nicht getrunken; wir dürfen es auch nicht trinken."

Dazu gab es eine heillose Musik, womit die steifen moskowitischen Tänze begleitet wurden; da ertönten die Kuhhörner in der Weise unserer Nachtwächter, der Gudeck, die Balailajka, und der Dudelsack mit einem barbarischen Gemisch von Ohren zerreißenden Mißtönen. Die Russen empfanden das um so härter, als sie sich schon an die moderne französische Militairmusik und die graziösen polnischen, deutschen und englischen Tänze gewöhnt hatten.

Das neu vermählte Paar wurde nach alter Sitte in ein kaltes, ungeheiztes Gartenzimmer bei strenger Winterkälte gebracht, wo es sein Hochzeitsbett aufgeschlagen fand. Hungernd und frierend brachte die ganze Gesellschaft das vor Kälte zitternde Brautpaar zur Ruhe und verwünschten die ganze Hochzeit, wie die alten Sitten, die dazu Veranlassung gegeben hatten.

Der Czar selbst aber lachte darüber im Kreise seiner Vertrauten und sagte: „Ich wette, die verlangen in ihrem Leben nicht wieder nach den alten moskowiter Gebräuchen;

ich habe ihnen heute den Appetit dazu benommen; aber es soll noch besser kommen!" Wir werden später noch Gelegenheit, haben von solchen burlesken, satyrischen Festlichkeiten Mittheilungen zu machen.

6.

Abstellung des großen Gefolges der Bojaren.

Noch empfindlicher, als der Verlust ihrer Bärte, war den Bojaren die Abstellung des großen und glänzenden Gefolges, worin viele in ihrem Hochmuth ihre ganze Größe suchten.

Es war ein Gefolge von Leibeigenen und Dienstleuten, welche Gholops genannt wurden. Ursprünglich waren diese Gholops Leute, die ein adeliger Herr von dem andern gekauft hatte, oder die ihm im Kriege als Gefangene zu Theil geworden waren, oder auch die sich ihm selbst freiwillig oft auf bestimmte Jahre, nicht selten auf Lebenszeit zu Diensten verschrieben hatten. Das erstreckte sich sogar oft auf ihre Nachkommen.

Aus diesen abhängigen Leuten machte der Herr seine Haus- und Hofbedienten. Sie wurden nach ihren verschiedenen Fähigkeiten Verwalter über seine Dörfer, Arbeiter, Handwerker und Künstler. Selbst Arme von Adel begaben sich bei die Vornehmen und Reichen als Gholops in Dienst, weil sie dadurch von Kriegsdiensten befreit

wurden, welche der Adel der Krone zu leisten verpflichtet war.

Dieser Mißbrauch dauerte immer noch fort, obwohl schon das Gesetzbuch (Uloschenie) des Czaren Alexei Michaelowitsch strenge Verbote dagegen enthielt. Die Großen setzten eine Ehre darein, von einem großen Gefolge ihrer Gholops begleitet zu werden, wenn sie öffentlich erschienen. Einer der Bojaren wollte es immer dem andern in der Größe und dem Glanze dieses Hofstaats zuvorthun. Wenn sie prächtig gekleidet im Wagen oder Schlitten durch die Straßen von Moskau langsam einherfuhren, so waren sie umgeben von diesen Schaaren ihrer Gholops, welche zu Fuß und mit entblößten Häuptern respectvoll und gravitätisch, je nach ihrem Range vor, neben oder hinter dem Wagen oder dem Schlitten ihres Herrn einherschreiten mußten.

So hatte jeder Bojar (Bojarin) seinen Hof im Kleinen, wie ihn jeder Czar im Großen hielt. Wenn sich aber diese Bojaren in Bittschriften an den Czaren wendeten, so unterzeichneten sie sich stets als dessen Gholops oder Leibeigene. Ja, um noch demüthiger zu erscheinen, pflegten sie, eine sonderbare Sitte, die sich nirgends wiederfindet, ihre Taufnamen im Diminutiv zu unterschreiben.

Peter fühlte sich durch dieses Unwesen empört. Er versuchte es erst, dasselbe durch sein eigenes Beispiel abzu-

schaffen, indem er selbst, im Gegensatz zu der Grandezza seiner Bojaren, allein, nur von einem Denschtschik oder wenigen einfach gekleideten Bedienten gefolgt, im raschen Trabe nicht selten in einem nur mit einem Pferde im hohen Krumbügel bespannten Schlitten oder einer Kibitke fuhr. Seine Hofleute ahmten dieses Beispiel nach, und nun erging eine Verordnung, worin das Gefolge der Bojaren und des übrigen hohen Adels auf eine sehr mäßige Zahl von Begleitern, je nach Rang und Würde eines Jeden, herabgesetzt wurde.

So mußte denn eine Unzahl überzähliger Gholops, die bisher ein müßiges, nutzloses Leben geführt hatten, entlassen werden. Leibeigene hatten die Wahl, ob sie in Diensten ihrer bisherigen Herren bleiben, oder Kriegsdienste im Heere des Czaren nehmen wollten; denn alle die entlassenen Freien nahm der Czar in seinem Heere auf, welches nach der Auflösung der Strelitzen einer bedeutenden Vermehrung bedurfte. Endlich erklärte Peter, daß er nicht mehr von Gholops mit Suppliken angegangen werden wollte. Er kenne in Rußland keine Leibeigenen, sondern nur Unterthanen (Stab), was sie Alle wären, vom vornehmsten Bojaren bis zum geringsten Bauern oder Diener herab. Und deshalb befahl er, daß kein Bojar mehr als unterthäniger Gholop des Czaren seine Bittschrift unterzeichnen solle.

Seit der Zeit hat sich in Rußland der Ausdruck

Gholop ganz verloren, wenn auch das Verhältniß der Leibeigenen bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verschwunden ist. So suchte Peter das Bewußtsein der Menschenwürde in seinem Volke zu heben. Er mußte indeß erkennen, daß tief eingewurzelte Vorurtheile sich schwer in einer barbarischen Nation beseitigen lassen.

Uebrigens vereinfachte er selbst seine eigene Hofhaltung. Während früher die Czaren von Tausenden von glänzenden Hofbedienten umgeben waren, führte Peter der Große für sich die einfachste Umgebung ein.

Nur der Hofhaltung der Czarin gestattete er den Glanz, welcher die Würde der Krone repräsentiren sollte. Wohl an dreißig, meistens schöne, junge Damen bildeten den Hofzirkel, früher der Czarin Eudoxia, später seiner zweiten Gemahlin Katharina. Die Czarin hatte vier Kammerjunker, artige, wohlgebaute und hochgewachsene Männer, davon waren zwei Russen und zwei Deutsche. Die Pagen waren grün gekleidet mit rothen Aufschlägen und goldenen Tressen auf allen Nähten. Eben so die Trompeter und Waldhornisten. Die Lakaien und Stallknechte, welche in großer Anzahl vorhanden waren, hatten keine Tressen auf den Nähten, waren aber doch schön gekleidet. Die Kapelle war mit vielen tüchtigen deutschen Musikern besetzt, welche ebenfalls grüne Uniform trugen. So stand der Hof der Czarin keinem der damals meist sehr glänzenden deutschen Höfen nach.

Desto einfacher war dagegen der Hof des Czaren ausgestattet. Er hatte zu seiner Bedienung, wie oben schon erwähnt ist, nur einige Dentschiken, von denen aber einige aus vornehmen Familien stammten; dagegen waren Andere wieder von geringem Herkommen. Ihre Stellung war zwischen einem Adjutanten und Lakaien. Dennoch hatten sie oft vielen Einfluß auf ihren Herrn. Den Einen von ihnen faßte er wohl hundertmal am Tage beim Kopfe und küßte ihn derb ab. Nicht selten ließ er die vornehmsten Minister stehen, um mit einem seiner Lieblinge unter den Dentschiken zu plaudern, die sich übrigens darauf gefaßt halten mußten, bei aufsteigendem Jähzorne des Czaren einige Hiebe mit seinem Krückstocke zu erhalten, was jedoch ihrer Gunst keinen Abbruch that, da im Gegentheil Peter solche Uebereilungen immer wieder gut zu machen suchte.

Peter speisete übrigens am liebsten im Kreise seiner Freunde oder Familie. Er liebte es nicht, dabei die Dienerschaft gegenwärtig zu sehen. Er nannte sie Aufpasser und Mundaufsperrer, die jedes Wort aufschnappten und dann verdreht wieder ins Publicum brächten. Nicht selten jagte er sie mitten während der Mahlzeit hinaus, und bediente sich lieber selbst, als daß er Lakaien zur Aufwartung im Zimmer ließ.

So gingen die gesellschaftlichen Reformen Hand in Hand mit denen der Sitten und Staatseinrichtungen, und

wir werden später sehen, wie der Czar auf diese Weise fortschritt in seiner großen Aufgabe, sein Volk aus der Tiefe slavischer Barbarei zu der Höhe europäischer Civilisation zu erheben — was ihm freilich, wie auch seinen Nachkommen, nur sehr unvollkommen gelungen ist.

Wenden wir uns nun zu seinen größeren politischen Unternehmungen.

Ende des ersten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Peter der Grosse.

Seine Zeit und sein Hof.

Historischer Lebensroman

von

H. E. R. Velani.

„Einen Helden mit Lust preisen und nennen
Wird Jeder, der selbst als kühn stritt.
Des Menschen Werth kann Niemand erkennen,
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt."

Goethe.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1856.

Siebenter Abschnitt.

Kriege mit Schweden.
(Erste Periode von 1699—1705.)

„Ich stimme hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an;
Bei Pauken- und Trompetenklang,
Im Lärm von Roß und Mann."
Gleim.

1.

Der Frieden mit den Türken. — Einleitung zum Schwedenkriege. Russische Hinterhaltspolitik. Bündnisse gegen Schweden. Rüstungen. (1699.)

In seinem völlig schmucklosen Cabinet saß der Czar und erbrach und las eine Depesche, die der vor ihm stehende Courier, ein Officier, dem man an den bestäubten hohen Stiefeln und dem Uniformrock, dessen Farbe kaum zu erkennen war, die weite Courierreise wohl ansehen konnte. Es war im Anfange des Jahres 1699. — „Von Konstantinopel!" sprach der Czar, im Ton einer vollen Befriedigung gegen den hinter seinem hölzernen Sessel, worauf er saß, etwas zurückstehenden neuen Günst-

ling, den jungen Mentschikoff: „Es ist glücklich gelungen; mein Gesandter an die hohe Pforte, Ukrainow, hat den 30jährigen Waffenstillstand mit der Türkei glücklich zu Stande gebracht — denn Frieden machen diese Ungläubigen nie; sie sagen, wir könnten uns in die Lage versetzt sehen, ihn zu brechen und der Prophet duldet keinen Wortbruch." — „Lobenswerthe Grundsätze!" rief Mentschikoff dazwischen und der Czar fuhr fort: „Allerdings; in dieser Hinsicht beschämen uns die Ungläubigen; übrigens bin ich vollständig befriedigt mit den Ergebnissen dieses Waffenstillstandes. Ich behalte meine Eroberungen am Don, vor Allem Azow und damit den Schlüssel zum schwarzen Meere. Der Weg nach Stambul steht mir jetzt offen und dieses zu erobern, die Türken aus Europa hinaus zu jagen, das wird das letzte Ziel meiner Politik sein. Kann ich's nicht mehr vollbringen auf Erden, so werde ich diese Aufgabe meinen Nachkommen hinterlassen. Ich sage Euch — mit diesem Friedensschlusse hat die Türkei sich selbst das Zeugniß ihrer beginnenden Schwäche gegeben und die Beherrscher Rußlands sind darauf hingewiesen, diese zu benutzen für alle Zeiten — um die Türkei zu erobern. Uebrigens," fuhr er nach einer Pause fort, worin er Mentschikoff das Schreiben gegeben und sich durch eine Schale Branntwein gestärkt hatte, „war ich durch den Carlowitzer Frieden, den Oesterreich mit der Pforte geschlossen, ge-

wissermaßen gezwungen, mit den Türken Frieden zu machen. Aber Du," so wendete er sich gegen den Courier, „wirst mir sagen, was hat auf den hochmüthigen Großherrn den mächtigen Eindruck gemacht, um in einer Sache nachzugeben, die nach dem Frieden mit Oesterreich günstiger für ihn stand, als für mich?"

„Herr," sprach der Courier und verneigte sich tief mit über die Brust gekreuzten Händen, „Du befiehlst und Dein Knecht wird gehorchen. Es sind die Worte Deines Gesandten, der mir befohlen hat, sie Dir zu Füßen zu legen. Was dem Großherrn am meisten imponirte, waren die 200 Mann deutsch exercirte und uniformirte Soldaten, welche den Gesandten bei seiner Auffahrt zu der hohen Pforte begleiteten. Der Sultan stand am Fenster seines Harems und soll, wie dem Gesandten durch den Dolmetscher der Gesandtschaft verrathen wurde, gesagt haben: „„Beim Allah! diese Moskowiter fangen an, mir fürchterlich zu werden. Wenn sie die europäische Kriegskunst bei sich einführen, so werden sie mindestens gefährliche Feinde sein, und es wird Zeit, daß wir einen Waffenstillstand eingehen."" — Um so mehr, o Herr, großmächtige strahlende Sonne der Sonnen, entgegnete der Großvezier mit tiefer Verneigung, als auch die russische Marine einen nie geahneten Aufschwung nimmt; die prächtige Fregatte von 36 Kanonen, auf welcher der Gesandte der Moskowiter es wagte, das schwarze Meer zu

durchschiffen und unter den goldenen Gitterfenstern im Chiosk Deines Serails anzulegen, o Herr, sowie der Donner der Kanonen, welche als Salutschüsse die Luft erschüttert — das Alles ruft mit Donnerzungen: macht Frieden, o Großsultan, mit diesen Giaurs, oder sie werden nach Stambul kommen und unsere prächtige Sophien-Moschee wieder in eine christliche Kathedrale umwandeln, was sie zur Zeit der byzantinischen Kaiser gewesen war."

„Auch die Tartaren," fuhr Peter fort, „habe ich zur Ruhe gebracht, die sich schon den zweijährigen Waffenstillstand zwischen mir und dem Czar nicht gefallen lassen wollten, weil ich ihnen die Räuberei auf dem Gebiet von Azow nicht gestattete, seitdem ich im Besitze desselben bin. Da hatten sie heimlich den treulosen Gouverneur von Azow gewonnen, daß der ihnen die Thore der Festung öffnen sollte und auch dort waren aufrührerische Strelitzen mit im Spiel; aber ich erfuhr noch zeitig genug davon, überfiel mit meinen schon abmarschirenden Truppen die Tartarenhorden, schlug sie auf's Haupt, ließ dem Hochverräther, dem Gouverneur von Azow den Kopf abschlagen und alle dortigen Strelitzen enthaupten; so, meine ich, werde ich Ruhe haben und kann mich nun dem Westen zuwenden, wo es gilt, mir die Herrschaft auf der Ostsee zu sichern."

„Gegen die Schweden," sprach Mentschikoff.

„Allerdings," entgegnete der Czar. „Schon mein Bündniß mit dem König August von Polen verpflichtet mich dazu und giebt mir Succurs. Finnland gehörte in alten Zeiten zu Rußland und kam dann an Polen, zuletzt an Schweden; das muß wieder mein sein und ein junger, unerfahrner Herrscher, Karl XII., hat den schwedischen Thron bestiegen; der wird leicht zu besiegen sein."

„Um so mehr," entgegnete Mentschikoff, „als er in Sicherheit eingewiegt sein wird; denn als er vor Kurzem die große Gesandtschaft nach Moskau schickte mit reichen Geschenken in Silber, ließ er seine Freundschaft versichern und bat um Erneuerung der Verträge."

„Und diese wurden ihm zugesichert; denn damals war der Frieden mit der Türkei noch nicht geschlossen und war es noch nicht Zeit, meine Politik zu enthüllen; indeß glaube ich, wie die Gesandtschaft ihre Abschieds-Audienz hatte, daß meine Fragen und Bemerkungen — denn persönlich kann ich mich nicht verstellen — den Gesandten mißtrauisch machten; denn wie ich höre beschäftigt sich Schweden im Geheimen mit Rüstungen."

„Nun und wenn nichts die Hintergedanken Deiner Politik verrieth," entgegnete Mentschikoff, „so war es der Umstand, daß Du, o Herr! Dich weigertest, die neu geschlossenen und von Dir unterzeichneten Verträge nach alter Sitte zu beschwören."

„Wie, sollte ich etwa meineidig werden? Sollte

ich schwören mit dem Mentalvorbehalt, meinen Eid nicht halten zu wollen? Bin ich etwa ein Jesuit? nein! ein Herrscher kann wohl unter Umständen seine Politik maskiren; selbst Verträge brechen; nie aber darf er meineidig werden, sonst ist er als Mensch unwürdig des Throns."

Mit dieser Hinterhaltspolitik, die noch heute in Rußland gilt, ward der junge Monarch auf Schwedens Thron so lange als möglich in Sicherheit eingewiegt. Endlich, als alle Vorbereitungen getroffen, die Allianz mit August II., König von Polen, geschlossen war, ahnte Karl XII. noch so wenig von dem gegen ihn heranziehenden Ungewitter, daß er Peter noch ein Geschenk von 100 eisernen Schiffskanonen machte, die ihm selbst später verderblich werden sollten. Der Schwedenkönig, um den Czar noch mehr für sich zu gewinnen, gestattete ihm die Anwerbung von Seeleuten in seinem Reiche und das Geschenk, welches dem Czaren die schwedische Gesandtschaft überbracht, belief sich auf 5000 Unzen an Silbergeräthen. Als der schwedische Gesandtschafts-Marschall, Jakob Rank, den brandenburgischen Residenten Dizelki im Duell getödtet hatte, wurde er streng nach russischen Gesetzen bestraft. Auch schon darin hätte der schwedische Hof Mangel an Schonung erkennen dürfen.

2.

Ausbruch der Feindseligkeiten. Die Russen vor Narwa. Falsche Maßregeln. Der Marquis de Croix. (1699.)

Es kam zu weitern Reibungen. Dänemark alliirte sich mit Rußland und Polen gegen Schweden. Der Vorwand zum Kriege ist leicht gefunden, wenn man ihn sucht und so erklärte Peter den Krieg gegen Karl XII. von Schweden. Das geschah am 19. August (a. St.) 1699 von Moskau aus, durch ein Manifest, welches wie noch heute alle russischen Manifeste, dem Gegner alle Schuld aufbürdet.

Schon am 9. September hatte Fürst Trubetzkoy mit einer ansehnlichen russischen Macht das von schwedischen Truppen entblößte Ingermanland durchzogen und stand an der Grenze von Esthland vor der festen Stadt Narwa. Die übrigen Heere der Russen sammelten sich dort allmälig unter Anführung des Czaren und der Generale Baturlin, Weide und Golowin. Am 2. October wurden unter Leitung des königl. sächsischen Generallieutenants Albert, welchen der König August II. von Polen gesandt hatte, die Laufgräben eröffnet. Die Stadt wurde so lebhaft beschossen, daß schon Ende des Monats Mangel an Kugeln und Bomben entstand und somit die Belagerer in Unthätigkeit versetzt wurden.

Diesen bedenklichen Zustand der russischen Armee verrieth den Schweden ein Ueberläufer, der Bombardiercapitain Hummert, ein Schwede von Geburt, der bei dem Czaren bis dahin hoch in Gnaden gestanden hatte. Der Mangel an Munition und selbst an Lebensmitteln nahm täglich zu, denn die Grundlosigkeit der Wege, die durch die späte Jahreszeit veranlaßt war, verhinderte die schnelle Herbeischaffung des schon mangelnden Kriegsbedarfs.

Gordon, der damals noch lebte, gab wie immer den besten Rath; nämlich an der einzigen fahrbaren Landstraße, die dahin führte, eine kleine Festung anzulegen, um für die weitern Operationen wenigstens einen Stützpunkt zu gewinnen. Diesen Rath verwarf Peter aber wegen der späten Jahreszeit und ließ dagegen alle Pferde bei Nowgorod und Pleskow aufbieten, um die Munition schneller zur Stelle zu schaffen.

Karl XII. war nicht unthätig geblieben. Mit einem nur kleinen Heer war er schon im October bei der liefländischen Stadt Pernau gelandet. Riga, das die Sachsen angefangen hatten zu belagern, hatte August von Polen mit seinem Heere schon verlassen, als die Schweden zum Entsatz heranrückten. So brauchte sich ihr König dort nicht aufzuhalten, sondern konnte in Eilmärschen sich gegen Narwa wenden, dessen Entsatz ihm besonders am Herzen lag. Sein Feuereifer und die Noth der Stadt bewogen ihn sich mit seinem kleinen Heer von 8000 Mann,

worunter 3000 Reiter waren, durch ein verheertes Land, auf ungangbaren Wegen der weit stärkeren Armee der Russen entgegen zu werfen.

Vergebens machte im Lager der Russen der General Schermetew den Vorschlag, mit dem ganzen überlegenen russischen Heer den Schweden entgegen zu marschiren und auf einem geeigneten Terrain ihnen eine Schlacht zu liefern, die nicht anders als siegreich ausfallen konnte. Sein Rath fand nicht Eingang. Statt dessen wurde er, mit wenigen Tausend Mann, den Schweden entgegengesendet, um sie zu beobachten und möglichst aufzuhalten. Das war natürlich ohne Erfolg. Das kleine Corps der Russen hielt nicht lange Stand und wurde, was vorauszusehen war, mit Verlust auf das Hauptheer zurückgeworfen. Dort verbreitete es Schrecken und Verwirrung.

Um diesen strategischen Fehler wieder gut zu machen, beging Peter einen politischen.

Bei seinem Heere befand sich ein Ausländer, ein junger Marquis de Croy, den Peter für einen geschickten Feldherrn hielt, weil er erst seit einem Jahre die römisch-kaiserliche Armee verlassen und sich als Volontair dem russischen Dienst gewidmet hatte. Diesem ließ der Czar den Oberbefehl über das russische Heer antragen. Der Marquis aber lehnte diesen Antrag bescheiden ab mit der Erklärung: er fühle sich dazu noch nicht tüchtig genug.

In der Armee befinden sich weit würdigere Männer, die den Vorzug für diese Ehre verdienten. Ihm aber würde man schon seiner Jugend wegen und als Ausländer den Gehorsam versagen und dann müsse jedenfalls der Erfolg ein unglücklicher sein.

Peter hielt das für leere Ausflüchte, sei es aus falscher Bescheidenheit oder aus Furchtsamkeit. Er begab sich an der Spitze einer Suite von Generalen zu ihm und sprach: „Eine wichtige Angelegenheit ruft mich jetzt im entscheidenden Augenblick ab zu einer Zusammenkunft mit dem König August. Ich gebe Dir die Wahl, entweder den Oberbefehl über das Heer anzunehmen, oder zu sterben!“

So sah sich denn der Marquis gezwungen, nachzugeben. Er erhielt die kurze Anweisung, Narwa um jeden Preis zu nehmen, und nun verließ der Czar in Begleitung des Generals Feodor Golowin und Mentschikoff ein bereits eingeschüchtertes Heer, in welchem Mißtrauen und Uneinigkeit selbst unter den Anführern herrschten.

3.

Die Schlacht bei Narwa (1699).

Karl XII. gab dem neuen Heerführer nicht Zeit, das russische Heer wieder zu ermuthigen und sich selbst Vertrauen zu erwerben, oder auch nur die höchst ungünstige

Stellung des Heeres zu verbessern. Die bekannte stürmische Ungeduld Karl's XII. zwang ihn schon am folgenden Tage nach der Uebernahme des Obercommandos zu einer Schlacht. Es war der $\frac{19}{30}$ste November 1699, als man des Feindes doppelte Losung vernahm, die zum Treffen rief.

Als de Croy sah, wie das Häuflein Schweden aus dem Lager am Walde in's Freie trat und sich in Schlachtordnung aufstellte, meinte er nicht anders als dieses sei nur der Vortrab des Hauptheeres. Er wollte jetzt, um das russische Lager zu decken, nur ein Corps von 15,000 Mann mit 24 Feldstücken in Linie aufmarschiren lassen und die Fronte nebst den Flanken des Corps mit spanischen Reitern decken. Aber die russischen Generale weigerten sich das Lager zu verlassen. „Lieber," sagten sie, „wollen wir den Feind hinter unseren Verschanzungen erwarten. — Nach wenigen Stunden wird er erscheinen."

Aber der Himmel selbst schien die Schweden zu begünstigen. Ein dichtes Schneegestöber, welches der Wind den Russen entgegentrieb, machte ihnen die Feinde unsichtbar und die eigene Aufstellung und Gegenwehr fast unmöglich.

In einem Augenblicke verzogen sich die Schneewolken und mit panischem Schrecken sahen die Russen die Schweden, welche sie noch fern geglaubt hatten, sich auf zwanzig Schritte gegenüber stehen. Die Russen verloren

jede Besonnenheit und Haltung. Die Schweden, von König Karl XII. persönlich geführt, überstiegen im raschen Anlauf die russischen Verschanzungen. Schon die nächste Viertelstunde brachte Entscheidung. Die Schweden trafen zuerst auf einen Posten, welchen Strelitzen zu vertheidigen hatten. Aus Unverstand hatten sich diese einen Faden weit auseinander und nur in einer Linie aufgestellt. Die Schweden warfen sich in die Zwischenräume der russischen Bataillone. Und rasch war die erste Linie mit dem Bajonnet durchbrochen. Die zweite Linie, die zur Unterstützung der ersteren hätte dienen können, fehlte gänzlich. Die russischen Flügel waren getrennt.

Der rechte Flügel, auf den der König selbst eindrang, war sogleich völlig geschlagen und bis an den Narwastrom zurückgeworfen. Das war ein furchtbares Getümmel. Die Flüchtigen drängten sich so über die Floßbrücke, welche von den Schweden mit Kanonen bestrichen wurde, daß die Balken der Brücke auseinander gingen und Viele ertranken. Nun mußten sich wider ihren Willen die Zurückgebliebenen vertheidigen. Aber es war unmöglich die Vertheidigungsmaßregeln zu ordnen, wie sehr auch Croy und der Generallieutenant Allart sich deshalb beriethen. Keiner wollte mehr in diesem ungeheuern Tumult den Ausländern gehorchen. Die Russen kehrten die Waffen gegen ihre deutschen Officiere und Mitkämpfer, schalten sie Verräther und stießen Mehrere

nieder. So fielen Mehrere aus den nächsten Umgebungen des Oberfeldherrn.

In dieser verzweifelten Lage verließ der Marquis de Croy das russische Lager und ergab sich, vertrauend auf Karl's Edelmuth, dem schwedischen Obersten Stenbock als Gefangener.

Die andern Russen des Belagerungscorps, die sich unter den Befehl des Fürsten Dolgorucki gestellt hatten, capitulirten jetzt. Sie mußten ihre Waffen niederlegen und erhielten freien Abzug über den Fluß; nur Dolgorucki mußte mit zwei andern Generalen in schwedischer Gefangenschaft bleiben.

Auf dem linken Flügel waren die Russen glücklicher gewesen. Obgleich die Schweden, unter Anführung des Generals Welling auch hier in die zu weit geöffneten Linien der russischen Infanterie eingedrungen waren, so hielt sich doch diese dort viel tapferer und kämpfte bis zum Abend. Es war ein wüthender Einzelkampf, Mann gegen Mann oder vielmehr drei bis vier Mann gegen einen Schweden, denn um so viel stärker war das russische Heer, und da diese Abtheilung desselben in ihrer Position nicht wankte, so mußten am Ende die Schweden sich gegen ihren linken Flügel zurückziehen. Bei dieser Bewegung geriethen sie während der schon eingetretenen Dämmerung in Unordnung, konnten Freund und Feind nicht mehr unterscheiden und so kam es denn, daß verschiedene Abtheilungen ihres Heeres auf einander feuerten.

Hätten die Anführer der Russen Kriegserfahrung und Muth genug gehabt, diese Verwirrung der Feinde zu benutzen, so würden doch die Russen trotz der Unfälle ihres rechten Flügels bei ihrer so bedeutenden Ueberzahl noch einen glänzenden Sieg über die Schweden davongetragen haben. Aber es fehlte ihnen an Erfahrung und schneller Entschlossenheit. Man hielt Kriegsrath und der Beschluß fiel dahin aus, sich in der Nacht am Ufer der Narwa zu verschanzen und zu erwarten, ob Karl XII., der kaum 6000 Mann kampffähige Soldaten mehr zählen konnte, es wagen würde, sie anzugreifen.

Schon hatten die Russen eine Wendung nach dem Flusse zu gemacht, um diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen, als von der schwedischen Stellung her ein russischer Officier herangesprengt kam. Es war ein Adjutant des gefangenen Generals Dolgorucki, der von diesem die Ordre brachte an den General Weide, daß er ohne Widerstand für den linken Flügel unter denselben Bedingungen capituliren solle, welchen sich der rechte Flügel habe unterwerfen müssen. Er erklärte in dieser Depesche zugleich, daß er als Oberbefehlshaber diese Capitulation für den linken Flügel bereits unterzeichnet habe.

Dieser Befehl wurde im russischen Heere mit dem lebhaftesten Unwillen aufgenommen. „Wir sind Sieger!“ riefen Officiere und Soldaten, „und sollen uns unterwerfen, und zwar auf Befehl eines Oberfeldherrn, der Gefangener

ist und unsern Sieg nicht einmal kennt? Ein Gefangener ist kein Befehlshaber mehr; seine Befehle sind keine Befehle. Noch sind wir über doppelt so stark als der Feind, sind mit Kriegs- und Lebensbedürfnissen versehen; lieber todt, als ohne Kampf das Gewehr strecken und ewig mit Schimpf beladen sein."

Als sie aber mit solchen Vorstellungen vor ihren General hintraten, gerieth dieser in die äußerste Verlegenheit. Er war ein Mann ohne Entschlossenheit, der noch nie einen Feldzug mitgemacht hatte, und weder Geistesgegenwart noch Kriegserfahrenheit besaß. General Weide, der nur durch Hofgunst auf seinen hohen Posten gehoben war, erklärte: es sei Raserei, sich in dem Zustande der Zerrüttung, worin sich das Heer befände, zur Gegenwehr zu setzen. „Fürst Dolgorucki, gefangen oder nicht, bleibt immer mein Vorgesetzter; nur ihm habe ich zu gehorchen."

Und am folgenden Tage sah man das in der Kriegsgeschichte kaum wieder erlebte Beispiel, daß achtunddreißig Tausend Russen, wovon die Hälfte siegreich gewesen war, einem Häuflein von acht Tausend Schweden gegenüber in Schlachtordnung sich aufstellte, um — die Waffen zu strecken.

Dieses Wunder aber erklärt sich, wenn man die Unfähigkeit der russischen Heerführer und die Tüchtigkeit der schwedischen, die Untauglichkeit der russischen Soldaten und

die Kriegserfahrung und Disciplin der ſchwediſchen zur Seite ſtellt.

Peter hatte zwar nach der Auflöſung ſeiner Strelitzen-Regimenter, wovon etwa noch 2000 in ſeinen Dienſten blieben, wie mit dem Zauberſtabe ein neues Heer von 60,000 Mann geſchaffen; aber es war, mit Ausnahme von Lefort's Regiment und den beiden Garderegimentern, meiſtens ein roher, unerfahrner Haufen, der kaum vom Pfluge mit Gewalt genommen, noch nicht einmal einen Tartaren geſehen, noch weniger gegen disciplinirte Soldaten gekämpft hatte. Es fehlte dieſen ausgehungerten Haufen ruſſiſcher Truppen jedes Ehrgefühl und jeder Gemeingeiſt. Und dieſen undisciplinirten ruſſiſchen Soldatenhorden gegenüber ſtand eine Phalanx von acht bis neun Tauſend Mann vollkommen ausgebildeter Kerntruppen, die ſieggewohnt von einem feurigen und entſchloſſenen jungen König geführt wurden, der eben den Ruhm gewonnen hatte, vor Dänemarks Hauptſtadt ſtehend, den Frieden zu dictiren; bei deſſen Herannahen die Polen wichen, der perſönlich tollkühn jeder Gefahr trotzte und durch ſein Beiſpiel von Muth und Entſchloſſenheit den Seinigen die Sicherheit der Ueberzeugung gab, daß er ſie nur zum Siege führen könne. Die Schweden brauchten nicht wie die Ruſſen zu ihren Heiligen öffentliche Gebete anzuſtellen, brauchten nicht wie dieſe durch Amulete, Zauberei und Aberglauben um den Sieg zu werben; ſie verließen ſich auf ihren

Mannesmuth, ihr Selbſtvertrauen, ihre Führer und Kriegserfahrenheit.

Jedermann zitterte vor dem Gedanken, dieſe Trauer- und Schreckensbotſchaft dem Czaren anzeigen zu müſſen. Bei ſeinem bekannten Jähzorn glaubte man, der Unglücksbote würde von ihm niedergehauen oder mindeſtens durchgeprügelt werden. Die Adjutanten des Generals erklärten, daß ſie lieber eine Batterie von Kartätſchen erſtürmen wollten, als mit einer ſolchen Botſchaft vor den Czaren treten. Das Loos mußte entſcheiden, wer das Unglück haben ſollte, als Courier an ihn abgefertigt zu werden.

Aber es kam anders, wie man gedacht hatte. Der Czar hatte keine günſtigen Nachrichten von ſeinem Heere erwartet. Er faßte ſich ſchnell und ließ ſich keine Ueberraſchung merken. Dann ſprach er: „Ich weiß es ſehr wohl; noch manchmal werden die Schweden uns ſchlagen, aber die Zeit wird kommen, da wir von ihnen ſiegen lernen werden.“

Und dann ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb in ſein Tagebuch die denkwürdigen Worte: „Die Schlacht bei Narwa ſoll, denke ich, die Ruſſen aus ihrer Trägheit reißen und ſie zwingen zu lernen, was ſie noch nicht wiſſen.“

4.

Peter's neue Rüstungen gegen Schweden. Briefwechsel mit Schermetew (1699—1700).

Peter war eben im Begriff, mit zwölf Regimentern Fußvolk und hinlänglicher Artillerie und Amunition dem Belagerungscorps von Narwa zum Succurs aufzubrechen, als er diese Nachricht von ihrer Niederlage empfing. Mit dem starken Geiste, der ihm eigen war, rüstete er sich nun mit um so größerer Umsicht zu einem neuen Feldzuge gegen die Schweden. Er verachtete den Hohn der Sieger und sagte zu seinen Umgebungen: „Ich bin nur froh, daß König Karl mir selbst die Waffen gegen sich wieder in die Hände gegeben hat. Hätte er die entwaffneten 18,000 Russen nach Schweden geführt und als Arbeiter unter die Bauern vertheilt, woher sollte ich dann Soldaten nehmen, um ein neues Heer zu bilden? Sein stolzer Uebermuth und seine Geringschätzung der Russen haben mir den größten Dienst erwiesen."

„Leider," entgegnete Mentschikoff, „werden diese nach allen Weldgegenden aus einander gelaufenen Russen, denen es noch dazu an tüchtigen Führern fehlt, Dir, mein hoher Herr, für diesen Augenblick wenig nützen."

„Du hast recht," sprach Peter sehr ernst, „die Situation ist für mich immer noch sehr bedenklich. Wenn

Karl XII. den paniſchen Schrecken benutzt, den ſein Sieg bei Narwa in meinem Heere bereitet hat, und ohne Aufenthalt in das Innere von Rußland vordringt, wer könnte ihn hindern, ſich der offnen Hauptſtadt zu nähern? Zum Glück ſind es noch zwei feſte Städte, Pleskow und Nowgorod, die ihn auf ſeinem Zuge nach Moskau aufhalten könnten. Lange freilich könnten ſie ſich nicht halten. Sie ſind zu wenig befeſtigt und zu groß, um anhaltenden Widerſtand leiſten zu können." Und nachſinnend fuhr er fort: „Meine Stiefſchweſter Sophia lebt noch. Ihr Anhang iſt noch heute nicht unbedeutend und könnte mir gefährlich werden, wenn Kriegsunglück mich verfolgte und im Innern neue Aufſtände ausbrächen. In der That," fügte er, immer ſchwermüthiger werdend, im Vertrauen gegen Mentſchikoff hinzu, „wenn ich Alles um und um bedenke, ſo ſtehe ich in Gefahr, mich jeder Forderung Karl's unterwerfen zu müſſen. Der Krieg würde dann beendigt ſein und Rußlands große Kraft würde vielleicht für ein Jahrhundert unentwickelt bleiben müſſen."

Aber hier zeigte es ſich wieder, wie ſelbſt ein geſchlagener Feldherr durch die Fehlgriffe ſeines Gegners neue Kräfte gewinnt.

König Karl XII. hegte nach dieſem leichten Siege gegen die Ruſſen eine Geringſchätzung, welche ſie in ſeinem Uebermuthe kaum noch als Feinde betrachten ließ. Dagegen fiel ſein ganzer Zorn auf König Auguſt von Polen, der

dieſen Krieg über ihn gebracht hatte. In dieſer leidenſchaftlichen Verblendung beſchloß der junge ſtarrſinnige König, die Ruſſen mit einer geringen Heeresabtheilung in Schach zu halten und ſeine ganze Macht gegen Polen zu wenden. Er hielt es in dieſer Befangenheit ſeines militairiſchen Urtheils für völlig geeignet, wenn er ſechs bis acht Tauſend Mann unter dem Oberſten Schlippenbach in Liefland und unter Cronhiord's Befehl in Finnland und Ingermanland zurückließ und meinte, wenn er noch dazu auf den Peipusſee eine Flotille ſchickte, ſo würde er den Czar Peter dort ſo lange beſchäftigen, bis er dem König Auguſt die Kraft, ihm weiter zu ſchaden, genommen haben würde. So führte König Karl XII. ſein Heer in die Winterquartiere, mit der Abſicht, im nächſten Frühjahre gegen Polen aufzubrechen.

Wer war froher als der Czar Peter; er hielt es für angemeſſen, durch ſeinen Miniſter mit dem Schwedenkönige einen billigen Frieden zu unterhandeln, um im Stillen, mit doppelt angeſtrengter Kraft an der Erneuerung ſeines Heeres und Wiederbelebung des Muthes arbeiten zu können.

Nun beauftragte er zunächſt ſeinen General Schermetew, den Feind zu beobachten; den Fürſten Repnin, die entwaffneten und zerſtreuten Schaaren zu Nowgorod zu ſammeln; den Fürſten Golowin, zehn neue Dragoner-Regimenter zu errichten; er ſelbſt, der Czar, eilte nach

Moskau, um Vorkehrungen zu treffen, daß der große Abgang seines Heeres an Geschützen wieder ersetzt werde. Die Russen hatten bei Narwa 145 metallene Kanonen und 28 Mörser den Schweden überlassen müssen. Es fehlte an Metall; aber auf seinen Befehl mußten schnell die Klöster und Kirchen in den angesehensten Städten des Reichs ihre Glocken abliefern, ein schweres Opfer, aber es wurde dem Czaren, der mit eiserner Hand die Zügel der Regierung seines großen Reichs zu führen wußte, gebracht und in wenigen Wochen standen 250 neue Feldstücke zum Dienst des Heeres bereit.

Man erzählt, daß diesen Einfall, die Glocken als Stückgut zu benutzen, ein betrunkener Stückgießer gehabt habe. Er soll den Czaren zuerst auf diesen Gedanken gebracht haben. „Bei Gott!“ rief Peter überrascht von der praktischen Tüchtigkeit dieser Bemerkung; „der Stein, den die Bauleute weggeworfen haben, ist zum Eckstein geworden.“

Die Correspondenz mit Schermetew im Betreff seines erwähnten Auftrags ist charakteristisch genug, um mitgetheilt zu werden.

Bald nach der unglücklichen Schlacht von Narwa schrieb der Czar Peter an seinen Feldmarschall Schermetew:

„Her! Da es nicht sehr fein ist, im Unglück Alles zu verlieren, so befahlen wir Ihnen, beim übernommenen und angefangenen Werke zu bleiben, namentlich bei der

Anführung der Nowgorod'schen und Tscherkessischen Reiterei. Mit dieser sollen Sie, wie wir schon vorher verordneten (damals waren aber noch zu wenig Leute) die nächsten Oerter für die Zukunft sparen und zum größern Schaden des Feindes weiter vorrücken. Es bleibt nun auch keine Entschuldigung übrig; es sind Leute genug, die Flüsse und Moräste sind zugefroren, der Feind kann Sie nicht erreichen. Ich wiederhole es noch einmal, entschuldige Dich mit nichts! und wenn's auch Krankheit wäre, so ist auch diese unter den Läuflingen gewonnen, deren Gesellschafter, der Major L . . ., zum Tode verurtheilt ist. Alles Uebrige übergebe ich dem Willen des allmächtigen Gottes."

Nowgorod, den 15. Decbr. 1700.

Piter. *)

Auf diesen oder einen andern Brief des Czaren, der noch stärkere Vorwürfe enthalten haben mag, antwortete Schermetw:

Allerhöchster Herr!
Herr Kapitain!

„Du geruhest im Zorn an mich zu schreiben, weil ich meine vorige Stellung auf der großen Straße, wo der

*) Alle Briefe des Czaren haben bis zum Jahre 1714 holländische Titulatur (Her) und Unterschrift.

Feind nicht vorbeikommen kann, genommen habe. In der bisherigen Stellung konnte ich nicht bleiben, weil wir in großen und tiefen Moräſten und Wäldern ſtanden, wo einzelne Leute ſich abſtahlen, Dörfer anzündeten und große Unordnungen anrichteten und wo ich beſtändig beſorgen mußte, der Feind werde, ohne unſer Wiſſen, um uns herumgehen und wir ihm aus unſern Moräſten und Wäldern kein Hinderniß verurſachen können. Auch war in jener Gegend, auf drei bis vier Meilen im Umkreiſe, keine Fourage und Gras mehr anzutreffen. Wo ich jetzt ſtehe, ſtoßen beide Wege zuſammen. Der Feind kann auf keine Art heimlich und nicht anders als mit öffentlicher Gewalt durchkommen. Ich bin nicht aus Feigheit zurückgegangen, ſondern um unſere Armee zu conſerviren und die feindliche beſſer beobachten zu können. Bei meiner gegenwärtigen Stellung habe ich freie Hände, kann mit Gottes Hülfe etwas wider den Feind verſuchen und jederzeit auf meiner Hut ſein. Gott ſieht meines Herzens Geſinnungen. Ich will gern und mit Freuden dienen, ſo viel ich's verſtehe und vermag. Mich ſelbſt habe ich nie geſchont und ſchone mich auch jetzt nicht. Ich bitte, laſſe meine Sache durch Jemand, dem Du traueſt, unterſuchen und nimm mir, gnädigſter Herr, nicht durch Deine Briefe das Leben! Zum erſten Male in meinem Leben habe ich ſolchen Herzkummer ꝛc."

Der Czar in ſeinem Gerechtigkeitsgefühl ſah ein, daß

er sich übereilt hatte mit seinen Verweisen und schenkte Schermetew seine Gnade wieder.

Um das Heer schnell zu vermehren, wurden auf alle Weise Ausländer mit großen Verheißungen in's Land gezogen. Aus allen Reichen Europa's strömten eine Menge Abenteurer, und darunter auch schlechte Subjecte aller Art, nach Rußland.

5.

Der Czar sucht die Allianz von Dänemark und Polen. Zusammenkunft mit August II. (1700.)

Zunächst galt es dem Czaren, für neue Unternehmungen sich Alliancen mit fremden Mächten zu verschaffen.

Zuerst wurde heimlich mit Dänemark unterhandelt; aber vergebens waren alle Bemühungen, die Dänen zum Einfall in Schonen zu bewegen.

Desto mächtiger dagegen konnte dem Czaren die Hülfe Polens werden. Deshalb machte sich Peter selbst auf, um mit dem Könige August das Weitere zu verabreden.

In Briren, einer kleinen Stadt auf der litthauischen Grenze, war die erste Zusammenkunft zwischen beiden Monarchen. Sie dauerte über vierzehn Tage und Patkul, der jetzt in des Czaren Dienste trat, war die Seele der Unterhandlungen. (Ueber Patkul's tragische

Lebensgeschichte werden wir noch später Mittheilungen machen.)

Indeß entsprach der Erfolg nicht so ganz den Erwartungen des Czaren; denn die Bemühungen beider Monarchen, die polnischen Reichsstände zu bewegen, am Kriege gegen Schweden Theil zu nehmen, waren vergeblich. Umsonst erbot sich der Czar, 20,000 Mann Russen, die er auf seine Kosten unterhalten wollte, zu den Sachsen stoßen zu lassen; eben so vergebens erbot er sich, sofort zwei Millionen Rubel, als Subsidien, voraus zu zahlen und nicht eher Frieden zu schließen, bis Liefland und Esthland für Polen erobert sei. Alles dieses war für die Habsucht der Polen noch zu wenig. Sie gaben dem Czaren zu verstehen, daß, wenn er sich entschließen würde, einen Theil der ehemaligen polnischen Provinzen, z. B. Kiew mit seinem Gebiete und Smolensk an Polen abzutreten, die Sache in Erwägung gezogen werden sollte.

Peter sah nun ein, daß er sich auf sich selbst verlassen mußte. Er fühlte, daß er dazu stark genug war, indem er die unermeßlichen Hülfsquellen kannte, welche sein weites Reich ihm darbot. Obgleich geschlagen und ohne Alliirte, wollte er doch von keinem andern Frieden hören, als der ihm die altrussischen, jetzt schwedischen Provinzen Ingermanland sicherte und ihm damit die Pforte von Europa öffnete.

6.

Vereinigung Karl's mit den Polen. Peter's Feldzug in Liefland. Sieg der Russen bei Erceſtfer. Volksfeſt in Moskau. Bei Archangel. Horatius Cocles. (1701—1702.)

König Karl XII. war ſchon im Frühlinge 1701 mit ſeiner Hauptmacht zurück aus Liefland ſiegend über die Düna gegangen und in Litthauen eingedrungen, um ſich dort mit den unzufriedenen Polen zu vereinigen. Dieſe Vereinigung war geſchehen und damit hatte der Schwedenkönig ſein ſiegreiches Heer bedeutend verſtärkt.

Der Czar Peter dagegen konnte erſt im September deſſelben Jahres das zerſtreut geweſene Heer ſo weit wieder ſammeln und organiſiren, daß er damit in's Feld rücken durfte. Das geſchah unter Anführung von Schermetew, der, mit 20,000 Mann nach Liefland aufbrechend, den Feldzug eröffnete. Mit dieſer überlegenen Macht ſchlug er (am 1. Januar 1702) am Empach-Strom bei dem Dorfe Erceſtfer, in der Nähe von Dorpat, das ſchwediſche Truppencorps unter Schlippenbach.

„Gott ſei gedankt!" rief der Czar Peter, als er dieſe Meldung empfing, „nun haben wir es doch ſo weit gebracht, daß wir Zwei gegen Einen die Schweden ſchlugen.

Nur noch einige Jahre, dann werden wir sie Mann gegen Mann besiegen.“

Ein großes Volksfest wurde wegen dieses Sieges in Moskau gefeiert, wobei ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Der tapfere Schermetew erhielt jetzt erst die Würde eines Feldmarschalls und den Andreasorden. Alle Stabs- und Oberofficiere wurden nach ihrem Range belohnt.

Nun aber hieß es, die Schweden wollten Archangel mit ihrer Kriegsflotte heimsuchen und die entstehende Marine des Czaren Peter zerstören, und rasch eilte Peter mit fünf Bataillonen von der Garde im Mai desselben Jahres nach Archangel.

Dort erfreute ihn zunächst der aufblühende Gewerbsfleiß, Handel und Schiffsbau, wozu er den Grund gelegt hatte. Sechs große Schiffe, die er dort hatte erbauen lassen, konnten nun vom Stapel gelassen werden. Darauf ließ er die Mündung der Dwina mit Batterien und Schanzen verwahren. Er belohnte einen erfahrnen Fischer, Namens Rhabow für die kühne That, daß er, als er gefangen und gezwungen war, einer schwedischen Escadre als Lotse zu dienen, um sie nach Archangel zu führen, sie auf eine Sandbank führte, wo sie sitzen blieb. So hatte er mit eigner Lebensgefahr die Stadt gerettet und war kaum mit dem Leben davon gekommen. „Der ist ein Horatius Cocles,“ *) sagte Peter und schenkte ihm seine

*) Der edle Römer, der sich bekanntlich die linke Hand verbrannte, als er gefangen genommen durch die Folter ge-

eigenen Kleider, dabei eine bedeutende Geldsumme und Steuerfreiheit auf Lebenszeit.

Nachdem sich Peter drei Monate in Archangel aufgehalten hatte, verschwand die Besorgniß eines Angriffs von Seiten der schwedischen Flotte und Peter führte seine Truppen theils zu Wasser, über das weiße Meer, den Onegasee und den Soparifluß, theils zu Lande mit großen Beschwerden wieder zurück.

7.

Eroberung von Marienburg. Eroberung von Nöteburg (Schlüsselburg.) 1702.

Drei Waffenthaten waren es, die diesen Feldzug Schermetew's gegen die Schweden auszeichneten; das Zurückdrängen der Schweden bis unter die Kanonen von Pernau, die Eroberung von Marienburg und von Nöteburg, das nachmalige Schlüsselburg.

Diese letzte Eroberung war wohl die wichtigste, wie wir später sehen werden; interessanter, aber auch schrecklicher war die Eroberung und Einäscherung von Marienburg.

Das ist ein nur schlecht befestigtes und schwach be-

---

zwungen werden sollte, die Stellung der Römer dem Feinde zu verrathen, um zu beweisen, daß er den Schmerz nicht fürchte, also auch nichts verrathen würde: davon erhielt er den Beinamen Cocles (Linkhand).

ſetztes Städtchen. In dem Augenblick, als die Ruſſen Beſitz vom Zeughauſe nahmen, ging der ſchwediſche Artillerie-Capitain Wolf von der andern Seite hinein nach der Pulverkammer. Er hatte ſeine Frau gezwungen, ihn zu begleiten. Dann ſchoß er in eine Pulvertonne und ſprengte ſich ſelbſt, ſeine Frau und eine Menge Ruſſen und ſelbſt Schweden in die Luft.

Die Ruſſen, darüber erbittert, plünderten und zündeten die Stadt an. Alle Bewohner derſelben wurden in die Gefangenſchaft nach Rußland entführt und eben daraus ſollte dem Czaren ein neues Glück erblühen.

Unter den Gefangenen befand ſich der Propſt Ernſt Glück und in deſſen Dienſten ein Waiſenmädchen, die Katharina genannt wurde, und das war dieſelbe Katharina, die, ein nie da geweſener Glückswechſel, nach wenigen Jahren Peter's Gemahlin und nach deſſen Tode Kaiſerin von Rußland wurde.

Das heutige Schlüſſelburg, damals Nöteburg, liegt bekanntlich an der Mündung der Narwa in den Ladogaſee, mitten im Strome, auf einer kleinen Inſel. Dieſe Feſtung beſtreicht mit ihren Geſchützen beide Arme der Strommündung und beide Ufer. Den Werth ihres Beſitzes hatte Peter erkannt und deshalb eilte er von Archangel dorthin, um durch ſeine perſönliche Gegenwart die Eroberung des Platzes zu fördern.

Als Capitain der Bombardiercompagnie des Preo-

braschenskischen Regiments war Peter selbst auf den Batterien. Eines Tages schickte der Commandant der Festung einen Tambour mit einem Bittschreiben, worin Namens aller Frauen um Erlaubniß gebeten wurde, die Festung mit ihren Kindern zu verlassen wegen der Gefahren, Angst und Unruhen, welche ihnen das Beschießen der Stadt verursachte. Als Peter das Schreiben empfing, antwortete er ironisch: „Ich werde dieses Schreiben meinem Feldherrn nicht übergeben, überzeugt, daß derselbe es nicht über's Herz bringen würde, die Damen durch die Trennung von ihren Männern zu betrüben. Wollen sie also abreisen, so mögen sie immerhin ihre lieben Männchen mit sich nehmen."

Diese spöttelnde Versagung förderte übrigens nicht die Einnahme. Im Gegentheil schworen nun Alle die Festung bis auf den letzten Mann vertheidigen zu wollen. Das war allerdings bedenklich, denn der schwedische Cronhiord eilte in forcirten Märschen mit einem starken Armeecorps zum Entsatz herbei. Jetzt war keine Zeit zu verlieren. Die Russen schritten zum Sturm. Die Geschütze von den Wällen der Festung und russischen Batterien donnerten. Die Russen konnten sich derselben nicht nähern, als auf Flößen und in Kähnen. Viele derselben wurden in den Grund gebohrt; aber die Russen schritten zur Ersteigung der Wälle auf Sturmleitern mit jener kalten Todesverachtung, welche bei allen orientalischen Völ-

kern der Glaube an ein unabänderliches Fatum erzeugt. „Die Kugel, die dich treffen soll, ist dazu vom Schicksal bestimmt. Sie wird ihr Ziel erreichen, magst du in die Schlacht gehen oder nicht. Und ist die Kugel nicht bestimmt, so wird sie dich doch nicht treffen, wenn du dich auch vor die Mündung einer Kanone stellst, die eben abgeprotzt wird.“ Dieser blinde Glaube an ein unabänderliches Fatum brachte hier Wunder der Tapferkeit und nach einer dreizehnstündigen Arbeit ergab sich die Festung am 11. October 1702.

Der dort commandirende General Schlippenbach wurde gefangen; aber der Czar entließ ihn nach Narwa. Dort aber war, wie sich denken läßt, sein Empfang bei den Schweden nicht der beste. Der Generalmajor Horn verhaftete ihn, weil er gegen den Rath des Majors Lejon nicht die Festung mit der Besatzung und den eindringenden Russen in die Luft gesprengt hatte.

Der Czar ließ die eroberte Festung stärker, als sie jemals gewesen war, wieder herstellen und veränderte den Namen: „Nöteburg“ in „Schlüsselburg“, „weil“, wie er in seinem Tagebuche sagte, „sie ward, was dieser Name andeutet. Dieser Schlüssel öffnete mir die Thore zu den feindlichen Ländern.“ In der That ist heute noch Schlüsselburg mit seinen Granitbastionen der Schlüssel zur Ostsee und zu den Ländern des übrigen Europa, während dadurch zugleich Rußland seine eherne Schutzmauer empfing.

Zwei Denkmünzen feierten diese Eroberung. Sie diente den Befehlshabern und Officieren als ehrende Erinnerung. Auch die Gemeinen wurden jeder mit einem Rubel beschenkt, über die Feigen dagegen, die gewichen waren, wurde ein strenges Kriegsgericht gehalten. Zwanzig bis dreißig derselben wurden mit dem Tode bestraft.

Peter's Günstling, der junge Mentschikoff, der ihm während des ganzen Sturmes als Lieutenant der Bombardiercompagnie nicht von der Seite gewichen war, wurde Gouverneur der eroberten Festung.

Nach diesem glänzenden Siege hielt der Czar in Moskau einen Triumpheinzug. Die lange Reihe der schwedischen Gefangenen und die eroberten Fahnen, Trophäen und Wagen mit Munition machten ihn glänzend. Die Bombardiercompagnie hatte die Ehre, daß sie vom Czaren selbst, als ihr Capitain, geführt wurde.

Bei dem darauf folgenden Festmahl fand Peter sein werthvolles Silbergeräthe wieder vor, das er schon vor der Schlacht von Narwa seinem Schatzmeister dem Knes Prosorowsky hatte übergeben lassen, um es in der Münze zur Bezahlung der Kriegskosten einschmelzen zu lassen. Als der Czar sein Erstaunen darüber, daß er sein reiches Silbergeräth wiederfand, zu erkennen gab, antwortete ihm der Knes: „Allergnädigster Herr! habe ich nicht damals die befohlene Summe gesendet? Das Geld hatte

ich für die Zeiten der Gefahr aufgespart und das Silbergeräth hob ich auf für die Zeiten des Triumphs."

Peter war sehr erfreut, so getreue Diener zu haben, belobte und belohnte ihn und ging nun mit um so größerem Selbstvertrauen an die weitere Entwickelung seiner Eroberungspläne.

8.

Marine. Kanalbau durch Capitain Perry. (1703.)

Was dem Czaren zunächst am Herzen lag, war die Erweiterung und Ausbildung seiner Marine. Der thätige Herrscher hatte in Moskau keine Ruhe. Er ging zu seinen Schiffswerften nach Woronesch und Ustja, wo er den größten Theil des Winters zubrachte. Zu seiner Freude fand er bei Woronesch schon 15 neue Schiffe im Wasser und 25 andere Schiffe, Galeeren und kleine Fahrzeuge waren so weit vollendet, daß sie vom Stapel gelassen werden konnten. Zu fünf Kriegsschiffen nach englischer Bauart waren schon die Kiele gelegt und jenseit des Flusses auf dem Lande sah man 200 Brigantinen, von welchen die meisten in Woronesch gebaut waren.

So grenzte es an's Wunderbare, was durch die Thatkraft und praktische Tüchtigkeit eines Regenten in kurzer Zeit geschaffen war. Die Geschichte kennt kein zweites Beispiel von einem so schnellen Wachsthum einer

Marine. Das Fundament zu Rußlands heutiger Größe war damit gelegt.

In Woroneſch befand ſich auch der Capitain Perry, den Peter in England in ſeine Dienſte genommen hatte, um das große Werk einer Vereinigung des Don mit der Wolga zu vollenden.

Drei Jahre lang hatte Perry das von dem deutſchen Oberſt Brokel begonnene Unternehmen fortgeſetzt. Schon Brokel hatte geklagt, daß der Gouverneur von Aſtrachan, Fürſt Gholyzin, ihm die verſprochene Unterſtützung nicht gewährt, ſondern auch ihn gemißhandelt und mit dem Strange bedroht habe. Da hatte Brokel ſein Werk verlaſſen und war heimlich entwichen. Aehnliche Beſchwerden hatte auch ſein Nachfolger Perry zu führen; aber er wagte es, ſie vor das Ohr des Czaren zu bringen, der ihn zu ſich befohlen hatte.

„Allergnädigſter Herr!“ ſagte er, „es iſt Dir bekannt, als Du mich zu dem großen Unternehmen engagirteſt, daß ich 30,000 Menſchen als Arbeiter gefordert habe. Das wurde mir verheißen und nun ging ich getroſt an die Arbeit. Aber nie wurde mir nur die Hälfte dieſer Leute geliefert. Theils raubte der ſo unglücklich begonnene ſchwediſche Krieg die Möglichkeit die nöthige Mannſchaft herbeizuſchaffen, ohne welche die Kanalarbeiten nicht ausgeführt werden konnten, theils hörte der Fürſt Gholyzin nicht auf, die Unternehmung zu erſchweren, indem

er es für anmaßend erklärte, daß Menschen den von Gott bestimmten Lauf der Flüsse verändern wollten."

Peter fuhr heftig zusammen bei diesen kühnen Worten, die einen der Günstlinge des Czaren anklagten, der sich einen Vorwurf erlaubt hatte, welcher bei aller Freisinnigkeit des Czaren doch nicht ganz ohne Eindruck auf ihn bleiben konnte. Peter's Antlitz färbte sich dunkelroth, seine Gesichtszüge geriethen in das krampfhafte Zucken, welches das Herannahen eines Wettersturmes des heftigsten Jähzorns ankündigte. Schon fürchtete Perry verloren zu sein; ein Wort des Czaren konnte ihm die Knute, Sibirien oder den Strang bringen; aber mit wunderbarer Geisteskraft faßte sich der Czar und fragte ruhig: „Wie weit sind die Arbeiten vorgeschritten?"

Der Capitain Perry, der übrigens ein entschlossener Mann war, athmete wieder frei auf und antwortete: „Trotz aller Hindernisse ist bereits eine große Anzahl von Schleusen gebaut; der Kanal ist zur Hälfte gegraben."

„Genug vorerst," entgegnete Peter, „ich brauche Geld und Mannschaften jetzt nothwendiger zu andern Unternehmungen. Die Kanalarbeiten mögen einige Jahre ruhen."

Perry hatte übrigens schon vor einiger Zeit, unzufrieden über die Hindernisse, welche ihm der Gouverneur machte, die Kanalarbeiten verlassen gehabt und sich nach Woronesch gewendet, wo er sich mit Anlegung einer

Schiffsdocke *) nach englischer Art beschäftigte. Peter besah diese Arbeiten mit Wohlgefallen und beauftragte den Capitain Perry, den Woroneschfluß bis zu seiner Ausmündung in den Don so weit zu vertiefen, daß Kriegsschiffe von 80 Kanonen in Woronesch gebaut und durch den Don in das Meer geführt werden konnten.

9.

Eroberung von Nyenschanz. Der erste Seesieg. (1703.)

Während im Süden der Czar wirkte, war Mentschikoff im Norden nicht unthätig gewesen. Er befand sich in Olonez, am Flusse Olonza, der sich in den Ladogasee ergießt. Dort führte er die Aufsicht über die daselbst angelegten Schiffswerfte, wo er den Schiffsbau förderte, um die Eroberung von Nöteburg, jetzt Schlüsselburg, zu sichern.

Die schwedische Besatzung dieser Festung war, der Capitulation gemäß, die Newa hinab nach der damals noch schwedischen Festung Nyenschanz abgeführt. Nyenschanz beherrschte die Ausmündung des Stromes in die

*) Für die mit den Marine-Ausdrücken weniger bekannten Leser diene die Erklärung, daß Schiffsdocken Bassins sind, welche trocken gelegt werden können, um die eingelassenen Schiffe ausbessern zu können.

Oſtſee, wie Schlüſſelburg die Mündung deſſelben in den Ladogaſee. Peter hatte längſt erkannt, daß ohne den Beſitz dieſer Oſtſeefeſtung die Eroberung von Nöteburg nur halben Werth für ihn haben konnte. Deshalb ſtand ſchon im April 1703 der Bombardier-Capitain Peter der Große mit dem Truppencorps, das jene Feſtung erobert hatte, vor Nyenſchanz.

Noch fehlte Schermetew, der mit ſeinem Truppencorps das kleine Belagerungsheer verſtärken ſollte. Aber Peter ſchrieb ihm voll Ungeduld: „Es iſt Zeit, Zeit, Zeit! damit uns nicht der Feind zuvorkommt!“ Und Schermetew mit ſeinem Corps machte Doppelmärſche und traf noch zu rechter Zeit vor Nyenſchanz ein. Nun wurde mit großer Lebhaftigkeit die Feſte angegriffen, die nach der Landſeite zu keine bedeutende Vertheidigungslinie darbot, und nach kurzer Gegenwehr capitulirte am 1. Mai der ſchwediſche Commandant von Nyenſchanz, Namens Apolloff.

Dieſe wichtige Eroberung war gemacht; nun ſollte Peter auch noch die Freude haben, ſeinen erſten Seeſieg zu erkämpfen.

Die Schweden hatten nämlich, ehe die Eroberung von Nyenſchanz vollendet war, eine bewaffnete Escadre abgeſendet, um dem Commandanten noch einige Ordres zu bringen. Der Czar ließ ihre Signale nachmachen und täuſchte ſie dadurch ſo ſehr, daß die Schweden glaubten,

es liege eine schwedische Flottille vor Nyenschanz und gerade darauf losſegelten bis in die Mündung der Newa. Hier aber waren ſie gleichſam in eine Falle gerathen; denn da nur er und Mentſchikoff ſich auf das Seeweſen verſtanden, ſo übernahm Peter das Obercommando ſeiner Flotte und ging mit dreißig kleinen Fahrzeugen, die mit Soldaten von beiden Regimentern beſetzt waren, nach der Mündung der Newa ab. Die Nacht über hielten ſie ſich hinter einer Inſel verſteckt, welche nach der See zu, dem Dorfe Katinka gegenüber liegt. Noch vor Anbruch des Tages ruderte die Hälfte dieſer Fahrzeuge in aller Stille längs der Waſſily-Inſel hinter dem Walde hin nach der See zu gegen die feindlichen Schiffe an. Von den ſchwediſchen Schiffen führte das eine 10 dreipfünder Kanonen, das andere 14 Geſchütze. Im Vertrauen darauf wollten die Führer derſelben mit vollen Segeln den Rückweg zu ihrer Escadre durch die ruſſiſchen Ruderſchiffe, die ſie umgaben, eröffnen. Auch die ſchwediſche Flotte verſuchte den Ihrigen zu Hülfe zu kommen und ſpannte alle Segel auf. Dieſer Moment war in der That drohend für die ruſſiſchen Barken, die alle mit einem Anlauf der großen ſchwediſchen Kriegsſchiffe in Grund geſegelt werden konnten. Da befahl Peter anzugreifen. Aber die ſchwediſche Kanonade konnte nur durch Gewehrfeuer und durch Werfen von Handgranaten erwidert werden. In ſo fern war der Kampf höchſt ungleich. Aber die Größe der Gefahr

ſteigerte den Muth der Ruſſen und ihrer Führer. Von Peter angeführt ſegelte die ruſſiſche Ruderflottille gerade auf die großen ſchwediſchen Schiffe los und kam damit ſchnell unter die Kanonen derſelben. Im heftigſten Kugelregen aus den ſchwediſchen Geſchützen, der über ihre Köpfe hinwegging, enterten die Ruſſen und erſtiegen die feindlichen Schiffe. Es gab einen furchtbaren Kampf. Die Schweden wehrten ſich ſo tapfer, daß von den 77 Mann, welche die Beſatzung beider Schiffe bildete, nur 19 mit dem Leben davon kamen und als Gefangene mit fortgeführt werden konnten. Nun führten die Ruſſen vor den Augen der heranſegelnden ſchwediſchen Flottille die beiden genommenen ſchwediſchen Kriegsſchiffe davon.

Peter's Freude darüber war um ſo größer, da es der erſte Seeſieg ſeiner neu erbauten Flotte war, der unter Peter's perſönlicher Anführung erfochten worden war. Er ließ es an Belohnungen nicht fehlen. Medaillen wurden zum Andenken an dieſen Sieg geſchlagen, von welchen die Officiere goldene, die an goldenen Ketten getragen wurden, erhielten. Mentſchikoff und Golowin erhielten den St. Andreasorden. Der Czar ſelbſt verſchmähte es nicht, eine ſolche Belohnung und Ehrenauszeichnung anzunehmen, da er ſich ſeiner Verdienſte um dieſen Seeſieg bewußt war, und der Admiral Golowin hatte, als erſter Ritter dieſes Ordens, die Ehre, dem Czaren die Decorationen deſſelben anzulegen.

Ein großes Dankfest wurde gefeiert, sowohl durch ein Tedeum in den Kirchen, als durch eine dreimalige Salve aus allen Geschützen und vom kleinen Gewehrfeuer.

10.

Gründung von Petersburg, Kronslot und Kronstadt. (1703—1712.)

Peter erkannte bald, daß die Feste Nyenschanz wegen ihrer nicht günstig gewählten Lage wenig geeignet sei die Mündung der Newa zu beschützen. Zudem war sie, für den großen Zweck der Vertheidigung des westlichen Zuganges zum russischen Reiche und den Pforten desselben nach der Ostsee zu, viel zu klein. Peter beschloß daher diesen Platz zu verlassen und einen andern günstigeren Ort zur Befestigung der Einfahrt der Newa aufzusuchen. Er schiffte selbst im finnischen Meerbusen hinauf durch die Mündung der Newa und fand einen Platz, der ihm äußerst günstig für seine Zwecke belegen zu sein schien. Es war die Insel Ljust-Elant (Lusteiland), eine Sandküste, worauf damals keine andere menschliche Wohnung als eine einzige, ärmliche Fischerhütte stand.

„Hier werde ich eine Festung anlegen", sprach Peter zu Mentschikoff; „die Lage derselben wird ganz geeignet sein, die Einfahrt zur Newa zu beherrschen. Beginnen wir damit, zuerst ein Haus für mich selbst zu erbauen;

denn ich will hier wohnen, um die Arbeiten beſſer beaufſichtigen zu können.“

Es war dieſes ein kleines ruſſiſches Blockhaus von auf einander liegenden Balken gezimmert, deren Zwiſchenräume mit Moos ausgeſtopft wurden. Es hatte eine Länge von 9 Faden und eine Breite von 3 Faden und im Innern eine holländiſche Einrichtung, das heißt eine Küche mit blank geſcheuertem Kupfergeräthe und einem Herde von Flieſen, ein kleines Vorzimmer und Wohnzimmer, das dem Czaren auch zum Schlafen auf einem niedrigen Lager, worauf eine Bärenhaut gelegt war, diente. Uebrigens herrſchte hier holländiſche Reinlichkeit; Fenſtervorhänge und einfaches, aber ſauberes Geräth war die Ausſtattung. Ein Gemüſegärtchen hinter dem Hauſe erhöhte die Annehmlichkeit des Aufenthalts auf dieſer einſamen, unfruchtbaren Fiſcherinſel. Dieſes Häuschen, der Anfang von St. Petersburg iſt noch heute dort zu ſehen. Katharina I., ſeine Gemahlin und Nachfolgerin, ließ es gleich der heiligen Grabeshütte zu Loretto mit einem Bogengange von Stein umgeben und dieſen Ueberbau mit Ziegeln decken. Dieſes kleine Haus war am 16. Mai 1703 vollendet und von dem großen Czaren bezogen.

Neben dieſem kleinen Hauſe ließ er noch ein großes maſſives und elegant eingerichtetes Gebäude für ſeinen Günſtling Mentſchikoff errichten. Darin befanden ſich die

Staatszimmer, worin der Czar aus dem kleinen Hause fremden Gesandten Audienz ertheilte.

Nicht weit davon wurde auf seinen Befehl eine sogenannte Austerei (Austeria) oder vornehmes Gasthaus angelegt, worin sich besonders die Vornehmen und die Personen vom Hofe versammelten. Selbst Peter besuchte, besonders an Sonntagen, wenn er aus der Kirche kam, mit seiner Begleitung diese Austerei, um mit den Anwesenden ein Schälchen Branntwein zu trinken.

Doch dieses originelle Leben des Czaren hatte feine, tiefer liegende Zwecke. Um den drohenden Schweden widerstehen zu können, mußte dort die projectirte Festung möglichst schnell erbaut werden, und diese durfte nicht schwach sein. Peter entwarf selbst den Plan dazu. Diese Festung sollte sechs Hauptbastionen und tüchtige Außenwerke enthalten. Das Terrain dazu sollte 200 Faden in der Länge und 400 Faden in der Breite enthalten. Er untersuchte selbst in seiner Schaluppe die Tiefe des Newastroms bis in die große Vorsee des baltischen Meeres. Um die beginnende Arbeit zu sichern, ließ er die Schweden, die sich auf der nicht kleinen Insel Retusari (Kotlin-Ostrow), die vier Meilen von dort im finnischen Meerbusen liegt, festgesetzt hatten, von dort vertreiben.

So legte er denn im Namen Gottes in der Pfingstwoche (1703) den Grund zu der neuen Festung, an welche später die Haupt- und Residenzstadt des großen russischen Reichs sich anschloß und gab dieser neuen An-

lage den Namen des Apostels Sanct Petrus, der sein eigener Schutzheiliger war, indem er von demselben den Namen trug, Sanct Petersburg. Das Bild des Heiligen prangt noch heute auf dem Thore.

Die Lage dieser Insel und Gegend gefiel dem Czaren immer mehr für die Erbauung einer Festung und Stadt. Er fand überall im Gewässer eine Tiefe von 14 bis 15 Klaftern und die Gegend umher durch Moräste unzugänglich. Vor seinem unternehmenden Geiste wuchs der anfangs kleine Gedanke am Ende riesengroß. Hier sollte außer der Festung nicht nur ein Hauptarsenal und Schiffswerft für den Bau und die Ausrüstung großer Kriegsschiffe angelegt werden, sondern auch eine große Stadt, und dieses Alles zur Vermittelung der Verbindung zwischen Rußland und dem übrigen Europa. Für jetzt sollte diese Festung der Waffenplatz werden, wohin man alle Kriegsbedürfnisse aus dem Innern des Reichs bequem zusammenbringen konnte, um mit desto größerem Nachdruck den Krieg gegen die Schweden zu führen.

Indeß strömten von allen Seiten Tartaren, Kosacken, Finnen und Ingermanländer, sowie Altrussen herbei. Es war das bunteste Gewimmel von den verschiedensten Nationalkostümen und Gesichtszügen. Völkerschaften, die ihre Sprache gegenseits kaum verstanden, strömten hier zusammen und schrieen nach Brod, Wohnung und Werkzeugen. Für eine solche unerwartete Arbeitermasse war

hier nicht geſorgt. Es fehlte an Allem, an Schaufeln, Hacken und Bretern; ſelbſt an Erde zur Aufhöhung der Schanzen. Schiebkarren kannte man dort noch gar nicht. Indeß fehlte es nicht an Arbeitern. Sie wurden alle angenommen und beſchäftigt, und ſo ſah man denn das wunderliche Schauſpiel, daß zwanzigtauſend Menſchen im bunteſten Gewühl in ihren Rockſchößen, oder in Beuteln von alten Matten auf ihren Achſeln oder unter den Armen die Erde von weither herbeitrugen. Dabei blieben aber die Lebensbedürfniſſe, welche über den Ladogaſee herbeigeführt werden mußten, oft wegen der widrigen Winde viel zu lange aus, um die Hungernden rechtzeitig zu ſättigen. Tauſende von Menſchen fielen und gingen zu Grunde, aber Tauſende ſtrömten wieder herbei. Der Ruſſe iſt von Natur genügſam, wenn er nichts hat, wenn auch ſchwelgend im Ueberfluſſe, gehorſam und geduldig, und ſo ging die Arbeit denn fort, wie in einem Ameiſenhaufen, wozu auch jedes einzelne Thierchen nur ein kleines Spänchen herbeiſchleppt. Aber unter der Menge der Zuträger wächſt der Haufen, ſo auch hier die Feſtung, deren Baſtionen ſich bald bedeutend über dem Boden erhoben.

Nach Verlauf von vier Monaten ſtand ſie da, trotzend jedem feindlichen Angriffe. Der erſte Commandant derſelben war der Oberſt Rönne.

Nun nahm auch der Bau der Stadt ſeinen Anfang.

Die erſten Privathäuſer wurden ſchon 1703 auf

Waſili-Oſtrow erbaut. Es waren kleine hölzerne Blockhäuſer ruſſiſcher Bauart. Die Bewohner derſelben waren meiſtens Hofbediente Mentſchikoff's, der auf Befehl des Czaren für denſelben die Repräſentation eines großen und glänzenden Hofes hatte übernehmen müſſen. Bald vermehrte ſich die Häuſerzahl. Viele Schweden, Finnen und Liefländer, deren Häuſer und Gehöfte der Krieg verheert hatte, trieb die Noth mit ihrem letzten Kopeken hierher. Künſtler, Handwerker und Matroſen zog der Verdienſt bei dem Bau der Stadt und auf den Schiffswerften herbei; ſie ſiedelten ſich an, indem ſie auf den ihnen freigewährten Plätzen, unter vielfachen Begünſtigungen und Privilegien, ſich Häuſer bauten. Selbſt Tartaren und Kalmücken kamen von weit her aus dem Süden des Reichs, um hier Arbeit zu ſuchen. Nach der Vollendung derſelben ſcheuten ſie den weiten, mühſeligen Rückweg und ließen ſich hier nieder. Eine Menge Krämer, meiſtens aus Nowgorod, ſuchten und fanden hier guten Abſatz ihrer mancherlei Waaren und andern Bedürfniſſe bei den vielen reichen und angeſehenen Familien, welche der Wunſch des Czaren hierher zog. Viele Tauſende fleißiger Arbeiter aus der Fremde blieben dort und halfen den Reichen ihre ſchönen Häuſer bauen. So bevölkerte ſich in immer zunehmendem Verhältniſſe eine Inſel, welche vor kurzer Zeit öde, menſchenleer und ohne Vegetation geweſen war, und wo früher nur eine Fiſcherhütte geſtanden hatte, erhoben

ſich prächtige Paläſte in Mitten zahlloſer Blockhütten, die nur erſt im Lauf der Zeit verſchwanden, um andern noch prächtigern Paläſten Platz zu machen. Von vorn herein war Petersburg nach einem großartigen Plane angelegt; breite, ſchnurgerade Straßen, von ſchiffbaren Kanälen durchzogen, wurden von andern breiten, ſchnurgeraden Straßen im rechten Winkel durchkreuzt. Wo Waſſer oder Moräſte dieſem grandioſen Plan Hinderniſſe in den Weg legten, wurden ganze Wälder von Baumſtämmen eingerammt, um einen feſten Baugrund zu gewinnen. Das rege Leben in dieſer neuen Schöpfung eines großen, umfaſſenden Geiſtes war unbeſchreiblich. Der Czar Peter hatte ſeine lebhafte Freude daran und im Eifer für die große Sache, bei der Gewohnheit, Alles ſelbſt mit anzugreifen, trug der Beherrſcher eines großen, mächtigen Reichs kein Bedenken, einige Schubkarren Erde ſelbſt herbei zu karren, oder die Art des Zimmermanns zu führen und die Großen ſeines Reichs, wollten ſie Gnade vor ihrem Herrn und Gebieter finden, ſahen ſich genöthigt, ſeinem Beiſpiel zu folgen.

Anſtatt dadurch an Achtung im Volke zu verlieren, gewann der Czar damit an Liebe und Bewunderung und ſein Beiſpiel regte Nacheiferung an, ſo daß durch raſtloſen Fleiß von Tauſenden das Werk wie durch Zauberkraft gefördert wurde. Daß bei den mancherlei unvermeidlichen Entbehrungen, beſonders dem faſt heimathloſen

Aufenthalt und obdachlosen Uebernachten in feuchten Sumpfgegenden, an acht Tausend Menschen aufgerieben wurden oder durch Krankheiten zu Grunde gingen, kam bei einem so großartigen Werke, auf welchem die Gründung von Rußlands Größe und Macht beruhte, gar nicht in Betracht.

Nun sollte aber auch der Czar noch die Freude haben, daß sich in dieser neuen, noch lange nicht vollendeten Hauptstadt der Seehandel schneller und früher entwickelte, als er es nur zu hoffen gewagt hatte.

Schnell wie ein Lauffeuer hatte sich durch ganz Europa die Kunde von der Anlage einer neuen europäischen Hauptstadt verbreitet. Die Monarchen aller Staaten sahen dieses mit Eifersucht, denn sie erkannten darin das Fundament einer nach der Weltherrschaft strebenden Größe. Gefährlich schien ihnen diese neue Ansiedlung, welche geeignet war, den ganzen Schwerpunkt eines großen orientalischen Reichs so recht mitten in das Herz von Europa hinein zu schieben. Man tadelte König Karl XII., daß er den Bau einer Festung nicht hindere, der Schweden selbst gefährlich werden konnte; aber Karl in seinem Starrsinn blieb taub gegen alle Vorstellungen seiner treuen Räthe. „Noch eine Narwaschlacht in Ingermanland", sprach er im stolzen Selbstvertrauen, „ersetzt mir Alles, was ich hier verliere." Desto willkommner war dieses Ereigniß dem speculirenden Welthandel, der sich Gewinn von den neuen und reichen Absatzquellen in der Tiefe des

finnischen Meerbusens versprach. Und man hatte sich in dieser Hinsicht nicht geirrt.

Es war wenige Monate nach der Grundlegung der Festung (im November 1703), als ein holländisches Schiff, den Kaufleuten Calf in Amsterdam gehörig, die Peter dort persönlich hatte kennen gelernt, mit Wein, Salz, Käse und anderen Waaren beladen dort eintraf. Peter, der davon zeitig Kunde erhielt, war darüber so erfreut, daß er als Schiffer verkleidet dem fremden Schiffe in seiner Schaluppe entgegenfuhr und vorausfahrend dasselbe im sichern Fahrwasser durch die Untiefen und Sandbänke der Einfahrt zuführte. Der Schiffer wurde in Mentschikoff's Palast zur Tafel gezogen, an welcher der Czar selbst Theil nahm und hier erfuhr er erst mit Erstaunen, daß es der große Czar selbst gewesen war, der ihm bei der Einfahrt in die Newa Lotsendienste geleistet hatte.

Nun gab ihm Peter die Erlaubniß, alle seine Waaren ohne die geringste Zollabgabe verkaufen zu können. Er selbst kaufte ihm sogleich fast die Hälfte seiner Ladung ab und die Großen seines Staats folgten dem Beispiele ihres Herrn. So war nach wenigen Tagen der ganze Vorrath verkauft und der Schiffer lud als Rückfracht russische Landesproducte, die in Holland gesucht waren. Außer diesem reichen Gewinn, den er machte, erhielt er noch vom Czaren ein Geschenk von 500 Dukaten und

jeder Matroſe erhielt beim Abſchiedsſchmauſe ein Geſchenk von 300 Thalern. Dieſe glänzende Freigebigkeit des Czaren erſtreckte ſich auch auf die erſten nachfolgenden Schiffe, die im Petersburger Hafen einlaufen würden, und ſo wohl berechnet war dieſelbe, daß bald zahlreiche Schiffe ankamen und der Seehandel von Petersburg bereits anfing zu blühen, lange vorher ſchon, ehe der Bau von Petersburg nur vollendet war.

Indeß mehrten ſich von Tage zu Tage die Häuſer und Bewohner von Petersburg. Waſſeni-Oſtrow hatte die erſten von Privatperſonen erbauten Häuſer erhalten. Im Jahre 1704 wurde auch die St. Petersburgſche Inſel und 1705 die Admiralitätsſeite auf Privatkoſten bebaut.

Nun wurde es Peter's lebhafteſter Gedanke, die neue Hauptſtadt im finniſchen Meerbuſen, die er erbaut hatte, gegen jeden noch immer möglichen Angriff zur See beſſer zu ſchützen, als dieſes durch die kleine Feſte Sanct Petersburg möglich wurde. Er begriff, daß es dazu noch einer neuen Vormauer, einer größern Feſtung bedurfte, welche den Zugang zu Petersburg von der Seeſeite her beherrſchte. Die Zeit dazu war günſtig. Schermetjew hatte die nahen Städte Kopori und Jamburg von den Schweden erobert. Er vertrieb den ſchwediſchen General Cronhiort vom Fluſſe Saſtra und nöthigte ihn, ſich nach Wieburg zurückzuziehen. Wenige Wochen ſpäter war Peter wieder in Olonez und führte ſelbſt eine

neue, eben vom Stapel gelaufene Fregatte und sechs Lastschiffe nach Petersburg.

Dort untersuchte er weiter den Meerbusen und beschloß, eine Sandbank befestigen zu lassen, die sich zwischen der kürzlich eroberten Insel Retusari und der Küste von Ingermanland im Meere erhob.

Andere Geschäfte riefen ihn nach Moskau und von da nach den Schiffswerften von Woronesch am Don. Dort erst konnte er die Muße gewinnen, um selbst den Riß der neuen Festung, deren Anlage er beabsichtigte, auszuführen. Noch heute wird derselbe, von Peter's eigener Hand sehr reinlich gezeichnet, in der Akademie des geographischen Departements in Petersburg vorgezeigt. Mentschikoff, der bei der Ausmessung des Platzes gegenwärtig gewesen war, wurde mit der Ausführung dieses Festungsbaues beauftragt. Er eilte dorthin und begann sein Werk im November 1703.

Es war ein glücklicher Umstand, daß damals schon das Eis auf der Newa so stark war, daß es die schwersten Lasten tragen konnte. So war es möglich, den Winter zu benutzen, um die bedeutende Masse von Baumaterialien an Bauholz und Granitblöcken nach der Sanddüne hinüberzuführen. Die Festung sollte, nach Peter's Plan, im Wasser neben der Insel aufgeführt werden. Es mußte also für die aufzuführenden Granitwälle ein Fundament gelegt werden, wo kein Baugrund vorhanden war. Für diesen Zweck ließ nun Mentschikoff von starken Eichenbohlen

10 Fuß hohe und 15 Fuß breite Kasten machen. Dreißig Fuß hohe Baumstämme, gehörig zusammengefügt, gewährten die Wände dieser Kasten, welche sodann mit Steinen gefüllt und bis auf den Grund des Meeres versenkt wurden. Diese bildeten nun das Fundament der Festung. Ueber 8000 Pferde kamen bei der Heranführung der Materialien um und fast eben soviel Menschen verloren bei diesen eben so anstrengenden als lebensgefährlichen Arbeiten das Leben.

Aber mit eiserner Beharrlichkeit wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Noch vor dem Beginn des folgenden Winters stand die neue Festung fertig, die Kronslot (Kronschloß) genannt wurde. Im März des folgenden Jahres ließ Peter unter seiner persönlichen Leitung die Geschütze auf die Bastionen und Wälle von Kronslot aufstellen. Erst im Jahre 1712 ließ er auf der Insel Retusari eine ebenfalls befestigte Stadt erbauen und das war Kronstadt. Die Werke beider vereinigten Festen wurden im Laufe der Zeit so vermehrt und verstärkt, daß Kronstadt bis heute für die uneinnehmbare Vormauer von St. Petersburg gilt.

Von diesen Riesenanlagen am Ausfluß der Newa in dem Hintergrund des finnischen Meerbusens, von dem Bau von St. Petersburg, Kronslot und Kronstadt an datirt sich Rußlands Uebergewicht auf der Ostsee, sein Streben, in allen europäischen Angelegenheiten das entscheidende Wort zu führen, und durch die Politik der östlichen Uncultur die Fortschritte der westlichen Cultur möglichst zu

hemmen; so wie Rußlands Stärke und Unnahbarkeit zur See. Von der Erbauung Petersburgs an erhielt der Czar Peter den Beinamen „der Große" in der Weltgeschichte.

11.

Triumpheinzug in Moskau. Der schwedische Gesandte in der Gefangenschaft. (1704.)

Peter der Große war sich bewußt, daß er eine große That vollbracht hatte. Die Eroberung in Finnland und Liefland hatte damit erst ihre sichere Basis empfangen. Um den Nationalgeist zu heben, beschloß er, wieder einen großen und glänzenden Triumph-Einzug in Moskau zu halten.

Das war nicht Eitelkeit von ihm, sondern kluge Berechnung. Wie schon früher, so sollte auch jetzt ein solcher Triumphzug nicht zu seiner eigenen Verherrlichung, sondern zur Ehre und zum Ruhm seiner Generale und Soldaten geschehen.

So sah man denn in Moskau, wohin Peter zurückgeeilt war, während noch Mentschikoff an Kronslot baute, eine Wiederholung des großen Schauspiels nach beendigtem Türkenkriege — einen glänzenden Triumphzug.

General Schermetjew, als Besieger der Schweden, spielte dabei die Hauptrolle. Er fuhr in einem ganz ver-

goldeten Schlitten, auf das Reichste gekleidet, und der Czar, an der Spitze seiner Bombardierkompagnie, folgte ihm im langen, glänzenden Festzuge zu Fuß. So ging der Zug durch eine große und prächtige Triumphpforte, an welcher die Karte von Ingermanland befestigt war, mit der ungemein passenden Bibelstelle (1. Makk. XV. 33) als Inschrift: „Das Land, das wir wieder eroberten, ist unserer Väter Erbe. Unsere Feinde hatten es widerrechtlich eine Zeitlang behauptet, wir haben es jetzt wieder gewonnen."

Ein Gastmahl mit Feuerwerk zu Preobraschenskoi beschloß den glänzenden Tag. Das Volk wurde reichlich bewirthet und gab seine Theilnahme an der Freude des Herrschers durch lauten Jubel und donnerndes Hurrah, wo sich der Czar blicken ließ, zu erkennen.

Eine Episode bei diesem Feste war nicht ohne politische Bedeutung.

Peter der Große hatte auf dem Balkon des schwedischen Gesandtschaftshotels, als der Triumphzug vorüberging, auch den ehemaligen schwedischen Gesandten Kniperkroon bemerkt, welcher, weil Karl XII. beim Ausbruch des Krieges den russischen Residenten zurückgehalten, nun ebenfalls in Moskau verhaftet worden war, wobei ihm jedoch die Erlaubniß gewährt war, auszugehen oder zu fahren. Der Czar ließ ihn darauf zu sich kommen und sagte ihm: „Nach der Wiedereroberung der altrussischen Besitzungen

in Ingermanland bin ich bereit, mit Schweden Frieden zu schließen. Beharrt jedoch Ihr König auf der Fortsetzung des Krieges, so darf er überzeugt sein, daß ich Alles aufbieten werde, was in meinen Kräften steht, diese Eroberung zu vertheidigen."

12.

Fortsetzung des Krieges gegen Schweden. Finanzmaßregeln Peter's. Seesieg über die schwedische Flotte. Sieg bei Reval über die Schweden. Belagerung von Narwa. Kriegslist. Eroberung von Dorpat. (1704.)

Die Fortsetzung des Krieges war bei Karl's XII. Eigensinn zu erwarten. Da aber zu einem Kriege vor Allem Geld gehört und die bisherigen Finanzkräfte des russischen Reichs erschöpft waren, so ließ es der Czar seine nächste Sorge sein, dieses herbeizuschaffen. Sein erfinderischer Geist wußte bald Rath zu schaffen. Ohne schwierig zu sein in der Wahl der Mittel, besteuerte er Bäder, Mühlen, Fischereien, Gasthöfe; daneben erging der Befehl, alles baare Geld zum Umprägen in die Münze zu liefern. Um das Publikum dazu geneigt zu machen, versprach er, für 100 Rubel alte Münze 110 Rubel neue zu gewähren. Dabei gewann er aber immer noch 15 Procent, denn die neuen Münzen waren um 25 Procent geringer an Gehalt

als die alten. Nun wurden auch außer den Kopeken Rubel und Ducaten geprägt, die man früher in Rußland als einheimische Münze nicht kannte.

Nun erst hatte Peter die Mittel, um den Krieg gegen Schweden mit Kraft fortzusetzen. Seine bisherigen Bundesgenossen, der höchstbedrängte König August von Polen und die Könige von Dänemark und Preußen, wünschten, daß er vorerst den Krieg in Liefland ruhen lassen möge, um die Schweden aus Polen zu vertreiben. Nur für diesen Fall hatten die Beherrscher von Dänemark und Preußen ihm Hoffnung gegeben, daß sie Schweden den Krieg erklären und offen auf seine Seite treten würden. Aber Patkul, der die Unterhandlungen zu leiten hatte, schrieb an den Czar: „Das ganze Hinderniß besteht darin, daß der König von Preußen, seiner Gewohnheit nach, einen gar zu großen Braten fordert. Er will gewiß gehen und den Vogel in der Hand haben." Aber Peter war zu klug, um den guten Braten aus der eignen Hand zu lassen, damit der König von Preußen einen habe. Ehe er sich darauf einließ, wollte er erst noch die gemachten Eroberungen erweitern und durch Einnahme einiger festen Plätze sichern.

Zu diesem Zweck mußte zunächst die schwedische Flotte entfernt werden, welche auf dem Peipussee (zwischen Ingermanland und Liefland) lag.

Es waren zwölf Schiffe von verschiedener Größe, die

aber mit einer Menge Kanonen armirt waren. Führer derſelben war der Viceadmiral Löſcher. Er hatte ſich während des Winters in den Fluß Embach zurückgezogen und dieſer Umſtand erleichterte dem Czaren die Ausführung ſeiner Abſicht. Er ſandte nämlich, noch ehe das Eis aufging, unter dem Generalmajor Claus von Werden eine Menge ſtark bemannter Boote nach dem Peipusſee, welche, von einer kleinen Inſel gedeckt, die zugefrorne Embach ſperrten und beide Ufer der Mündung beſetzten. So gelang es denn, als das Eis aufging, die ſchwediſchen Schiffe, die im ſchmalen Fahrwaſſer nur einzeln herauskommen konnten, ebenſo vereinzelt anzugreifen und zu nehmen. Als der ſchwediſche Viceadmiral ſein Schiff verloren ſah, ſtieg er mit der Entſchloſſenheit eines Helden hinab in die Pulverkammer und ſprengte ſich mit der ganzen Mannſchaft und den bereits eingedrungenen Ruſſen in die Luft. Dies geſchah am 4. Mai 1704.

Nun erſt konnten die Ruſſen zu der Belagerung von Dorpat und Narwa übergehen. Der Czar ſelbſt leitete die Belagerung beider Städte, indem er von einem Ort zum andern ging. Dabei aber unterließ er es auch nicht, Petersburg zu beſuchen; denn dahin zog ihn ſeine Sehnſucht, um die Fortſchritte ſeines großen Unternehmens zu ſehen und weiter zu leiten.

Abermals waren die Ruſſen im nun beginnenden Feldzuge ſiegreich gegen die Schweden. Der ruſſiſche General

Runne verdrängte den ſchwediſchen General Schlippenbach, der mit drei Regimentern Reval decken ſollte, aus dieſer Stellung. Seine Mannſchaft wurde theils gefangen genommen, theils zerſtreut. Nur mit einigen hundert Reitern rettete ſich der General nach Reval, überzeugt, daß Liefland für Schweden doch verloren ſei.

Was hier durch Uebermacht gelungen war, ſollte an einem andern Orte durch Liſt gelingen.

Peter der Große erfuhr nämlich, daß der Commandant von Narwa noch immer auf Entſatz von Seiten des Generals Schlippenbach wartete. So bediente ſich denn der Czar der Kriegsliſt, daß er zwei auf ſchwediſche Weiſe montirte Regimenter auf der von Reval nach Narwa führenden Straße heranmarſchiren ließ, während die vor den Wällen und Mauern von Narwa liegende Belagerungsarmee in voller Schlachtordnung ausrückte, als wollte ſie die heranrückenden Schweden zurückwerfen. Nach einem Scheingefecht zogen ſie ſich jedoch in ſcheinbarer Unordnung in ihr Lager zurück. Jene beiden als Schweden verkleideten Regimenter rückten alsdann ungehindert bis vor die Thore von Narwa. Peter hatte indeß durch Ueberläufer die ſchwediſche Loſung erfahren. Er ließ ſie durch einen gebornen Schweden der Beſatzung zurufen und arglos öffneten nun die Schweden die Thore von Narwa. Ein Theil der Beſatzung, 150 Reiter und 800 Mann Fußvolk, kamen heraus, um die vermeintlichen Befreier mit Jubel zu em-

pfangen, wurden aber von dieſen mit einer furchtbaren Salve aus größter Nähe begrüßt, die Hunderte von Schweden theils niederſtreckte, theils in Gefangenſchaft brachte. Nur dem größten Theile der Infanterie blieb Zeit, in die Feſtung zurückzufliehen und die Thore zu verrammeln. Dem Czar war es höchſt unangenehm, daß der Anſchlag, mit den Schweden zugleich in die Stadt einzudringen, nicht gelungen war, weil er nun einſah, daß ſich die Belagerung in die Länge ziehen werde, wozu es ihm vor Allem an Zeit fehlte, da die Schweden zum Entſatz heranrückten.

Beſſer gelang es ihm mit Dorpat, welches ſchwächer befeſtigt war. Am 2. Juli ging Peter der Große ſelbſt dorthin, recognoſcirte ſelbſt die Umgebungen und ließ unter ſeinen Augen neue Laufgräben eröffnen. Die Arbeiten wurden auf ſein raſtloſes Betreiben ſo ſchnell fortgeſetzt, daß ſchon nach wenigen Tagen, am 6. Juli, nach einem neunſtündigen Feuern aus dem ſchweren Geſchütz, mehrere Breſchen in den Wällen von Dorpat gelegt und die Batterien der Schweden zum Schweigen gebracht waren. Eben ließ Peter ſeine Truppen zum Sturm antreten, da erſchien auf der Höhe einer Baſtion die weiße Parlamentairflagge. Ein Adjutant mit weißer Fahne ritt hervor, voran ein Trompeter, und zeigte an, daß der Commandant von Dorpat zu capituliren verlange. Nichts konnte dem Czaren angenehmer ſein, als die ſo raſche Capitulation der Feſtung.

Dieſe kam zu Stande und mit dem ruſſiſchen Reiche war wieder eine Stadt vereinigt, die vor 700 Jahren von einem ruſſiſchen Großfürſten am finniſchen Meerbuſen angelegt worden war.

13.

Erſtürmung von Narwa und Folgen derſelben. General Horn. Uebergabe von Iwanſorod. Vollendung der Eroberung von Ingermanland. (1704.)

Jetzt konnte Peter das Belagerungscorps von Narwa noch verſtärken durch die Infanterieregimenter, welche vor Dorpat gelegen hatten.

Die Belagerung von Narwa befehligte damals der Feldmarſchallieutenant Freiherr von Ogilvy, ein Schotte von Geburt, ein würdiger Greis, der als General in öſterreichiſchen Kriegsdienſten ſtehend, durch Patkul für den ruſſiſchen Militairdienſt gewonnen und vor Kurzem erſt eingetreten war.

Nachdem Breſchen in die Mauern und Wälle der Feſtung gelegt waren, und jeder Sachverſtändige einſehen mußte, daß ſich der Platz gegen einen muthig unternommenen Sturm nicht würde halten können, ließ Ogilvy den Commandanten von Narwa auffordern, die Feſtung zu übergeben. Dieſer Commandant war aber derſelbe ſchwediſche

General Horn, welcher bereits früher den Platz mit Erfolg vertheidigt und den besiegten schwedischen General Schlippenbach hatte verhaften lassen. Seinem strengen und festen Charakter gemäß antwortete er auf die Aufforderung: „Habt Ihr die Schlacht bei Narwa vergessen? Ich werde die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen und hoffe, daß es mir auch dieses Mal wieder nicht an Hülfe von Oben fehlen wird."

So mußte denn die Festung mit Sturm genommen werden. Ueber die Ausführung dieser Maßregel wurde Kriegsrath gehalten. Mehrere Generale stimmten dafür, daß man, wie bisher üblich, in der Nacht den Sturm beginnen solle. Selbst Mentschikoff war dieser Meinung. Doch der General Ogilvy bewies, daß es viel angemessener sei, den Sturm am hellen Tage zu beginnen, wo man doch wenigstens den Freund vom Feinde unterscheiden könne und nicht Gefahr laufe, wie des Nachts, gegen sein eignes Blut zu wüthen und der Erfolg mit größerer Wahrscheinlichkeit, das Unternehmen mit mehr Sicherheit zu leiten im Stande sein würde. Auch der Czar, der sonst immer Mentschikoff's Meinung beitrat, erklärte sich mit Ogilvy's Ansichten einverstanden und so wurde denn die Erstürmung der Festung auf den folgenden Tag, den 9. August 1704, Nachmittags 2 Uhr beschlossen und ausgeführt.

Die Belagerten wehrten sich mit dem Muth der

Verzweiflung. Durch Geſchütz und klein Gewehrfeuer und hinabgerollte Sturmfäſſer, die mit Pulver und gehackten Eiſenſtücken gefüllt, durch eine Lunte entzündet, eine furchtbare Exploſion brachten, welche Tod und Verſtümmelung in die dichtgedrängten Maſſen der anſtürmenden Ruſſen warfen, wurden entſetzliche Lücken in ihre Reihen gebrochen. Aber mit der Todesverachtung, die nur der Glaube der Orientalen an eine unabänderliche Vorherbeſtimmung der Geſchicke der Menſchen gewährt, ſchloß ſich immer wieder jede zerriſſene Sturmcolonne; auf den breiten Sturmleitern erſtiegen ſie die Wälle, und oben angekommen, kehrten ſie die Gewehre um und ſchlugen mit den Kolben gleich wie mit Keulen auf die Köpfe der regelrecht fechtenden ſchwediſchen Soldaten; oder von den Ruſſen ſprang hier und dort Einer in den dichteſten Haufen ihrer Feinde, ergriff, wie mit Geierkrallen, einen derſelben und würgte ihn am Halſe oder verbiß ſich in ſeinem Fleiſche, bis Beide ringend um Leben und Tod zur Erde niederſtürzten und endlich von hundert Bajonnettſtichen durchbohrt fluchend und ſchreiend ihren Geiſt aufgaben.

„Es war nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen.“

Drei Viertelſtunden währte das Getümmel eines grauſigen Blutbades, da hatten die Ruſſen die Wälle erſtiegen und waren durch die Breſchen derſelben und über die Trümmer der zum Theil von ihrem Ge-

ſchütz niedergeworfenen Mauern hinab in die Stadt geſtiegen.

Aber in ſolcher Blutarbeit verwildert der Menſch zum Tiger. Die Wuth der Ruſſen gab keinen Pardon mehr. Sie kehrten ſich auch gegen die unglücklichen Einwohner der Stadt; Mord, Brand, Plünderung, Mißhandlungen aller Art, ſelbſt Rohheit gegen die Frauen, das waren die ſchrecklichen Scenen, die jetzt die edle Seele des großen Czaren bis in die innerſte Tiefe erſchütterten. Es war ihm zu Sinnen, wie dem Zauberer, der die böſen Geiſter der Hölle heraufbeſchworen hat und ſie nun nicht mehr zu bannen vermag.

In dieſem wilden Mordgetümmel galt das Wort der Befehlenden nichts mehr. Vergebens gebot Peter dem Commandirenden, der Wuth ſeiner Soldaten ein Ende zu machen, die Officiere, welche die Ruſſen hindern wollten, wüthende Beſtien zu ſein, ſetzten ihr eignes Leben auf's Spiel. Da durchritt der Czar ſelbſt die Straßen der eroberten Stadt und ſah mit Entſetzen dieſe Gräuelſcenen, und jetzt entflammt im edlen Zorn zog er den Degen und ſtach hier und dort einen der entmenſchten Frevler nieder, der auf irgend einer Schandthat ertappt, ſelbſt auf den Ruf ſeines Herrn nicht mehr hören wollte. Auf Befehl des Czaren folgten ſeine Officiere dieſem Beiſpiel ihres Herrn, und ſo gelang es endlich, dieſen Mordſcenen Einhalt zu thun.

Im höchsten Grade aufgeregt durch diese Schauderscenen, begab sich Peter der Große auf's Rathhaus und ließ sich den indeß gefangen genommenen schwedischen Commandanten General Horn vorführen. Dieser General hatte sich mit einigen Officieren in einem gewölbten Keller versteckt gehabt und nur nach langem Suchen und durch den Verrath eines Bürgers hatte man ihn auffinden können. Peter's Zorn wendete sich nun gegen diesen tapfern Vertheidiger der Festung.

„Du allein" sprach er zu ihm, „bist Schuld an unschuldig vergossenem Blute. Ein Commandant, der keinen Entsatz vor sich sieht, muß bei Zeiten die weiße Fahne aufziehen. Der Vertheidiger von Nötheburg kannte diese Kriegsregel besser. Er wehrte sich tapferer als Du, und dennoch hast Du ihn verhaften lassen. Du verdienst Schmach statt Ehre!" und damit schlug ihn der Czar heftig in's Gesicht.

Dann aber zog er seinen blutigen Degen und schlug damit auf den Tisch; schon glaubte der gefangene Commandant, daß der Czar ihn damit niederstoßen würde; doch ruhiger, aber noch immer tief entrüstet, fuhr derselbe fort: „Siehe diesen Degen! er ist nicht von schwedischem, sondern von russischem Blute geröthet. Die armen Einwohner dieser Stadt waren in Folge Deiner unbesonnenen Hartnäckigkeit dem Verderben preisgegeben; ich habe jedoch den Ausschweifungen meiner Soldaten gesteuert und so Viele gerettet, als nur immer möglich war. Und dieser

Degen," so wendete er sich gegen den anwesenden Bürgermeister Götte, „sei Bürge dafür, daß auch Ihr, gleich meinen alten Unterthanen, mir theuer seid."

Dann befahl er, daß die schon in's Lager abgeführten Kinder aufgesucht, sorgfältig behandelt und ihren Eltern und Verwandten zurückgegeben werden sollten. Aber gegen den Urheber dieser Leiden der Stadt, den schwedischen General Horn, legte sich sein Unwille so bald noch nicht. Peter hatte nicht vergessen, daß bei der ersten Belagerung von Narwa ein russischer Oberst in schwedische Gefangenschaft gerathen war und dieser, in der Hoffnung desto leichter zur Auswechselung zu gelangen, anfangs seinen Rang verschwiegen hatte. Er erhielt nun die schlechteste Kost und wurde zu öffentlichen harten Arbeiten verwendet. Um eine bessere Behandlung zu erlangen, gab endlich der Oberst seinen Rang in der russischen Armee und seinen Namen an. Das half ihm aber nichts. Es blieb bei der harten Behandlung des gefangenen Oberofficiers. So glaubte Peter jetzt Gelegenheit zu haben, Repressalien anzuwenden und der General Horn wurde das Opfer dieser Maßregel. Er wurde anfangs ebenso behandelt, wie die Schweden den russischen Obersten behandelt hatten. Doch lange vermochte Peter's Seelengröße diese Maßregel, deren Unbilligkeit er erkannt hatte, nicht durchzuführen, denn auf die Fürbitte des greisen Besiegers von Narwa, des Generals von Ogilvy, befreite er ihn von

dieſer den Unſchuldigen treffenden Maßregel des Vergeltungsrechtes. Uebrigens hatten der Sohn und die vier Töchter des Commandanten ſich aller Aufmerkſamkeit von Seiten des Czaren zu erfreuen gehabt.

Nach dem Falle von Narwa ergab ſich auch die gegenüberliegende Feſtung Iwanſorod, und damit erſt war die Eroberung von Ingermanland vollendet und vollſtändig geſichert. In beiden Feſtungen wurden an 80 metallene und mehr als 400 eiſerne Kanonen gefunden, welche nebſt anderem reichem Kriegsmaterial dem Czaren eine willkommene Beute waren.

Auch jetzt ließ es Peter nicht fehlen an einer öffentlichen Feier des Ereigniſſes und Belohnung militairiſcher Verdienſte. Der Czar veranlaßte öffentliche Dankgebete in allen Kirchen ſeines weiten Reichs. In Narwa gab er der ruſſiſchen Generalität ein glänzendes Feſtmahl. Dabei decorirte er ſelbſt ſeinen Generalmajor von Tſchambers, dem er bei dieſer Gelegenheit den St. Andreasorden, den er von ſeiner eigenen Bruſt nahm, übergab; die anderen Officiere erhielten Denkmünzen, und Mentſchikoff wurde zum Generalgouverneur der eroberten Provinz Ingermanland ernannt.

Originell war ein Umzug, den der Czar durch die Stadt hielt, umgeben von Sängern, mit welchen er das Kirchenlied ſang: „Nicht uns, nicht uns, ſondern Deinem Namen gebührt der Ruhm.“

14.

Politische Stellung Rußlands. Rüstung zum neuen Feldzuge in Polen. — Peter's rastlose Thätigkeit. — Der türkische Gesandte. — Triumpheinzug in Moskau. — Alexei. — Siegestrophäen. (1704.)

Des Czaren Fortschritte in der europäischen Cultur, seine Eroberungen an der Ostsee, seine Erbauung Petersburgs und die Erstarkung seiner Flotte hatte ganz Europa mit Besorgnissen erfüllt.

Laut sagte der englische Gesandte in Lublin, „daß der Czar an die Ostsee vorrückt, kann Niemand in Europa leiden." Selbst die Bundesgenossen Rußlands unterdrückten ihre Eifersucht nicht. Besonders waren es die klugen schwedischen Staatsmänner, welche nicht ohne Besorgnisse das Fortrücken und Festsetzen der russischen Macht an der Ostsee sahen, während ihr König sich starrsinnig in die polnischen Händel vertiefte, in keiner andern Absicht, als den König August II., der eine mächtige Adelspartei in Polen gegen sich hatte, zu entthronen, um ihn für den Abfall von dem frühern Bündniß mit Schweden zu bestrafen. Taub und blind gegen alle Vorstellungen seiner Minister drang er gegen Polen vor, und sah nicht, wie hinter ihm der neue Koloß sich erhob, stets bereit ihn zu erdrücken. Vergebens schrieb ihm früher Oxenstierna:

„Ich beschwöre Sie, verachten Sie nicht die Russen! wir haben sie geschlagen, aber die Geschlagenen lernen den Krieg und wir erliegen endlich der Menge.“

Und die geschilderten Ereignisse hatten diese nicht beachtete Weissagung bestätigt.

Auch Graf Piper, auf dessen Rath König Karl sonst wohl zu hören pflegte, machte ihm Vorstellungen, daß er zunächst seine ganze Kraft gegen Rußland wenden und mit König August schnell Frieden schließen möge, wozu dieser bereit war.

„Was Euch schwierig scheint,“ antwortete er dem Grafen Piper, „das ist für mich ein Werk weniger Monate. Nach Sachsen geht mein Zug. In des Feindes Erbstaaten vernichte ich auch ihn. Wie kann ich mich auf des Königs August Wort verlassen, so lange er noch Kraft hat? Schlösse ich Frieden mit ihm und wendete ich mich gegen Norden, so würde er der Erste sein, der uns in den Rücken fiele und dann würde die letzte Gefahr größer sein als die erste.“

In diesem Geiste verfolgte der siegestrunkene König Karl XII., ohne sich um die Ereignisse in Finnland viel zu kümmern, seine eigensinnig festgehaltenen Pläne, während Peter mit Besonnenheit und Kraft einen Fortschritt nach dem andern machte, seinem großen Ziele entgegen.

Bei alledem hatte Peter der Große schon lange jenen Helden des Tages, der zugleich sein Feind war,

welcher indeß nur durch seine großen politischen Fehler die Fortschritte des Czaren begünstigte, bewundert. Jetzt aber ging diese Bewunderung in Verehrung über, als er erfuhr, daß König Karl, dieser erklärte Weiberfeind, die wunderschöne Gräfin von Königsmark, damals erklärte Maitresse August II., die derselbe an Karl XII. in dessen Lager abgesendet hatte, um ihn durch ihre Koketterie und Liebenswürdigkeit zum Frieden zu bewegen, nicht hatte vor sich lassen wollen. „Fast schäme ich mich," sagte Peter, als ihm dieses erzählt wurde, „eines Bundesgenossen, der seine Zuflucht zu solchen armseligen Mitteln nehmen kann."

„Gott gebe nur," schrieb später der staatskluge Patkul an Peter, „daß der König von Schweden so hartnäckig bleibt, wie er ist. Nichts Erwünschteres könnte für die russischen Waffen ersonnen werden. Das Unternehmen, sich an der Ostsee festzusetzen, ist so wichtig, als je eines dem Politiker Stoff zum Nachdenken gegeben hat. Es erfordert die größte Klugheit, die Höfe und selbst die Bundesgenossen darüber zu beruhigen."

Vergebens bemühten sich die Letzten, König August und der König von Dänemark, den Czaren zu bewegen, mit seiner Hauptmacht nach Polen zu gehen, um dort dem Könige von Schweden den Untergang zu bereiten, auf welchen Fall Preußen und Dänemark Hoffnung zum offenen Beitritt gaben. Peter hielt fest an seinem Plane, zuvor erst noch seine neuen Besitzungen an der Ostsee

links in Esthland und Liefland und rechts in Finnland zu erweitern und sie durch Eroberung einiger festen Plätze zu sichern.

Aus diesem Gedanken waren alle seine glänzenden Eroberungen hervorgegangen.

Nachdem diese vollendet waren, konnte Peter der Große die polnischen Angelegenheiten wieder aufnehmen. Das von Patkul eingeleitete neue Bündniß mit König August kam zu Stande. Und das um so eher, als derselbe sich in einer so bedrängten Lage befand, daß er sich genöthigt sah, bei den Russen Hülfe zu suchen gegen Karl XII. und dessen Intriguen auf dem polnischen Reichstage, wo eine mächtige Partei die Entthronung des Königs betrieb. In dieser Noth dachten König August und seine Partei nicht mehr daran, ihre früheren übertriebenen Ansprüche zu erneuern, und so konnte der Czar darauf rechnen, seine zu machenden Eroberungen zu behalten.

Peter rechnete indeß nicht viel auf den Beistand der Polen, die er verachtete. Patkul sagte von ihnen: „Diese Polen sind heute schwedisch und morgen königsch, und übermorgen wissen sie selbst nicht, was sie sind.“

Nachdem Peter Alles zum neuen Feldzuge geordnet hatte, führte ihn seine rastlose Thätigkeit wieder nach Dorpat, nach Pleskow, nach Nowgorod; dann besah er die Stadt Neu-Ladoga, die er am Ausfluß der Wolchow in den Ladogasee hatte erbauen lassen. Darauf besichtigte er die Schiffswerfte von Woronesch und führte sechs fertig

gewordene Fregatten und neun kleinere Schiffe (Schnauen) selbst nach Petersburg, legte hier an einem dazu geeigneten Platze die Admiralitätswerfte an und war in weniger als drei Monaten wieder in Narwa.

Dort hatte ihn ein türkischer Gesandte erwartet, der vom Großsultan beauftragt worden war, gegen die Schiffswerfte zu Woronesch und andere kriegerische Anlagen am schwarzen Meere Protest einzulegen. Peter aber, damals mit dem Feldzuge, beschäftigt, hatte nicht Zeit, ihn dort zu empfangen. Er gab der Gesandtschaft Erlaubniß, ihm bis Nowgorod zu folgen.

Peter hatte es so veranstaltet, daß der türkische Gesandte den vollen Eindruck einer starken und siegreichen Armee mit nach Hause nehmen sollte. Bei seinem Einzuge mußte er vor der Fronte einer in Schlachtordnung aufgestellten Armee vorüberfahren. Bei Tafel machte ihn Mentschikoff ruhmrednerisch auf die glänzende und schnelle Eroberung von Narwa aufmerksam. Der schlaue Türke aber wollte einen kleinen Dämpfer auf die Großsprecherei der Russen setzen und diesen wenigstens nicht allein die Ehre der Eroberung zugestehen und er antwortete: „Ja, es ist wahr, man hat viele tapfere Ausländer auf den Wällen von Narwa gesehen; aber auch viele Ausländer haben davor gestanden und bei der Eroberung mitgewirkt.“

Uebrigens erhielt der Gesandte ein Schreiben Peter's des Großen an den Sultan, worin Jener ihm auseinander-

ſetzte, daß alle dieſe Schiffswerften, Eroberungen und Feſtungen für die Pforte nicht Gefahr drohend wären und ihre Anlage keinen Friedensbruch enthalte. Dagegen ſetzte der Geſandte die hohe Pforte durch ſeine Berichte über Rußlands mit reißender Schnelligkeit anwachſende Macht in nicht geringe Unruhe und Schrecken; indeß wagten die Türken nichts dagegen zu unternehmen, und ſo konnte Peter mit ungetheilter Kraft ſich der Bekämpfung Karl's XII. in Polen hingeben.

Zuvor aber hielt er noch einen glänzenden Triumpheinzug in Moskau. Dieſer Zug ging durch ſieben dort aufgebaute Ehrenpforten.

Sein unglücklicher Sohn Alexei, von dem wir ſpäter erzählen werden, hatte es, bei der Ungunſt ſeines Vaters, noch nicht weiter gebracht, als bis zum Gemeinen, weshalb er auch in Europa „der durchlauchtige Soldat" genannt wurde. Er mußte in der Montur eines gemeinen Soldaten in der Compagnie ſeines Vaters zu Fuß im Triumphzuge marſchiren. Man zählte 14 eroberte Flaggen, 40 feindliche Fahnen, 80 metallene Kanonen und 150 gefangene ſchwediſche Stabs- und Oberofficiere, unter dieſen auch den Commandanten von Narwa, den ſchwediſchen General Horn, die im Triumphzuge mitgeführt wurden. Peter erwartete davon eine Erhebung des Nationalgefühls; es war aber nichts als eine wilde Freude, bald über den Glanz des Aufzuges, bald über die Schmach der Niederlage des Feindes.

Achter Abschnitt.

Die zweite Periode des Krieges mit Schweden. (1704—1707.)

„Schrecklich sind Narren, schrecklicher die Schwachen;
Du entfliehst des Löwen und des Tigers Rachen,
Doch des Mörders Pfeile in der Dämm'rung nicht."
Meißner.

1.

Der Schweden Versuch gegen Petersburg. — Seesieg der Russen bei Retusari. Schlacht bei Gemauerhoff. (1704.)

Während Peter abwechselnd in Moskau und Woronesch war, hielten die Schweden seine Abwesenheit von Petersburg für einen günstigen Umstand, um Petersburg zu zerstören, diesen großartigen Bau mit seinen befestigten Werken, der geeignet war das Ansehen Schwedens zu untergraben und dessen Macht auf der Ostsee zu vernichten.

Und so setzte sich denn der schwedische Admiral Oxenstierna mit einer Flotte von 22 Kriegsschiffen in Bewegung, um zunächst die kleine russische Escadre zu vernichten, und die Schweden in Besitz der Insel Retusari zu setzen. Indeß sollte der schwedische General Maidel

sich der Stadt Petersburg bemächtigen und die neuen Werke zerstören.

Aber der commandirende russische Admiral Cruys, ein erfahrener Marineofficier, den Peter bei seiner Anwesenheit in Holland in seine Dienste genommen hatte, führte mit großer Umsicht die kleinen Schiffe, woraus die russische Flotille bestand, über Untiefen in Sicherheit, indem die großen schwedischen Kriegsschiffe ihm dorthin nicht folgen konnten. Darauf wurde der Angriff der Schweden auf die Insel Retusari von dem russischen Obersten Tolbuchin tapfer zurückgeschlagen, während der Generalmajor Bruce die Absicht des Generals Maidel auf Petersburg vereitelte.

So wurde diese neue Schöpfung Peter's des Großen gerettet. Weniger glücklich war der Generalfeldmarschall Schermetjew, den Peter schon im Winter 1704 mit 40,000 Mann Infanterie und 2000 Kosaken gegen den schwedischen General Löwenhaupt nach Kurland geschickt hatte.

Es war bei dem Gute Gemauerhoff zum Treffen gekommen, worin die Russen geschlagen wurden und ihre Geschütze verloren.

Peter der Große befand sich damals mit einer Armee von 40,000 Mann bei Wilna, der Hauptstadt von Litthauen, als er die Nachricht von diesem Unfall erhielt.

Der brave Schermetjew war nicht in geringer Be-

sorgniß, daß er durch diese Niederlage die Gnade seines Herrn verloren haben würde, allein Peter fühlte groß genug, um selbst den tapfern Feldherrn über sein Unglück zu trösten. „Betrübt Euch nicht über das Unglück," schrieb er ihm, „Manche, denen Alles gelang, sind eben dadurch in's Verderben geführt. Suchet es zu vergessen und spornet nur doppelt die Eurigen an."

Zu seinen Umgebungen sagte Peter darüber: „Ich tröste mich damit, daß der Menschenverlust auf beiden Seiten gleich gewesen ist. Und da ich stets im Stande sein werde, zwei bis drei Mann meiner Truppen gegen einen der Schweden zu stellen, so muß am Ende der Vortheil sich auf meine Seite lenken."

Dieser Sieg aber förderte die Erfolge der schwedischen Waffen nicht sehr. Löwenhaupt fand sich nach seinem Siege so geschwächt, daß er sich nach Riga zurückziehen und den Russen in Kurland freie Hand lassen mußte.

2.

Peter in Kurland und Liefland. (1704.)

Peter der Große eilte nun, durch Schermetjew's Niederlage veranlaßt, mit dem größten Theile seiner Armee von Wilna herbei, um dem geschlagenen Feldmarschall Schermetjew in Kurland zu Hülfe zu kommen. Nun ergaben sich ohne Gegenwehr die beiden festen Plätze Mitau und Bruske, die bis dahin noch von den Schweden

beſetzt geweſen waren, an die Ruſſen. Der Czar rückte darauf weiter in Litthauen vor, befeſtigte Tykokzyn und Grodno, wohin er auch den greiſen Ogilvy mit den übrigen Regimentern von Wilna aus vorrücken ließ. Dann übergab er dieſem Eroberer von Narwa den Oberbefehl über die ganze Armee, denn Schermetjew war mit einigen Regimentern nach Aſtrachan geſendet worden, um den in dieſer entfernten Gegend entſtandenen Strelitzenaufſtand zu unterdrücken.

König Karl XII. war indeß in Warſchau thätig, um mit den Waffen in der Hand die dortigen Intriguen gegen König Auguſt II. zu unterſtützen. Dieſe liefen auf nichts Geringeres hinaus, als dem ſächſiſchen Kurfürſten die polniſche Königskrone wiederzunehmen, die dieſer mit ſo vielem Glanz und Oſtentation getragen hatte. Es kam in der That ſo weit, daß vom polniſchen Reichstage Auguſt II. entthront und an ſeine Stelle der Woywode Stanislaus Leszinsky zum Könige erwählt wurde. Entſprach jene Entthronung dem Rachegefühl des unverſöhnlichen Schwedenkönigs, ſo ſchmeichelte es ſeinem Ehrgeiz, jenen unter ſeinem Einfluß erwählten König Stanislaus Leszinsky nun auch wirklich gekrönt zu ſehen.

Unter dieſen bedrängenden Umſtänden war König Auguſt nur noch ein Flüchtling in Polen. Als ein ſolcher erreichte er ſein Stammland Sachſen. Jetzt aber hatte er auf keinen andern Beiſtand zu hoffen, als

auf den des Czaren, der ja auch ein Feind Karl's XII. war. Deshalb eilte er zu dieſem nach Grodno, nur von drei Perſonen gefolgt. Peter ritt ſeinem alten Freunde entgegen, als ihm deſſen Beſuch verkündet wurde.

Am 21. October trafen beide Monarchen bei Tykokzyn zuſammen. Nach der erſten Umarmung beſchenkte ihn Peter mit ſechs Standarten, die er kurz zuvor den Truppen Leszinsky's abgenommen hatte.

„Dieſe Standarten," ſagte Peter zu ihm, „mögen Ew. Liebden bürgen dafür, daß ich einſt über Ihre Feinde ſiegen werde." „Ein beſſerer Bürge noch," entgegnete Auguſt, „iſt mir dafür die Disciplin und Gewandtheit der ruſſiſchen Truppen, welche zu bewundern ich Gelegenheit gehabt habe."

Mehrere Wochen blieben beide Monarchen zuſammen in Grodno. Dieſe perſönliche Zuſammenkunft war Keinem verderblicher als dem geſchickten Staatsmann Patkul, der bisher das Vertrauen beider Fürſten im hohen Maße beſeſſen hatte.

Die tragiſche Geſchichte dieſes Staatsmannes werden wir in Folgendem erzählen. Sie charakteriſirt die Rohheit jener Zeit und noch mehr die Charakterſchwäche Auguſt's II.

3.

Patkul. (1660—1706.)

Die Geſchichte Patkul's, eines der bedeutendſten Staatsmänner ſeiner Zeit bildet eine tragiſche Epiſode im

Leben Peter's des Großen, Karl's XII. und besonders Auguſt's II., deren Katastrophe jedes menschliche Gefühl mit Empörung erfüllen muß.

Johann Reinald (oder Reginald) Patkul, war in einem Gefängnisse geboren und zwar im Jahre 1660 zu Stockholm. Sein Vater, ein geborener Liefländer, saß dort als Staatsgefangener, weil ihm Schuld gegeben wurde, daß er in dem vorhergegangenen Kriege der Schweden gegen Polen „leichtfertiger Weise", wie es in der Anklage hieß, die Stadt Wellmar an die Polen verrathen habe. Dieser Gefangene hatte Erlaubniß erhalten, daß seine edle Gattin mit ihrer aufopfernden Liebe seine Gefangenschaft theilen durfte, und so wurde denn dieses seltsame Familienleben im Gefängniß wehmüthig erfreuet durch die Geburt eines Sohnes, und das war dieser Patkul.

Alte Frauen und abergläubische Leute wollten in diesem Umstande eine böse Vorbedeutung sehen, und allerdings läßt sich vom Geschick eines im Gefängniß geborenen Sohnes, eines des Hochverraths angeklagten Staatsgefangenen, wenig Gutes erwarten. Selbst die zärtliche Mutter war dieser Meinung, und diese Besorgniß verdoppelte ihre Liebe und Sorgfalt für den kleinen Sprößling der unglücklichsten Verhältnisse, auf welche auch der unglückliche Vater mit Wehmuth blickte.

Indeß Anfangs schien sich das Geschick des talentvollen Knaben günstig entwickeln zu wollen. Nach der

Hinrichtung seines Vaters zog seine Mutter auf die ihr gebliebenen Güter in Liefland, und gab dem jungen Sohne und einstigen Erben derselben eine gute Erziehung. Mit Kenntnissen bereichert, voll Geist und Feuer trat er, sobald er mündig geworden war, die Verwaltung seiner Güter an, und wurde eins der hervorragendsten und einflußreichsten Mitglieder des liefländischen Adels.

Als nun Karl XII., der damals auf Schwedens Throne saß, die Privilegien der liefländischen Ritterschaft bedeutend einschränkte, erhob diese lebhaften Protest dagegen. Um diese Händel auszugleichen, berief König Karl im Jahre 1689 eine Deputation derselben nach Stockholm. Unter diesen Abgeordneten befand sich zu seinem Unglück der damals 29jährige Patkul. Als der intelligenteste und feurigste Patriot führte er das Wort. Er war damals Hauptmann in schwedischen Diensten, und dieses Verhältniß trug dazu bei, daß man von ihm eine dienstliche Ergebenheit gegen den schwedischen Hof erwartete und ihm seine freimüthige patriotische Opposition doppelt übel nahm. In der Hauptsache wurde dadurch für die liefländische Ritterschaft nichts gewonnen.

Die übrigen Deputirten der Ritterschaft zogen sich zurück, aber Patkul wagte es allein, die Unterhandlungen fortzusetzen. Immer mehr entwickelte sich sein eminentes Talent für die Finessen der Diplomatie.

Im Jahre 1791 kehrte er von Stockholm mit großen

Hoffnungen nach Liefland zurück. Es war ihm gelungen, gegen die Absichten der schwedischen Minister die Person des Königs für die Angelegenheit der Ritterschaft zu interessiren. Im folgenden Jahre 1692 begab er sich, als liefländischer Deputirter, zu dem schwedischen Generalgouverneur nach Riga, um dort für die große Angelegenheit seines Vaterlandes zu wirken. Von dort erließ er ein Schreiben an den König, worin er, nach einer energischen Vertheidigung der Rechte der Ritterschaft, im Feuereifer die Unvorsichtigkeit beging, am Schlusse desselben hinzuzusetzen: „Liefland würde vordem fast besser gethan haben, sich einem Kriege mit Polen oder Rußland auszusetzen, als einer Krone sich zu unterwerfen, die ihm zum schweren Joch werden will."

Diese Aeußerung wurde ihm sehr übel gedeutet, ja von der Partei seiner politischen Gegner als Hochverrath ausgelegt. Dazu kam noch, daß er gerade über diese Angelegenheit mit seinem Oberstlieutenant in Streit gerieth, welcher zu einem Duell führte, worin Dieser von Patkul schwer verwundet wurde.

Um der gerichtlichen Verfolgung und der disciplinarischen Verantwortlichkeit wegen dieses Handels zu entgehen, entfloh Patkul nach Kurland.

Indeß hatte die Staatsregierung in Stockholm beschlossen, die Umtriebe des liefländischen Adels mit aller Strenge zu unterdrücken. Die Deputation der Ritter-

ſchaft, der Landmarſchall, die Landwirthe daſelbſt und auch Patkul wurden nach Stockholm vor einen hohen Staatsgerichtshof gefordert. Es verlautete bald, daß dieſe Perſonen und zwar Patkul wegen Hochverraths verurtheilt werden ſollten. Unter dieſen Umſtänden blieb es immer gewagt, ſich in Stockholm zu ſtellen; doch Patkul erhielt ſchon im Jahre 1694 einen Geleitsbrief, der ihm unbeſchädigte Rückkehr zuſicherte, und ſo wagte er es, im vollen Vertrauen auf ſein gutes Recht ſich in Stockholm vor dem parteiiſchen Staatsgerichtshof zu ſtellen. Aber noch zeitig genug gewarnt, ehe ſeine bereits verfügte Verhaftung vollzogen werden konnte, entkam er nach Kurland, wo er ſich nach Erwahlin zurückzog. An den König von Schweden erließ er ein ſehr demüthiges Schreiben; dies half ihm aber nichts. Es wurde ihm in contumaciam der Proceß gemacht und öffentlich das Urtheil verkündet, daß er, Johann Reginald Patkul, wegen ſeiner thätigen Mitwirkung in der liefländiſchen Angelegenheit, wegen ſeines Duells mit dem Oberſtlieutenant und ſeiner Flucht in's Ausland verurtheilt ſei: infam caſſirt zu werden, dann, daß ihm die rechte Hand und darauf der Kopf vom Henker mit dem Beile abgehauen werden ſolle, und endlich, daß ſeine Güter confiscirt und ſeine Schriften von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt werden ſollten.

Nur die beiden letzten Beſtimmungen des Urtheils konnten vollzogen werden, weil er ſeine Perſon in

Sicherheit gebracht hatte; denn da er sich auch in Kurland nicht für völlig gesichert halten durfte, so begab er sich nach dem Waadtlande in der Schweiz, wo er unter dem Namen Fischering ganz den Wissenschaften lebte und sich besonders mit den Studien der Philosophie und Politik beschäftigte.

Nach längerer Zeit ging er nach Frankreich, wo sein Geschick und sein Geist ihn bald bekannt machte und ihm Gönner und Freunde verschaffte. Auf diese Weise erhielt er denn auch durch die Empfehlung des kursächsischen Generallieutenants Flemming im Jahre 1698 einen Ruf nach Dresden als geheimer Rath in sächsischen Diensten. Vergebens suchte er bei dem indeß zur Regierung in Schweden gekommenen Nachfolger Karl's XI., dem jugendlichen König Karl XII., um Begnadigung und Niederschlagung des gegen ihn ergangenen Strafurtheils nach. In allen schwedischen Gebieten war und blieb der kursächsische Geheimerath geächtet und vogelfrei.

Patkul machte sich demohnerachtet bald in sächsischen Diensten durch Geist, Scharfsinn und diplomatische Gewandtheit bemerklich, und erhielt vom Könige August II. Aufträge, die es ihm möglich machten, es Karl XII. fühlbar zu machen, daß er einem seiner tüchtigsten Staatsmänner nicht die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland hatte ertheilen wollen. Er war ohnehin ein Feind Schwedens wegen der Ungerechtigkeit, womit die schwedische

Regierung gegen sein Vaterland, Liefland, verfahren war. Und so ging er denn gern auf den Plan des Königs August ein, mit dem Czar von Rußland und dem Könige von Dänemark eine Allianz zu Stande zu bringen, um Schweden zu bekriegen und Liefland wieder wie früher mit Polen zu vereinigen, in welchem Falle die dortige Ritterschaft die Wiedereinsetzung in ihre Gerechtsame und er selbst die Wiedererstattung seiner Güter zu erwarten haben würde. Mit großem Eifer betrieb Patkul diese Angelegenheit. Im Jahre 1702 ging er nach Moskau, und es gelang ihm, das gewünschte Bündniß zum Abschluß zu bringen. Weniger gelang es ihm mit Liefland, wo er ohnehin nur schriftlich einzuwirken versuchen konnte. Man war dort zu furchtsam, sich gegen die schwedische Herrschaft aufzulehnen, so sehr man auch dieses Joch verabscheute.

Als man in Schweden seine Mitwirkung bei diesen feindlichen Absichten des Königs August gegen Karl XII. erfuhr, stieg dort die Erbitterung gegen Patkul auf's Höchste. Da man seiner selbst nicht habhaft werden konnte, so ließ man wenigstens seine nach Schweden eingesendete Vertheidigungsschrift durch den Henker auf öffentlichem Markte am Schandpfahle verbrennen. Patkul rächte sich dafür dadurch, daß er den Czaren vermochte, eine in Stockholm erschienene Staatsschrift, welche eine Widerlegung des russischen und sächsischen Kriegsmanifestes sein sollte, in Moskau im Jahre 1702 eben so beschimpfen

und öffentlich verbrennen zu lassen. Dieses konnte ihm Karl XII. nie vergeben.

Damals war Patkul schon auf den Wunsch des Czaren, dem es an gewandten Diplomaten fehlte, in dessen Dienste getreten. Er erwarb sich dort nicht geringe Verdienste. Anfänglich wurde er, als russischer Generalkriegscommissair, zu verschiedenen diplomatischen Geschäften gebraucht, die er mit Geschick, wenn auch nicht immer mit Erfolg zu führen wußte. In dieser Eigenschaft begleitete er August II. als russischer Gesandter. Im Jahre 1704 war er als solcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf seinen Wunsch den Oberbefehl über die für den König August bestimmten russischen Hülfstruppen, mit dem Range eines Generallieutenants. Er eroberte Warschau durch Capitulation, mußte sich aber von Posen zurückziehen. Jetzt begannen Friedensunterhandlungen zwischen Karl XII. und August II.

Seine nächsten Bemühungen, auch den König von Preußen für das Bündniß gegen Schweden zu gewinnen, scheiterten. Gegen die schwedische Regierung erließ er eine beißende Schrift unter dem Titel: „Echo," wodurch er den Haß derselben gegen seine Person wo möglich noch höher steigerte.

Aus dieser Zeit, als Patkul in Diensten des Czaren stand, haben wir noch manches Interessante aus seinem Leben und Wirken mitzutheilen, wozu seine

ſpäter im Druck erſchienenen Briefe das reichliche Material geben.

Patkul war im September 1703 in Petersburg, und ging nach Warſchau als Czariſcher Geſandter an den glänzenden Hof des damaligen Königs von Polen, Auguſt II. Er hatte vom Czaren den Auftrag, über die nähere Verbindung Polens mit Rußland zu unterhandeln. Das Erſte war, daß er vom Czaren Geld forderte, „ohne welches" ſchrieb er, „ſowohl die Polen als die königlichen Canzleien ſich ſehr indifferent für die moskowitiſche Regalia blicken laſſen." Er charakteriſirt die Politik und den Charakter der Polen jener Zeit, indem er fortfuhr: „Ich ſage, daß wir von den Polen, außer Worten, nichts zu hoffen haben. Wir müſſen aber auch ſimuliren, ſie mit gleicher Münze zu bezahlen, uns nichts von ihrem Betrug merken laſſen, um zu ſehen, daß wir das Hauptwerk mit dem Könige machen, damit Ew. Czariſche Majeſtät und der König Meiſter ſein können von den Polen; und hierzu zu gelangen, iſt unumgänglich nöthig, daß Ew. Cz. M. und der König von Polen Ihre Armeen conjungiren in dem Frühjahr, um mit der allerbeſten Force ſolchergeſtalt Schweden zu ruiniren. Der König und die Rechtgeſinnten von ſeiner Bedienung ſind eben ſolcher Meinung."

„Auf die Polen," ſchrieb er ein anderes Mal, „muß man ſich nicht verlaſſen, ſondern nur ſo anbinden, daß man mit ihrer Allianz prahlen, dem Kriege einen günſtigen

Schein geben und unvermerkt sie außer Stand setzen kann, Kräfte zu äußern, die dem Czaren und dem König August selbst gefährlich werden könnten."

Bei Schließung des Bündnisses mit Polen schrieb er: „Mein ganzes Absehen ist, die Zahlung der (russischen) Subsidien an so eine Condition zu binden, so die Polen nie prästiren können, nämlich die Stellung einer regulirten Armee."

Man sieht, mit welchem diplomatischen Scharfblick er die politischen Verhältnisse durschaute und mit welcher Schlauheit der Hinterrücks-Gedanken er seine politischen Intriguen zu leiten wußte.

Nach Patkul's Vorschlage stellte Peter an Polen nur 4—6000 Mann Hülfstruppen, über welche Patkul das Commando erhielt. In welcher traurigen Beschaffenheit diese aber damals gewesen sein mögen, schilderte er in einem Schreiben wie folgt:

„Die Leute," schrieb er, „sind ganz dismundorat (unreinlich); Einige gehen fast nackend. Die Gewehre können wegen ihrer Schlechtigkeit nicht gebraucht werden; die Kosaken aber führen größtentheils nur eine Keule. Diese Truppen gehen allen Fremden zum Skandal einher und machen schlechte Impression; allermaßen aus Deutschland von weitem her, von den Fürsten und Potentaten Officiere gesendet werden, um die moskowitischen Truppen als etwas Rares und noch nie in Deutschland Gesehenes zu be-

trachten und ihren Herren Relation davon zu thun. Man muß Scheu tragen, vor solchen Truppen den Degen zu ziehen. Sonst ist der gemeine Mann vortrefflich, nicht so die Officiers. Doch wenn die moskowitischen Officiers erst im Stande sind, ihre Sulbaternen zu regieren, bin ich mit ihnen besser zufrieden, als mit einem Deutschen, weil jene besser wissen, was Obeissance ist, diese aber allezeit zu viel raisonniren."

Auch über die russische Diplomatie im Haag und bei anderen fremden Monarchen klagte er, daß, weil sie kein Französisch verständen, die fremden Herren nicht mit ihnen confidentiell tractiren könnten und so überall die russischen Interessen in den Hintergrund geschoben würden.

Gegen König August war Patkul sehr verstimmt, weil Dieser im Herbst 1704 beim Czaren sich den Ausmarsch der russischen Truppen verbat, ohne ihm, Patkul, als Commandeur derselben, davon das Geringste zu sagen. „Er wird," schrieb er darüber, „noch zu seinem Schaden erfahren, was an der Conjunction (dem Bündniß) gelegen ist, und wünsche ich vom Grund der Seele, daß es wohl gehe. Ich aber verliere alle Hoffnung. Ich versichere, daß weder die Eroberung von Narwa, noch die Victorien in Liefland eine dereinstige Kraft in sich haben und das Werk im Grunde ausmachen werden. So lange der König von Schweden in Polen den Meister spielt, und seine Armee nicht ruinirt wird, so bleibt er doch wahr-

haftig Meiſter von Krieg und Frieden und wird immer ſtärker.“

Bei dieſer Verſtimmung gegen König Auguſt machte er ſich Dieſem aber auch läſtig und unangenehm, und das war die erſte Quelle ſeines nachfolgenden Unglücks.

Patkul in ſeiner bedeutenden Stellung, als Commandeur eines ruſſiſchen Hülfscorps, erlaubte ſich, dem König Auguſt einigemal dringende Vorſtellungen zu machen gegen deſſen Verwendung der ruſſiſchen Subſidien und über falſche Maßregeln der ſächſiſchen Miniſter. Dieſe Einmiſchung war dem Könige aber eben ſo unangenehm, als deſſen Miniſter dadurch gegen Patkul erbittert wurden. Sie intriguirten nun dahin, Patkul zu ſtürzen. König Auguſt ging gern darauf ein, denn er war längſt der Vormundſchaft des Commandeurs der ruſſiſchen Hülfstruppen müde. Er benutzte ſeine Reiſe nach Grodno zum Czaren, um Peter, der ohnehin Neigung zum Mißtrauen hatte, gegen Patkul einzunehmen, was auch vollkommen gelang.

Man begann nun von Seiten des ſächſiſchen Miniſteriums damit, daß man es den ruſſiſchen Hülfstruppen an Proviant fehlen ließ. Da auch für ihre Bekleidung nichts geſchah und ihnen der beſtimmte ſächſiſche Sold unregelmäßig, oft auch gar nicht ausgezahlt wurde, ſo ſah Patkul kein anderes Mittel, ſie zu erhalten, als wenn es ihm gelingen ſollte, ſie in öſterreichiſchen Sold als

ruſſiſche Hülfstruppen zu bringen. Er hoffte, dieſe Maßregel vor dem Czaren als eine Nothwendigkeit verantworten zu können. Aber noch zeitiger erhielten die ſächſiſchen Miniſter davon Kunde, und ſie glaubten, jetzt einen genügenden Vorwand zu haben, Patkul zu verhaften, und dieſe Verhaftung wurde beſchloſſen.

Patkul ſah wohl ein, wie ein politiſches Ungewitter gegen ihn heraufzog; doch hielt er den Ausbruch deſſelben noch nicht für ſo nahe. Er hatte erkannt, daß er bei den vorliegenden Verwickelungen und Anfeindungen für das Intereſſe des Czaren nichts mehr wirken konnte, und ſo faßte er denn den Entſchluß, ſeine Aemter in ruſſiſchen Dienſten in die Hände des Czaren niederzulegen und dann ſich nach der Schweiz in das Privatleben zurückzuziehen, um fern von den Ränken der Höfe den Wiſſenſchaften und dem Glücke einer ſtillen Häuslichkeit zu leben.

Patkul hatte ſich denn mit der eben ſo reichen als ſchönen, liebenswürdigen und geiſtvollen jungen Wittwe des verſtorbenen däniſchen Geſandten, Gay von Rumohr, verlobt. Da traf ihn ſein entſetzliches Geſchick mitten in den ſüßeſten Träumen von irdiſcher Glückſeligkeit.

Es war um Mitternacht, als er nach einem glücklichen Abend in den Armen ſeiner geliebten Braut eingeſchlummert war, da trat ein Commando ſächſiſcher Soldaten vor ſein Bett und der Officier deſſelben kündigte dem mit

Schrecken Erwachenden an, daß er verhaftet sei. Vergebens war sein Protestiren, sein Berufen auf seine Stellung in czarischen Diensten; man ließ ihm kaum Zeit, sich nur halb anzukleiden, warf ihn in einen Wagen und führte ihn nach dem Sonnenstein, später von da auf die hohe Felsenfeste Königstein.

Man hat dem Czaren Unrecht gethan, daß er Patkul's Verhaftung in Sachsen gebilligt habe. Wie wenig er auch geneigt war, den bei ihm in Ungnade gefallenen Patkul straflos zu lassen, so fühlte er doch durch dieses Verfahren der sächsischen Minister seine Souverainetätsrechte verletzt. Er schrieb deshalb an den König August von Polen am 24. Februar 1706:

„Ich habe von Ew. Majestät zwei Briefe wegen üblen Verhaltens des Herrn Patkul's erhalten, und antworte jetzt, wie vorher: daß zuverlässig, nach gerichtlicher Untersuchung, die Gerechtigkeit über ihn den Ausspruch thun soll. Ew. Majestät geruhen ihn und zugleich einen von dero Bedienten, der alle seine Verschuldungen dem Gerichte vorstellen kann, wie auch alle seine bewußten Briefe hieher, oder wo wir uns aufhalten werden, abzuschicken, weil gegen ihn in jener Angelegenheit nichts unternommen werden kann, der, als unser General und Minister, nach aller Welt Rechten, unter keines Andern, als unserer Gerichtsbarkeit stehen kann."

Das war aber auch der einzige schwache Versuch,

den der Czar Peter machte, ihn zu reclamiren. Die sächsischen Minister glaubten sich in ihrem Haß und Uebermuth dadurch nicht stören lassen zu dürfen, das Criminal-Verfahren gegen Patkul einzuleiten. Sie setzten eine Anklageacte gegen ihn auf, welche schlau genug geeignet war, auch den Zorn des Czaren gegen den Unglücklichen anzuregen. In dieser Anklageacte war er beschuldigt: 1) Patkul habe mit dem österreichischen Gesandten unterhandelt, um 4000 Mann russische Truppen, die bisher im sächsischen Solde gestanden hatten, in österreichische Dienste zu bringen. 2) Er habe bei dem Czar Peter vorgegeben, der kaiserl. Hof in Wien wolle Stanislaus Leszinsky als König von Polen anerkennen. 3) Er habe den Czar und König August II. entzweien wollen. 4) Er habe hinter dem Rücken des Königs von Polen sich schändlich über ihn ausgedrückt. 5) Er habe mit dem schwedischen Hofe heimlich correspondirt und zum Preise seiner Begnadigung sich erboten, einen Frieden zwischen Schweden und Rußland zu Stande zu bringen.

So war denn der unglückliche Mann von seinen beiden früheren hohen Gönnern, dem Czaren und dem Könige von Polen, vollständig aufgegeben. Sein Untergang war beschlossen, und da weder Peter noch König August gern daran wollten, ihn in ihren Staaten hinrichten zu lassen, so kam es ihnen ganz gelegen, als bei den Verhandlungen über den Altranstädter Frieden im

Jahre 1706 König Karl XII. die Auslieferung des tiefgehaßten Patkul dem Könige August zur Bedingung machte. Der eilfte Artikel dieses Friedencontracts enthielt das Zugeständniß der Auslieferung Patkul's an seinen erbittertsten Feind. Besonders hatten dazu das Ihrige beigetragen die beiden sächsischen Commissaire, welche zur Unterhandlung des Friedens an den König Karl XII. gesendet waren, die kursächsischen Räthe, Pfingsten nnd Imhof, die längst schon die heimlichen Feinde Patkul's gewesen waren.

Als die Schweden abzogen aus Dresden, holte ein Commando den in schwere Ketten gelegten Gefangenen vom Königsstein und nahm ihn mit sich fort. Mit dem Grimm des tiefsten, unversöhnlichsten Rachegefühls begannen schon bei dem Ausmarsch die Grausamkeiten, die indeß nur eine Vorbereitung zu späteren Rohheiten waren. Der Verbrecherkarren, worauf der Geopferte saß, gefesselt an Händen und Füßen, schien ihnen immer noch ein viel zu bequemes Fuhrwerk zu sein. Die Schweden nahmen ihn herunter und banden ihn in liegender Stellung fest auf das Rohr einer Kanone, damit dem todtenbleichen, ohnehin vor Schrecken und Mißhandlungen krank gewordenen Mann keiner der heftigen Stöße seines harten, unbequemen Lagers, worauf ihn nur die festangezogenen, tief in sein Fleisch einschneidenden Stricke festhalten konnten, erspart wurden. Nachdem er 3 Monate lang im Lager zu Alt-

ranstädt in Ketten an einen Pfahl geschlossen gestanden, verurtheilte ihn das Kriegsgericht, als Landesverräther gerädert zu werden.

Um Proteste und Weitläufigkeiten zu vermeiden, gab König Karl XII. Befehl, die Hinrichtung des Gefangenen zu beschleunigen, und so erfolgte diese denn auch am 10. October 1707 auf dem Marsch, bei dem Kloster Casimir, acht Meilen von der polnischen Grenze, leider mit einer alles Maß der Menschlichkeit überschreitenden Grausamkeit, die keine andere Quelle haben konnte, als das tiefste, glühendste Rachegefühl und Todeshaß in den rohesten Gemüther jener Zeit.

Alles menschliche Gefühl schaudert bei den Details dieser Hinrichtung, und doch können wir sie unseren Lesern nicht ersparen — sie waren Zeichen jener Zeit, die anfing, aus der Roheit des Mittelalters sich loszuringen und zur Civilisation aufzustreben, diese in verschwenderischem Luxus und Ausschweifungen der Sinnlichkeit zu suchen, während Barbarei und Rohheit noch immer ihr altes Recht über die Gemüther übten.

So höre man denn:

Es war den Vollstreckern des vom Könige Karl XII. genehmigten Strafurtheils nicht genug, dieses in seiner vollen Strenge zu vollziehen, also den Unglücklichen von unten auf zu rädern, den Halbtodten den Kopf abzuschlagen, dann den Körper in vier Theile zu zerhauen

und die Glieder desselben auf das Rad zu flechten; dieses sollte auch noch mit einer unmenschlichen Vermehrung der Qualen geschehen. Man hatte absichtlich diese schändliche Blutarbeit einem ganz ungeschickten, fast blödsinnigen Scharfrichter aufgetragen. Dieser nahm zum Zerschmettern der Glieder statt eiserner Keulen oder eines eisernen Stockes ein gewöhnliches hölzernes, unbeschlagenes und viel zu leichtes Rad von einem gewöhnlichen Bauerwagen, und so wurde denn erst nach 15 Schlägen auf Arme und Beine und zwei Stößen auf die Brust der nackt ausgezogene Unglückliche umgekehrt; vergeblich kroch er auf seinen zerschlagenen Gliedern nach dem Block und legte seinen Kopf darauf; erst nach dem vierten Beilhiebe gelang es, das Haupt vom Rumpfe zu trennen, wodurch endlich der Tod des Schlachtopfers herbeigeführt wurde.

So endete dieser bedeutende Staatsmann, der so vielfach eingegriffen hatte in die politischen Bewegungen jener Zeit, im 47. Jahre seines wechselvollen Lebens, indem dadurch das unglückliche Omen seiner Geburt im Kerker zu einer grausamen Wahrheit wurde.

Man sagt, August II. habe gewünscht, Patkul vom Königstein entkommen zu lassen, da ihm doch ein besseres Gefühl wohl sagen mochte, daß er durch diese Auslieferung eine Undankbarkeit und Grausamkeit begehe. Natürlich konnte er dem Commandanten des Königsteins nicht den Befehl zu Patkul's Entlassung geben, aber er gab

ihm Andeutungen, daß es ihm lieb sein würde, wenn der Gefangene Gelegenheit zur Entweichung fände, und daß in diesem Falle Niemand zur Strafe gezogen werden könne. Der Commandant verstand diesen Wink sehr wohl, aber er war zu habsüchtig, um nicht mit dem Gefangenen, dessen Freilassung in seine Hand gegeben war, wegen des Lösegelds zu unterhandeln. So verging die günstige Zeit, bis die Schweden ihn vom Königstein unerwartet abholten.

Wie unzufrieden Peter mit diesem barbarischen Verfahren gegen Patkul war, ergab ein Schreiben des Czaren an den römischen Kaiser, worin er sich äußerte: „Patkul ist von des Königs malitiösen und verrätherischen sächsischen Ministern, gegen alle **jura gentium**, ohne Unsere Bewilligung in Arrest genommen und als Missethäter in harte Gefängnisse gesteckt worden." Nur das gereicht diesem energischen Monarchen zum Vorwurf, daß er nicht mit der vollen Thatkraft, die ihm sonst eigen war, die Auslieferung seines Ministers und Generals durchgeführt hat, was ihm gegen den schwachen König August nicht schwer fallen konnte.

Jedenfalls bildet das tragische Geschick dieses ausgezeichneten Staatsmanns einen Flecken in der Geschichte der drei Monarchen, welche deshalb ein Vorwurf trifft, nämlich Peter's des Großen, August II. und Karl's XII.

Wenden wir uns nun zu der Fortsetzung der schwe-

diſchen und polniſchen Händel gegen Rußland, und ſchildern wir alsdann eine zweite Epiſode aus dieſer bewegten Zeit, die Unterdrückung des Aufſtandes in Aſtrachan.

4.

Peter der Große in Polen. Fortſetzung des Schwedenkrieges. Grodno. (1706.)

Der tiefe Schnee des folgenden Winters (1706) vereitelte Peter's Plan, Karl XII. mit den vereinten ruſſiſchen und ſächſiſchen Heeren im Winter anzugreifen. Dieſe Heere bezogen daher Winterquartiere, und Peter eilte nach Moskau zurück, um einen in Aſtrachan, hoch im Norden des Reichs ausgebrochenen Aufſtand der Streliţen, der unter dieſen Umſtänden bedenklich werden konnte, beobachten und unterdrücken zu können.

König Karl war indeß von dieſem Aufſtand und der Abweſenheit des Czaren vom Heere unterrichtet worden, und er ſuchte davon Vortheil zu ziehen. Seinen Unternehmungsgeiſt ſchreckte weder Schnee noch Froſt; er rückte mit ſeinem ganzen Heere in Litthauen ein, drang bis Grodno vor und ſtellte es den ruſſiſchen Linien gegenüber in Schlachtordnung auf. Ogilvy und König Auguſt waren auf den Angriff gefaßt, beſſer als es früher Croy bei Narwa war, und Karl XII. mußte bald erkennen, daß die Ruſſen von 1706 beſſere Soldaten waren, als die von

1700. Er recognoscirte ihre Verschanzungen, betrachtete ihre Haltung und — wagte den Angriff nicht. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß König Karl ein Unternehmen, das er beschlossen hatte, wegen unvorhergesehener Schwierigkeiten aufgab.

König August war voll froher Hoffnung. Schon glaubte er seinem großen Feinde überlegen zu sein, und in dieser stolzen Siegeshoffnung ging er mit einem Theile seiner Heeresmacht vor Grodno nach Karl's Abzuge seinem aus Sachsen heranrückenden Heere entgegen. Aber schon auf diesem Marsche traf ihn die Nachricht, daß Karl XII. ihm zuvorgekommen und das sächsische Heer bei Franstadt, am 3. Februar 1706, total geschlagen hatte.

Dieser Sieg bahnte dem jungen Schwedenkönige den Weg in das Herz Sachsens, und damit war er seinen Absichten näher gekommen, dem vom polnischen Throne durch seinen Einfluß entsetzten König August in dessen Erblanden den Frieden zu dictiren. Mit seinem sieggewohnten Heere drang er in Sachsen ein.

Peter's Heer bei Grodno hatte jetzt jeden Stützpunkt verloren. Es war in Gefahr, von den Schweden überfallen und geschlagen zu werden. Peter erhielt kaum diese Kunde, als er von Moskau aufbrach, nachdem er die Leitung aller inneren militairischen Angelegenheiten einem Kriegsrath anvertraut hatte, dessen Mitglieder Streschnew, Gholowin, Gholizyn und Apraxin waren. In großer

Sorge ging er über Smolensk und erreichte Dubrowka. Dort kam ihm Mentschikoff entgegen, der, von der Armee herkommend, sich durchgeschlichen hatte. Er meldete ihm, daß das ganze russische Heer bereits von den Schweden umringt sei und es, ohne Gefahr gefangen zu werden, für ihn nicht möglich sein würde, zu seinem Heere zu gelangen. Nur schriftlich konnte Peter seine Befehle an den Führer des Heeres, den greisen Ogilvy, der in Grodno stand, gelangen lassen und ein kühner Gardelieutenant, Peter Jacolew, übernahm es, diesen Brief in der Verkleidung eines Bauern mit Lebensgefahr zu überbringen, indem er sich durch das schwedische Heer schlich.

Nie war Peter wegen seiner Armee, dessen bester Kern in dem befestigten Grodno stand, in so großen Sorgen gewesen. Er schrieb in dieser Stimmung an den Fürsten Repnin, der in diesem Armeecorps ein Commando führte: „O wie bekümmert es mich, daß ich nicht zu Euch kann. Gott weiß es, wie mir zu Muthe ist.“ — Mit jedem Tage, jeder Stunde stiegen seine Besorgnisse. Lange erfolgte keine Antwort. Wird der Bote angekommen sein? War er aufgefangen? War alle Verbindung gehemmt? Das waren die Fragen, die ihm selbst des Nachts keine Ruhe ließen. Endlich meldete sich bei ihm ein wandernder Jude mit einem kleinen Handelskram. Es war ein geheimer Bote, der für einige Goldstücke seinen Hals gewagt

und sich durchgeschlichen hatte. Er hatte in seinem zerlumpten schwarzen Kaftan einen Brief eingenähet gehabt, den er jetzt dem Czaren überreichte, mit Schilderungen der großen Gefahren und Schwierigkeiten seiner Reise, mitten durch die Cantonnements der feindlichen Armee. Der Brief war von dem greisen Commandeur seiner Truppen, der ihm die üble, bedenkliche Lage seines Heeres schilderte und übrigens mit der ihm eigenen Offenheit den Brief mit Klagen füllte, daß Manches jetzt anders stehen würde, wenn man seinem Rathe früher gefolgt hätte.

Peter fühlte sich getroffen. „Mit herzlichem Mißvergnügen," schrieb er zurück an Ogilvy, „lese ich Ihre Briefe; Sie häufen Beschwerde auf Beschwerde und schieben alle Schuld auf mich, weil ich mich nicht ganz nach Ihrem Willen fügte. Indeß ich übersehe Alles. Sie sollen künftig nicht mehr zu klagen Ursache haben, und danken will ich Ihnen, wenn Sie nur jetzt nach meiner Vorschrift verfahren."

Diese Vorschrift war, daß er sich von Grodno gegen die russische Grenze zurückziehen solle. Vergebens machte König August dem Czaren dagegen die dringendsten Vorstellungen. Er rühmte die treffliche Lage und Uneinnehmbarkeit des Passes von Grodno. „Der grodnoische Paß," entgegnete ihm Peter, „mag ganz vortrefflich sein; aber nur für Engel, nicht für Menschen, die essen wollen."

An Gholowin schrieb er in dieser Bedrängniß: „Die

ganze Last des Krieges fällt nur auf uns allein. Unsere Angelegenheiten stehen auf dem Punkte einer sehr ernsten, sehr wichtigen und gefährlichen Entscheidung. Gott lasse seine Gnade das Gewicht unserer Wagschale vermehren, denn ohne sie können wir nicht überwiegen ꝛc.“

Uebrigens lassen große Herren sich nicht immer gern die Wahrheit sagen. Wenigstens konnte Peter dem alten Ogilvy nicht verzeihen, daß Dieser mit so großer Freimüthigkeit auf seine eigenen Fehler hingewiesen hatte; denn Ogilvy fiel bald bei ihm in Ungnade. Als er einst den russischen Gesandten am kaiserlich österreichischen Hofe beauftragte, fremde Officiere in russische Dienste anzuwerben, fügte er hinzu: „Nur bitte ich nochmals, daß Sie geschickte, brave und brauchbare Leute aufsuchen, nicht solche, wie unsern Herrn Feldmarschall Ogilvy, dessen Charakter Ihnen bekannt ist. — Im Jahre 1707 ging Ogilvy in sächsische Dienste des Königs August II.

Peter war indeß unermüdet geschäftig, neue Truppen zu sammeln, sie in den Waffen zu üben und ein neues Heer zu organisiren. Seine Thätigkeit grenzte ans Wunderbare. Während er das Eine vornahm, versäumte er das Andere nicht. Ueberall selbst ordnend und schaffend, befand er sich im März wieder in Petersburg und legte dort den Grund zu einer neuen, steinernen Festung. Als er aber die Nachricht erhielt, daß sein Heer glücklich von Grodno aufgebrochen und im Anzuge

gegen die Ukraine sei, verließ er die Newa und eilte nach Kiew seinem Heere entgegen.

Mehrere Wochen hielt er sich dort auf und sicherte durch Anlage einer neuen Festung die Stadt gegen feindliche Angriffe. Für diesen Zweck hielt er die Lage und guten Massivmauern des Patscherikklosters für sehr geeignet. Als geschickter Ingenieur vermaß er selbst das Terrain für diese neue Festung, und legte dazu am 15. August den Grundstein.

Mittags speiste er bei dem Archimandriten im Kloster; da hatte ein alter Mönch, Reman Kopa, das Mißgeschick, daß er, indem er den Mundschenk machte, einen ganz mit gefüllten Gläsern besetzten silbernen Präsentirteller über den Czaren und dessen Kleidung mit Wein überschüttete. Dieser sprang auf, packte den Mönch mit Heftigkeit an der Brust und würde ihn derb gezüchtigt haben, hätte Dieser nicht die Geistesgegenwart gehabt, mit lauter Stimme zu sagen: „Heil Dir, o Czar; als den Gesalbten des Herrn ergießt sich die Gabe Gottes nicht tropfenweise, sondern stromweise über Dein Haupt. Deine Feinde mögen zertrümmert werden, wie dieses Glas", das er damit auf den Boden warf. Peter war eben so schnell zum Zorn aufgeregt, als besänftigt. Erfreut über die Geistesgegenwart des alten Mönchs, küßte er ihn auf die Stirn, und ernannte später eben diesen Kopa zum Archimandriten von Petschereck.

5.

Sieg der Ruſſen und Polen über die Schweden bei Kaliſch. Friede zu Altranſtädt. (1707.)

Als König Karl XII. mit ſeinen Schweden in Sachſen eingedrungen war, ſchickte Peter dem Könige Auguſt von den an der ruſſiſchen Grenze zuſammen gezogenen Truppen 10,000 Mann unter Mentſchikoff zu Hülfe, und dieſe verbündeten Truppen waren glücklich genug, die in Polen zurückgebliebenen ſchwediſchen Truppen, welche General Mardefeld in Polen befehligte, bei Kaliſch vollſtändig zu ſchlagen. Dies geſchah am 18. Oktober 1707. Es war die erſte offene Feldſchlacht, welche die Ruſſen gegen die Schweden gewonnen hatten.

Peter der Große war darüber höchlich erfreut. Er ſchickte Mentſchikoff einen mit Brillanten, Sinnbildern und Wappenſchildern verzierten, prächtigen Commandoſtab. In ſeinem Kriegsrath wurde auf Mentſchikoff's Rath beſchloſſen, den Sieg zu verfolgen und mit einer verſtärkten Armee den König von Schweden aus Sachſen zu vertreiben. Schon beſchäftigte ſich Peter mit der Ausführung dieſes Planes, als des Königs Auguſt treuloſer Kleinmuth denſelben vereitelte.

Auguſt II., eingeſchüchtert durch die Anweſenheit der Schweden in Sachſen unter Anführung ihres jugendlichen Heldenkönigs, fürchtete, ſeine ſächſiſchen Erbſtaaten bei län-

gerer Fortdauer des Krieges der Verheerung preiszugeben, und sandte die beiden oben schon genannten Räthe an den Schwedenkönig in dessen Lager bei Altranstädt, mit dem Auftrage, auf jede Bedingung hin, die Karl XII. vorschreiben würde, Frieden zu schließen. Karl hatte schon längst die Charakterschwäche seines Gegners erkannt. Er war jetzt Herr der Situation und säumte nicht, dieselbe zu benutzen, um dem Könige August unter entehrenden Bedingungen den Frieden zu dictiren. Diese waren: August II. entsagt der polnischen Krone und tritt dieselbe an den unter Einfluß Karl's XII. erwählten Stanislaus Lescinski ab, er entsagt ferner jeder Verbindung gegen Schweden, besonders dem Bündnisse mit Rußland, und liefert Patkul aus an dessen erbitterten Feind, den König von Schweden. Wir haben in Patkul's Geschichte gesehen, mit welcher Undankbarkeit, welchem Bruch des Völkerrechts dieses geschehen war, und welche grausame Folgen diese Maßregel für den Unglücklichen gehabt hatte. Noch mehr, der ärgste Undank gegen Peter's Beistand war die Auslieferung des ganzen russischen Corps, welches der Czar nach Sachsen dem Könige August zur Hülfe gesendet hatte. Dessen treuloser Friedensschluß zu Altranstädt gab dieses ganze russische Armeecorps in schwedische Gefangenschaft.

6.

Peter abermals in Polen. (1707.)

Härtere Schläge des Geschicks, als durch die Treulosigkeit seines Bundesgenossen, hatte noch keine verlorene Schlacht dem Czaren zugefügt.

Er war gerade von einem Zuge gegen die Schweden, der durch die im Herbst unfahrbar gewordenen Wege vereitelt war, nach Petersburg zurückgekehrt, als er dort jene Nachrichten aus Polen und Sachsen empfing.

Das Unglück jenes Friedensschlusses wußte er mit der ihm eigenen Seelenstärke zu tragen. Es trug nur dazu bei, seine Energie noch zu erhöhen.

Damit der Sieg bei Kalisch nicht ganz fruchtlos vorübergehe, eilte er jetzt selbst nach Polen, um Karl XII. besser beobachten zu können, auch die inneren Zwistigkeiten in Polen für sich auszubeuten. Es war ihm nämlich bekannt, daß Karl XII. dort nur eine kleine Adelspartei für sich hatte; daß Stanislaus Lescinski nur von dieser, keineswegs vom ganzen Lande zum Könige erwählt worden war. Die Republik erkannte ihn nicht an. Sie hatte an dem Altranstädter Frieden keinen Theil genommen, und so hielt es Peter für staatsklug, mit den Häuptern derselben in nähere Verbindung gegen Karl XII. zu treten. Während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in dem Städtchen Zolkiew, im Lemberger Kreise des Königreichs Galizien,

verweilte er mehrere Monate, und empfing dort die Gesandten der Republik, die von der Reichsversammlung in Lemberg beauftragt waren, sich diesen großen Bundesgenossen anzuschließen.

Weder August noch Stanislaus wurde von der Reichsversammlung als König von Polen anerkannt. Man kam überein, den Thron als erledigt zu betrachten und nur durch eine freie und gesetzmäßige Wahl ihn wieder zu besetzen.

Wir wollen die polnischen Händel hier nicht weiter verfolgen und nur so viel erwähnen, daß den freien Polen endlich die lange Anwesenheit der russischen Schutzmacht lästig wurde. Dies bemerkte Peter mit Mißvergnügen an manchen Schwierigkeiten, die man ihm bei der Verpflegung machte und bei den Zögerungen, die man Peter's Rathschlägen in Hinsicht der Wiederbesetzung des polnischen Throns entgegensetzte.

So sah sich Peter der Thatsache nach auch von diesen Bundesgenossen verlassen und erkannte, daß er allein auf sich selbst angewiesen sei, um einem Feinde zu widerstehen, der immer ernstere Anstalten machte, in das Herz seines weiten Reichs einzudringen, nachdem es ihm gelungen war Rußland zu isoliren und ihm alle Bundesgenossen zu entziehen.

Es galt jetzt, einem Feinde die Spitze zu bieten, dessen Heer, von einem kühnen, Alles wagenden jungen Kö-

nige geführt, bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatte und in den Waffen geübt war.

In dieser Verlegenheit legte Peter dem versammelten Kriegsrathe die Frage vor, ob es gerathen sei, den Feinden in Polen eine Schlacht zu liefern, oder ob sie die Schweden an der russischen Grenze erwarten sollten. Schermetjew, der Vorsitzende der Versammlung der Generale, stimmte für die letztere Maßregel. „Der Feind, der im Begriff ist uns anzugreifen," sprach er, „war nie stärker als jetzt, sowohl an Zahl der Mannschaft, als durch die Zuversicht auf seine Kräfte. Auf die Polen können wir uns nicht verlassen. Trifft uns hier ein Unglück, wo sind dann die Hülfsmittel, um unsern Schaden zu ersetzen? Aber in Fülle finden wir diese Hülfsmittel an unserer eigenen Grenze. Dahin den Feind zu locken und ihn dort zu erwarten, das muß unser Streben sein. Mein Rath ist daher: unsere Truppen ziehen sich zurück; doch bleiben sie beständig den Feinden zur Seite, erschweren ihnen die Uebergänge über die Flüsse, verheeren rings umher das Land, von dem sie Nahrung erwarten. Geschwächt und entkräftet gelangen sie dann an unsere Grenze und sind verloren, ohne das Wagniß eines Haupttreffens."

Peter und alle anwesenden Generale waren überzeugt von der einfachen Wahrheit dieses so trefflich motivirten militairischen Rathes, und demgemäß gab Peter Befehl, den Schweden alle Pässe möglichst streitig zu machen, die

Brücken abzubrechen und die ganze Umgegend zu verwüsten, so daß die Schweden unter beständigen Kämpfen und Hindernissen nur langsam vorrücken konnten und es ihnen dabei an Fourage und Lebensmitteln, so wie an Häusern und Hütten zum Uebernachten fehlte. Die Kosaken übernahmen diese Neckereien des Feindes und die Verwüstung der Gegend mit Freuden und vollbrachten diese Befehle mit ihrer wilden Grausamkeit. Dadurch wurden die Russen bei den Polen noch mehr verhaßt. Die Hauptarmee der Russen zog sich nach Grodno zurück.

So erreichte endlich Karl XII. mit seinem schon geschwächten Heere, jedoch immer noch 40,000 Mann stark, die Weichsel. Aber weder Brücken noch Pontons waren vorhanden; selbst die kleinsten Fischerkähne waren von dem Ufer, welches die Schweden besetzt hielten, entfernt und auf die russische Seite hinüber gebracht worden. Den breiten und reißenden Strom ohne alle Hülfsmittel mit einer Armee zu überschreiten, mußte selbst der kühnste Heerführer jener Zeit, Karl XII., für eine Unmöglichkeit erkennen. Herbst- und Winterstürme, Regen und Schneewetter, Ueberschwemmungen der moorigen Gegend kamen hinzu, und Karl sah sich genöthigt, nicht blos an der Weichsel Halt zu machen, sondern auch sich zurückzuziehen, um im polnischen Preußen Winterquartiere aufzusuchen und dort die Zeit abzuwarten, bis der starke Frost die Weichsel und die sumpfige Umgegend mit einer Eisdecke

belegt haben würde, hinreichend stark genug, um eine Armee hinüberzutragen in das Herz des russischen Reichs.

Peter benutzte den unfreiwilligen Waffenstillstand, der damit entstanden war, um im December 1707 nach Moskau zurückzukehren, wo er noch die Haupträdelsführer des nunmehr bereits unterdrückten Aufstandes von Astrachan zu bestrafen hatte.

7.

Der Aufstand von Astrachan. (1707.)

Während die geschilderte bewegteste Periode des Schwedenkrieges, die Erfolge der Waffen und Intriguen des kühnen Schwedenkönigs und der Abfall des Königs August den Czar Peter mit Sorgen erfüllten und ihn, der Alles selbst leiten und ordnen wollte, mit Arbeiten Tag und Nacht überhäuften, sollten die Mühen und Sorgen dieses ruhelosen Monarchen noch erhöhet werden durch die Nachrichten, die ihm von einem in Astrachan ausgebrochenen neuen Strelitzen- und Volksaufstande zugingen.

Dieser Aufstand bildet eine Episode in der Geschichte dieser russisch-schwedischen Kriege.

In Astrachan hatte sich ein Mensch herumgetrieben, der an öffentlichen Orten und selbst auf offener Straße die Stelle eines Besessenen spielte, dergleichen damals im Volke als Seher und Propheten galten und viel Einfluß hatten. Dieser sagte und predigte, wo er nur Gelegenheit dazu

fand: er komme aus Moskau als ein von Gott Gesandter, um das Volk von Astrachan zu warnen vor den schlimmen Dingen, die jetzt den Untergang der Welt vorbereiten sollten. Auch Astrachan würde, gleich anderen Städten des großen Czarenreichs, davon betroffen werden. Es solle dort ein neuer Glaube mit fremdländischen Sitten eingeführt werden. Zum Beweise dessen zeigte er abenteuerlich gemalte Bilder vor, die theils fratzenhafte Götzen, welche als Heilige verehrt werden sollten, vorstellten, theils Männer in carikirter ausländischer Modekleidung, und fügte hinzu: „So sollt Ihr künftig, gleich den Affen, gekleidet gehen auf Befehl des Czaren; die althergebrachten ehrwürdigen Kaftans sollen Euch wie in Moskau zu kurzen Röcken verschnitten werden, welche schamlos aller Welt die nackten Beine zeigen, und die heiligen Bärte, die Euch Gott dem Vater und allen Heiligen ähnlich machen, sollen Euch abgeschoren werden, gleich den ketzerischen Fremden, die jetzt das ganze Reich überschwemmen und auch noch zahlreicher als bisher in Astrachan einrücken werden. Ja noch mehr: auf eine lange Reihe von Jahren hinaus sollen alle Hochzeiten verboten werden, außer der Verheirathung russischer Mädchen mit den verhaßten gottlosen Fremden, die leibhaftig dem Teufel angehören.“

Diese Reden des Besessenen fanden in der leichtgläubigen Volksmasse so viel Glauben, daß am Sonntage

vor dem Ausbruche des Aufstandes an 100 Brautpaare sich eiligst trauen ließen, aus Furcht, später daran gehindert zu werden.

Das kolossale Hochzeitfest, woran die ganze Stadt Theil nahm, war noch nicht beendigt, als etwa 300 durch Branntwein erhitzte Köpfe sich zusammenrottirten, ein Stadtthor sprengten, den wachhabenden Officier mit anderen Russen und Ausländern ermordeten, die Sturmglocken zogen und dadurch noch große Schaaren von Rebellen vereinigten.

Am folgenden Morgen wählten die Insurgenten einen gewissen Jacob Rosow zu ihrem Anführer, ermordeten den Statthalter des Czaren und viele andere Personen, plünderten die Häuser der Ermordeten und die öffentlichen Kassen, und mit dem dadurch gewonnenem Gelde gewannen sie viele Andere, sich an die Rebellion anzuschließen.

Der Metropolit Samson rieth ihnen, Abgeordnete nach Moskau zu senden und dort ihre Beschwerden anbringen zu lassen.

Aber schon war der Feldmarschall Schermetjew mit einer Armeeabtheilung auf dem Marsche nach Astrachan, und Dieser hielt die ihm entgegenkommenden Deputirten als Geiseln zurück.

Peter hatte nämlich einen wahrhaften Bericht über die Vorgänge in Astrachan empfangen. Er hatte daraus ersehen, daß im Ganzen die Bevölkerung der Stadt ruhig

und zufrieden gewesen, daß aber ein gewisser Stenka Moskowitin, Sohn eines der wegen des frühern Aufstandes hingerichteten vielen hundert Strelitzen, der, von seinem Regimente desertirt, sich nach Astrachan begeben habe und von Verwandten, die zu der Partei der Altrussen gehörten, aufgefordert worden sei, die Rolle des Besessenen zu spielen, und das Volk wie das dort noch stehende Strelitzenregiment aufzuwiegeln. So mußte Peter in den Rebellen von Astrachan meistens nur Verführte erkennen, und da ihm doch wohl sein Gewissen, nachdem sein Zorn verraucht war, Vorwürfe gemacht haben mochte, daß er früher zu grausam verfahren sei, wobei ihm sein Verstand sagen mußte, daß solche übertriebene Grausamkeit mehr erbittern als versöhnen müsse, so wie daß die Schrecken der Furcht die Rebellion nur so lange zu unterdrücken vermöge, als die Gewalt dauere, die den Aufstand so grausam unterdrückt hätte, so beschloß er, jetzt Gnade für Recht ergehen zu lassen und es zu versuchen, ob sich nicht durch Milde leichter und sicherer als durch Strenge eine Versöhnung der revolutionairen Elemente herbeiführen lasse. Deshalb wählte er den mildesten und menschenfreundlichsten seiner Generale, Schermetjew, zur Unterdrückung des Aufstandes in Astrachan. In dieser wohlwollenden Absicht schrieb der Czar an seinen General die versöhnenden Worte: „Allen muß Gnade und Vergebung versichert werden. Es darf nach Einnahme der

Stadt den Einwohnern kein Leid geschehen. Selbst die Anstifter des Aufstandes laß unter Bürgschaft frei und suche sie durch Freundlichkeit zu gewinnen. Nur im äußersten Nothfalle darf Strenge gebraucht werden."

Aber Schermetjew mußte bald erfahren, daß die Milde der Gnade und Verzeihung, welche er den Rebellen in einem Schreiben an die Stadt, für den Fall, daß sie die Waffen niederlegen würden, angekündigt, gerade die entgegengesetzte Wirkung hatte. Die Aufständischen fanden darin einen Beweis von Schwäche und Unzuverlässigkeit des Armeecorps, welches Schermetjew herbeiführte, und beschlossen, den Widerstand auf's Aeußerste fortzusetzen. Sie besetzten die Wälle mit Geschütz, brannten die Vorstädte nieder und gaben dadurch, so wie auch durch andere Maßregeln zu erkennen, daß sie sich bis auf's Aeußerste vertheidigen wollten.

So schritt denn Schermetjew zur Beschießung der Stadt. Kaum aber waren einige Kanonenkugeln und Bomben hineingeflogen, so unterwarfen sich die jetzt eben so feigen als früher übermüthigen Rebellen, welche an Zahl den russischen Truppen dreimal überlegen waren. Sie sendeten eine Deputation an Schermetjew, welche den Schlüssel und das Siegel der Stadt überreichte, und zum Zeichen der Unterwürfigkeit und des Eingeständnisses ihrer Schuld ließen sie einen Block und ein Beil, zum Abhauen ihrer Köpfe, vor dem Thore aufstellen. Der Feld-

marschall zog friedlich ein in die jetzt vollständig beruhigte Stadt. In allen Straßen warfen sich die Bewohner mit echt slavischer Unterwürfigkeit vor seinen Füßen auf die Erde und erneuerten den Eid der Treue für den Czaren.

Doch ließ Schermetjew die Hauptempörer und Rädelsführer, 273 an der Zahl, gefangen und gefesselt nach Moskau führen, während er im Namen des Czaren allen übrigen Verleiteten und Verirrten Gnade und Verzeihung verkündete. In Moskau aber wurde der Hauptempörer Stenka mit seinen Genossen zum Tode verurtheilt, und fünf davon wurden gerädert, 30 durch das Beil, 45 durch den Strang hingerichtet; die übrigen wurden begnadigt und der letzte Rest der Streltzenregimenter wurde aufgelöst, wodurch endlich Peter der Große Ruhe im Innern erreichte.

Schermetjew erhielt als Anerkennung seiner Verdienste den Grafentitel, und kehrte zum Heere zurück, das damals noch in Polen stand.

Neunter Abschnitt.

Weitere Fortsetzung und Schluß des Schwedenkrieges bis zum Siege bei Pultawa. (1708—1709.)

„Muth wohnt nicht nur da, wo man blutig kriegt,
Wir kämpfen All', wer nie verzagt erliegt,
Kann leicht so viel und mehr als Cäsar leisten."
Withof.

1.

Peter in Grodno. (1708.)

Nachdem jener blutige Strafact vollzogen und die Ruhe im Innern des Reichs gesichert war, verließ Peter Moskau und begab sich wieder nach Grodno jenseit der Weichsel (im Januar 1708), wo damals die russische Armee stand, die hinter den Wällen der Festung und des befestigten Klosters Schutz gefunden hatte. Dort übergab Peter wieder seinem tapfern Feldmarschall Schermetjew, nachdem Derselbe den Aufstand in Astrachan gedämpft hatte, den Oberbefehl. König Karl XII. stand noch mit seinem Heere von 40,000 Mann diesseit der Weichsel in Polen. Mit Ungeduld hatte er darauf gewartet, daß der Frost die Weichsel und die umliegenden Sümpfe überbrückte.

Kaum war dieses im Januar 1708 geschehen und die Eisdecke fest geworden, um auch Cavalerie und Artillerie tragen zu können, so brach er auf mit seinem Heer, um die Russen in und bei Grodno zu überfallen. Die Schweden setzten sich nach Litthauen zu in vollen Marsch.

Peter hatte kleinere Abtheilungen vorgeschoben, um die Schweden zu beunruhigen und aufzuhalten. Diese aber drangen unaufhaltsam vor und Karl stand mit dem Kern seines Heeres vor Grodno, ehe der Czar ihn erwartet hatte. Peter hielt es für angemessen, vor der überlegenen Macht der Schweden den Rückzug seines Heeres anzuordnen.

Er selbst begab sich nach Petersburg, um im Kreise seiner Familie, umgeben von seinen Schwestern, Schwägerinnen und Nichten, die sämmtlich gekommen waren, diese neue großartige Schöpfung Peter's zu sehen, abzuwarten, wohin sich der kühne Heerführer der Schweden wenden und was er weiter unternehmen würde, um darnach seine Gegenmaßregeln abzumessen.

Indeß verfolgten die Schweden das russische Heer bis Radoscowyse; dort aber fehlte es dem Feinde an Lebensmitteln und Pferdefutter und die Schweden mußten sieben Wochen lang unthätig daselbst liegen bleiben.

So kam der Frühling und der Sommer heran, und noch hatten die Schweden den stets ausweichenden Russen keine Schlacht liefern können. Durch kluges Zögern und

Zurückweichen war Karl XII. mit seinem Heere im Anfange Juli in eine öde Gegend gelockt worden, wo weiteres Vordringen eine Unmöglichkeit schien, denn Moräste und ausgetretene Flüsse hätten jedem andern Kriegsheer unübersteigliche Hindernisse geboten. Nur Karl ließ sich dadurch nicht abschrecken. Flüsse und Moräste durchwadeten die Schweden, und so erreichte er endlich nach unglaublichen Anstrengungen und Mühseligkeiten seines Heeres eine Stellung, die von der russischen nur durch einen Fluß und Moräste getrennt war.

Die Russen unter Schermetjew hatten sich am Flüßchen Wibitsch bei Holowczyn gut verschanzt. Sie glaubten die Flanke ihrer Stellung durch Moräste hinlänglich gedeckt. Da erschienen plötzlich die Schweden von einer andern Seite herkommend, wo man die Passage für völlig unmöglich gehalten hatte. Wie Geister aus den Sümpfen auftauchend, mit nassen, von Schlamm und Moder überzogenen Kleidern, mehr Teufeln als Menschen gleichend, standen sie plötzlich in Schlachtordnung dem russischen Heere auf seiner angreifbarsten Seite gegenüber. Es war am 13. Juli, früh Morgens 3 Uhr, als drüben, jenseit des Flusses, durch Trommeln, Pfeifen und Signalschüsse von Seiten des schwedischen Heerführers das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Noch glaubte Schermetjew seine Stellung von dieser Seite her durch den Fluß gedeckt, indeß ließ er Front dagegen machen. Da geschah es zum

höchsten Erstaunen der Russen, daß sie sahen, wie der König selbst der Erste war, der vom jenseitigen Ufer herab in den Fluß sprang, und eine Menge Soldaten folgten ihm, indem sie Mäntel, Gepäck und Musketen hochhielten; so wateten sie mit unbegreiflicher Tollkühnheit durch den Fluß und die denselben umgebenden Moräste und sobald sie festen Boden gefunden hatten, stellte Karl XII. mit eiserner Ruhe im furchtbaren Kugelregen von Seiten der russischen Schanzen sein Heer, diesen gegenüber, auf's Neue in Schlachtordnung auf.

Die Russen widerstanden tapfer und schlugen in ihrer vortheilhaften Stellung nach einander sieben stürmische Angriffe der Schweden zurück. Viele derselben konnten von ihren Schußwaffen keinen Gebrauch machen, weil ihnen Patronen und Musketen naß geworden waren. Aber die Beharrlichkeit dieser tapferen Feinde, von denen viele ohne Möglichkeit einer Gegenwehr fielen, siegte am Ende, und die Russen zogen sich in Unordnung zurück. Der König Karl verfolgte sie bis Mohilow. Dort aber sah er sich genöthigt, seinen erschöpften Truppen eine mehrwöchentliche Rast zu gewähren.

Nun setzte König Karl auf Schiffbrücken über den Dniepr, und unerwartet stand er mit seinem tapfern Heere, das sich von den gehabten Strapazen trefflich wieder erholt hatte, in der Nähe von Smolensk.

Nun war die Frage, die auch Peter und seinen

Kriegsrath ernstlich beschäftigte, wohin wird er sich jetzt wenden? Die Straße nach Moskau stand ihm offen; wenigstens war zu besorgen, daß er die Haupt- und Residenzstadt des Reichs, bei seiner eisernen Beharrlichkeit, trotz aller Schwierigkeiten, Kämpfe und Hindernisse, am Ende ganz bestimmt erreichen und gewinnen würde. Da sollte Peter durch die Fehler seines Feindes gerettet werden, und merkwürdiger Weise war der Retter ein Verräther, auf dessen Treue und Ergebenheit der Czar ein zu großes Vertrauen gesetzt hatte. Niemand in der Welt hat ihm jemals einen größern Dienst, ohne es zu wollen, erwiesen, als der Hoch- und Landesverräther, der durch Lord Byrons Gedicht so berühmt gewordene Kosakenhetmann Mazeppa.

Seine Geschichte bildet eine der interessantesten und folgenreichsten Episoden in diesen zwanzigjährigen Schwedenkriegen.

2.

Mazeppa. Dessen Jugendgeschichte und Verrath. (1622—1707.)

Im Jahre 1622 wurde in Podolien einer armen adeligen Familie, Namens Mazeppa, ein Sohn geboren, der den Taufnamen Johann erhielt. Es war dieses eine der zahllosen armen Adelsfamilien, die, weil sie nicht als

Bauern das Feld beackern wollten, ihren Lebensunterhalt in Dienſten großer und reicher Herrn vom hohen Adel ſuchten. Auch Johann Mazeppa traf dieſes Loos. Er war ein Knabe von ſchöner und kräftiger Geſtalt. Der König Johann Kaſimir von Polen ſah ihn zufällig auf einem Jagdzuge, und fand ein ſolches Wohlgefallen an dem muntern und kecken Knaben, daß er ihn unter die Zahl ſeiner Pagen aufnahm.

Dieſer König war ein reicher Herr, der Glanz und Wohlleben, beſonders ſchöne Frauen liebte; aber auch Wiſſenſchaften und Literatur waren ihm nicht fremd, und Gelehrte fanden an ſeinem üppigen und glänzenden Hofe gaſtfreie Aufnahme. Dort erhielt Mazeppa eine gute Erziehung, wenigſtens in Hinſicht ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung, und er hatte Gelegenheit, ſich mancherlei Kenntniſſe zu erwerben, die ihm ſpäter ſehr nützlich wurden.

Als junger Mannn verliebte er ſich in die Tochter eines ſtolzen polniſchen Magnaten und fand Gegenliebe. Da auf die Einwilligung des Vaters Derſelben nicht zu hoffen war, ſo beſchloß das junge Paar zu entfliehen; Mazeppa ſattelte ſelbſt ein Paar leichte polniſche Renner, und Beide jagten bei Nacht und Nebel davon. Doch ein Leibeigener des Herrn hatte ſie belauſcht und die Flucht verrathen. Eine Reiterſchaar ſetzte ihnen nach und holte ſie ein, als die beiden Liebenden in einer einſamen, im Walde gelegenen Judenſchenke einige Stunden raſteten.

Arm in Arm, unter brünſtigen Liebesſchwüren und Küſſen wurden ſie überraſcht und gefangen genommen, ehe Mazeppa nur ſeine abgelegten Waffen ergreifen konnte. Vergebens warf er mit herkuliſcher Stärke den einen der angreifenden Knechte hierhin, den andern dorthin. Doch endlich mußte er der Uebermacht unterliegen, wurde gebunden und auf das Gut des Herrn zurückgeführt. Hier dictirte ihm der beleidigte Vater eine entſetzliche Strafe. Er ließ ihn nackt mit Stricken auf ein eben eingefangenes, wildes Pferd binden; dann erhielt das kaum zu haltende Roß einen Peitſchenſchlag nnd fort ging es im ſauſenden Galopp. Das kräftige Roß war aus der Ukraine, und unabläſſig getrieben von ſeiner ungewohnten Bürde, rannte es Tag und Nacht fort und immer fort über weite Steppen und durch dichte Wälder, ſchwamm über Ströme, drang durch ſtachelige Gebüſche, welche die Haut Mazeppa's zerriſſen. Schaaren von Wölfen verfolgten und begleiteten ihn, heißhungerig auf die raſchenteilende Beute, und krächzende Raben umſchwärmten im ſchweren Fluge das endlich auf den Steppen ſeiner Heimath angekommene Roß und die ſchon halb zur Leiche gewordene Beute. Erſchöpft ſank endlich das edle Thier zu Boden. Eine Herde wilder Pferde umſprang und beſchnupperte die ihnen neue Gruppe des ſterbenden Pferdes und ſeines halbtodten Reiters. Aber Dieſer war noch ein fühlender

Menſch mit ſchmerzenden Gliedern, von tief einſchneidenden Banden und klaffenden, blutenden Wunden gepeinigt. Er hatte noch eben Bewußtſein genug, um zu erkennen, daß in dieſer unabſehbaren Einöde einer ukrainiſchen Steppe ſein Loos ein langſamer Hungertod ſein würde, denn menſchliche Hülfe ſchien unmöglich zu ſein. Da ſtoben plötzlich die wilden Roſſe aus einander und nahmen ihren Lauf nach dem fernen Walde hin. Und nun zerriß das Nebelmeer, welches über den weiten, baumloſen Ebenen ſchwamm, und ein Strahl der am fernen Horizonte glühend roth aufgehenden Sonne ſchoß über die weiße, dampfende Steppe dahin und wurde dem Unglücklichen ein Hoffnungsſtrahl, denn tief in der Ferne tauchten einige Reiter herauf. Mühſam hob Mazeppa ſein Haupt, es vermochte die von Durſt vertrocknete Kehle keinen Hülferuf laut werden zu laſſen. Eine halbe Stunde verging ihm ſo langſam wie viele Tage, gepeinigt durch die Furcht, daß Jene in der Entfernung vorbeireiten würden, ohne den Cadaver des ſchon verendeten Pferdes mit dem darauf feſtgebundenen Menſchen nur zu ſehen; aber ſeine Retter waren die Todtenvögel, die krächzenden Raben, die das Aas witterten und bald mit ſchwerem Fluge umflatterten, bald ſich auf das todte Roß ſetzten und einhackten in deſſen Fleiſch. Die Bauern waren aufmerkſam darauf geworden, ritten herbei, fanden den halb ſchon Todten, befreiten ihn von ſeinen entſetzlichen Banden und nahmen

ihn mitleidig und gastfrei auf in eine ihrer durch-
räucherten Blockhütten.

Mazeppa genas unter der Pflege der gutmüthigen Bauern und ihrer mitleidigen Frauen und Töchter. Er wurde nothdürftig in bäuerische Schafpelze gekleidet und an den Hof des Hetmann geführt, wo er durch die Erzählung seiner Geschichte das lebhafteste Erstaunen und die innigste Theilnahme erweckte.

So führten ihn die Bauern dem damaligen Hetmann der Kosaken, Iwan Samoilowitsch Popo zu, der bald erkannte, daß Mazeppa Bildung und Kenntnisse besaß, mehr als alle jungen Edelleute, und den ehemaligen Pagen des Königs von Polen zu seinem Secretair erhob.

Aber Mazeppa hatte kein dankbares Gemüth. Bald bewies er, daß er sich durch alle Wohlthaten, die ihm erzeigt wurden, keine Verpflichtungen auflegen lassen wollte. Mazeppa war habsüchtig, ehrgeizig, intriguant und herrschsüchtig. Fein und gewandt, war er von Casimir's Hofe her geübt in der Verstellungskunst, und hatte gelernt Intriguen mit vollendeter Schlauheit einzufädeln und durchzuführen. Begabt mit persönlichem Muthe, mit Gewandtheit und Kraft, eine imponirende Gestalt, klug, einschmeichelnd und beredt, geübt im Gebrauche der Waffen und ein trefflicher Reiter, der die wildesten, eben eingefangenen Pferde zu bändigen wußte, und dabei von schö-

ner Gestalt, wurde er bald der Liebling der Frauen, der Günstling seines Herrn und geehrt und bewundert vom vornehmsten, wie vom gemeinen Kosaken. So von allen Seiten geschmeichelt, fühlte sich Mazeppa bald zu höheren Dingen berufen, als der Diener eines Kosakenhetmanns zu sein. Zunächst wurde er Adjutant des Hetmanns Samoilowitsch. Dieser aber hatte sich in eine gefährliche Unternehmung eingelassen, in welcher er einem ganzen Heere von 60,000 Kosaken den Untergang gebracht hatte. Der Unwille des Volkes gegen diesen Hetmann war allgemein. Mazeppa wußte es so zu leiten, daß Derselbe seiner Stelle entsetzt und Mazeppa selbst zum Hetmann der Ukraine ernannt wurde. Dies geschah im Jahre 1687.

Jetzt aber schloß sich Mazeppa dem großen Czaren an, führte ihm die trefflichsten Hülfstruppen zu, die, wie schon früher mitgetheilt ist, wesentlich dazu beitrugen Azow zu erobern. Peter verlieh ihm seinen neu gestifteten St. Andreasorden und erhob ihn nicht blos zu der Würde eines Geheimenraths, sondern auch zum Fürsten der Ukraine.

Durch solche Erfolge aber wurde Mazeppa's Ehrgeiz immer höher aufgestachelt. Schon begann ihm das Unterthanenverhältniß zum Czaren drückend zu erscheinen. Er fühlte sich berufen, unabhängiger, souverainer Herrscher der Ukraine zu werden. Bei solchen ehrgeizigen Plänen galten ihm Treue und Anhänglichkeit an seinen Oberherrn und Wohlthäter Nichts mehr. Wie dem Hetmann Samoilo-

witsch, so vergalt er auch dem Czaren Peter sein unbegrenztes Vertrauen und seine Begünstigungen mit Undank und Verrath.

Indem Mazeppa seine Kräfte und seinen Einfluß überschätzte, glaubte er sein Ziel am sichersten zu erreichen, wenn er sich heimlich mit Peter's des Großen Feinden verband und gegen Diesen, so lange als nur immer möglich, die Heuchlermaske der Ergebenheit behielt.

So knüpfte er denn zunächst ein geheimes Verständniß mit dem polnischen Gegenkönig Stanislaus Lescinsky an, und wendete sich darauf an den König Karl XII., der eben im Begriff war, von Smolensk auf Warschau zu marschiren. Er machte ihm den Vorschlag, den Umweg durch die Ukraine dem geraden Wege auf Warschau vorzuziehen, indem er ihm für diesen Fall ein Hülfscorps von 30,000 Mann Kosaken und Mundvorräthe und Fourage aller Art zu liefern versprach.

3.

Karl in der Ukraine. Sieg über Löwenhaupt. (1708.)

Karl XII. entschied sich dafür, und gab seinem General Löwenhaupt, der mit 15,000 Schweden in Liefland stand, den Befehl, sich mit dem königlichen Heere zu vereinigen und demselben Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse zuzuführen.

Vergebens hatte der schwedische Minister, Graf Piper, es gewagt, dem Könige gegen diesen Plan Vorstellungen zu machen. Er hatte ihm die Ukraine als ein wildes, uncultivirtes Land voll Flüsse, Moräste, Urwälder und ungebahnte Straßen geschildert, in welchen das tapfere schwedische Heer nothwendig seinen Untergang finden müsse.

Der junge König aber beharrte in seinem eisernen Starrsinn auf seinem Entschlusse. Er entgegnete auf die Vorstellungen seines Ministers: „Auf dem Wege nach Smolensk und noch tief in das Innere von Rußland hinein hat der Czar zum Voraus durch seine Verheerungen der ganzen Gegend meinen Truppen, wenn sie gerade auf Warschau zu marschiren würden, alle Subsistenzmittel genommen. Die Ukraine dagegen ist eine fruchtbare Ebene, die Ueberfluß an Lebensmitteln darbietet. Und was der Sache vollends den Ausschlag giebt, ist die Zusicherung von 30,000 Kosaken durch Mazeppa."

Ein vorsichtiger Feldherr würde es nicht gewagt haben, vor seiner Vereinigung mit dem Corps von Löwenhaupt in diese unwirthbare Gegend vorzudringen. Aber Karl's stürmische Ungeduld ließ sich nicht aufhalten. Löwenhaupt, durch Terrainhindernisse aufgehalten, blieb ihm zu lange aus. Er commandirte: „Vorwärts!" und im Vertrauen auf Mazeppa's Zusage rückte er mit seinem kleinern Heere ein in die Ukraine, ohne an jener Reserve oder an einer Festung einen sichern Stützpunkt zu haben.

Mazeppa aber spielte damals noch eine doppelte Rolle. Die Zeit war für ihn noch nicht gekommen, seine Pläne gegen den Czaren mit Sicherheit enthüllen zu können.

Lange schon hatte Mazeppa sein geheimnißvolles Verständniß mit Stanislaus Lescinsky und dem König Karl unterhalten, als er es noch immer verstand, den Czaren über seine wahren Absichten zu täuschen. Peter's Vertrauen auf den Verräther war noch so groß, daß er, als einige dem Czaren treugebliebenen Obersten und Storschinen ihm Mazeppa's Verrath anzeigten, er diesen für unmöglich hielt. Peter erklärte diese Getreuen für Verläumder, ließ sie mit der Anzeige von ihrer Anschuldigung an Mazeppa ausliefern, und Dieser hatte die freche Grausamkeit, sie in Bathurin, der Hauptstadt der Ukraine, hinrichten zu lassen. Ueberhaupt hatte Niemand in Peter's Umgebung diesem tapfern Kosakenhetmann solche Hinterlist zugetraut. Niemand konnte glauben, daß ein Mann in seinen hohen Jahren, der so bedeutende Reichthümer gesammelt hatte, sich einem fremden Monarchen von fremder Religion, fremden Sitten und so ruheloser Gemüthsart in die Arme werfen würde, um gegen seinen rechtmäßigen Souverain, seinen Wohlthäter und Beschützer, Hochverrath zu üben und Alles, Macht, Ehre, Freiheit und Leben auf ein mehr als gewagtes Spiel zu setzen.

Die erste Thatsache, die endlich anfing, dem Czaren

über Mazeppa's Verrath die Augen zu öffnen, war, daß Derselbe zögerte, wie Peter geboten hatte, sich mit dem russischen General Golz zu vereinigen, um Karl XII., der sich vom Dniepr her aus Litthauen näher heran zog, desto kräftigern Widerstand leisten zu können. Mazeppa stellte sich krank, um sein Zögern, wo möglich, noch zu entschuldigen. Die erste Folge dieses Ungehorsams war, daß die Russen bei dem Flecken Gholowtschin von dem Schwedenkönige besiegt wurden (am 4. Juli). Doch war es ein so theuer erkaufter Sieg, daß Karl erkannte, er habe es mit gelehrigen Schülern seiner Kriegskunst zu thun gehabt, die seine Verachtung nicht mehr verdienten.

Zwei Tage nach diesem Treffen ging Peter zum Heere ab, das er wieder sammelte, um Löwenhaupt zurückzuschlagen, der von Curland langsam vorrückte und von Karl, welcher bei Mohilew rastete, erwartet wurde.

Abermals sagte Peter: „Meine Russen haben nun gelernt zu siegen, indem sie besiegt wurden; noch eine solche Schlacht auf unserer Seite, und die Schweden werden verloren sein."

Jetzt aber war es eine der wichtigsten Aufgaben Peter's, die Vereinigung Löwenhaupt's mit dem Könige von Schweden zu verhindern. Jener hatte die Bestimmung, dem Letztern ein krieggeübtes Corps schwedischer Kerntruppen mit maßlosen Vorräthen, Munition und Lebensmitteln zuzuführen.

Unbekümmert verfolgte Karl jetzt, ohne Löwenhaupt zu erwarten, seinen Weg in die Ukraine. Vor ihm zog sich das von Schernetjew geführte russische Armeecorps immer weiter zurück in die Steppen und Wildnisse dieser Provinz. Wo sich Kornfelder fanden oder Hütten, wurden sie niedergebrannt, um dem Feinde weder Lebensbedarf noch Ruhestätten zu gewähren. Durch unaufhörliche Scharmützel wurden die Schweden beunruhigt, in der Nacht durch Scheinangriffe alarmirt. In den Wäldern wurden Verhaue gemacht, Brücken und Stege wurden abgebrochen. Es war damals eine schreckliche Zeit in der Ukraine. Indem die Russen zu weichen schienen, hatten ihre Waffen stets neue Erfolge. Ja bei Dabro, am Bache Tchernaja-Rapa, gelang es dem Fürsten Gholizin, mit einer überlegenen Macht dem feindlichen rechten Flügel einen empfindlichen Verlust beizubringen. (Am 30. August a. St.)

Der Czar erkannte, wie wichtig es war, wenn auch nur durch einen kleinen Sieg, seinen Russen Muth und Vertrauen eingeflößt zu haben.

Am Abend des Tages, als er den Rapport von diesem Siege Gholizin's erhalten hatte, dem er den St. Andreas-Orden verliehen, versammelte er seine Generale zur Abendtafel bei sich. Nie hatte man den Czaren früher so gesprächig und fröhlich gesehen, wie an diesem Abend. „Karl," sagte er, „ist von dem Herrn mit Blindheit

geschlagen. Er rennt in sein Verderben, und wir werden leichtes Spiel haben, ihm jede Hülfe abzuschneiden. Ich selbst werde zwanzig Tausend Mann gegen Löwenhaupt führen. Eilen wir, daß wir dieses Hülfscorps vernichten, ehe es noch den Dniepr überschreitet."

Im Vorrücken gegen diesen Fluß trafen die Russen einen jüdischen Spion der Schweden, der ihnen sagte, Löwenhaupt mit seinen Schweden sei noch weit entfernt, jenseit des Flusses. Dieser Jude war von den Schweden bestochen worden, um die Russen irrezuleiten. Fast wäre es gelungen; denn schon begann die russische Armee über den Fluß zu setzen, als sie noch zeitig genug Nachricht erhielt, daß Löwenhaupt mit seinen Schweden schon vor mehreren Tagen bei Sklow den Strom passirt habe. Der Spion erhielt seinen Lohn. Er wurde gehenkt und Peter veränderte sogleich die Disposition seines Feldzuges.

Nun folgte er der richtigen Führung eines Polen, um den Feind aufzusuchen. Um rascher fortzukommen, wurde ein Theil des Fußvolkes auf Pferde gesetzt.

So stand denn Peter am 28. September (a. St.) im Angesicht der Schweden, die sich am Ufer des kleinen Flusses Prona gelagert hatten. „Endlich haben wir ihn erreicht," rief der Czar freudig aus, „und nun schwöre ich: lieber mit meinem Heere hier umzukommen, als zuzugeben, daß meinem Feinde Karl ein solches Hülfsheer zugeht!"

Die Disposition zum Angriff wurde gemacht; aber Löwenhaupt war nicht geneigt, den Russen hier auf dem für die Schweden ungünstigen Terrain eine Schlacht zu liefern. Er brach auf mit seinem Lager und setzte seinen Marsch in der Richtung nach Liesna fort. Auch Peter ließ nun Marschcolonnen formiren, und folgte dem Feinde auf dem Fuße durch dichte Wälder und Moräste, über Flüsse und durch unwegsame Gegenden.

Als endlich Löwenhaupt erkannte, daß er eine Schlacht nicht würde vermeiden können und daß sein weiterer Marsch stets von den nachrückenden Russen beunruhigt werden würde, nahm er die Schlacht an. Die Schweden nahmen eine günstige Stellung, und empfingen die Russen mit solchem Nachdruck, daß der Ausgang zweifelhaft wurde.

Aber der russische Generallieutenant Bauer, der mit dreitausend Dragonern in geringer Entfernung dem Hauptheere des Czaren gefolgt war, entschied das Geschick des Tages zu Gunsten der Russen. Er war eben zu rechter Zeit angekommen auf dem Schlachtfelde, um durch einen glänzenden massenhaften Cavalerieangriff die Schweden in Unordnung zu bringen. Jetzt ließ der Czar durch die Infanterie, die sich wieder gesammelt hatte, einen Angriff mit dem Bajonnett machen. Die Russen, durch die Gegenwart ihres Czaren, dessen Degen man stets im dichtesten Kampfgewühl sah, ermuthigt, vollbrachten Wunder der Tapferkeit. So dauerte der mörderische Kampf bis

zur einbrechenden Dunkelheit. Die Schweden räumten endlich das Schlachtfeld.

Die Nacht hindurch rasteten die Russen mit dem Gewehre im Arm. Ausgestellte Vorposten sicherten ihre Stellung. Mit Anbruch des Tages sollte der Sieg verfolgt werden, und Peter gedachte die Schweden zu vernichten. Aber Diese hatten die Dunkelheit der Nacht benutzt, um mit den Trümmern ihres Heeres in eiliger Flucht abzuziehen. Da überschauete Peter mit einer entsetzlichen Befriedigung das Schlachtfeld seines Sieges. Todte und Verwundete bedeckten das Terrain, auf welchem der Kampf gewüthet hatte. Alles, was der Vernichtung entgangen war, Geschütz, Munition und Lebensmittel, fiel in die Hände der Sieger, denen diese Kriegsbedürfnisse einen trefflichen Zuwachs ihrer Macht gewährten.

Um diesen glänzenden Sieg zu verfolgen, setzten sich sogleich tausende von Reitern, Dragoner, Kosaken und Kalmucken, in Bewegung, den fliehenden Feind zu verfolgen. Was die voranschwärmende leichte Reiterei nicht gefangen nahm, tödtete oder beraubte, fiel dem Gros der schweren Cavalerie in die Hände, welche unter Mentschikoff's Anordnung in geschlossenen Colonnen folgte.

Das Heer des Königs Karl erreichte von den schwedischen, nach allen Seiten hin zersprengten Truppen nur einige tausend Reiter, ohne Geschütz und ohne Lebensmittel, in einem Zustande der Auflösung, welcher sie eher

geeignet machte, das Heer des Königs zu schwächen als zu verstärken.

Im Triumph über diesen Sieg ließ Peter eine Denkmünze schlagen, auf welcher, im Wortspiele, die Inschrift zu lesen war: „Des Löwen Haupt ist fern vom Rumpfe."

Später konnte er auch in sein Tagebuch schreiben: „Die Schlacht bei Liesna ist unser erster Sieg, denn noch nie vorher siegten wir über geregelte Truppen und mit einer weniger überlegenen Zahl." „Die Schlacht von Liesna," fuhr er fort, „war die Mutter der Schlacht von Pultawa; nach neun Monaten gebar sie diese Tochter, und diese war es, welche den Krieg entschied."

4.

Fortsetzung. Karl vereinigt sich mit Mazeppa. (1708.)

Karl XII. beschleunigte nun seinen Marsch nach der Desna. Dort hoffte er sich mit Mazeppa und den von diesem versprochenen Hülfstruppen vereinigen zu können. Aber der Uebergang über diesen Fluß ward dem Schwedenkönige durch den General Greder streitig gemacht. Karl gebrauchte drei Tage, ehe er mit Artillerie und Bagage das andere Ufer erreicht hatte. Im Kriegsrath des Czaren wurde Diesem von seinen Generalen der Rath ge-

geben, den Schwedenkönig anzugreifen, wenn er etwa die Hälfte seiner Truppen über den Fluß gesetzt haben würde. Doch Peter erklärte, Karl sei doch verloren. Er wolle ihn lieber auf einmal als nach und nach vernichten; es sei besser, die Zeit abzuwarten, wenn der Feind noch mehr geschwächt sein würde. — Hätte Peter dem Rathe seiner Generale gefolgt, so würde das schwedische Heer schon damals an den Ufern der Desna seinen Untergang gefunden haben.

Später entging er dennoch nicht seinem Geschick, denn wenn er auf den beträchtlichen Beistand des Verräthers Mazeppa gerechnet hatte, so sah er sich in dieser Hinsicht bedeutend getäuscht.

Mazeppa selbst hatte sich im Vertrauen auf seinen Einfluß auf die Kosaken verrechnet gehabt. Bis jetzt hatte er es vermieden, die Führer seiner Truppen in das Geheimniß der hochverrätherischen Absicht, sich an den König Karl anzuschließen, einzuweihen. Jetzt, da diese Vereinigung sich nicht länger verschieben ließ, sah er sich genöthigt, seine Maske fallen zu lassen und das Schweigen zu brechen.

Eines Tages versammelte Mazeppa seine Officiere und diejenigen Kosaken, auf deren Ergebenheit er rechnen zu können glaubte. Er trat mitten in den dichten Kreis dieser bärtigen und kriegsgewohnten Männer, deren Stolz der Sieg und die reiche Kriegsbeute von Azow gewesen

war, die deshalb mit dankbarer Treue und Bewunderung an dem großen Czaren hingen und jetzt Nichts weniger erwarteten, als die Eröffnung, womit sie ihr Hetmann jetzt überraschte.

Dieser schilderte ihnen in feuriger Rede mit möglichst grellen Farben die Tyrannei der russischen Herrschaft, erinnerte sie an die Eingriffe, die sich der Czar mit seinen Neuerungen auch in die Rechte und Freiheiten der Kosaken erlaubt habe, und zählte alle die Besorgnisse auf, welche die Neuerungssucht des Czaren nothwendig erregen müßte.

„Dem Allen, meine Brüder," so schloß er, „könnt Ihr zuvorkommen. Ihr könnt Euer Vaterland zu einem reichen und blühenden Staate erheben, wenn Ihr Euch an den Helden anschließt, der schon so lange Zeit die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hat. Bald wird er mit seiner siegreichen Armee mitten unter uns sein. Vereinigen wir uns mit ihm gegen die treulosen Russen, und ich bürge Euch für den Sieg!"

Mazeppa aber sah sich in seinen Erwartungen einer begeisterten Zustimmung entsetzlich getäuscht. Die Kosakenhäuptlinge hatten kälteres Blut. Sie sahen die Lage der Angelegenheiten aus dem richtigern Gesichtspunkte, und verlangten Bedenkzeit. Mazeppa aber blieb nichts Anderes übrig, als einstweilen seine Anhänger zu sammeln, und so brachte er statt 30,000 Mann, die er dem Schwe-

denkönige verheißen hatte, höchstens 5000 zusammen. Diese führte er ihm zu, in der Hoffnung, daß die Anderen, angespornt durch sein Beispiel, ihm nachfolgen würden. Der Ueberfluß an Geld und Lebensmitteln, den er dem König Karl zuzuführen verheißen hatte, war fast auf Nichts reducirt.

Die große Mehrzahl der Kosaken blieb dem Czaren treu. Zu Tausenden zogen sie dem russischen Lager zu. Peter empfing sie liebreich und pries ihre Treue. Sie verstärkten bald auch Peter's Heer gegen den Schwedenkönig.

Dem Hetmann Mazeppa aber wurde der Proceß gemacht; in Folge dessen wurde er als Landesverräther aller seiner Würden, Ehren und Güter entsetzt und für vogelfrei erklärt. Jedermann erhielt das Recht, ihn zu tödten, wenn er ihn fände. An seine Stelle wurde der Oberst Scoropuzki zum Hetmann der ukrainischen Kosaken ernannt und vom Czaren bestätigt.

Mentschikoff ging mit einem starken Cavaleriecorps ab von Peter's Heere nach Bathurin, der Haupt- und Residenzstadt der Ukraine, welche nach einer kurzen und schwachen Vertheidigung eingenommen wurde. Um dem Könige Karl auch diesen Stützpunkt zu nehmen und die Schuldigen zu bestrafen, wurde die ganze Stadt in Asche gelegt. Man hatte gehofft, dort Mazeppa's Schätze und Vorräthe von Lebensmitteln zu finden, sah sich aber getäuscht.

Der Unmuth darüber verleitete die beutedurſtigen Soldaten zu manchen Grauſamkeiten gegen die unſchuldigen Bewohner der Stadt, von welchen wegen des geleiſteten Widerſtandes viele hingerichtet wurden.

Der Krieg iſt ein entſetzlicher Tyrann, der Grauſamkeit mit Ungerechtigkeit verbindet, beſonders aber unter rohen, uncultivirten Völkern die Menſchen zu Hyänen macht.

So auch hier; — das einſt ſo reiche und ſchöne Land wurde verwüſtet, ſo weit nur der Arm der Ruſſen oder die Züge der Schweden reichten. Die Ukraine war von Freund und Feind gleich ſehr zu Grunde gerichtet, und Mazeppa, der Anſtifter all' dieſes Unheils, befand ſich im ſchwediſchen Lager, mehr ein Schutz ſuchender Flüchtling, als ein Bundesgenoſſe des bedrängten Königs, den er herbeigerufen hatte, ohne ihm nun die verheißene Bundeshülfe gewähren zu können.

Alles im ſchwediſchen Lager verachtete den ſechsundſiebzigjährigen greiſen Verräther, der nun zu ſpät bereuete, ein ſo hohes Spiel gewagt zu haben, das er jetzt ſo vollſtändig verloren hatte; nur König Karl, der gerade durch ſeine unerfüllten Vorſpiegelungen in die bedenklichſte Lage gerathen, war zu hochherzig, um ihm nur ein böſes Wort zu ſagen.

5.

Bis zur Schlacht von Pultawa. (1708 bis 1709.)

Der Schwedenkönig brach im Beginn des Winters, am 15. November von der Desna auf, um tiefer in die Ukraine hinein zu ziehen, wo er Winterquartier zu finden hoffte.

Gefahrvoll war seine Lage. Alle Hoffnungen, die er erst auf Löwenhaupt's Zuzug, dann auf Mazeppa mit seinen Kosaken gesetzt hatte, waren schrecklich getäuscht worden. Es war bereits der Winter von 1709 angebrochen, dessen fürchterliche Strenge ganz Europa damals empfunden hat. Wie verderblich mußte er nicht einem Heere sein, wie das schwedische, das ohne warme Kleidung, ohne Quartiere — denn alle Dörfer und Hütten waren von den vorausziehenden Russen verheert — und selbst oft ohne die nothwendigste Leibesnahrung meistens im Freien übernachten mußten. Tausende dieser tapferen, abgehärteten Krieger fanden durch den Frost ihren Tod.

Aber Karl's unbeugsamer Muth trotzte selbst den Elementen, und er setzte den unter diesen Umständen tollkühnen Winterfeldzug fort. — Unaufhaltsam rückte er vorwärts, dem Innern der Ukraine zu. Als Karl in Bathurin ankam, fand er statt der erwarteten Zufluchtsstätte und Lebensmittel nur rauchende Schutthaufen.

Immer weiter trieb ihn sein Geschick. Im Anfange des Januars 1709 erstürmte er mit seinen Schweden die wenig befestigte kleine Stadt Weprikzin, in welcher eine russische Besatzung lag. Sie ergab sich am folgenden Tage; aber Karl hielt sich dabei nicht auf. Er zog weiter gegen den Worskla-Fluß, der sich in den Dniepr ergießt.

Seine Absicht war, die an diesem Flusse belegene befestigte Stadt Pultava zu nehmen. Dort war der Hauptsitz eines der 10 Kosakenpulke, die dem Czaren treu geblieben waren. Er hoffte hier ansehnliche Vorräthe an Lebensmitteln zu finden, deren sein Heer so sehr bedurfte. Diese Feste war jetzt von 4000 Russen vertheidigt. Dennoch wendete sich Karl dorthin zur Belagerung dieses Platzes.

Zugleich entsendeten er und Mazeppa Boten an den Gegenkönig Stanislaus von Polen, mit sorgfältig versteckten Depeschen, worin sie das Elend ihrer hülfsbedürftigen Lage schilderten und ihn dringend aufforderten, ihnen mit einem Hülfcorps Beistand zu leisten und bei Pultava zu den Schweden zu stoßen.

Aber die Boten fielen den Russen in die Hände; ihre Briefe wurden gefunden und sie selbst an den nächsten Bäumen aufgehenkt.

„Möge Stanislaus nur kommen," sagte Peter, „dann hoffe ich das Fest der drei Könige mit Anstand feiern zu können."

Vergebens beschworen Karl's ergebene Generale und selbst sein Minister Piper den starrsinnigen Schwedenkönig, jetzt wenigstens auf die Rettung seines Heeres zu denken und, da es noch Zeit sei, umzukehren und am Dniepr eine sichere Stellung zu nehmen, wo er entweder einen ehrenvollen Frieden schließen oder neue Verstärkungen an sich ziehen könne, um dann den Feldzug mit verdoppelten Kräften zu erneuern.

„Das würde einer Flucht ähnlich sehen," entgegnete Karl mit stolzer Entschiedenheit, „und dazu würde ich mich nie entschließen. Zum Frieden wird es erst Zeit sein, wenn mich die Russen aus der Ukraine vertrieben haben; wo nicht, so wird mir der Weg nach Moskau immer noch offen stehen."

So ging denn der täglich mühseliger werdende Zug weiter auf Pultava zu. Der harte Frost wechselte mit feuchtem Thauwetter ab. Die Wege waren fast unbrauchbar geworden, die kleinsten Flüsse ausgetreten. Karl ließ sich durch alle diese Hindernisse weder aufhalten noch niederschlagen. Eines Tages zog er mit seinem Heere über einen mit eisigem Wasser überschwemmten Damm, der sich zwischen grundlosen Morästen dahinzog. Viele Pferde und Menschen glitten auf beiden Seiten des schmalen Weges hinab von der Höhe und versanken in den Fluthen. Viele Wagen fuhren fest auf dem durchweichten moorigen Grunde, andere mußten verbrannt werden, um nicht in

die Hände der Ruſſen zu fallen. Furchtbar tönte das Schreien und Rufen der Verunglückten durch die dunkle Nacht. Nirgends gab es ein Obdach, wo man nur ausruhen konnte, denn die ganze weite Umgegend hatten die voranziehenden Ruſſen verheert. Faſt immer fehlten dem ſchwediſchen Heere die Lebensmittel, und die noch vorhanden waren, hatte das Waſſer verdorben. Oft war Nichts zu haben als verſchimmeltes Brod von Gerſten- und Hafermehl, und dies galt den Hungernden noch für Leckerbiſſen. Karl theilte dieſe Entbehrungen mit ſeinen Soldaten. Als er einſt ſelbſt Nichts mehr hatte, reichte ihm ein Soldat ein Stück dieſes verſchimmelten Brodes. Karl genoß es mit ſtoiſcher Ruhe und ſagte: „es iſt eben nicht ſchmackhaft, aber es läßt ſich doch eſſen.“

Erſt als das ſchwediſche Heer in der Nähe von Pultava ankam, gelang es Mazeppa durch ihm befreundete Koſaken, den Schweden beſſere Nahrungsmittel zu verſchaffen.

In der Stadt war ein früherer Anhänger des Verräthers Mazeppa Commandant geweſen; aber der Czar hatte ihn abgeſetzt und dem ihm treu ergebenen Oberſten Kelir das Commando über die 4000 Mann ſtarke Beſatzung übergeben. Die gut befeſtigte Stadt hatte dadurch ſo bedeutend an Widerſtandsfähigkeit gewonnen, daß König Karl vergebens durch mehrere Angriffe im Sturm ſie zu nehmen verſuchte und ſich zu einer Einſchließung und lang-

sam fortschreitenden Belagerung entschließen mußte. Dies geschah, nachdem die Beschwerden eines für die Schweden verderblichen Winterfeldzugs überstanden waren, im Anfange des Aprils 1709.

Eine regelmäßige Blokade des Platzes war nicht einmal möglich, weil es zur völligen Einschließung desselben an hinreichender Mannschaft fehlte, um alle Zugänge zu besetzen. Auch hatte Karl nur 18 Kanonen. Dennoch stieg die Bedrängniß der Belagerten auf's Höchste. In leeren Bomben schleuderten sie Briefe über das schwedische Heer hinweg in das Lager der Russen, worin von Seiten des Commandanten der Besatzung die dringendste Noth geschildert wurde, welche dadurch veranlaßt sei, daß es an Pulver fehle, um dem Feinde ernstlich Widerstand leisten zu können. Dieser befände sich bereits innerhalb der Palissaden, und wenn nicht bald ein kräftiger Entsatz komme, so könne sich die Festung unmöglich noch lange halten.

In dieser bedenklichen Lage kam Peter selbst den Belagerten zu Hülfe.

Sein thätiger Geist hatte seit dem Beginn des Winters an den langsamen Operationen des russischen Heeres gegen Karl nicht mehr volle Genüge gefunden. Indem er die vorausgesehene Vernichtung des schwedischen Heeres seinen Generalen und den Elementen überließ, hatte er sich nach seinen lieben Schiffswerften bei Woronesch begeben, wo er die Freude hatte, vier neue Kriegsschiffe

mit 50 bis 80 Kanonen vom Stapel laufen zu lassen. Von da schiffte er den Don hinab nach Azow und Troitzki, wo seine ordnende Hand nach einer zehnjährigen Abwesenheit nothwendig geworden war. Während er sich noch dort beschäftigte, die Angelegenheiten der Marine und des Staats zu fördern, erhielt er die Nachricht von einem Siege über die aufständischen Zaperoger Kosaken, deren Festung Stjetschi von den Russen erobert und zerstört ward, und von der Belagerung von Pultava durch den Schwedenkönig. Es war am Ende des Mai, als diese Nachrichten ihn am Gestade des schwarzen Meeres erreichten. Augenblicklich brach er auf von Troitzki und fuhr in einer leichten Kibitke mit wechselnden Pferden im Galopp über die weiten Steppen über Izjum und Krakow, und erreichte am 4. Juni sein Heer, das in der Ukraine den König Karl vor Pultava in Schach hielt.

6.

Schlacht bei Pultava. (1709.)

Der Bombardiercapitain Peter, der als solcher noch vor Nöteburg im Laufgraben stand, hatte nach allen beim Avancement im Militair geltenden Regeln bei Liesna den Rang eines Obersten der Garde erlangt. Noch stand er in demselben militairischen Range, aber durch Kriegserfahrung fühlte er seine Kräfte gewachsen, und jetzt über-

nahm er, in Gemeinschaft mit seinem Feldmarschall Schermetjew, den Oberbefehl über seine Armee, in dem Augenblicke, wo es die Entscheidung galt.

Unverzüglich nach seiner Ankunft im russischen Lager versammelte er den Kriegsrath, und der Beschluß ging dahin, Pultava um jeden Preis zu erhalten. Aber um die belagerte Feste zu entsetzen, blieb kein anderes Mittel für die Russen, als über den Fluß zu gehen und den Schweden eine Hauptschlacht zu liefern. Auch von Seiten der Schweden sehnte man sich nach einer solchen entscheidenden Schlacht. Zuvor aber wollte König Karl sich in den Besitz von Pultava setzen, welches er für den Fall des Rückzuges nicht in den Händen der Russen zurücklassen wollte. Am 21. Juni kämpften schwedische Kerntruppen um den Besitz des Walles. Zweimal wurden sie zurückgeschlagen, und zogen dann ab. Um Mitternacht aber drangen die Belagerer auf's Neue vor. Sie stürmten und erstiegen die Wälle. Doch auch diesmal warfen sie die Belagerten, in deren Reihen auch bewaffnete Bürger kämpften, mit dem Muthe der Verzweiflung nach einem zweistündigen Kampfe wieder zurück. Um halb drei Uhr Morgens drang ein neuer, noch zahlreicherer Haufen Schweden gegen den Wall vor. Schon ertönte Siegesgeschrei der Schweden von der Höhe des Walles, als Männer und Greise, Weiber und Kinder, mit Sensen, Steinen und Knütteln bewaffnet, sich wie rasend geworden auf die

Schweden stürzten und nach einem anderthalbstündigen, verzweiflungsvollen Kampfe die Feinde vertrieben. Der ganze Kampfplatz war mit Blut und Leichen bedeckt.

So hatte diese Belagerung zwei Monate gedauert. Sie kostete den Schweden mehrere tausend Mann, und der Czar gewann dadurch Zeit, einen Hauptschlag vorzubereiten; dieser erfolgte denn auch alsbald.

Der Uebergang des russischen Heeres über den Werosklafluß geschah am 20. Januar (a. St.), zwei Meilen oberhalb Pultava.

Man hatte geglaubt, von Seiten der Schweden Widerstand zu finden, aber Karl blieb ruhig in seinen Verschanzungen, und wenig beunruhigt von den Schweden konnte Peter sich ihrem Lager nähern.

Als er dort Stellung genommen hatte, erfuhr er, daß König Karl in einem Scharmützel mit russischen Kosaken am Knöchel des linken Fußes verwundet worden sei. Diese Nachricht hob den Muth der Russen, denn vor Karl's verwegener Tollkühnheit hatten Dieselben einen solchen Respect, daß sie seine persönliche Führung mehr fürchteten, als eine ganze Armee.

Am 26. Juni stand das russische Heer eine halbe Meile vom schwedischen Lager entfernt. Um sich gegen Ueberfälle zu decken, warfen die Russen in der Nacht Schanzen auf, die später zum Erfolge der Schlacht viel beitrugen.

Noch war am folgenden Tage, den 27., die Sonne nicht aufgegangen, als schon die Russen bei der ersten Morgendämmerung den Feind gegen sich in Schlachtordnung anrücken sahen.

Es nahete die große Stunde der Entscheidung, der Frage: wer im Norden Herr sein solle, der Czar von Rußland oder der Schwedenkönig. Diesen Augenblick hatten die an Allem nothleidenden Schweden längst ersehnt, denn ihre jetzige Lage war unerträglicher als selbst eine verlorene Schlacht. Ihr feuriges Losungswort an diesem Tage war: „Brod oder Tod!“ Doch nicht mit dem vollen frühern Vertrauen waren die Schweden diesmal gegen die Russen in Schlachtordnung getreten. Es führte sie nicht ihr jugendlicher Heldenkönig, den sie sonst immer an der Spitze ihrer in den Kampf ziehenden Colonnen zu sehen gewohnt waren. — Allerdings befand sich ihr König in ihrer Mitte, aber seine Wunde hinderte ihn, ein Pferd zu besteigen. Er mußte sich auf einem Tragsessel, der von zwei Pferden geführt wurde, in den Kampf bringen lassen. Den Oberbefehl über sein Heer ertheilte er seinem Feldmarschall Rennschild.

Die Schweden eröffneten den Kampf durch zwei vorangeschickte Kriegs- und drei Infanterieregimenter, welche die Generalmajors Sparre, Roß und Schlippenbach anführten. Mit schwedischem Ungestüm warfen sie sich auf den russischen rechten Flügel, welchen die Generale

Rönne und Bauer commandirten; die Russen wurden aus zwei Feldschanzen vertrieben.

Jetzt lag es in der Hand der Schweden, alle russischen Schanzen zu nehmen, hätten sie die eroberten Geschütze gegen diese gedeckt; statt dessen ließen sie sich durch den ersten Rausch der Siegesfreude verleiten, die weichenden Russen zu verfolgen, und Peter hatte das Glück, daß dieser Fehler seiner Gegner sein Heer vor einer Niederlage rettete. Der Czar hatte aber auch das Verdienst, diese Uebereilung des Feindes wie ein erfahrener Feldherr zu benutzen. Er traf mit Ruhe seine Anordnungen, und es gelang ihm, das so unvorsichtig vordringende schwedische Corps vom Hauptheer abzuschneiden und zwischen zwei Feuer, die Kanonen der russischen Schanzen und die eines nachrückenden russischen Corps, zu bringen, wodurch jenes genöthigt wurde, in ein Thal zu entfliehen, das von einem Gehölz begrenzt wurde.

Indessen setzte der schwedische General Roß, von seinen Gefährten verlassen, den Kampf vor den russischen Verschanzungen fort. Mit großem Verlust drang er zwischen den Schanzen hindurch. Die schwedischen Reiter machten mehrere Attaken auf russisches Fußvolk, wurden aber wiederholt zurückgeschlagen; dann erneuerten sie noch einmal, von der schwedischen Infanterie nur wenig unterstützt, ihre Angriffe auf die russische Cavalerie, welche jetzt nicht so leicht durch das Fußvolk aus den Schanzen verstärkt werden konnte. Der russische General

Rönne wurde verwundet. Auch jetzt noch hätten die Schweden den Sieg gewinnen können, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, sich in dem Thale, wohin sie zurückgetrieben waren, wieder zu sammeln und wohlgeordnet den Russen in den Rücken zu fallen.

Aber Peter besaß bereits Feldherrnkenntniß genug, um zu erkennen, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, und für diesen Moment die zweckmäßigste Anordnung zu treffen.

Während auf seinen Befehl der russische General Bauer durch eine geschickte Schwenkung den schwedischen General Roß aufhielt, mußten der Fürst Mentschikoff und die Generale Renzel und Hinsky sich mit fünf Regimentern Dragoner und eben so viel Infanterie in das Thal werfen und das dort stehende schwedische Armeecorps auseinander sprengen.

Dies gelang der unerschütterlichen Tapferkeit der Russen und ihrer trefflichen Führung so vollkommen, daß sogar der schwedische General Schlippenbach gefangen wurde. General Roß, dadurch auf sich selbst beschränkt, hatte sich in die Laufgräben einer Feldschanze geworfen. Aber von den Russen umringt, blieb ihm Nichts übrig, als sich dem General Renzel zu ergeben.

Dieser Sieg war jedoch nur das blutige Vorspiel einer Alles entscheidenden Hauptschlacht.

Während dieser Vorgänge hatte das russische Heer

allmählich, mit Zurücklassung von drei Bataillonen unter dem Artillerie-Oberst Günther und 3000 Kosaken zur Deckung des Lagers und als Reserve, die russischen Schanzen verlassen und, an die bei Narva empfangene Lehre denkend, stellte Peter sein Heer vor seinen Verschanzungen in zwei Linien auf. Drei Bataillone, angeführt vom Obersten Gholovin, besetzten indeß ein Kloster auf einer Anhöhe, um dadurch die Verbindung mit der Stadt zu erhalten.

Mit der Kühnheit und Umsicht eines erfahrenen Feldherrn ließ Peter sechs Regimenter Reiterei, vor den Augen des Feindes hinter den Linien des Fußvolks herum vom rechten Flügel nach dem linken sich hinziehen. Die erste Linie der russischen Aufstellung war von zehn Regimentern zu Fuß und acht Regimentern Dragonern mit zwanzig Feldstücken auf jedem Flügel gebildet. Die zweite Linie kam der ersten an Stärke ziemlich gleich.

Der russischen Schlachtordnung gegenüber hatten sich die Schweden in ähnlicher Weise aufgestellt, doch in geringerer Anzahl und nur mit vier Kanonen, weil das übrige Geschütz derselben, aus Mangel an Munition, vor Pultava stehen geblieben war.

So rückte Peter mit seinen Russen den Schweden entschlossen entgegen, ermuthigt durch die überlegene Zahl an Mannschaft und Geschütz, so wie durch die bisherigen Erfolge.

Den Russen kam dabei die ruhige Besonnenheit ihres

Heerführers, den Schweden ihre große Kriegserfahrung zu Statten und die Verzweiflung ihrer Lage, die sich in ihrem Schlachtruf aussprach: „Brod oder Tod!“

Der Zusammenstoß beider Truppen war fürchterlich. Um 9 Uhr Morgens hatte der wüthende Kampf begonnen und nur 2 Stunden dauerte die blutige Metzelei. Beide Monarchen setzten sich in der Mitte ihrer Kriegsheere mit kalter Todesverachtung der größten Lebensgefahr aus. Den Czaren sah man überall auf seinem türkischen Leibrosse, das er sein „Lieschen“ nannte, dahin reiten, wo seine Gegenwart nöthig war, um hier zu ordnen, dort durch sein Beispiel Muth und Begeisterung unter den Seinigen zu erwecken oder die etwa im Kampfgewühl gestörte Ordnung wieder herzustellen. Peter war an diesem über die Herrschaft des Nordens entscheidenden Tage ganz Feldherr. Sein Hut wurde auf seinem Kopfe von einer feindlichen Kugel durchbohrt; sein Kreuz auf der Brust traf eine Kugel und rettete sein Leben. Sein Sattelknopf fing eine dritte Kugel auf, die ihm sonst tödtlich geworden wäre. Dennoch blieb er unverwundet. Es war, als ob im dichtesten Kugelregen ihn ein Schild Gottes beschützte.

Schlimmer erging es dem Könige Karl, der eben so unverzagt, wenn auch gepeinigt von Schmerzen, die er mit seiner starken Willenskraft zu überwinden wußte, in der Mitte der Seinigen auf einem von zwei Pferden

getragenen Seſſel ſich zeigte, indem er mit Wort und Beiſpiel den Muth ſeiner tapferen Schweden zu entflammen ſuchte. Furchtbar krachten die ruſſiſchen Geſchütze und knatterte das Gewehrfeuer, worauf die Schweden kaum noch anders als mit dem Bajonnett oder dem Kolben zu antworten vermochten. Um ihn her ſauſten und pfiffen die Kugeln, und vergebens beſchworen ihn ſeine Getreuen, ſich zurückzuziehen aus dem Kampfgewühl, um ſein koſtbares Leben ſeinem Volke und ſeinem Heere zu erhalten.

„Ich weiche nicht, ehe wir geſiegt haben," ſprach der König kalt. Da traf eine Kanonenkugel eines der Pferde, die ihn trugen. Er ſtürzte zu Boden mit ſeiner Senfte. Man hob ihn auf und ſetzte ihn mit ſeinem verwundeten Fuße auf das andere noch nicht getroffene Pferd. „Vorwärts!" rief er in die Maſſe der Kämpfenden hinein. Da traf eine zweite Kanonenkugel auch das zweite Pferd, und zum zweiten Male lag der trotzige und tollkühne Schwedenkönig am Boden, in einer Blutlache unter Todten und Sterbenden ſeines jetzt entmuthigt zurückweichenden Heeres.

Nur mit Mühe wurde der widerſtrebende König, der ſo wehrlos ſich und die Seinigen dem Untergange preisgegeben ſah, im Gewühl eines an Flucht grenzenden Rückzuges mit fortgetragen und fortgeriſſen. Das ſchwediſche Heer, einmal aufgelöſt, hielt nicht wieder Stand. Noch ehe die zweite Linie der Ruſſen heranrücken konnte,

hatte schon die erste diesen Sieg erfochten. Verfolgt von den russischen Bajonnetten und von den einhauenden Dragonern flohen die Schweden in den Wald, vor dem sie vor dem Beginn der Schlacht ihre Stellung gehabt hatten.

7.

Die Folgen des Sieges bei Pultava. (1709.)

Damit war der Sieg über den Schwedenkönig und sein Heer, wenn auch mit schweren Verlusten, doch auf das Glänzendste erfochten.

Unter den zahlreichen Gefangenen, die dem Czaren vorgeführt wurden, befanden sich auch der schwedische General und Oberbefehlshaber Rhenskiöld, dann der Prinz Maximilian Emanuel von Württemberg und die Generale Stakelberg und Hamilton. Sie hatten es vorgezogen, sich dem Czaren als Kriegsgefangene zu ergeben, als auf der Flucht in die Hände der Kosaken zu fallen, die sie ohne Zweifel mit Rohheit behandelt haben würden. Auch der schwedische Minister Graf Piper, einer der klügsten und getreuesten Rathgeber Karl's XII., dessen Rath nur leider nicht selten vom Könige unbefolgt geblieben war, hatte sich mit seiner ganzen Canzlei nach Pultava in russische Gefangenschaft begeben. Das ganze Gepäck der Schweden und die gesammte Kriegskasse, welche sieben Mil-

lionen ſächſiſche Thaler enthielt, fiel in die Hände der Ruſſen.

Peter, von Mentſchikoff begleitet, eilte mit dem Hute in der Hand durch die Reihen ſeines nach dem Siege auf dem Schlachtfelde aufmarſchirten Heeres, in welchem manche Lücken ſich füllen mußten durch Zuſammenrücken Derer, die vor dieſer mörderiſchen Schlacht oft ziemlich fern von einander geſtanden hatten. Er dankte ihnen für ihre bewieſene Treue und ihren Muth. Die Feldmuſik ertönte und die Fahnen ſenkten ſich zur Begrüßung des Feldherrn, der jetzt zum erſten Male in ſeinem thätigen Leben einen großen Sieg ganz unter eigener Leitung gewonnen hatte.

Um dem Herrn der Heerſcharen ſeinen Dank darzubringen, ließ er einen feierlichen Gottesdienſt unter freiem Himmel halten, dem er kniend beiwohnte. Das Heer umgab im großen Viereck den Altar, an welchem der Metropolit, umgeben von der Feldgeiſtlichkeit des Heeres, den Gottesdienſt nach griechiſchem Ritus feierte.

Alsdann lud Peter die gefangenen ſchwediſchen Generale an ſeine Tafel und behandelte ſie mit der Achtung, welche wahre Seelengröße auch dem beſiegten Feinde erweiſet.

„Geſtern", redete er ſie an, „hatte Euch mein Bruder Karl auf dieſen Tag hieher geladen, heute erfüllen wir ſein gegebenes Wort, indem wir Euch bei uns aufnehmen."

Den Feldmarſchall Rhenſkjöld befragte er um die

Zahl der Truppen, welche der König zur Schlacht geführt habe. Als der Feldmarschall erklärte, mit Einschluß der Polen, Kosaken und Walachen schätze er sie auf 30,000 Mann, entgegnete der Czar: „Aber wie durftet ihr es wagen, mit einer so geringen Truppenzahl mir eine Schlacht liefern zu wollen?“ Da entgegnete der schwedische Feldherr: „Als treue Unterthanen gehorchten wir unserem Könige.“ „Seht!“ rief der Czar, gegen die Seinigen gewendet, aus: „so muß man seinem Herrscher dienen!“

Dann brachte er unter dem Donner der Geschütze gegen die Schweden gewendet den Toast aus: „Meinen Lehrern in der Kriegskunst!“

Die gefangenen Generale erhielten darauf ihre Degen zurück, und den gefangenen Feldmarschall Rhenskjöld ehrte er noch dadurch besonders, daß er ihm seinen eigenen Degen von der Seite gab. Der Prinz von Württemberg erhielt bald seine volle Freiheit, den Feldherrn Rhenskjöld aber übergab er als Gast seinem Feldmarschall Schermetjew, den Canzler Piper dem Grafen Gholowkin, und so wurden die gefangenen schwedischen Generale mehr als Gäste des Czaren, wie als Gefangene behandelt. Als ein russischer Officier es wagte, sich unehrerbietig über den unglücklichen Schwedenkönig zu äußern, strafte ihn Peter mit ernsten Worten: „Bin ich nicht auch König,“ schloß er, „und wer bürgte mir dafür, daß Karl's Geschick nicht das meinige würde?“

Die Beerdigung der todten Russen nach der Schlacht war besonders feierlich. Peter ließ zwei große Gruben graben, die eine für die Officiere, die andere für die Soldaten und Unterofficiere, die in voller Uniform eingesenkt wurden. In tiefer Bewegung redete er die Gefallenen an: „Tapfere Krieger, die Ihr Euer Leben dahingabt für Glauben, Vaterland und Geschlecht, wie mit Märtyrerkronen gekrönt habt Ihr Euern Lohn empfangen von dem Herrn, dem gerechten Richter des Kampfes! Unterstützt auch künftig unsere rechtmäßigen Waffen gegen die Feinde des Vaterlandes durch Eure Gebete, damit wir im Frieden Gott preisen mögen und Eure Erfolge.“

Der Czar ehrte sodann die auf dem Felde der Ehre Gefallenen durch drei tiefe Verbeugungen, und warf drei Hände voll Erde auf die Leichen in die Gruft. Tief ergriffen folgten seinem Beispiele alle Generale, Ober- und Unterofficiere und Soldaten, und bald waren die Todten von den Händen treuer Kameraden mit Erde bedeckt. Manche Thräne rann über die bärtigen Wangen, und stille, aber heiße Gebete zu Gott dankten dem obersten Lenker aller Schlachten für den großen, folgenreichen Sieg, für die Erhaltung und Rettung ihres eigenen Lebens, und sie beteten für das Seelenheil ihrer abgeschiedenen Brüder. Es war eine tief ergreifende, rührende Scene, Allen unvergeßlich, die ihr beigewohnt hatten.

Auf den großen Grabhügeln ließ der Czar Kreuze

errichten. Darauf waren die Worte geschrieben: „Fromme Krieger, gottselig mit Blut gekrönt, im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1709, am 27. Tage des Juni.“

Die Leichen des feindlichen Heeres erhielten ohne Unterschied des Ranges eine gemeinschaftliche Gruft. Die Begräbnißfeierlichkeiten dabei wurden von schwedischen Geistlichen nach dem Ritus ihrer Kirche besorgt.

Peter wollte auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichten lassen. Dieses kam jedoch zur Zeit seines Lebens nicht zu Stande, weil andere Ereignisse dieses Vorhaben in den Hintergrund drängten. Erst der Sohn seines Urenkels hat in unserm Jahrhundert diesen Gedanken seines großen Ahnhern auf würdige Weise zur Ausführung gebracht. Indeß wurde doch während Peter's Regierung der Gedächtnißtag der Schlacht von Pultava alljährlich gefeiert.

„An diesem Tage,“ schrieb Peter in sein Tagebuch, „hat unsern Feind das Schicksal des Phaeton getroffen, und das Fundament der Newastadt wurde damit für immer gegründet.“

8.

Karl's Flucht. Mazeppa's Ende. (1709.)

Nach der Schlacht von Pultava suchte man den König Karl auf dem Schlachtfelde unter den Todten; aber nur sein zerschossener Tragsessel wurde dort gefunden.

Der von der Hand seines Geschicks so schwer getroffene unglückliche König war nur mit Mühe zur Flucht zu bewegen. Er beklagte, daß ihm nicht das Loos eines Helden geworden sei, der rühmlich auf dem Schlachtfelde dem Tode verfallen, sondern das eines Flüchtlings, dem, wie er mit Unrecht besorgte, die Geschichte einst den Namen eines Feiglings beilegen würde. Zerrüttet waren seine Verhältnisse, verloren sein Heer, untergegangen der glänzende Stern seines Ruhms, vereitelt seine ehrgeizigen Eroberungspläne, und eine schmerzende Wunde, ohne Möglichkeit der Pflege, quälte ihn bei Tage und störte seine Nachtruhe; aber dies Alles war noch milde Pein gegen den Schmerz der Gefühle, der sein Inneres durchtobte. Nur ein so starker Geist und eisenfester Charakter, wie Karl XII. eigen war, vermochte unter solchen Verhältnissen noch länger das Leben zu ertragen. Innerlich bewegt, setzte er den Stürmen seines Geschicks eine eiserne Ruhe entgegegen, die Bewunderung erregte und noch das Einzige war, was den Trümmern seines Heeres in ihrer trostlosen Lage einige Beruhigung und Hoffnung einflößen konnte.

Nur der Gedanke, sein Leben zu erhalten, um einst die Scharte gegen Peter den Großen wieder auswetzen zu können, hatte ihn vermocht, sein Leben zu erhalten und in der Flucht sein Heil zu suchen. So ging er denn mit den Trümmern seines Heeres am Ufer der Worskla hinab bis zu ihrem Ausfluß in den Dniepr.

Dort stand der Geflüchtete mit seiner am Nothwendigsten Mangel leidenden, zum Theil verwundeten kleinen Schaar hülflos, eingeschlossen zwischen drei breiten Flüssen, dem Dniepr, der Worskla und dem Peschol. Drei Tage hatten seine braven Soldaten Nichts zu essen gehabt; sie waren dadurch, so wie durch die Anstrengungen des Kampfes und des mühseligen Marsches so abgemattet, daß sie, wenn es ihnen auch nicht an Munition gefehlt hätte, doch außer Stande gewesen wären, sich gegen einen Angriff zur Wehre zu setzen.

Schon sah man die verfolgenden Russen heranrücken, und keinen Ausgang gab es aus diesem Sack von Gewässern, über welche zu setzen es an jedem Hülfsmittel fehlte. Nur schwer war Karl zu bewegen, sein zusammengeschmolzenes Heer zu verlassen, um sich selbst der russischen Gefangenschaft zu entziehen.

Endlich vermochte ihn Löwenhaupt dazu, und der königliche Flüchtling setzte über den Dniepr auf seinem schwimmenden Pferde. Mazeppa, der Urheber dieses Unglücks, und wenige Hunderte folgten dem Fliehenden.

Löwenhaupt blieb zurück als Führer des geschlagenen Schwedenheeres. Es blieb ihm Nichts übrig, als zu capituliren. Dies geschah am 30. Juni 1709. So wurden 15,000 Schweden Kriegsgefangene von höchstens 9000 Russen. Und das war nicht zu verwundern, denn Diese waren moralisch gehoben durch ihr Selbstgefühl als Sieger

und gekräftigt durch gute Verpflegung und reichlichen Kriegsbedarf. — Löwenhaupt hatte sich in der Capitulation ausbedungen, daß seine Truppen während der Gefangenschaft anständig behandelt werden sollten; aber leider erfüllte Peter diese Bedingung nicht. Keiner von den unglücklichen Schweden kehrte in sein Vaterland zurück. Sie wurden in das weite russische Reich vertheilt, und viele von ihnen fanden ihren Tod in den sibirischen Bergwerken oder bettelnd und verschmachtend auf den ungebahnten Straßen durch die endlosen Steppen, wo oft Tage und Wochen lang jede menschliche Wohnung, jede Nahrung und jedes trinkbare Wasser fehlten. Mazeppa flüchtete nach Bendra, wo er verachtet und verlassen — wie er es verdient — im Elend starb.

So war denn der Sieg bei Pultava der vollkommenste aller Siege, welche die Geschichte kennt. Rußland gewann damit das politische Uebergewicht im Norden und Peter der Große das Hochgefühl, welches sich noch bestimmt später in seinem Testamente aussprach: daß Rußland einst berufen sei, als Gebieter über zwei Welttheile, die Geschicke Europa's wie Asiens zu lenken.

Und so war die Schlacht von Pultava der Schlüssel geworden zu der Erklärung der neueren russischen Anmaßungen und aller der europäischen Wirren, welche noch heute die Welt bewegen.

Zehnter Abschnitt.

Peter's Familie. — Katharina.

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!"
Schiller.

1.

Blicke in das Familienleben des Czaren.

Mit dem politisch bewegten Leben ging das eben so bewegte Familienleben des Czaren Hand in Hand.

Die bedeutendsten Ereignisse desselben, welche die kriegerischen Bewegungen seiner russischen Vergrößerungspolitik begleiteten, knüpften sich an zwei hervorragende Persönlichkeiten, die ihm nahe standen: die nachmalige Kaiserin Katharina I. und seinen unglücklichen Sohn Alexei. Interessant durch Charaktere und Glückswechsel wurden die Geschicke seiner Töchter, Elisabeth und Anna, seines in zarter Jugend verstorbenen Sohnes und Thronfolgers Petrowitsch, so wie das unglückliche Schicksal seines Enkels Peter Alexeiowitsch.

Wenn wir uns an das Unrecht erinnern, welches

der in seinen Handlungen so entschlossene und energische, in seinen Neigungen und Leidenschaften so wandelbare Czar gegen seine erste, in das Kloster verstoßene Gemahlin Eudoxia verschuldet hat, so überkommt uns ein geheimes Grauen vor der dunklen Macht eines vergeltenden Verhängnisses und daneben das Anstaunen eines nie dagewesenen, vielleicht nie wiederkehrenden Glückswechsels, wie eine arme leibeigene Magd im Laufe von neun Jahren Alleinherrscherin und Kaiserin des damals schon größten europäisch-asiatischen Reichs, des im Aufstreben und Erwachen begriffenen Rußlands geworden ist, und diese höchste Stufe der Ehren mit Würde, Geist und Kraft behauptet hat.

In Peter's jüngeren Jahren herrschte ein sehr heiteres Familienleben am Hofe der beiden jungen Czaren. Das war damals, als noch die würdige Mutter Peter's, die Czarin Natalie, umgeben von allen ihren Kindern, sich am Leben befand. Damals waren die ersten Reformen am Hofe der beiden jugendlichen Czaren, Iwan und Peter, eingetreten. Doch war noch vorherrschend der alte orientalische Geschmack an bunten Narrenspielen, und diese Gegensätze von alten und modernen Sitten gaben, bei der damaligen Lebenslust des jungen Czaren Peter, dem Hofe ein wunderliches, bewegtes Ansehen.

Wir wissen, daß das spätere Leben des Czaren demselben mehr Ernst verlieh, daß er die Narrenspiele am

Hofe der Gemahlin seines Halbbruders und Mitregenten Iwan nicht mehr leiden wollte; daß aus seinen Soldatenspielen ernste Kriegsvorbereitungen wurden, wogegen er satyrische Feste im barokſten Style liebte, um durch Spott die altrussischen Sitten auszurotten. Dabei feierte Peter gern mit seinen Freunden nächtliche Bachanalien, wobei tapfer getrunken wurde, und in Hinsicht der Frauenliebe war er eben kein Heiliger. Er liebte den Wechsel in seinen Neigungen zu dem schönen Geschlechte. Wir haben gesehen, wie nach dem Tode seiner Mutter, die ihm die schöne Eudoxia zur Gattin gegeben hatte, um seine Leidenschaften zu zügeln, die Eifersucht dieser unglücklichen Fürstin dahin führte, daß Peter sich von ihr trennte und sie ins Kloster verwies, wo sie unter dem Namen Helena als Nonne eingekleidet wurde.

Eudoxia hatte ihm einen Sohn, den unglücklichen Alexei geschenkt, der nicht das Glück hatte, seines Vaters Liebe zu gewinnen, wie wir später erzählen werden.

Es ist früher schon mitgetheilt worden, wie die schöne Liefländerin Iwanowna Mons das Herz des Czaren gewonnen hatte; aber sie genoß dieses zweifelhaften Glückes nicht lange. Eine noch schönere, liebenswürdigere und klügere Geliebte hatte, ohne es zu wollen und zu wissen, die Eroberung dieses großen Eroberers gemacht, und sie wußte sich in der Gunst ihres wandelbaren Gebieters bis an das Ende seines Lebens zu erhalten. Das war die leibeigene

Magd Martha, die nachmalige Czarin und Kaiserin Katharina.

2.

Katharina, früher Martha genannt. Ihre Jugend, Gefangenschaft und Aufnahme bei Schermetjew.

In Marienburg lebte in dem Hause des Propstes Glück in dienenden Verhältnissen ein junges Mädchen, Namens Martha. Sie war 1636 geboren, als die Tochter eines leibeigenen Bauern, der den Taufnamen Samuel führte; denn damals hatten die Bauern noch keine eigenen Familiennamen. Ihre armen Eltern gaben sie noch ganz jung in die Dienste eines lutherischen Geistlichen, Namens Daut, in Roop, einem Dörfchen im Riga'schen Kreise. Dort wurde sie in den Lehrsätzen der protestantischen Kirche erzogen. Kaum 14 Jahr alt, trat sie in die Dienste des Propstes Glück, in dem festen Städtchen Marienburg, wo sie in diesem Glauben weiter unterrichtet und confirmirt wurde.

Das junge Mädchen entwickelte bald eine wunderbare Schönheit und früh schon eine seltene Geistes- und Charakterstärke. Der humane und gelehrte Propst interessirte sich für sie, und so gewann die junge Martha, bei ihrer ungemeinen Fassungsgabe, einen gewissen Grad von Bildung

und Kenntnisse, welche sich freilich nicht auf die Kunst des Lesens und Schreibens erstreckten, was man damals für die Sittlichkeit junger Frauenzimmer für gefährlich hielt; aber sie gewann dafür eine Welt- und Menschenkenntniß und eine Sicherheit des Tacts, bei einer einschmeichelnden Liebenswürdigkeit, wie sich nicht selten bei jungen Mädchen unter dem Drucke äußerer Verhältnisse entwickeln, Eigenschaften, die ihr früh schon die Möglichkeit gaben, die glänzende Rolle zu spielen, zu der sie von ihrem Geschicke berufen zu sein schien.

Damals gingen ihre Wünsche und Hoffnungen freilich noch nicht so hoch.

Sie lernte in dem Hause des Propstes einen jungen schwedischen Unterofficier kennen, der, ohne gerade hervorragende Eigenschaften zu haben, ein sittlicher und achtbarer Mensch war. Er hatte sein Quartier im Hause des Propstes, und war in dessen Familie wohlgelitten. Nach und nach knüpfte sich zwischen der jungen Martha, und dem jungen Feldwebel bei den Dragonern, Namens Rabin Staberonsky, ein zartes, aber inniges Liebesverhältniß an. Kathinka war damals erst funfzehn Jahre alt, aber früh schon entwickelt, eine feine, ziemlich große Gestalt mit schönen blonden Haarflechten, lebhaften Augen und regelmäßigen Zügen. Sie verrieth schon damals einige Anlage zu der Fülle der graziösen Haltung, welche später die Czarin vor allen Anderen ihres Geschlechtes so auszeichnete.

Es ist ein Zug der Natur, wenn das Herz eines noch unverdorbenen jungen Mädchens von einem liebenswürdigen jungen Manne leicht gewonnen wird. Das unbewußte Gefühl von der Bestimmung des Weibes knüpft daran oft nur zu leicht die Hoffnung auf eine ähnliche Verbindung, und in einer abhängigen Lage, in dienenden Verhältnissen, worin sich Martha damals befand, hilft der Verstand gern mit an dem Baue eines solchen Traumes von Glück und Freiheit eines eigenen Hausstandes. Martha sah darin eine Aussicht auf künftige Versorgung; so gab sie sich unbefangen den Eindrücken dieser ersten Liebe hin, und der Propst, der darin ebenfalls eine Sicherstellung einer bescheidenen Zukunft seines Pfleglings sah, segnete diese Verlobung der glücklichen Liebenden.

Der Consens der Militairbehörde war eingegangen. Die eheliche Verbindung des jungen Paares stand vor der Thür. Da, gerade am Vorabende des Tages ihrer Hochzeit, erhielt das Cavalerieregiment, bei welchem Martha's Verlobter stand, Ordre, noch in der Nacht auszurücken, denn die Kunde hatte Alles in Bewegung gesetzt, daß die Russen im Anzuge gegen Marienburg seien, und bei der Vertheidigung der Festung, die jetzt beginnen sollte, war die Cavalerie nicht nothwendig; sie konnte besser verwendet werden in Vereinigung mit einem schwedischen Armeecorps außerhalb der Festung.

Mit einer zärtlichen Umarmung und tausend Schwüren

der Treue und Thränen des Abschiedes trennten sich die Liebenden, hoffend auf eine spätere Wiedervereinigung, die ihnen aber ein seltsames Geschick versagte.

Bald donnerten die Kanonen auf den Wällen und außerhalb derselben. Die Garnison capitulirte. Schon war der schwedische Commandant, Major Thilo, im russischen Lager, die Russen waren eingerückt, da sprengte der Stückjunker Gottschlich das Pulvermagazin und damit seine Gattin und viele Russen und Schweden in die Luft. Er selbst entkam der Gefahr, wurde aber in Riga erkannt, gefangen genommen und hingerichtet. Erbittert darüber, erklärten die Russen die Capitulation für gebrochen, nahmen die Soldaten und Einwohner gefangen, und gaben die unglückliche Stadt der Plünderung preis. Feuer und Wehegeschrei raste durch die Straßen, dunkele Nacht umhüllte die Gräuelscenen, die nur hier und da von den Flammen gräßlich beleuchtet wurden. Aber bei allem diesem Schrecken und Entsetzen blieb Martha ruhig und besonnen. Wenn ihre Schönheit die Rohheit der Soldaten anlockte, so wußte ihre Würde dieselben in die Schranken der Schonung zurückzuweisen. Wie ein guter Genius war sie überall der Schutzengel der trostlosen Familie ihres Pflegevaters, und als auch dessen Haus von frevelnder Hand in Brand gesteckt war, führte sie selbst den greisen Propst und dessen würdige Gattin und lieblichen Kinder zu dem russischen Feldherrn Schermetjew, den sie

kniend in der rührenden Sprache einer jugendlichen Schönheit um Schutz anflehte.

Der menschenfreundliche Feldherr hob sie auf, und sicherte ihr und der Familie des Propstes, seinen Schutz zu. Für das Unterkommen und die Sicherheit der Familie des Probstes wurde gesorgt; aber das schöne, junge Mädchen wollte der Feldherr nicht der Rohheit seiner Soldaten preisgeben. Er behielt sie unter seinem eigenen Schutz in seinem Hausstande, um sie später seiner Familie zuzuführen.

Das war nun freilich ein unruhiges Soldatenleben im Feldlager; aber Martha war gewandt genug, sich in jedes Verhältniß zu fügen. Schermetjew liebte sie bald wie ein Vater die Tochter, und so war auch ihre Behandlung im Lager.

3.

Martha bei Mentschikoff.

In diesen Verhältnissen sah sie Mentschikoff, dieser gewandte Kenner weiblicher Schönheit, erkannte sogleich auf den ersten Blick, daß Martha eine seltene Gabe habe, die Herzen der Männer zu gewinnen. Er dachte dabei an den Czaren, der damals noch unter dem Einflusse seiner leidenschaftlichen Neigung zu der schönen Mons stand. Diese aber war nicht Mentschikoff's Freundin, sondern seine Nebenbuhlerin in der Gunst des Czaren. Sie wußte oft

durch eine Bemerkung in gelegener Stunde ihm in der Gunst des Czaren zu schaden, und leider mußte Mentschikoff sich bewußt sein, daß er manche Blößen gab, welche ihm die Intriguen einer dem Czaren so nahe stehenden Feindin gefährlich machten. Eine vorherrschende Neigung Mentschikoff's war Habsucht. Ihm war jedes Mittel recht, um sich zu bereichern. Hätte der Czar dies erfahren, so war er verloren. Die schlaue Mons ließ ihm aber mit der größten Freundlichkeit merken, wie es ihr nicht unbekannt sei, daß er Officierstellen verkaufte, von fremden Gesandten und Kaufleuten, die Privilegien haben wollten, Geschenke annahm für seine Verwendung; eben so von jüdischen Lieferanten, die dann große Summen an den Armeelieferungen verdienten. So befand sich Mentschikoff auf einer gefährlichen Höhe, von der ihn die Zunge eines Weibes herabstürzen konnte. Gelang es ihm, sie aus dem Vertrauen des Czaren zu verdrängen, so war er gerettet, wo nicht, verloren. Martha sollte ihm dazu, ohne es zu wissen, die Hand bieten.

Mentschikoff ließ sich mit dem klugen und schönen Mädchen in ein Gespräch ein, und erkannte bald, daß der Czar ihrer Liebenswürdigkeit nicht widerstehen und daß ihre Klugheit es ihr möglich machen würde, sich in einem Verhältniß mit ihm zu behaupten und jedenfalls die schöne Mons aus der so wandelbaren Neigung des Czaren zu verdrängen.

Er begann damit, das junge Mädchen zu bedauern, daß es in solchen der reinen Weiblichkeit nicht zusagenden Verhältnissen eines Feldlagers leben müsse. „Ich wäre durch meine Verbindung im Stande," fügte er hinzu, „Dich an den Hof des Czaren zu bringen, wo Dir jeder Deiner Wünsche befriedigt werden wird."

„Auch der einer Verbindung mit meinem Bräutigam?" fragte Martha.

„Du bist verlobt?" entgegnete Mentschikoff überrascht.

„Ja, Herr," versetzte sie, und erzählte mit Wärme von ihrem Geliebten und der schmerzlichen Trennung von Demselben.

„Er steht noch beim Feinde," bemerkte Mentschikoff, „aber wenn wir die Schweden schlagen und er unser Gefangener wird, so werde ich schon die Einwilligung des Czaren vermitteln können zu einer guten Versorgung des jungen Mannes und Deiner Verheirathung mit ihm."

„O, Herr!" rief das reizende, junge Mädchen lebhaft aus, indem sie ihm nach slavischer Sitte die Hand küßte, „ich würde es Dir ewig Dank wissen."

„Erinnere Dich an dieses Wort," sprach Mentschikoff mit einem sie fast erschreckenden Ernst, „wenn ich Dir einst ein noch weit größeres und glänzenderes Glück verschaffe."

„Ueber das Glück des Herzens," entgegnete Martha, „giebt es kein höheres!"

„Nun, das wird sich finden," versetzte Mentschikoff lächelnd, „sei nur recht freundlich gegen den großen Czaren, den Du bei mir sehen wirst, denn in seiner Hand liegt Deine Zukunft; jetzt aber werde ich mit dem Feldmarschall sprechen, daß er einwillige, Dich in günstigere Verhältnisse zu versetzen."

Dies geschah; aber es war nicht leicht, den alten Schermetjew zu überreden, daß er dem übelberüchtigten Mädchenjäger das schöne unschuldige Mädchen überließ. Erst die Versicherung Mentschikoff's, daß er sie in eine anständige Familie in Petersburg bringen und daß der Aufenthalt des jungen Mädchens im Feldlager nicht allein dem guten Rufe desselben, sondern auch dem seinigen schaden würde, bewog den Alten nachzugeben, und Mentschikoff entführte die schöne Martha glücklich nach Petersburg, wo sie in dem vom Czar erbauten großen Hause Mentschikoff's und dort in seinem glänzenden Hausstande vorerst die Stellung einer Mundschenkin erhielt.

4.

Martha unter dem Namen Katharina bei dem Czaren.

In diesen Verhältnissen hatte sie einmal Gelegenheit, dem Czaren, der bei Mentschikoff zum Besuch war, den Pokal mit Wein zu kredenzen. Peter wurde überrascht,

geblendet und angezogen von der wunderbaren Schönheit und Anmuth des jungen Mädchens. Er redete sie freundlich an, und erhielt so kluge Antworten, daß von diesem Augenblick an seine Vorliebe für Katharina, wie er sie nannte, entschieden war.

Es vergingen kaum einige Wochen, da machte Peter ihr den Antrag, mit ihr nach Moskau zu gehen, wo er sie an den Hof bringen würde, um ihr Glück zu machen. Martha war noch zu unschuldig, um das Bedenkliche eines solchen Antrags zu erkennen, oder vielleicht auch schlau genug — denn wer vermag in die Tiefe eines Mädchenherzens zu dringen? — darauf zu rechnen, daß sie durch die Gunst eines so mächtigen Herrn mit ihrem Geliebten wieder verbunden werden würde. Sie dankte ihm demüthig, mit einem Handkuß und bat nur, daß, wenn der Czar wirklich ihr Glück beabsichtige, er sie doch mit ihrem Verlobten zu vereinigen suchen möge, der gewiß gern aus schwedischen Diensten desertiren und in russische übergehen würde, wenn er nur davon Nachricht erhielte, welches Glück ihn hier erwarte.

Peter war nicht eben angenehm überrascht durch diese Mittheilung; doch unterdrückte er seinen Mißmuth und fragte nach dem Namen ihres Geliebten und dem Regimente, wobei er stehe. Martha sagte ihm Alles mit offenem kindlichem Vertrauen, und Peter entgegnete, sie müsse sich den Gedanken an diese kindische Neigung aus

dem Sinne schlagen; sie würde ihn nie wiedersehen, denn ihr sei ein höheres Loos bestimmt, als das Weib eines armen Soldaten zu werden.

Martha erschrak. Aber die Betrübniß, die sie angriff, war nicht tief und nicht dauernd. Die erste Jugendliebe eines noch fast ganz kindlichen jungen Mädchens ist selten von Dauer, noch seltener tief in das innerste Leben greifend.

Martha hat ihren Jugendgeliebten nie wieder gesehen, ihn auch wahrscheinlich im Wechsel eines reichern und glanzvollen Lebens bald vergessen, und Mentschikoff sorgte dafür, daß er zeitig Nachricht erhielt, als das schwedische Dragonerregiment, in welchem ihr früherer Verlobter, der Feldwebel Rawin Staberonsky stand, gefangen genommen war. Dieser wurde auf Mentschikoff's Befehl nach Azow transportirt, wo er, in günstige Verhältnisse gesetzt, nie erfuhr, was aus seiner geliebten Martha geworden war, denn davon, daß sie die später so mächtige und einflußreiche Katharina sei, hatte er nicht die geringste Ahnung.

Peter nahm Martha zu sich an seinen Hof. Bald wurde sie seine stete Gesellschafterin und erklärte Geliebte, der er den Titel: „Ossudara," das heißt: „Gnädige Frau!" verlieh.

Martha oder Katharina, wie sie der Czar von Anfang an nannte, fand sich leicht in diese neuen Verhält-

niſſe. Schnell lernte ſie die ruſſiſche Sprache, und ihre Mutterſprache, die Eſthniſche, ſo wie die deutſche, ſchien ſie faſt ganz vergeſſen zu haben. In ihrer Bildung machte ſie bewunderungswürdige Fortſchritte. Man bewunderte damals ſchon die Würde und hohe Vornehmhaltung, wodurch ſie ſowohl ihre niedrige Herkunft als auch ihre damals mehr als zweideutige Stellung an Peter's Hofe ſo zu verdecken wußte, daß ihr von allen Seiten, ſelbſt von allen Mitgliedern der czariſchen Familie, die damals am Hofe lebte, Achtung und ſelbſt Ehrerbietung erwieſen wurde.

Im Jahre 1703 that ſie einen weitern Schritt, um ſich die Liebe und Anhänglichkeit des Czaren zu gewinnen. Sie trat zur griechiſchen Kirche über. Der Sohn erſter Ehe des Czaren, der Zzarowitſch Alexei, vertrat, um ſich bei ſeinem Vater gefällig zu erweiſen, Pathenſtelle bei Derſelben. Sie erhielt in dieſer Taufe die Namen Katharina Alexiewna, und führte fortan den erſten dieſer Namen, unter welchem ſie berühmt wurde.

Viel klüger als Eudoxia und ſelbſt als die ſchöne Mons trat ſie niemals der Unbeſtändigkeit der Neigungen ihres hohen Geliebten entgegen, ſondern that immer, als bemerke ſie dieſelbe nicht.

Selbſt der ſchönen Mons nahm ſie ſich ſcheinbar an, und bewirkte eben dadurch, daß Peter täglich gleichgültiger gegen Dieſelbe wurde. Dieſe ehemalige Favorite

des Czaren hatte aber längst bemerkt, daß sie alle Hoffnung verloren habe, seine Neigung und den frühern Einfluß auf Denselben sich zu erhalten. Sie suchte daher eine andere gesicherte Stellung zu erlangen und ihrer feinen und gewandten Koketterie gelang es leicht, die Gunst des Preußischen Gesandten, Baron von Kaiserling, zu gewinnen, der denn auch um ihre Hand warb. Da war es wieder Katharina, die sich beim Czaren dahin verwendete, daß Dieser zu einer solchen Verbindung seine Zustimmung gab. Dies that Peter um so lieber, als er dadurch die ihm nachgerade lästig werdende Geliebte auf einmal mit guter Manier loswurde.

So war denn Katharina gegen diese Nebenbuhlerschaft für immer gesichert. Keine Frau in der Welt verstand es, sich dem Manne ihrer Wahl in jeder Hinsicht so beliebt und unentbehrlich zu machen, wie Katharina. Mit einer unvergleichlichen Feinheit des Gefühls belauschte sie seine Gedanken, Wünsche und Gefühle, und kam ihm immer entgegen. Sie mischte sich bei aller Gunst, die sie genoß, nie in Staatsgeschäfte, sondern übte ihren Einfluß auf den Czaren nur um Gutes zu thun. Mit demüthiger Ergebenheit und der unabläßigen Sorge für seine Gesundheit erhob sie sich doch zur Beherrscherin seines Herzens. Niemand mißgönnte ihr das Glück, das sie genoß, denn unermüdet war sie im Wohlthun. Besonders dankbar sorgte sie für die Wohlfahrt ihres würdigen Pflegevaters, des Propst

Glück in Marienburg und für dessen Familie, denen Nichts mehr zu wünschen übrig blieb und die lange nicht ahnten, woher der reiche Segen des Wohlstandes floß, der sich über ihr Haus ergoß.

Nur in einer Hinsicht war sie zurückhaltend und spröde. Sie wußte die stürmischen Leidenschaften des Czaren zu zügeln. „Du würdest selbst mich nicht mehr achten können," sagte sie, „wenn ich Mutter würde, ehe ich Gattin geworden bin. Was würde die Welt dazu sagen, wie würde man mich verachten, die Deiner alsdann nicht mehr werth wäre? Darum, Herr, bitte und beschwöre ich Dich, zügele Deine Leidenschaften, denn es ist unmöglich, daß ich jemals die Gattin werde eines hohen Czaren, der mich verachten müßte, während mein Herz und mein Leben ihm zu eigen ist. Darum entlaß mich entweder, oder begnüge Dich mit meiner Freundschaft.

5.

Katharina's heimliche Vermählung mit dem Czaren. Ihre Töchter. Sie begleitet Peter in den Türkenkrieg.

War es kluge Berechnung oder war es der feine Takt eines sittlichen Gefühls — sie hatte damit das Rechte getroffen, um dahin zu gelangen, den Czaren unauflöslich an sich zu fesseln. Peter's Wünsche wurden immer glü-

hender. Er fühlte und erkannte wohl das Haupthinderniß einer ehelichen Verbindung mit Katharina, denn seine erste verstoßene Gemahlin Eudoxia lebte ja noch im Kloster, zwar als eingekleidete Nonne, aber nicht als geschiedene Frau. Allein der Czar half sich mit Trugschlüssen. „Als eingekleidete Nonne," sagte er zu Mentschikoff, „ist sie eine Braut Christi. Als solche kann sie nicht mehr Gemahlin des Czaren sein; ich werde also nicht eine Biganie begehen, wenn ich mir Katharina, um ihr Gewissen zu beruhigen, antrauen lasse. Wegen ihrer niedrigen Geburt aber und um bei der unverständigen Menge Aergerniß zu vermeiden, geschehe dieses ganz heimlich."

Und so geschah es auch. Es war im Jahre 1707, als in der Hofkapelle im Kreml um Mitternacht bei hundert brennenden, geweihten Wachslichtern, vor dem Bilde der heiligsten Mutter Gottes, von dem Metropoliten von Moskau nach dem Ritus der griechischen Kirche die Offudara Katharina Alexiewna mit dem Czaren Peter Iwanowitsch feierlich getraut wurde. Mentschikoff und Schermetjew waren als Zeugen zugegen.

Erst im folgenden Jahre (1708) gebar Katharina ihrem Gemahl eine Tochter, Anna, und im nächsten Jahre (1709) die zweite, Namens Elisabeth, die Beide bestimmt waren, ihre Rollen auf dem Welttheater zu spielen. Beide Kinder wurden die Lieblinge des Czaren, besonders die überaus liebliche kleine Anna, und dieses gemüthliche Ver-

hältniß, welches in das bewegte Leben des Czaren erwärmend und erheiternd wie ein Sonnenlicht durch Wolken drang, mußte auch auf die Neigung Desselben für die schöne Mutter dieser lieblichen Kinder dauernd und fesselnd zurückwirken.

Die kluge Katharina wußte sich ihrem Gemahl immer unentbehrlicher zu machen. Keine Frau in der Welt verstand es, sich mit dieser Hingebung und Liebenswürdigkeit in alle seine Launen zu fügen und seinen aufflammenden Jähzorn schnell zu beruhigen, wie sie.

Unermüdet war sie in der Fürsorge für sein Wohlbefinden. Sie begleitete ihn von jetzt an auf allen seinen Reisen; so auch, wie wir später erzählen werden, bei dem Ausbruch des Krieges am Pruth.

Katharina wußte den Czaren fortwährend durch ihre Aufmerksamkeit, Ergebenheit und besonders ihren glänzenden Verstand zu fesseln.

Sie vergaß es nie, was sie dem, damals schon in den Fürstenstand erhobenen Günstlinge des Czaren, Mentschikoff, zu danken hatte, und es enstand zwischen Beiden ein stillschweigendes Bündniß, sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen. Nicht selten wußte sie den Czaren zu versöhnen, wenn Dieser Züge von Mentschikoff's Habsucht entdeckt hatte; aber so verstand es Mentschikoff, immer wieder die Neigung des Czaren auf Katharina zurückzulenken, wenn andere schöne Frauen vorübergehend seine Gunst gewonnen hatten.

Bei allem Glanz, aller Macht und allem Einfluß

fühlte sich Katharina jedoch nicht glücklich. Ihr gefühlvolles Herz dachte oft mit Schwärmerei an die harmlose Zeit ihrer Jugend zurück. Damals, als Tochter eines Leibeigenen und Magd, war sie glücklich gewesen in ihrer ersten stillen Liebe zu dem schönen Dragoner-Unterofficier, und kein Wölkchen hatte ihre hellen, unschuldigen Lebensfreuden verdüstert. Wie anders jetzt, wo ihr ganzes Leben Nichts war als eine Kette von Intriguen und Heuchelei. Sie mußte ihren ganzen Scharfsinn aufbieten, um nicht von der einschmeichelnden Verstellungskunst ihrer Umgebungen erdrückt zu werden. Gegen den oft schonungslosen Jähzorn, die oft grausame Härte und den Wankelmuth in den Liebhabereien des Czaren hatte sie keine anderen Waffen, als mit seltener Charakterstärke sich den Anschein zu geben, als bemerke sie dergleichen Verirrungen nicht. Ob auch ihr Herz oft blutete, so mußte sie, wie der klare Himmel, stets heiter und freundlich erscheinen und in der heftigsten innern Aufregung eine äußere Ruhe und Besonnenheit behaupten, die nur allein geeignet war, sie in der hohen Stellung zu erhalten, zu der sie ihr merkwürdiges Geschick berufen hatte.

So entwickelte sich ihr weiteres Geschick, Hand in Hand gehend mit den politischen Ereignissen, welche das Leben des Czaren in einer stets fieberhaft aufgeregten Bewegung rastloser Thätigkeit erhielten.

Eilfter Abschnitt.

Ereignisse vom Siege bei Pultawa bis zum Ausbruch des Türkenkrieges. (1709—1710.)

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht!"

1.

Die polnischen Angelegenheiten.

Ganz Rußland jubelte nach dem Siege bei Pultawa. In Lobgesängen und transparenten Inschriften wurde der gefeierte Czar Peter der Große genannt. Dieser, im Gefühle seiner Macht, fuhr fort, sein großes Ziel zu verfolgen, um auch von der Nachwelt den Namen des Großen zu verdienen, der von der Mitwelt so oft gemißbraucht wird.

Auf Polen waren zunächst seine Augen gerichtet. Wenige Wochen nach der Schlacht begab er sich dorthin, und Mentschikoff folgte ihm mit dem größten Theile der Reiterei.

Funfzigtausend Russen, welche Peter, während er selbst gegen Karl in der Ukraine seinen siegreichen Feldzug vollbrachte, unter dem General Goltz nach Polen hinein geschickt

hatte, genügten, um den Gegenkönig Stanislaus und die mit ihm verbundenen Schweden zurückzudrängen. Die Nachricht: „Karl ist geschlagen, das Heer der Sieger rückt heran!“ verbreitete einen solchen panischen Schrecken, daß die feindlichen Heere ohne Schwertschlag nach Pommern sich zurückzogen und August II. es wagte, nach Polen zurückzukehren. Durch ein Manifest erklärte er die Gründe, weshalb er sich an den Altranstädter Frieden nicht mehr gebunden hielt.

Aber dieses prahlerische Manifest, wozu sollte es ihm dienen, wenn er sich nicht mit seinem durch einseitigen Friedensschluß beleidigten frühern Freunde und Bundesgenossen wieder versöhnen, und dessen Beistand auf's Neue gewinnen konnte? Zagend ging er an das Werk der Versöhnung. Ungewiß über Peter's Gesinnungen, erwartete August den Czaren in der Stadt Thorn, wohin er ihn in einem eigenhändigen demüthigen Schreiben zu einer Zusammenkunft eingeladen hatte.

Peter der Große hatte indeß bei Sole an der Weichsel die polnische Kronarmee besichtigt. Auf dem Strome fuhr er nach Warschau. Dort empfing er die Glückwünsche der polnischen Magnaten. Gern folgte er jetzt der Einladung August's und fuhr weiter den Fluß hinunter nach Thorn.

Schon eine Meile vor der Stadt kam ihm, mit klopfendem Herzen, der König August auf der Weichsel entgegen. Peter empfing ihn auf dem Verdeck seines

Schiffes mit einer Umarmung. Seine große Seele kannte keine Rache, und sein Verstand mußte erkennen, daß eine Wiedervereinigung mit August jetzt durch die Staatsklugheit geboten war.

Als Peter bemerkte, daß sein alter Freund mit einiger Scheu und Aengstlichkeit Worte der Entschuldigung gegen ihn stammelte, unterbrach er ihn freundlich mit der Bitte, das Vergangene zu vergessen.

„Ich begreife gar wohl," fuhr der Czar fort, „daß ein für seine Staaten besorgter Fürst sich bewogen finden konnte, einen Frieden, wie den zu Altranstädt, zu schließen. Jetzt aber sind wir Beide vollkommen gerächt, und keine Sorge vor den Schweden braucht uns weiter zu kümmern."

Offen erklärte er darauf seine Politik gegen den sächsischen Minister, den Grafen Flemming, welchen er zu sich berief. „Von allen meinen Bundesgenossen verlassen," sprach er, „habe ich die Sache allein durchsetzen müssen und so will ich auch die Vortheile mit Niemandem theilen. Wissen Sie: nicht für Polen und nicht für den König August erobere ich Liefland, ich erobere es, um es mit Rußland zu vereinigen."

Der sächsische Minister war ein zu feiner Politiker, um nicht diese Sprache schon erwartet zu haben, und er erklärte: „So wenig mein König, als, wie ich glaube, die Republik Polen, machen sich Hoffnung, an den Eroberungen in Liefland Theil zu nehmen.

So wurde denn das neue Bündniß mit Sachsen wider Schweden leicht geschlossen. Eben so schnell kam das mit Dänemark und mit dem Könige von Preußen zu Stande. Friedrich I. traf Peter schon eine Meile von Marienwerder. Beide fuhren zusammen in die Stadt, und gegenseitiges Interesse vereinigte sie bald, auch dieses dritte Bündniß gegen Schweden zu schließen. Dies geschah am 17. October 1709 a. St.

2.

Anfang der Belagerung von Riga.

Die erste That in Liefland sollte die wichtige Eroberung von Riga sein. Der russische Feldmarschall Schermetjew hatte sich mit der Armee nach Liefland gezogen, um die Eroberung dieses Landes zu vollenden. Dorthin eilte jetzt Peter. Sein Weg ging über Mitau. Dort wurde er hochgefeiert, weil auf Fürsprache des Königs von Preußen Curland von den russischen Truppen geräumt und mit Brandschatzung verschont werden sollte.

Im Monat November kam Peter bei seiner Armee an, die schon die bedeutende und feste Stadt Riga eingeschlossen hatte.

Der Czar ließ sogleich die Laufgräben öffnen, und warf selbst die drei ersten Bomben in die Stadt. Da er aber bald erkannte, daß die Belagerung langwierig wer-

den würde, so ließ ihm seine Thätigkeit keine Ruhe. Er eilte an seine Lieblingsschöpfung an der Newa, wo seine Gegenwart nothwendig schien.

3.

Peter in St. Petersburg.

Es ist begreiflich, daß Peter der Große nach solchen Siegen und Erfolgen in Petersburg mit dem lebhaftesten Jubel empfangen wurde. Er legte sogleich den Kiel zu dem Bau eines großen Kriegsschiffs und den Grundstein zu einer neuen Kirche, die er zum Andenken an diese weltberühmte Schlacht dem heiligen Simson weihte, dem starken Helden des israelitischen Volks, der mit seiner Keule die Philister erschlug.

Um Petersburg wo möglich zum ersten Handelsplatze des Reichs zu machen, hatte er dort (1705) das große, prächtige Admiralitätsgebäude und Schiffswerfte für den Bau von Kriegs- und Handelsschiffen angelegt, und nun erklärte er Petersburg zum Freihafen, welche Begünstigung er durch seine Gesandten allen Potentaten Europa's verkündigen ließ. — Aber er wollte auch diese neuerbaute Stadt zum Stapelplatz für das ganze Reich machen, und suchte die Wasserverbindungen derselben mit dem Innern Rußlands herzustellen.

Um diesen großartigen Plan ins Werk zu führen,

beauftragte er den engliſchen Ingenieur Harrey, drei verſchiedene Waſſerwege vom Ladogaſee bis zur Wolga zu verfolgen, und denjenigen vorzuſchlagen, welcher durch die Waſſerbaukunſt am Leichteſten ſchiffbar zu machen ſei.

In dieſer Zeit, als Peter mit der Ausführung ſo großer Pläne beſchäftigt war, traf ihn einmal eine entſetzliche Jugenderinnerung.

Als er auf der Admiralitätswerfte einige Hundert neu angekommene Matroſen ſich vorſtellen ließ, fielen plötzlich ſeine Blicke auf einen Menſchen, den er anſtarrte. Der Czar trat mit dem Ausdrucke des Entſetzens einige Schritte zurück und rief: „Greift den Kerl!“ Es war ein Matroſe, der vor ihm auf die Knie fiel und flehte: „Gnade, Gnade! ich bin des Todes würdig!“

Keiner wußte es ſich zu erklären, was hier vorging; der Czar aber richtete mit ſtrengen Blicken die Frage an ihn: „Biſt Du nicht der Strelitz, der mir, als ich noch Knabe war, das Mordmeſſer an die Kehle geſetzt hat?“

„Ja Herr,“ geſtand der Matroſe, der ſich erkannt ſah, „dieſer Unglückliche bin ich, der als junger Menſch in dieſen Aufruhr verwickelt worden war. Wie tiefe Reue ich über dieſe Schandthat auch empfunden habe, ſie iſt noch nicht geſühnt und kann nie geſühnt werden. Vergebens habe ich mich durch die Flucht der Strafe zu entziehen geſucht, Jahre lang in den Wüſteneien kümmerlich gelebt, endlich aber, als ein ſibiriſcher Bauer verkleidet und

mich dafür ausgebend, bei der Admiralität in Archangel Arbeit gefunden und bisher treu gedient.

Peter der Große war gerührt durch dieses Geständniß. Er schenkte ihm das Leben; nur gab er Befehl, ihn in eine entfernte Provinz zu versetzen und daß er bei Todesstrafe nie wieder vor seinen Augen erscheinen dürfe.

4.

Einzug in Moskau. Zwist mit England. Der Kaisertitel. Militairische Einrichtungen.

Nicht lange verweilte der Czar in Petersburg. Er ging nach Moskau. Dort hielt er, wie immer nach jedem großen Siege, um den Volksgeist zu beleben, einen Triumph-Einzug. Mit größerm Rechte als jemals hatte er diesmal triumphirt. Am 21. December 1709 war der solenne Einzug durch sieben Triumphthore. Die gefangenen Schweden, die eroberten Geschütze und die erbeuteten Fahnen mußten ihn verherrlichen helfen. Peter der Große ritt dasselbe türkische Pferd, seine liebe getreue Liese, welches er in der Schlacht bei Pultava geritten hatte. Unter den zur Schau getragenen Siegestrophäen sah man den zerschossenen Tragsessel Karl's XII., ein redendes Zeugniß von der menschlichen Hinfälligkeit irdischer Herrschergröße.

Folgenreicher war die Beilegung eines diplomatischen

Zwistes mit dem englischen Hofe. Der russische Gesandte in London war wegen einer unbedeutenden Geldschuld, ohne Rücksicht auf das Gesandtenrecht, nach englischen Gesetzen von Constablern auf offener Straße verhaftet worden; dies hatte zu Verhandlungen geführt, welche endlich dadurch beigelegt wurden, daß der englische Großbotschafter Withworth den Vorgang entschuldigte und dabei zum ersten Male in öffentlicher Audienz dem Czaren den Kaisertitel beilegte.

Von da an nannte sich der Czar Peter der Große in öffentlichen Acten: Kaiser aller Reußen, und wurde mit: Ew. kaiserl. Majestät angeredet.

Im Januar wurde das Kriegswesen geordnet. Die Reichsausgaben für die Armee, die Admiralität und die Statthalterschaft erhielten eine bestimmte Ordnung. Es wurde festgesetzt, daß das russische Heer künftig aus 24 Regimentern Cavalerie, 33 Regimentern Infanterie und 58,000 Mann Besatzungstruppen bestehen sollte. Die Regimenter, die bisher nach ihrem Oberst genannt wurden, erhielten Städtenamen, meistens nach ihren Garnisonsorten.

Nach solchen Anordnungen im Innern wendete Peter der Große wieder seine Hauptaufmerksamkeit auf die Vollendung der Eroberung von Liefland.

5.

Bis zur Vollendung der Eroberung von Liefland.

Der letzte Ort, den die Schweden noch in Polen beſaßen, die Stadt Elbing, war von den Ruſſen genommen und damit auch die letzten Schweden aus Polen vertrieben worden. Zwölftauſend Schweden, die noch in Pommern ſtanden, durften nicht nach Polen zurückkehren; daran hinderte ſie eine Gewährleiſtung von Seiten der Mächte Oeſterreich, England und Holland. Zudem wurde das Hauptheer der Schweden, unter dem Grafen Stenbock, von den Dänen in Schach gehalten.

Was aber das wichtigſte Ereigniß war und in dieſem Augenblick das günſtigſte für den Czaren zu ſein ſchien, war die Flucht Karl's XII. nach Bender am Dniepr, wohin er ſich unter türkiſchen Schutz begeben hatte. Von dorther verhallte der Donner ſeiner Drohungen.

Nichts konnte alſo jetzt mehr den Czaren hindern, die Eroberungen von Liefland und Carelien mit angeſtrengter Kraft zu vollenden, und das war die Arbeit des Jahres 1710.

Die Peſt hatte ihm in Polen gedient, indem ſie die Reihen ſeiner Feinde lichtete, ohne den Ruſſen zu ſchaden. Weniger ſchonend für die Ruſſen zog dieſes Ungethüm in Liefland vor ihm her.

Während Schermetjew die langwierige Belagerung von Riga fortsetzte, wurden die einst verfehlten Angriffe auf Wiburg, die Hauptstadt von Carelien, wieder fortgesetzt. Die Zusammenbringung von Lebensmitteln für das Heer bildete einen schönen Zug in dieser Kriegsgeschichte.

Mentschikoff legte dem Senate den Befehl seines Monarchen vor für die Verproviantirung der Flotte zu sorgen, mit welcher der Großadmiral Apraxin den wichtigen Seehafen von Wiburg besetzen sollte, um die Belagerung zu Lande von der Seeseite her zu unterstützen.

Im Senate, der aus den reichsten Bojaren bestand, war nur eine Stimme darüber, daß diese großen Getreidelieferungen den Landleuten des nahen Nowgorod'schen Gouvernements auferlegt werden müsse. Nur Einer stimmte nicht zu, und der Czar vermißte sogleich unter den Namen, die das Protokoll unterzeichnet hatten, den des braven Iwan Michaelowitsch Gholowin, welcher aber doch, wie er wußte, bei der Berathung zugegen gewesen war. Er wurde gerufen, und Peter legte ihm den Senatsbeschluß vor. Gholowin las den Beschluß, schüttelte den Kopf und zerriß das Papier. Die Senatoren, in deren Gegenwart dies geschah, erschraken. Auch Peter konnte kaum seinen Zorn unterdrücken, doch der greise Senator ließ sich nicht irre machen. Ruhig nahm er einen andern Bogen und schrieb die ihm zu hoher Ehre gereichenden wenigen Zeilen:

„Dem belaſteten Volke noch mehr aufzubürden, iſt unverantwortlich. Die Senatoren, welche ganze Dörfer in der Nähe von Petersburg beſitzen, könnten leicht aus ihren Vorrathskammern das benöthigte Getreide herbeiſchaffen. Ich unterzeichne 10,000 Tſcherwet Roggen.“

Dann unterſchrieb er ſeinen Namen und gab die Schrift dem ihm zunächſt ſitzenden Senator, der ebenfalls unterzeichnete und ſie weiter gab. Alle unterſchrieben dieſe Erklärung, keiner weniger als Gholowin, Mentſchikoff das Dreifache. Der entrüſtete Kaiſer war verſöhnt und die Flotte verſorgt.

Als Contreadmiral befand ſich Peter ſelbſt auf der Flotte, der unter dem Viceadmiral Bruys dem Belagerungsheer vor Wiburg Munition, Geſchütz und Lebensmittel zuführte. Nicht ohne Gefahr und langen Aufenthalt kamen die Schiffe durch das Eis in das hohe Meer; aber Eile that Noth, denn die Belagerer hatten nur noch für drei Tage Lebensmittel. Um ſo willkommener war dieſe Zufuhr. Der Czar ſelbſt führte dieſe Proviantflotte zur See nach Petersburg zurück, fuhr aber ſodann ſogleich wieder zur Landarmee vor Wiburg. Er kam dort, am 14. Juni a. St., in dem Augenblick an, als die Stadt und Feſtung eben capitulirt hatte. Ein neues Bollwerk für die Sicherſtellung der großen Newaſtadt war damit gewonnen. Der Garniſon war zwar freier Abzug zugeſagt,

aber der Wunsch, Petersburg schnell zu bevölkern, überwog die Bedenken der Treue in Erfüllung gegebener Zusage. Angebliche Verletzungen des Völkerrechts von Seiten der Schweden dienten den Russen zum Vorwande, die Capitulation zu brechen, und nicht nur die schwedische Besatzung mit Ausnahme der Kranken und Verwundeten, sondern auch fast alle Einwohner von Wiburg wurden nach Petersburg geführt.

Nun wurde im raschen Fortschritt von Peter's Kriegsglück die Eroberung von Liefland vollendet. In wenigen Wochen ergaben sich die zum Theil festen Städte Riga, Dünamünde, Pernau, Kerholm und endlich (am 29. September a. St.) Reval.

Durch Denkmünzen sollte das Gedächtniß des ruhmreichen Jahres gefeiert werden. Eine dieser Denkmünzen stellte den Atlas dar, wie er die Weltkugel trug, deren eine Seite Liefland zeigte, mit der stolzen Unterschrift: „Mir sind die Kräfte verliehen, so große Lasten zu tragen."

Volk und Adel waren zufrieden mit dem Eintausch der russischen Regierung, welche die Privilegien von Liefland, so wie Handel und Wandel wieder herstellte, und damit alle die nationalen Freiheiten, die ihm die schwedische Regierung geraubt hatte.

6.

Verschönerung von Petersburg.

Die Unterwerfung von Liefland und Esthland hatte nun die großartige Lieblingsschöpfung des Kaisers an der Newa für immer gesichert. Jetzt gewann er Muße, den Bau und die Anlagen von Petersburg in soweit fortzusetzen, daß die bis dahin nur große Stadt auch in eine schöne Stadt verwandelt wurde.

Die öffentlichen und Privatgebäude waren bis dahin meistens nur nach altrussischer Bauart aus Holzblöcken zusammengezimmert worden; die Befestigungen der Admiralität und Citadelle hatten aus schlechten Erdwällen bestanden, und die Straßen der Stadt waren ungepflastert geblieben.

Nun aber befahl Peter den Bau von mehreren festen Gebäuden für die See- und Handelsleute. Den Ministern, der Generalität und dem vornehmen Adel wurde angedeutet, daß sie sich steinerne Häuser erbauen müßten. Auf der Petersburger Insel wurden steinerne Anfahrten angelegt; auf der Insel Retusari (die später zu Kronstadt gehörte), wurde der Anfang mit dem Baue eines Hafens für die Kriegs- und Handelsmarine gemacht, worin die Ostseeflotte ihre sichere Station haben sollte, und wo auch die größeren Schiffe, für welche die Newa nicht Tiefe genug hatte, ein- und ausladen zu können.

Um den Petersburgern zu zeigen, welche Bauart für bürgerliche Häuser vorzuziehen sei, erbaute Peter ein Haus nach preußischer Art, das aus ausgemauertem Fachwerk bestand und befahl, daß dieses Haus allen übrigen bürgerlichen Wohngebäuden als Muster dienen sollte. Dazu kamen noch vollständig steinerne Häuser, welche Bauart Anfangs nur bei öffentlichen Gebäuden, später auch bei Privatpaläſten reicher Bojaren angewendet wurde.

So erhoben sich denn auch im Jahre 1711 auf der Wiburg'schen Seite die ersten Häuser, und Mentschikoff erbaute auf Wassili-Ostrow den großen Palast, in welchen später das kaiserliche Landcadettencorps verlegt wurde.

Wie sehr Peter diese Gegend und seine großartigen Anlagen am Ausflusse der Newa liebgewonnen, bezeigte auch der Bau von sechs kaiserlichen Lustschlössern, die er in demselben Jahre 1711 nach seiner eigenen Angabe anlegen und einrichten ließ. Zunächst baute er für seine Gemahlin Katharina in einer anmuthigen Gegend, unter der Fontanka, die in die Newa fällt, und zwar ganz nahe an der Stelle, wo er im Jahre 1703 zwei schwedische Schiffe erobert hatte, einen ländlichen Lustort, der noch heute den Namen: „Katharinenhof" trägt. Neben dem nach holländischer Art erbauten hölzernen Hause durfte auch ein Canal, der zum Meere führte, und ein kleiner Hafen nicht fehlen, in welchem Schaluppen aus der Mündung der Newa einlaufen konnten. Dieses Landhaus hatte zwei

Stockwerke. Das eine derselben bewohnte Katharina mit ihrer Familie, das andere der Czar. Beide sind zum Andenken an den großen Erbauer von Petersburg und zur Erinnerung an dessen einfache und genügsame Lebensweise bis auf den heutigen Tag im damaligen Stande erhalten, aber noch um zwei Flügelgebäude vermehrt.

Hiernächst baute er für sich selbst mitten in der Newa ein sogenanntes Observatorium (Potsornoi Dworez) von Ziegelstein. Dort hielt sich der Czar gern allein auf, um durch ein Fernrohr die ein- und auslaufenden Schiffe zu beobachten, was ihm viel Vergnügen machte, weil dadurch seine Wünsche und Pläne für die künftige Handelsgröße Rußlands Nahrung erhielten.

Dann wurde nicht weit vom Katharinenhofe am Ufer des Meerbusens, der dort verschiedene Inseln enthielt, für die Großfürstin Anna Petrowna ein hübsches Lusthaus, das den Namen: „Annahof" erhielt, erbaut, und daneben ein zweites: „Elisabethhof" für die Großfürstin Elisabeth, die nachmalige Kaiserin. Beide Lustschlösser erhielten keine Hofgebäude und sind jetzt ganz verfallen.

Auf der Wiburg'schen Seite erhob sich gleichzeitig der Palast Dubki, welchen Peter sein Eichenhaus nannte; denn er hatte daneben ein Lustwäldchen von Eichen, seine Lieblingswaldung, angelegt.

Die schönste Gegend am Meere wählte er zur Erbauung seines Lustschlosses Streina.

Aber das prächtigste Lustschloß, das er in diesem Jahre zu erbauen begann, ist der noch heute so reich geschmückte reizende Peterhof mit seinen, zum Meere niedersteigenden Terrassen.

Das dicke Gehölz in den Umgebungen von Petersburg ließ Peter mit zahllosen Singvögeln bevölkern, die er in großer Menge in Moskau ankaufen ließ, und die sich hier in den dichten Waldungen am Ausfluß der Newa sehr vermehrten.

So machte Peter sein Petersburg und dessen Umgebungen immer mehr würdig, den Rang einer kaiserlichen Residenz einzunehmen.

Aber auch ein schöner Zug von seiner Aufmerksamkeit seiner geliebten Gemahlin Katharina sollte zu der Verschönerung dieser Residenz beitragen.

7.

Katharina übertrifft den Czaren mit dem Baue eines Landhauses.

Wie sehr es Katharina verstand, Peter's Lieblingsneigungen zu schmeicheln, bewies sie eben durch diese Anlage. Sie wußte, daß dem Czaren keine angenehmere Freude bereitet werden könne, als durch Vermehrung der schönen Bauten und Anlagen, die seiner Lieblingsschöpfung zum Schmuck gereichten. Die Czarin besaß südöstlich von

der Residenz in einer angenehm liegenden Gegend, welche die köstlichste Aussicht über die Stadt und die Newa gewährte, eine kleine Meierei. Während einer Abwesenheit des Czaren ließ sie durch den Hofbaumeister Forster eben so heimlich als rasch dort ein massives Lustschloß erbauen und mit Terrassen, Gärten und Alleen umgeben. Nachdem die Anlage vollendet war, lud Katharina den Czaren zu einer Spazierfahrt ein, in eine ihr noch unbekannte Gegend, worin sie ein Lustschloß zu besitzen wünsche. „Ich werde Dich," fügte sie hinzu, „an der Stelle erwarten, die ich dazu ausersehen habe." — Peter folgte dieser Aufforderung und fuhr in seiner leichten Kibitke, nur von einem Dentschik begleitet, in der Richtung fort, die ihm Katharina bezeichnet hatte.

Etwa 12 Werste von der Hauptstadt bog der Weg rechts ab. Eine neue, durch den Wald gehauene Straße lag vor ihm und erregte schon seine Aufmerksamkeit. Bald wurde die Gegend immer freier und erhob sich immer höher und höher. Die Aussicht über Hügel und Thäler, Wiesen und Wälder und auf das ferne Meer wurde immer schöner. Als er die letzte und höchste Anhöhe erreicht hatte, lag auf einmal, bei einer Wendung des Weges um eine Waldecke, ein schönes Schloß ganz nahe vor den Augen des erstaunten Monarchen. Es war das heutige kaiserliche Lustschloß Zarskoje-Selo. Katharina trat aus dem Hauptportal desselben hervor und umarmte mit anmuthigem

Lächeln ihren Gemahl. Sie führte ihn auf den Altan des Schlosses und zeigte ihm in weiter Ferne sein geliebtes Petersburg.

Peter der Große war in der That auf das Angenehmste überrascht; er dankte seiner Gemahlin mit Innigkeit und Wärme und sagte ihr, daß er ihr nie die angenehmste Ueberraschung seines Lebens vergessen würde.

8.

Peter auf dem Gipfel seines Glücks. Sein Familienkreis.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo sich Peter der Große auf dem Gipfel seines Glücks befand. Alle Empörungen waren gedämpft; es war ihm einigermaßen gelungen, die Russen zur Annahme der europäischen Gesittung zu zwingen. Seine großen Ziele, seinen Kriegsflotten und dem Handel die Ostsee und das schwarze Meer zu öffnen, schienen für immer erreicht und gesichert zu sein. Wohin sich auch die russischen Waffen gewendet hatten, waren sie Sieger geblieben. Eine Denkmünze konnte damals die Allegorie bringen, wie der russische Adler die Schlüssel der vier Meere, welche das russische Riesenreich bewässerten, in seiner Klaue hielt. Daß einer dieser Schlüssel derselben jemals entrissen werden konnte, ahnete damals noch Niemand.

Ein erwachsener Thronerbe, Alexei, gab dem Vater damals wenigstens noch Hoffnung, daß er in seinem Geiste fortregieren werde. Alexei war nicht ohne Fähigkeiten. Peter gab sich alle mögliche Mühe, seinen Geist fortzubilden, und ihn für die Grundsätze der Civilisation und Vergrößerung Rußlands zu gewinnen, die ihn selbst beseelten. Wie schmerzlich er auch in dieser Hinsicht getäuscht wurde, sollte ihm bald die nächste Zeit lehren.

Besonders reich begabt war der Familienkreis des Czaren an weiblichen Sprossen seines edlen Stammes.

Noch lebten an seinem Hofe seine Halbschwester, die Prinzessin Natalie, ferner die würdige Wittwe seines ihm unvergeßlichen Halbbruders Iwan, Proskopia Feodora Soltikow und deren Töchter Katharina, Anna und Proskopia.

Die Erstere, Katharina, war geboren 1691, wurde vermählt mit dem Herzog Karl Leopold von Mecklenburg, starb 1747. — Die Zweite, Anna, war geboren 1693, vermählt mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Curland, der bald nach der Vermählung starb und wurde 1730 Kaiserin von Rußland, in welchem Range sie sich bis zu ihrem 1740 erfolgten Tode erhielt. — Die Jüngste dieser Nichten des Czaren, Proskopia, war geboren 1694 und starb unvermählt 1731.

Daß Peter aus seiner ersten Ehe mit der verstoßenen Eudoxia Lapuschin einen Sohn hatte, Alexei, haben wir

schon erwähnt. Dieser hinterließ zwei Kinder, Natalie (geb. 1714) und Peter (geb. 1715), auf den die Thronfolge übergegangen wäre, wenn nicht die später zu erzählenden Thronintriguen ihn verdrängt hätten.

Größere Freude als an seinem Sohne erster Ehe hatte der Czar an seinen beiden Töchtern zweiter Ehe, Anna (geb. 1708) und Elisabeth (geb. 1709), von deren merkwürdigen Geschicken wir später einige Mittheilungen machen werden. Beide waren damals, in der Zeit, als Peter auf dem Gipfel seines Glücks sich befand, 1710 und 1711, noch Kinder. Noch größere Freude machte ihm 1714 die Geburt eines Sohnes von Katharina, Petrowitsch, den er zum Thronerben bestimmte, und um so tiefer war sein Schmerz, als dieser hoffnungsvolle Sprößling schon 1719 wieder starb.

Hier nur vorläufig eine Schilderung der Geschicke der Prinzessin Anna, der ältesten Tochter des Czaren. Sie war das lebende, in schöne Weiblichkeit übersetzte Ebenbild ihres Vaters. Seine edlen Züge sprachen aus ihrem Antlitz; sein Geist war in ihren Augen ausgedrückt; die Höhe ihres schlanken Wuchses war der imposanten Größe der Gestalt des Czaren angemessen. Wenn aber dieser Umstand fast ihrer Schönheit nachtheilig zu sein schien, so ließ das Ebenmaß ihrer Glieder und die majestätische Haltung ihrer ganzen Erscheinung dieses bald vergessen. Ihr Teint war blendend weiß, ein zartes, frisches

Roth war über ihre Wangen hingehaucht. Sie bedurfte weder der weißen noch der rothen Schminke, welche aufzulegen altruſſiſche Mode war, um ein ſchöneres Colorit zu haben, als alle die geſchminkten Damen ihres Hofes. Haar und Augenbrauen waren ſchwarz, das Auge von unbeſtimmter Farbe, der Blick aber voll Feuer. Wenn ſie demnach in ihrer Erſcheinung wie auch im Charakter viel Männliches beſaß, ſo gingen ihr doch auch die anmuthigen Züge ſchöner Weiblichkeit nicht ab. Wenn ſie wollte, wußte ſie durch ihren Blick und ihr Lächeln Alles zu bezaubern. Peter hatte ihr, gleich ihrer Schweſter, eine gute Erziehung und Ausbildung geben laſſen. Ihre natürlichen Anlagen entſprachen dieſen Bemühungen. Sie redete und ſchrieb mit großer Fertigkeit mehrere Sprachen, als deutſch und franzöſiſch, italieniſch und ſchwediſch, wie ihre Mutterſprache, und beſaß viele Eigenſchaften, die man fürſtlich nennen kann. Sie war in den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten wohl bewandert, verband damit einen ſchnell durchdringenden Verſtand und die männliche Energie ihres Vaters, und ſie war deſſen Lieblingstochter.

Einſt hatte ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit einen jungen Grafen Apraxin dermaßen bezaubert, daß er ſich, wie im Wahnſinn der Leidenſchaft, ihr zu Füßen warf und, indem er ihr ſeinen aus der Scheide gezogenen Degen reichte, ſie beſchwor, da er ſie liebe und anbete und dieſe Qual nicht länger ertragen könne, ſie ſeinem Leben und

seiner Pein ein Ende machen möge. Die Großfürstin Anna aber war sich ihrer Abkunft und ihrer Ehre bewußt. Sie erhob sich kalt und sprach: „Gieb her, ich werde Dir zeigen, daß es der Tochter Deines Kaisers weder an Muth, noch an Kraft gebricht, den Vermessenen zu strafen, der es gewagt hat sie zu beleidigen.

Schnell war damit das Feuer des unglücklichen Liebhabers, der in seiner Eitelkeit sich verrechnet hatte, abgekühlt. Er flehte um Verzeihung, und hat es später nie wieder gewagt, sein Auge so hoch zu erheben.

Die zweite Tochter Elisabeth hat, wie wir später erzählen wollen, eine große Rolle in der Weltgeschichte gespielt. Hier vorläufig nur so viel: sie war schön, von Natur sanft und gütig, aber eifersüchtig gegen die Schönheit anderer Frauen. Von ihrer Mutter Katharina I. zu deren Nachfolgerin bestimmt, war sie doch durch ihre Nichte Anna verdrängt worden. Sie konnte erst nach einer Thronrevolution die ihr gebührende Stellung auf dem Throne einnehmen. Als Kaiserin duldete sie nie, daß irgend eine andere Dame eine neue Mode eher trug, als bis sie solche abgelegt hatte. Ihre Putzsucht war so groß, daß sie bei ihrem Ableben (1740) 30,000 kostbare Kleider hinterließ, von denen sie keines mehr als einmal getragen hatte. In Hinsicht der sinnlichen Neigungen der Geschlechtsliebe übertraf sie noch ihren Vater. In dieser Hinsicht war sie eine wahre Messalina. Man erzählt sich

entsetzliche Dinge davon. Ihrer politischen Richtung nach war sie die erbittertste und gefährlichste Feindin Friedrich's des Großen.

Wir wissen, daß die ältere Halbschwester des Czaren, Sophia, wegen ihrer hochverrätherischen Intriguen in einem Kloster bewacht lebte. Aber auch seine jüngere Stiefschwester Maria, die im Jahre 1723 starb, war der Theilnahme an der Susdahl'schen Verschwörung beschuldigt, einige Zeit zur Haft nach Schlüsselburg gebracht worden, hatte dann aber einen Palast in der Stadt bewohnt, wo ihr Nichts abging als persönliche Freiheit.

Als sie auf dem Sterbebette lag, besuchte sie Peter zum Zeichen seiner Aussöhnung. Er kam unangemeldet, und überraschte eine Menge Popen, die bei ihr waren und im heulenden, singenden Tone, um die Manen der Sterbenden mit Gott zu versöhnen, nach altrussischer Sitte sie mit der Frage quälten, „ob sie nicht in dieser Welt alles Dasjenige, was zum Leben gehöre, reichlich und im Ueberflusse gehabt habe?" Peter gerieth in nicht geringen Zorn, als er dieses damals kaum noch beim Pöbel übliche Unwesen sah. Er hob seinen Krückstock und jagte die Popen mit Scheltworten hinaus, und Maria starb in seinen Armen in Frieden. Ihre Ueberreste wurden mit aller möglichen Pracht bestattet.

Eine dritte Halbschwester Peter's des Großen, Martha, wurde zwar nicht wegen Theilnahme an einer Verschwö-

rung, aber wegen unordentlicher Liebeshändel, die bekannt geworden waren, in ein Kloster gebracht.

Die einzige rechte Schwester des Czaren, die, wie ihre Mutter, Natalie hieß, starb schon im Jahre 1716. Sie war ungemein geistreich und versorgte den Hof mit dramatischen Dichtungen im Geiste jener Zeit.

Ein Lebensbild von einem Augenzeugen, wenn auch aus einer spätern Zeit, dürfte geeignet sein, eine lebendige Anschauung von dem anmuthigen Theile dieser Familiengruppe zu geben.

9.

Ein Bild von der Czarenfamilie. (1721.)

In einer spätern Zeit, 1721, also nicht lange vor dem Tode des Czaren, schilderte ein Augenzeuge auf das Anmuthigste die damalige Familie des Czaren. Es war der holsteinische Kammerherr von Bergholz, welcher sich damals in Petersburg aufhielt, der uns eine Schilderung seines Besuchs auf einem der Lustschlösser des Czaren gab.

„In der mittelsten breitesten Gartenallee war es, wo wir bei einer hübschen Fontaine die Czarin (Katharina) in einem sehr prächtigen Schmuck erblickten. Unsere Augen fielen sogleich auf die älteste Prinzessin (Anna), welche eine Brunette und schön wie ein Engel ist. Teint,

Hände und Taille sind die schönsten von der Welt. Sie hat viel Aehnlichkeit mit dem Czaren. Auf der linken Seite der Czarin stand die zweite Prinzessin (Elisabeth), welche blond von Haaren, schön von Haut ist; ihr Gesicht scheint, wie das der Aeltesten, die Anmuth selbst zu sein. An Lebhaftigkeit und Feuer übertrifft sie die älteste Schwester weit. Sie ist auch weit kleiner als diese, um Hals und Brust aber voller. Beide waren in gleiche Farben gekleidet, doch hatte die jüngere noch Flügel*) hinten am Kleide, welche der andern schon seit einiger Zeit abgeschnitten waren. Ihre Kleider waren ohne Besatz mit Gold oder Silber, nur einfach von einem zweifarbigen schönen Stoff, das Haar, nach der neuesten französischen Mode frisirt, mit prächtigen Edelsteinen und Perlen geschmückt.

„Noch sahen wir bei der Czarin den kleinen Großfürsten mit seiner Schwester, Peter's Enkel vom Prinzen Alexei. Ich muß gestehen, daß Beide aussahen, als wenn sie aus Wachs pussirt wären; sie waren schön wie die Engel. Der Prinz (Peter Alexeiwitsch) soll erst im sechsten Jahre sein. Er ist für sein Alter recht wohl gewachsen. Die Prinzessin (Natalie) geht in ihr achtes Jahr.

„Noch ist eine kleine Prinzessin von der Czarin da,

*) Das sogenannte Flügelkleid war damals eine Tracht der Minderjährigkeit. Anna war im Jahre 1721 25 Jahr alt, Elisabeth 24 Jahr.

ebenfalls ein über die Maßen schönes Kind, das noch auf dem Arme getragen wird. Auch die alte verwittwete Czarin, des verstorbenen Iwan's Gemahlin, sah ich mit ihrer Tochter Proskopia. Sie ging im schwarzen Schlafrock (Kaftan) mit einer hohen Mütze von Zobelpelz, wie die alten russischen Damen zu tragen pflegen.

„Unter den anderen Damen, welche ich dort sah, war die Fürstin Tscherkaski diejenige, die mir sogleich auffiel durch ihre ungemeine Schönheit. Man sagte mir, daß sie für die größte Schönheit unter den hiesigen Damen gehalten wird, und das will viel sagen, denn es waren wohl dreißig andere Damen am Czarenhofe zugegen, und ich muß frei gestehen, daß ich nicht einen in dieser Hinsicht so trefflich ausgestatteten Hof erwartet hatte, wie ich ihn fand.

„Die Czarin hat vier Kammerjunker, artige, wohlgebaute Leute, zwei Russen und zwei Deutsche; die Letzteren heißen Balk und Mons." (Wie dem Letzteren die besondere Gunst, worin er bei der Czarin stand, zum entsetzlichen Unglück geworden ist, werden wir später erzählen.) „Außer diesen sind noch mehrere Hofcavaliere vorhanden.

„Die Pagen gehen grün mit rothen Aufschlägen und goldenen Tressen auf allen Nähten; eben so die Trompeter und Waldhornisten. Die Kapelle ist mit vielen tüchtigen deutschen Musikern versehen, welche ebenfalls grüne Uni-

form tragen. Mit einem Worte: der Hof der Czarin steht keinem deutschen Hofe nach.

„Desto schlechter ist der des Czaren ausgestattet. Er hat zur Bedienung fast nur einige Dentschiken, von denen einige zwar aus guter Familie stammen, die meisten aber geringer Herkunft sind. Den Einen von ihnen faßt der Czar wohl hundertmal an einem Tage beim Kopfe, küßt ihn und läßt die vornehmsten Minister stehen, um sich mit ihm zu unterhalten."

10.

Vermählung der Nichte des Czaren, Prinzessin Anna.

Eine Episode in diesem Familienleben des Czaren, welches seine Kriegs- und Regententhätigkeit stets begleitete, war die Vermählung seiner Nichte, der Großfürstin Anna, hinterlassenen Tochter seines verstorbenen Halbbruders und Mitregenten Iwan, mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Curland.

Diese Vermählung wurde im Winter 1710 in Petersburg mit einem eben so originellen als glänzenden Feste gefeiert, dessen Beschreibung einen Begriff von dem barocken Geschmack der Lustbarkeiten Peter's des Großen, so wie überhaupt von dem seltsamen Geiste jener Zeit giebt. Es war die vielbesprochene „Zwergenhochzeit," die unter

den Hochzeitsfeierlichkeiten dieser Vermählung die hervorragendste Stelle einnahm.

Altherkömmlich war damals in Rußland die Belustigung mit Zwergen, über deren verkrüppelte Natur, die heut zu Tage Mitleid erweckt, man sich damals ausschütten wollte vor Lachen, und das um so mehr, als Zwerge bei den Großen jener Zeit die Hofnarren spielten und ihre oft albernen Späße durch das Possierliche ihrer kleinen Figur nach damaligem Geschmack ungeheuere Heiterkeit erregte.

Um nun einmal zur Feier dieser Vermählung etwas ganz Außerordentliches an Vergnügungen dieser Art aufzustellen, wie es kein anderer Potentat Europa's vermochte, ließ der Czar aus allen Gegenden seines weiten Reiches die kleinsten Zwerge, die nur aufzufinden waren, zusammenholen, und es gelang ihm, an 72 derselben, wahre Prachtexemplare menschlicher Mißgestaltung, zur bestimmten Zeit aus allen Weltgegenden des Reichs zu vereinigen. Es trafen sich da die verschiedensten Nationalitäten dieser Pygmäenbevölkerung, die hunderte von Werften von einander entfernt wohnten, in den verschiedenartigsten Trachten, mit den seltsamsten, meistens verzerrten Physionomien — zuweilen mit Buckel hinten und vorn und langen, dünnen Armen und Beinen versehen — von welchen oft der eine die Sprache des andern nicht verstand. Europa wie Asien, der Süden wie die Polargegenden der Eski-

mos hatten dazu ihr Contingent geliefert. Es war das bunteste seltsamste Gewimmel, das jemals ein menschliches Auge gesehen hat. Den Czaren belustigten die Possen und der Tanz dieser mißgestalteten Gesellschaft, die alle Gebräuche altrussischer Sitten bei Hochzeitsfeierlichkeiten parodiren und lächerlich machen mußten.

So liebte es der Czar, mit dem Groteskkomischen solcher Lustbarkeiten die satyrische Verspottung althergebrachter Gewohnheiten und Sitten zu verbinden, um seinen Neuerungen desto leichter Eingang zu verschaffen. Und so war ihm der Scherz ein Mittel für seine ernsten Zwecke, und diese waren ihm die Anregung zum Scherz.

Uebrigens hatte die Prinzessin Anna Iwanowna, die 1736 den Kaiserthron bestieg, nicht lange das Glück, ihren Gemahl zu besitzen. Vierzehn Tage nach jenem so seltsam gefeierten hohen Beilager erkrankte der neu vermählte Herzog auf seiner Reise nach Curland und starb in Duderhof.

Um nicht zu ermüden durch Schilderungen ähnlicher grotesker Festlichkeiten, wollen wir hier abbrechen von den Mittheilungen aus Peter's Privatleben und uns wieder den Ereignissen seiner Politik und seines Kriegslebens zuwenden.

Das nächste und wichtigste Ereigniß dieser Art war der jetzt ausbrechende russische Türkenkrieg.

Zwölfter Abschnitt.

Türkenkrieg bis zum Hußchyer Frieden. (1711.)

— „Frohlocke nicht,
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte!“
Schiller.

1.

Ausbruch des Krieges.

Alle diese glänzende Höhe der Macht, dieses schöne Familienleben des Czaren und seine friedliche Thätigkeit sollte unterbrochen werden durch den unerwarteten neuen Ausbruch des Türkenkrieges, der ein für ihn so unglückliches Ende nahm.

Noch lebte Peter's unversöhnlicher Feind, der junge Schwedenheld. Nicht unpassend hatte man ihn auf einer Medaille als den Löwen bezeichnet, der mit offenen Augen den Halbmond anblickte, um den Aufgang der Sonne zu erwarten.

Die Sultanin Valide, die für den unglücklichen Helden längst schon begeistert war, fragte ihren Sohn, den Sultan Achmed: „Wann willst Du endlich meinem Löwen beistehen, daß er den Czaren verschlinge?“

Schon lange hatte sich der Großsultan geschmeichelt gefühlt, daß der weite gepriesene Held ihn Freund und Bruder nannte und seinen Beistand in Anspruch nahm. Dieser befand sich in Bender. Die Politik schon schien dem Sultan zu gebieten, diese Hülfe nicht zu versagen. Karl's Freund, Poniatowsky und der Tartar-Chan machten mit Einstimmung des französischen Gesandten dem Sultan mit den grellsten Farben unaufhörlich Vorstellungen über die Gefahren der stets wachsenden Größe Rußlands; die drohende russische Flotte im Donstrome und das unterworfene Polen zeigten schon, wohin Peter hinauswolle. Sein Ziel sei die Unterwerfung der Ukraine, die Eroberung der Krim und die von Mingrelien und Georgien. Alles Dies und noch weit Größeres liege im Plane des stolzen Moskowiters. „Schon jetzt," sagten sie, „maßt sich Peter den Kaisertitel an, was will das weniger sagen, als die Absicht, Anspruch auf das ganze alte abendländische Kaiserthum zu machen? Konstantinopel ist das Ziel seiner eben so kühnen als hinterlistigen Politik. Jetzt aber ist es Zeit, diesen reißenden, überschwellenden Strom in seine Ufer zurückzudrängen."

Der Sultan war überredet. Zwei Großveziere, die den Krieg widerrathen hatten, fielen in kurzer Zeit. Endlich erhielt ein Emporkömmling, wie die meisten Veziere sind, Bultazi Mehemet, diese erste, fast unumschränkte Würde im Staatsdienste und damit

vom Sultan den Befehl: „Führe das Heer gegen die Russen.“

Am 21. November 1710 wurde von Seiten des Sultans gegen den Czaren der Krieg erklärt. Dies geschah nach damaliger türkischer Sitte mit einem Gewaltact, indem der russische Minister in Konstantinopel, Tolstoi, in die sieben Thürme als Staatsgefangener eingesperrt wurde.

Mehemet erklärte gegen Poniatowsky mit feinem Lächeln: „Ich soll den Czaren und sein Heer schlagen. Aber ich habe noch nie einen Feind nur gesehen. Indeß mit meinem Schwerte in der einen und Deinem König an der andern Hand will ich ihn an der Spitze von 200,000 Mann nach Konstantinopel führen.“

2.

Vorbereitungen zum Kriege.

Peter hatte lange durch seinen Minister Tolstoi in Konstantinopel gegen die Intriguen des Schwedenkönigs und dessen Anhang im Serail gekämpft. Jetzt war von Seiten der Osmanen der Friede auf eine so offenbar ungerechte Weise gebrochen, daß Peter glaubte, dieses durch ein Manifest vor seinem Volke aussprechen zu müssen.

In der Hauptkirche zu Moskau ließ Peter in seiner Gegenwart den türkischen Friedensbruch öffentlich verkündigen

und durch Gesang und Gebete den Sieg über die Feinde des christlichen Glaubens von Gott erflehen. Vor der Kirche waren die beiden Garderegimenter aufgestellt, im Begriff, zu Schermetjew's Heere nach Polen zu ziehen. Statt der gewöhnlichen weißen Fahnen erhielten sie blutrothe mit dem Kreuz und der Umschrift: „Sub hoc signo vinces!“ (unter diesem Zeichen wirst Du siegen!)

Gerade wie heute liebte es damals schon der russische Czar, die Religion zum Deckmantel seiner politischen Pläne und Unternehmungen zu machen.

Peter rüstete sich zum Feldzuge im Süden auch durch bedeutende und durchgreifende Verwaltungmaßregeln. Er übertrug einem neuerrichteten Senate von acht Personen die Besorgung der Reichsgeschäfte während seiner Abwesenheit. Nur das Verdienst wurde berücksichtigt für die Wahl zu diesen hohen Staatsämtern, die früher oft nur unfähigen Begünstigten verliehen worden waren. Die Instructionen, die er diesen neuen Senatoren gab, gingen auf Verbesserungen der Verwaltung, der Gerechtigkeit und des Kriegswesens.

Sie sollten darauf achten, daß ohne Ansehen der Person Recht gesprochen werde und gegen die falschen Richter und Zungendrescher sollte mit Verlust des Amtes und der Ehre verfahren werden. Fiscale und über ihnen ein Oberfiscal, sollten bestellt werden, um sowohl heimlich als öffentlich zu vigiliren, daß überall gerecht gerichtet

werde. Bei den Staatsausgaben sollte der Senat alles Unnöthige vermeiden, und was den Kriegsdienst betreffe, so sollte der Senat alle Edelleute versammeln, um aus den jungen Leuten künftige Officiere zu bilden. Besonders sollten dabei diejenigen Personen nicht verschont werden, die, um dem Dienste zu entgehen, sich träge auf ihre Dörfer zurückgezogen hätten.

Das frühere Obergericht Rozräd, vor welchem Adel und Hofbeamte ihren privilegirten Gerichtsstand hatten, wurde abgeschafft, da Recht und Gerechtigkeit für alle Unterthanen des Czaren, ohne Unterschied des Ranges, gleich sein sollte. Als Mann des Vertrauens blieb in Petersburg der thätige Mentschikoff zurück; er war, unter Verantwortlichkeit gegen den Czaren, mit der höchsten Gewalt während der Abwesenheit Desselben bekleidet.

Der Czarowitsch Alexei wurde theils um des Ansehens willen, theils auch um ihn an die Staatsgeschäfte zu gewöhnen, dem Namen nach zum Reichsverweser ernannt, während ihm doch keine Macht gegeben war, in Regierungsangelegenheiten irgend Etwas zu beschließen.

Um auch den Klerus, dessen Verstimmung während der Entfernung des Czaren gefährlich werden konnte, zufriedenzustellen, ließ Peter den Klöstern und Bisthümern die während des schwedischen Krieges, um Finanzbedürfnisse zu befriedigen, zu den Staatsdomainen eingezogen gewesenen Ländereien, Waldungen und Güter wiedergeben,

wogegen er sich das Recht vorbehielt, davon im Fall der Noth Abgaben zu fordern.

So hielt er seine Regierung für gesichert, und konnte nun den Feldzug gegen die Türken in Person eröffnen.

3.

Beginn des Krieges. Die Czarin Katharina.

Am 6. März 1711 trat der Czar seine Abreise zu seinem Heere an, das unter Schermetjew durch Polen gegen den Dniester zog, um in die Moldau einzurücken.

An demselben Tage noch vor seiner Abreise vollzog er einen schönen Act der Gerechtigkeit gegen seine ihm bis dahin nur heimlich angetraut gewesene Gemahlin Katharina. Er ließ öffentlich bekannt machen, daß Katharina Alexiewna seine, des Czaren wahre und rechtmäßige Gemahlin sei und als Czarin fortan geehrt werden sollte. — Was ihn dazu bewog, trotz der mancherlei entgegenstehenden Bedenklichkeiten, war die Sorge für eine legitime Erbfolge. Sein einziger directer Thronerbe, der Großfürst Alexei, war stets kränklich, ließ keine lange Lebensdauer hoffen, und hatte sich öfters schon über die Neuerungen seines Vaters so bitter und mißbilligend geäußert, daß Peter in ihm keinen Erben seiner Gedanken und Civilisationspläne für Rußland erkennen konnte. Er hoffte wenigstens, daß diese öffentliche Erklärung einer zweiten legitimen Vermählung

des Czaren ihm eine Warnung sein werde, künftighin seine Gesinnungen zu ändern und zurückhaltender mit deren Aeußerungen zu sein.

Katharina wünschte den Czaren auch auf diesem Feldzuge zu begleiten wie bisher auf seinen anderen Reisen. Aber Peter war so besorgt, sie möchte gerade von den Gefahren dieses Feldzuges große Beschwerden zu erdulden haben, daß er ihr die Begleitung abschlug. Auf weitere dringende Bitten erlaubte er, daß sie ihn mit einigen Damen ihres Hofes wenigstens bis nach Warschau begleiten durfte. Dort aber sollten sie bleiben und seine Rückkehr erwarten. Katharina war mit diesem ersten Erfolge zufrieden. Aber schon auf dieser Reise sollte der Czar die Erfahrung machen, wie nützlich es für ihn war, daß er ihre Mitreise gestattet hatte, denn in Luzk wurde er von einer scorbutischen Krankheit ergriffen, die ihn mehrere Tage nöthigte, dort zu verweilen. Da war es die treue Pflege der Czarin, die ihm seinen Zustand erleichterte und nun erst gab er ihren neuen dringenden Bitten nach, ihre Begleitung auf diesem Feldzug anzunehmen.

Mit einschmeichelnder Beredtsamkeit sagte sie: „Bist Du zufrieden gewesen mit meiner Pflege, so gieb es mir nicht durch glatte Worte, sondern durch die That, durch die Erlaubniß, Dich begleiten zu dürfen, zu erkennen. Ich würde darin einen Beweis finden, daß ich Dir nützlich ge-

weſen bin, denn wie leicht kann ein ſolcher Zufall wiederkehren, oder ein anderer, ſogar eine Verwundung! Wer ſoll Dich dann verpflegen, wenn ich fern von Dir bin? Wer kann mir den Schmerz vergüten, wer mich beruhigen, wenn ich mich täglich ängſtigen muß?"

„Aber Deine Beſchwerden," ſagte er, ſchon halb und halb nachgebend, „die Beläſtigung meines Gefolges durch Damen, die rohe Soldatenweiſe . . ."

„Die arme Magd von Marienburg," lächelte ſie, „iſt von Jugend auf daran gewöhnt geweſen, ſich ſelbſt zu bedienen, harte Arbeiten zu verrichten und jede Beſchwerde zu ertragen. Ich bin ſchon durch Geburt und Herkommen beſtimmt, Deine Magd zu ſein; ſoll ich dieſe Verpflichtung aufgeben, weil Deine Liebe mich über mein Verdienſt hoch erhoben hat? Nein, ich bedarf keiner Dienerin. Ich werde meine eigene und die Deinige ſein; würdeſt Du mich nicht mitnehmen, glaube mir, hoher Herr, Du würdeſt es ſchwer bereuen!"

Da umarmte ſie Peter und ſagte ihr, daß er ihre Liebe und ihre treue Anhänglichkeit ihr nie vergeſſen würde und erlaubte ihr die Begleitung auf dem ganzen Feldzuge.

Wie wohl er daran gethan, ſollte ihm ſpäter die verhängnißvolle Nacht am Pruth beweiſen.

4.

Peter's des Großen Verbündete.

Die erste Regel für eine Krieg führende Macht ist die, sich nach Verbündeten umzusehen. Diese Regel hatte auch Peter befolgt und, wie es schien, nicht ohne großen Erfolg.

In Jaroslaw, wo er sich noch einmal mit dem Könige August II. unterredete, wurde auch von Seiten der Polen der Krieg gegen die Türken erklärt. Der Großfeldherr von Litthauen, Prinay, wurde zum Befehlshaber der polnischen Haustruppen ernannt. Nach den gemachten Erfahrungen konnte freilich Peter wenig Vertrauen auf den dauernden Beistand der Polen haben. Um so mehr verließ er sich auf den ihm von Seiten der Walachei und der Moldau zugesagten Beistand. Beide slavische Völkerstämme mit ihren Fürsten hatten vielfache Ursache, mit dem ottomanischen Joche unzufrieden zu sein. Gleichheit der Religion zog sie mehr zu den Russen hin. Sie glaubten die Annäherung ihrer mächtigen Glaubensgenossen, die erst neuerlich den gefürchteten Schwedenhelden geschlagen hatten, nur erwarten zu dürfen, um sich gegen die Oberherrschaft der Türken mit Erfolg zu erheben.

Seit 22 Jahren war Konstantin Bessaraba, Graf von Brancowan, Fürst der Walachei. In der Hoffnung, sich

und seiner Familie für immer den Besitz des souverainen Fürstenstuhls dieses Landes zu sichern, hatte er den verführerischen Anträgen russischer Sendlinge Gehör gegeben und sich verpflichtet, im Fall der Czar sich ohne Verzug der Donau nähern würde, nicht nur Lebensmittel und Hülfstruppen zu liefern, sondern auch Hoffnung gemacht, daß im Innern des türkischen Reichs eine Empörung der unterdrückten Christen zu Gunsten der Russen aufgeregt werden könne.

Noch nähere Hülfe aber wurde ihm von Seiten der Moldau geboten, welches Fürstenthum nur durch den Dniester von Polen getrennt war.

Demetrius Cantemir, dessen Vater schon Fürst der Moldau gewesen, war von Seiten der ottomanischen Pforte erst vor Kurzem an die Stelle des kriegskundigen Fürsten Maurocordato zum Fürsten der Moldau ernannt worden. Zugleich war ihm die Verhaftung des der Pforte schon verdächtig gewordenen walachischen Fürsten Brancowan aufgetragen und als Belohnung dafür der Besitz des noch reichern walachischen Fürstenthums, so wie Befreiung von Tribut und dem üblichen Geschenke für den Sultan und den Minister (Pischkiesch) zugesichert worden. Kaum aber war er in Jassy, der Hauptstadt der Moldau, angekommen, als der Großvezier ihn durch seinen Kihaja (Adjutanten) an die schleunige Einsendung der herkömmlichen Ehrengeschenke mahnen ließ.

Der Fürst war darüber und über andere Belästigung von Seiten der Türken höchst aufgebracht. Anstatt Brancowan zu verhaften, verrieth er Diesem, welchen Auftrag er habe, und dies war die eigentliche Ursache, welche diesen bedrohten Fürsten der Walachei bewog, sich mit den Russen zu verbinden und den Beistand gegen die Türken zuzusagen.

Er sandte an den Czaren einen Vertrauten nach dem polnischen Städtchen Luzk, wo Dieser, von Katharina gepflegt, am Scorbut krank lag, und so wurde denn dort, am 13. April 1711, von Peter der Antrag genehmigt, wonach die Moldau in ihren alten Grenzen hergestellt werden und unter den Schutz der Krone Rußlands kommen sollte. Der Fürst gelobte, mit seinem Volke dem Czaren, sobald sein Heer in die Moldau rücken würde, den Eid der Treue zuschwören und seine Heeresmacht mit den Russen zu vereinigen. Dagegen versprach der Czar, daß, so lange noch ein Zweig der Familie Cantemir am Leben sei, kein anderes Haus zum Besitz des Fürstenthums gelangen solle.

5.

Der Kriegsrath.

So schienen die Verhältnisse die günstigsten zu sein und der Erfolg der russischen Waffen sichergestellt.

Daß aber noch große Bedenken und Zweifel vor-

lagen, auf welchem Wege solche Erfolge erreicht werden sollten, bewies schon der Kriegsrath, den Peter versammelte, ehe er sein Heer über den Dniester führte.

Der Stand der russischen Heeresmacht war folgender. Schon im Mai 1711 war der Feldmarschall Schermetjew mit einem Heerhaufen von 15,000 Mann bei Raschkow voraus über den Strom gegangen, um sich, in Verbindung mit den Moldauern, wo möglich der Brücke zu bemächtigen, welche die Türken über die Donau zu schlagen beschäftigt waren. Auch hatte der General Allart schon das feste Schloß Soroka am jenseitigen Ufer des Dniester erobert und die Brücke über den Strom vollendet. Heer und Führer waren voll Muth, Zuversicht und Hoffnung, und eben dieser so günstig scheinende Umstand sollte ein zu unvorsichtiges Vorgehen der Russen veranlassen und ihr Unglück herbeiführen.

Bei dem vorigen Feldzuge gegen die Türken hatten die russischen Heere immer lange Züge von vielen tausenden mit Proviant beladenen Wagen mit sich geführt. Diese Fürsorge war auf dem dermaligen Feldzuge als gänzlich unnöthig unterlassen worden, weil man ja durch befreundetes Land zog. Die Armee hatte jetzt nicht auf acht Tage Lebensmittel mehr. Dieser Mangel war allen Generalen bekannt; auch wußte man durch ein eben eingelaufenes Schreiben von Schermetjew, daß 40,000 Türken schon bei Saczia über die Donau gekommen waren. Die Hoff-

nung ihnen zuvorzukommen war verloren, und Schermetjew erkannte sein Armeecorps für viel zu schwach, um sich ihrem weitern Vordringen zu widersetzen. So sah er sich genöthigt, am Pruth zu verweilen, wo es seinem Heere schon an Brod fehlte, es auch schwer fiel, nur das Vieh zusammenzutreiben, dessen Fleisch seinen Soldaten noch die einzige unzureichende Nahrung gewährte.

Die eigenthümliche Lage seines Heeres läßt sich nicht deutlicher erkennen, als durch die Verhandlungen im Kriegrath.

Zuerst wurden die deutschen Generale Allart, Ensberg, Osten und Bergholz um ihre Meinung befragt. Diese waren in einer Vorbesprechung vollständig derselben Meinung geworden, und ihr Sprecher, der General Allart, stellte zunächst die Nothwendigkeit vor, die beiden Ufer des Dniester nicht zu verlassen.

„Nur hier," fuhr er fort, „können wir die Absichten der Türken beobachten, das Heer von der Ermüdung des langes Marsches ausruhen lassen, die Lebensmittel, die das Band des Heeres knüpfen, leicht und ohne Kosten herbeischaffen, können selbst Magazine in Polen anlegen um die Bedürfnisse ohne Beschwerde der Armee dahin zuzuführen, wo sie sich befindet. Unthätig dürfen wir darum doch nicht bleiben. Der Besitz von Mohilow und Soroka gewährt zwar schon unserer Armee zwei wichtige Waffenplätze am Dniester, der ihr den Eingang in die Moldau

öffnet. Aber um den Strom zu beherrschen, muß man vor Allem sich des dritten Einganges zu bemächtigen suchen. Bender muß erobert werden, Bender, das schon durch den Aufenthalt des Königs Karl wichtig ist, Bender, das zum schönsten Waffenplatz und zum Hauptmagazine für die Armee dienen könnte. Wagten sich die Türken hervor, dann würden sie, ehe sie die Russen erreichten, auf dem Zuge durch die Steppen die Blüthe ihrer Reiterei geopfert haben und nicht im Stande sein, den Russen ihre Waffenplätze, wenn sie von einer trefflichen und zahlreichen Armee vertheidigt würden, zu entreißen. Sicher würden die Türken alsdann, aus Besorgniß Alles zu verlieren, nicht einmal eine Belagerung unternehmen, viel weniger es wagen, den Uebergang über den Dniester zu erzwingen und, im Angesicht der russischen Armee, Brücken über diesen Strom zu schlagen. Unternähme es dagegen Ew. Kaiserliche Majestät, die Armee unter den Umständen, worin sie sich befindet, weiter in die Moldau zu führen, so würden Sie sicher das treffliche Heer und Ihren Ruhm auf's Spiel setzen. Nach den Versicherungen der Bewohner von Soroka braucht man wenigstens fünf Tage zum Durchzuge durch die wüsten Steppen, die weder Gras noch Wasser darbieten. Auch jenseit der Steppe findet man ein dünn bevölkertes Land, dessen Kornbau selbst für die kleine Zahl der Bewohner nicht hinreicht; den etwaigen Vorrath in der Hauptstadt Jassy wird die russische Reiterei unter

Schermetjew schon verzehrt haben. Das noch so neue Beispiel des Königs von Schweden sollte auch uns von gleicher Unvorsichtigkeit abschrecken, und hier würde der Fehler noch größer sein, da die Moldau, in die man sich versenken wollte, noch ein viel unbekannteres und unfruchtbareres Land ist, als die Ukraine, auch hier kein Löwenhaupt mit einer Zufuhr von mehreren hundert Wagen Proviant sich nähern würde."

„Am Dnieſter," so schloß der General Allart seinen Vortrag, „am Dnieſter müssen wir den Feind erwarten. Hier, wo wir an den Strom gelehnt, ohne Hinderniß unsere Magazine häufen können, hier wird unser Heer anwachsen, indeß die feindlichen Horden in den Wüsten zusammenschmelzen. Stark, wie wir sind, verfolgen wir dann die Geschwächten auf ihrem Rückzuge, verfolgen sie bis in das Herz ihres Reichs. Nichts kann unsern Zug aufhalten; Alles steht dem Sieger zu Gebote, und bevor noch die Türken aus ihren Winterquartieren hervorgehen, haben wir die Eroberungen gemacht, die uns Keiner entreißen wird."

Dieser vernünftigen Rede des Generals Allart stimmten die anderen deutschen Generale bei; indeß mit lebhaftem Unwillen erhob sich dagegen der General Rönne, ein Kurländer von Geburt, ein Mann von erprobter Tapferkeit, der schon längst das volle Vertrauen des Czaren besaß.

„Wäre es nicht eine Schande," sprach er mit Feuer,

„wenn ein treffliches Heer, wie das unsere ist, sich fesseln ließe an das Ufer dieses Stroms? Was sorgen wir für Lebensmittel, da uns befreundete Provinzen aufnehmen und die griechischen Christen nur unserer Ankunft harren, um sich für uns zu erklären? Was wollen wir Geld verschwenden, um Magazine zu häufen, da wir auf Kosten des Feindes unsern Unterhalt finden können? Wissen wir nicht durch Schermetjew, daß es jenseit der Steppe bis zur Donau an Lebensmitteln zur Nothdurft nicht fehlen werde? Zur Donau müssen wir eilen und dem Feinde unter die Augen rücken. Schon beim Anblicke unserer Bataillone, die ihm in seinem eigenen Lande Gesetze zu geben drohen, wird er sich für halb geschlagen halten. Mit dem Beispiel Karl's schreckt man kein Heer, das Karln überwand und die Türken besiegte. Ein muthiger Fortschritt ist die zweckmäßigste, die glorreichste Maßregel, die einzige, die eines Fürsten würdig ist, der uns führt."

Ein entschlossener Charakter, wie der Peter's des Großen war ist mehr durch ein muthiges Vorgehen, als durch klugberechnende Vorsicht zu gewinnen. Mit lebhaftem Zuruf gab Peter seine Zustimmung zu erkennen und alle übrigen russischen Generale folgten seinem Beispiel.

Der Erfolg sollte leider beweisen, wie richtig die strategische Meinung der deutschen Generale, und wie gewagt und unvorsichtig die des russischen Generals Rönne gewesen war.

Wie auch der General Schermetjew mit dem von ihm geführten Armeecorps, der schon am Pruth angekommen war, vergebens gewarnt und besonders den Mangel an Proviant hervorgehoben hatte, wie unzufrieden Peter mit dessen vermeintlichen Zögerungen und ihm unnöthig scheinenden Umwegen war, wie er jede Warnung verwarf, und auf bessern Rath nicht hören wollte, dies beweist der noch heute vorhandene Briefwechsel des Czaren mit Schermetjew, besonders die Briefe des Letztern vom 8. Juni, vom 16. Juni und vom 1. Juli 1711 und die des Czaren vom 12. und 16. Juni.

Diese Briefe beweisen aber auch, wie die Verlegenheiten und Gefahren mit jedem Tage stiegen. Wir werden letztere in ihren Erfolgen zeigen.

6.

Marsch über den Dniester durch die Wüste. Bei Jassy. Abfall des Hospodars der Walachei.

Am 16. Juni ließ Peter seine Garderegimenter und die Abtheilungen, welche die Generale Weida, Allart und Repnin führten, über den Dniester setzen. Vier Dragonerregimenter unter dem Befehle des Generalmajors Gheschо wurden auf der polnischen Grenze zurückgelassen, um die erwarteten Lebensmittel dem Heere nachzuführen. Die Kranken von allen Abtheilungen blieben in Soroka

zurück, deſſen Feſtungswerke verſtärkt wurden. Die übrigen Truppen, die den Kern des ganzen Heeres bildeten, drangen vor in die endloſe Steppe, wo kein Waſſerquell den lechzenden Menſchen und Thieren eine Labung bietet, wo kein Haus, kein Baum die unabſehbare Einöde unterbricht, und das Auge Nichts erblickt als Himmel und Sandmeer, hin und wieder mit einem dünnen, für Pferde, Rinder und Schafe ungenießbaren, ſauern Graſe beſtanden; über die unabſehbare Ebene ſchwebt eine weißliche Dunſthülle, die ſich wellenförmig bewegt, beſtehend aus Flugſand, den der leiſeſte Luftzug aufregt. Wege giebt es dort gar nicht, und wie tief auch die mühſam ſich fortbewegenden Wagen oder Menſchen und Thiere bei jedem Schritt in den Sand einſchneiden, ſo verſchwindet doch jedes Wagengeleiſe, ſo wie jeder Fußſtapfen wieder, ſobald ſie vorüber ſind. Wo etwa Flächen vorkommen, die feſten Boden haben, da iſt doch außer dem Steppengraſe weder Pflanzenwuchs noch außer einigen Salzlachen genießbares Trinkwaſſer zu finden.

Hier und da erheben ſich vom Winde zuſammengewehte Hügel verbrennenden Sandes. Ueberall hat dort ein Tage lang mühſam ſich fortbewegendes Heer Hunger und Durſt, Noth und Tod zu erwarten.

Peter ritt Allen voran durch die Wüſte. Sein treuer türkiſcher Schimmel trug ihn raſcher und müheloſer als das ihm nachziehende Heer über dieſe Steppe hinweg, und

früher erreichte er den Pruth, welcher die Moldau in der Länge durchschneidet und sich in die Donau ergießt.

Auf einer schönen Ebene angelangt mit einem kleinen Gefolge von Officieren, die in ihren leichten Kibitken, mit tüchtigen Pferden bespannt, ihm folgen konnten, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seine Wagen und die der Officiere mit gefüllten Wassertonnen zu beladen, und solche in die Steppe zurück seinen Soldaten entgegenführen zu lassen. Diese waren fast verschmachtet vor Durst, und so groß war die Noth schon gestiegen, als endlich das Labsal bei dem Heere ankam, daß die Durstenden mit einer Gier tranken, welche ihrer Gesundheit und ihrem Leben gefährlich ward. Einige fielen wie todt zu Boden, und konnten nur durch starke Aderlasse wieder ins Leben zurückgebracht werden.

Endlich erreichte das Heer den Pruth. Anfänglich schien sich noch Alles gut anzulassen. Die Moldauer leisteten, was sie versprochen hatten; wenigstens wurde das Heer nothdürftig mit Vieh versorgt und zu Czuczora vereinigte Fürst Cantemir auch die Seinigen mit dem russischen Heere.

Nach einem siebzehntägigen Marsche sammelten sich die meisten Truppen bei Jassy, und der Hospodar mit seinen Unterbefehlshabern empfing den Czaren am 24. Juni 1711 mit aller Ehrfurcht eines Vasallen.

Auch der Hospodar der Walachei, Fürst Brancowan,

hatte einen Gesandten abgeschickt, zunächst wohl, um in Jassy Nachrichten über die Ankunft der Russen einzuziehen. Man hatte aber kriegerische Hülfe und Lebensmittel erwartet. Statt dessen brachte der Gesandte leere Verheißungen und Friedensworte. — „Der Patriarch von Jerusalem," sagte er, „hat von dem Großvezier Auftrag, durch den Hospodaren Brancowan anfragen zu lassen, ob der Czar zum Frieden geneigt sei."

Peter aber fand es nicht für angemessen, sich in der jetzigen Krisis in Friedensunterhandlungen einzulassen, die nur geeignet gewesen sein würden, den Muth und die Ansprüche des Feindes höher zu spannen.

Auch schien der Auftrag dazu ihm verdächtig und ein dem Hospodaren feindlich gesinnter Verwandter Desselben, Thomas Kantakuzeno, der in das russische Lager gekommen war, bestärkte ihn in seinem Mißtrauen.

Ein Lichtpunkt in dieser bewegten Zeit war die Feier des zweiten Jahrestages der Schlacht bei Pultawa. Es machte diese Erinnerung an den großen Sieg der Russen einen erhebenden und ermuthigenden Eindruck auf das Heer und seine Führer. Niemand ahnte damals, daß der Pruth dem russischen Heere werden sollte, was die Worskla den Schweden gewesen war, ein Feld der Niederlage. Unter seinem Zelte feierte der Czar an einer Tafel von mehr als hundert Gedecken dieses Erinnerungsfest. Der Tokaierwein floß in Strömen, und Trinksprüche, die an das große

Ereigniß erinnerten, erhöhten die Stimmung des Festes. Trompeten, Pauken und Kanonendonner verkündeten jeden Toast dem ganzen Heere. Katharina saß an seiner Seite, so lange es die Sitte gestattete. Aber die beste Feier dieses bedeutsamen Tages war die Ankunft einer ansehnlichen Zufuhr, welche Fürst Repnin vom Dniester sendete.

Indessen wurde das russische Heer dadurch nur auf 20 Tage mit Proviant versehen. Die Hoffnung, hier reichliche Zufuhr aus der Walachei zu empfangen, schlug fehl. Schermetjew vereinigte sich bei Jassy mit dem Czaren. Dort wurde im Kriegsrath beschlossen, noch länger bei Jassy zu verweilen und durch Anlegung von Magazinen das Heer gegen Mangel zu sichern.

Fürst Brancowan bezeugte noch immer in seinen Briefen an den Kanzler Gholowkin und an Kastriot seine guten Gesinnungen für Rußland und gegen den Czaren. Dieser aber fing bereits an, dem Hospodaren der Walachei zu mißtrauen. Er ließ an ihn schreiben: „Nicht Worte allein, sondern Thaten müssen reden. Er werde daher dringend aufgefordert, als Beweise seiner Treue ohne Säumen hundert Karren mit Lebensmitteln und eine hinreichende Menge Schlachtvieh dem russischen Heere zu senden."

Jetzt mußte Brancowan seine Maske ablegen und mit seinen geheimsten Hintergedanken ans Licht treten.

Er antwortete: „Der Czar habe durch die Verzögerung seines Marsches an der Donau ihn in die Unmög-

lichkeit gesetzt, den Russen Beistand zu leisten. Jetzt könne er, da er bei dem Großvezier sehr in Verdacht stehe, nur an seine eigene Stellung denken."

Diese Erklärung weckte den bekannten Jähzorn des Czaren so furchtbar, daß er sich vergaß und den Säbel zog, um dem walachischen Gesandten, der ihm diese Antwort brachte, den Kopf zu spalten. Fürst Cantemir fiel ihm in die Arme, rettete den Bedrohten, und ersparte damit dem Czaren eine zu späte Reue.

7.

Der Zug der Russen am Pruth hinab und Rückzug des General Janus mit dem Vortrabe der Reiterei.

„Die Türken ziehen ebenfalls der Donau zu," meldete man dem Czaren, und der Fürst der Moldau, Cantemir, so wie die Stände des Landes, bestürmten nun Peter den Großen mit Bitten und Vorstellungen, daß er ohne Verzug dem Feinde entgegenrücken möge, um den Uebergang des türkischen Hauptheeres über die Donau zu verhindern.

Der Fürst und seine Stände versicherten, daß die Moldauer das russische Heer ferner mit Proviant versehen würden, und meldeten, daß sich jenseit des Flusses Süret, der die Moldau von der Walachei trennt, ein türkisches Magazin

befände, dessen Eroberung nicht schwer sein würde. Diese Vorstellungen und eine zu große Zuversicht auf Ueberlegenheit und Kriegserfahrung seiner Truppen verleitete Peter, gegen den Rath seiner Generale, den Wünschen der Moldauern Gehör zu geben. Er brach mit seinem Hauptheere von Jassy auf, überschritt damit den Pruth, und rückte auf dem rechten Ufer des Flusses den Strom hinab. Gleichzeitig wurde General Rönne mit ungefähr 5000 Reitern nach dem Süret abgeschickt, um sich dort des türkischen Magazins zu bemächtigen. Zu Gholatzi, unfern des Zusammenflusses des Pruth mit der Donau, sollte er sich dann wieder mit dem Hauptheere vereinigen.

Dieses wendete sich gegen Westen, zog über die Gebirge und stieg wieder in die Ebene hinab, in welcher der Pruth fließt. Man hoffte den einzigen für die Türken günstigen Uebergangspunkt bei Fallzü früher als der Feind zu erreichen, noch ehe die Türken dort übersetzen und den Russen in den Rücken kommen könnten.

Um Diese aufzuhalten, wurde der General Janus mit der russischen Reiterei vorausgeschickt. Diese aber fand, daß der Feind Fallzü bereits besetzt, zwei Brücken geschlagen und den Uebergang durch zwei Schanzen gedeckt hatte. Unter diesen Umständen zog sich der General Janus, von der türkischen Cavalerie verfolgt, auf das Hauptheer der Russen zurück.

Der Czar selbst kam mit einem Theile seiner Infan-

terie dem General Janus zu Hülfe, wehrte die Türken ab und erleichterte die Wiedervereinigung der Cavalerie mit seinem Hauptheere.

8.

Peter's gefahrvolle Lage. Rückzug seines Hauptheeres.

Die Lage des Czaren und seines Heeres wurde mit jedem Tage bedenklicher. Die Verbindung mit dem Armeecorps des General Rönne hatten die Türken abgeschnitten. Jeder Fortschritt der Armee gegen den Süret, wo die Türken bedeutende Magazine besaßen, war wegen der dazwischen liegenden hohen Berge und des Wassermangels ganz unthunlich. Auch waren die Abtheilungen des Fürsten Repnin und des Generals Weide noch hinter der Hauptarmee zurück. Die Zufuhr an Lebensmitteln wurde immer schwieriger und ungenügender. Die Moldauer und Walachen, welche die bedrängte Lage der Russen kannten, zogen es vor, ihre verkäuflichen Lebensmittel lieber in das türkische Lager als in das russische zu bringen. Viele Wagen mit Proviantzufuhr fielen den umherstreifenden Tartaren in die Hände. Auch für die Pferde fehlte es an Fütterung. Weit und breit hatten die Heuschrecken alles Gras bis auf die Wurzeln abgefressen. Alle Berechnungen und Erwartungen waren fehlgeschlagen.

Jetzt befand sich Peter zu Stanitasti am Pruth in derselben gefahrvollen Lage, wie zwei Jahre früher König Karl an der Worskla. Beide Herrscher waren durch zu großes Vertrauen — Karl auf den Hetmann der Kosaken Mazeppa und Peter auf die Treue der Hospodaren der Moldau und Walachei — in dieselbe Lage versetzt worden.

In dieser Verlegenheit beschloß Peter nach dem Gutachten des Kriegsraths, bis alle Truppen versammelt sein würden, sich langsam vor dem herannahenden Feinde zurückzuziehen, und nur dann, wenn kein Ausweichen mehr möglich sei, eine Schlacht anzunehmen.

Nun trat das russische Hauptheer sogleich diesen beschlossenen Rückzug an. Die Führer des Heeres wählten den kürzesten Weg durch die Thalebene zwischen dem Gebirge und dem Strome. Unerwartet aber wurde das Heer durch einen tiefen Morast gehemmt, der die ganze Breite des Thales zwischen dem Gebirge und dem Flusse ausfüllte. Jeder weitere Rückzug schien jetzt unmöglich geworden zu sein.

Indeß, in der Nacht vom 8. bis 9. Juli (a. St.) vereinigten sich die noch fehlenden Abtheilungen mit dem Hauptheere. Das ganze Heer der Russen, das beim Einmarsch in die Moldau 38,000 Mann stark gewesen war, bestand jetzt nur noch, nach der Trennung vom Armeecorps des Generals Rönne und nach vielen Verlusten, aus 22,000 Mann.

Dennoch hofften die Generale des Hauptheeres jetzt noch, ein unfern liegendes Gehölz zu erreichen, das ihnen denn doch einige Sicherheit gewähren konnte.

Aber dieses rettende Gehölz wurde, als die Ruſſen ſchon ihren Marſch dahin richteten, von dem Tartaren-Chan mit zahlreichen Schwärmen dieſer halbwilden Nomadenkrieger beſetzt.

Schon mit dem Anbruche des Tages ſahen die Ruſſen große Haufen jener raubluſtigen Tartarenhorden heranziehen, um ſie auf ihrem Marſch durch die leichte Beweglichkeit ihrer gewandten Pferde und als ſicher treffende Flinten- und Bogenſchützen und Wurfſpeerwerfer zu beunruhigen.

Ihre zahlreichen Angriffe waren beſonders gegen den Nachtrab des ruſſiſchen Heeres gerichtet, welcher aus dem einzigen Preobraſchenskoi-Garderegiment beſtand.

Mehr als fünf Stunden lang blieb das Heer den feindlichen Angriffen ausgeſetzt. Der Verluſt der Ruſſen war bedeutend. Dieſe Bedrängniß vorzüglich war es, welche ſie zwang, auf die Gefahr hin, auf dem moraſtigen Boden zu verſinken, näher am Ufer des Pruth ihren von da an immer beſchwerlicher werdenden Rückzug fortzuſetzen. Dieſes dauerte bis zum Nachmittage. Da mußte Raſt gemacht werden auf dem ungünſtigſten Terrain von der Welt, denn in der übermäßigen Hitze ſanken Menſchen und Thiere vor Ermattung und Anſtrengung

eines Marſches auf faſt grundloſem Boden wie die Fliegen nieder.

9.

Das Türkenheer. Deſſen Angriff auf die Ruſſen.

Das türkiſche Heer war mit Einſchluß der Tataren über 200,000 Mann ſtark. Es hatte ſich auf der Ebene von Horſt geſammelt. Wenn auch der Großvezier, der ſie anführte, kein kriegserfahrener Mann war, ſo hatte er doch einen kundigen Kihaja (Adjutanten) zur Seite. Auch fand er bedeutende Unterſtützung durch den Rath des ſchwediſchen Generals Sparre und des Grafen Poniatowsky, die ſich im Auftrage des Königs Karl im türkiſchen Hauptquartier befanden.

Poniatowsky hatte in dieſer Kriegsgeſchichte bereits eine bedeutende Rolle geſpielt. Er hatte Karl XII. auf ſeiner Flucht, nach der Schlacht von Pultawa, nach Bender begleitet und ſeinen Ueberredungskünſten war es beſonders gelungen, das Kriegsfeuer gegen die Ruſſen anzufachen.

Auf den Wunſch des Großveziers hatte Poniatowsky eine Reiſe nach Bender gemacht, um den Schwedenkönig in das türkiſche Lager einzuladen. Schon war Karl entſchloſſen, einer Einladung zu folgen, die ihm ſo großen Einfluß auf die Kriegsführung gegen Peter geſtattet hätte.

Wenn Karl jetzt dieſer vernünftigen Eingebung ſeines Verſtandes gefolgt wäre, ſo würde der Czar unrettbar verloren geweſen ſein. Aber plötzlich gaben Karl's XII. Stolz und Starrſinn ſeinen Entſchließungen eine andere Richtung. Der Gedanke, daß er im türkiſchen Lager, im Hauptquartiere des Großveziers eine für einen König nicht würdige Rolle ſpielen würde — ein Stolz, der ſich im Unglück bei ihm nur erhöht hatte — brachte ihn zu dem Entſchluſſe, die Einladung abzulehnen.

Als Poniatowsky ohne ſeinen König zurückkahm und kahle Entſchuldigungen vorbrachte, die Nichts entſchuldigten, ſagte der Großvezier mit einiger Empfindlichkeit: „Das habe ich erwartet, der ſtolze Giaur fürchtet, uns zu viel Ehre zu erweiſen.“

Von dieſem Augenblicke an wurde er viel kälter gegen Karl's Angelegenheiten und ſchwieriger in der Befolgung ſeiner Rathſchläge.

Aber Poniatowsky's raſtloſes Treiben bewirkten es doch, daß die türkiſche Armee dem ruſſiſchen Heere bei Fallzü zuvorkam und dieſes dadurch zu einem Rückzuge zwang, in deſſen Folge daſſelbe ganz eingeſchloſſen wurde und dem Untergange geweiht zu ſein ſchien.

Die Ruſſen hatten ſich dort im Viereck aufgeſtellt und drei ihrer Fronten durch ſpaniſche Reiter gedeckt. Die vierte Seite, nach dem Fluſſe zu, war offen gelaſſen, weil von daher kein Angriff zu fürchten war. Hingegen blinkte ihnen

von dort alles Heil entgegen, nämlich das herrlichste Wasser in großen Fluthen, dieses Bedürfniß, woran es den jetzt fast Verschmachtenden bisher gefehlt hatte.

Aber drüben am andern Ufer standen die feindlichen Scharfschützen, und Jeder war des Todes, der sich dem Flusse näherte, um Wasser zu schöpfen. So erlitten die Russen die Qualen des Tantalus. Wie Dieser mußten sie verdursten bei dem Ueberfluß an Getränk.

Dies war die Lage der vor Erschöpfung Rastenden, als sie drei Stunden vor Untergang der Sonne durch ein schreckliches Allah-Geschrei aufgeschreckt wurden. Türken und Janitscharen machten mit dem Säbel in der Faust einen Angriff auf das russische Heer. Es geschah mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm, aber auch mit wilder Unordnung, wie sie gewohnt waren, im Sturmlauf eine Schlacht zu beginnen. Da das schwere Geschütz bei dem türkischen Heere noch nicht angekommen war, so konnte dieser Angriff auch nicht durch Artillerie unterstützt werden.

Sie drangen nach ihrer alten Weise in keilförmiger Schlachtordnung vor. Die Spitze dieses Keils betrug kaum 800 Mann. Die hinteren Glieder waren wohl noch eine Werst zurück.

Der Keil der feindlichen Angriffscolonne traf auf die Abtheilung des Generals Allart, während die türkische Reiterei das russische Quarré von allen Seiten mit Schwärmattaken belästigte.

Die Russen aber wichen nicht. Sie vertheidigten sich in geschlossener Ordnung und mit besonnener Kaltblütigkeit. Ihr Feuer war von Wirkung. Die durch feindliche Kugeln entstandenen Lücken in ihren Reihen wurden schnell durch einrückende Mannschaft ersetzt. Das wohlgezielte und gut bediente russische Geschütz räumte tüchtig auf unter den dicht gedrängten türkischen Heerhaufen. Es war ein Höllenlärm vom Geschützdonner, Knattern der Handgewehre und Kriegsgeschrei. Trompeten und Trommeln ertönten dazwischen. Endlich entflohen die Türken. Dreimal erneuerte der Feind mit steigender Wuth seinen Angriff, und dreimal wurde er zurückgeworfen. Ueber 7000 Türken blieben auf diesem Schlachtfelde. Schrecken und Verwirrung verbreitete sich sichtbar über das türkische Heer.

Da sagte der besonnene Kihaja zu dem Grafen Poniatowsky: „Freund, wir werden geschlagen!“

Hätte der russische Heerführer Genie genug gehabt, den erreichten Vortheil zu verfolgen, mit geschlossenen Sturmcolonnen und mit dem Donner der Kanonen, mit Cavalerieangriffen im Galopp in das aufgelöste Türkenheer einzudringen, als es floh, der Erfolg würde größer, glänzender und dauernder gewesen sein.

Zum letzten Male hatte Peter dem Großen in diesem unseligen Türkenkriege sein Glücksstern geleuchtet; aber er verstand nicht den Wink seines Geschicks, und damit erlosch jener Schimmer.

„Genug," sagte der Czar, „daß wir den Angreifenden wehrten; genug, daß wir ihnen unsern Muth und unsere Ueberlegenheit im Kampfe zeigten. Verließen wir jetzt unsere gesicherte Stellung, dann würde, während wir jetzt das Fußvolk verfolgten, die zahllose Reiterei in das unbefestigte Lager dringen, und uns vollends die wenigen Lebensmittel rauben, die uns noch übrig geblieben sind."

Die geschlagenen feindlichen Heerhaufen der Türken zogen sich unverfolgt auf ihr Hauptcorps zurück, und konnten sich dort leicht wieder formiren.

Die Gefahr für die Russen war damals noch nicht beseitigt, sondern nur vertagt.

Das sah und erkannte Poniatowsky. Er sprach zu dem todesbleichen und zitternden Kihaja, indem er ihm seine Hand reichte: „Ich wünsche Euch Glück, Freund! Seht Ihr nicht, daß sie auch siegend sich nur vertheidigen? Die Geschlagenen sind sie!"

10.

Die Nacht am Pruth.

Die Nacht senkte sich über das Heer, und gewährte den Streitern von beiden Seiten eine kurze Waffenruhe.

Aber die Führer beider Heere sannen mit schweren Sorgen über die weiteren nothwendigen Schritte der Entwickelung einer bleibenden Entscheidung nach.

Die beiden türkiſchen Feldherren, der Kihaja und der Janitſcharen-Aga, hielten, völlig entmuthigt durch den ungünſtigen Erfolg des Angriffs vom vorigen Tage, eine Berathung bei Poniatowsky.

„Habe ich Euch nicht geſagt," entgegnete Dieſer, „ſchon als wir Konſtantinopel verließen, wie man eine Schlachtordnung bilden müſſe, um den Feind anzugreifen? Aber der geſtrige Tag hat mich gelehrt, daß meine Worte in den Wind geredet waren."

„Du magſt recht haben," entgegnete der Kihaja, „aber auch wir hatten recht, Dir nicht zu folgen. Wären wir bei der neuen Kriegsart, die Du uns lehrſt, geſchlagen worden, ſo würde es uns Beiden die Köpfe koſten; Dir, weil Du rietheſt, mir, weil ich folgte. Folgen wir aber der Schlachtordnung, durch welche wir ſo viele Reiche eroberten, ſo iſt es das Verhängniß, das jeden Unfall verantwortet. Der geſtrige Tag war nicht glücklich; rathe, was zu thun iſt."

Poniatowsky gab den Rath, den Feind durch einen Graben, an welchem man die ganze Nacht hindurch arbeiten müſſe, einzuſchließen und dann die Ankunft der Artillerie zu erwarten, welche mit Anbruch des Tages zur Stelle ſein könne. „Eure 500 Kanonen," meinte er, „werden allein hinreichen, die Ruſſen zu vernichten."

„Ich werde Deinem Rathe folgen," entgegnete der Kihaja, „gehen wir Beide zum Großvezier." Dieſer ge-

nehmigte den Vorschlag, und noch in derselben Nacht warfen die Janitscharen an der Stelle, wo sie ihren Angriff gemacht hatten, eine Anzahl von Schanzen auf.

Während so die Türken mit hoher Achtung auf den Kriegsfürsten sahen, der Karl XII. und sie selbst besiegt hatte, und sie immer noch wenig Vertrauen hegten auf ihr Glück, das den stolzen Feind in ihre Hände gegeben hatte, wurde Peter's Seele von den schrecklichsten Vorstellungen gequält.

Schwermüthig saß er da um Mitternacht, nachdenkend über das Gefährliche seiner Stellung, in seinem Zelte, schlaflos bei dem matten Schimmer einer Lampe, und sprach zu Mentschikoff, der noch allein bei ihm war: „Die entsetzliche Lage, worin ich mich befinde, setzt mich in Gefahr, in einer unheilvollen Stunde alle Anstrengungen meines ganzen Lebens zu verlieren, mein schönes, selbstgeschaffenes Heer, meine Marine im schwarzen Meere wie in der Ostsee, und selbst mein Leben oder mindestens meine Freiheit und die der Czarin. Alle meine Eroberungen stehen jetzt auf dem Wurfe eines Glücksspiels; unmöglich ist hier jeder weitere Rückzug; eben so unmöglich ist es, umringt von übermächtigen Feinden, abgeschnitten von allen Verbindungen, Lebensmittel für das Heer oder nur Fourage für die Pferde zu erhalten. Nichts bleibt uns übrig, als das Wagniß einer Schlacht, oder der Versuch eines Friedens, der in einer Lage, wie die meinige ist,

kein anderer als ein ſchmachvoller werden kann, und deshalb verbiete ich bei meinem Zorn und meiner Ungnade, daß irgend Jemand davon rede."

Mentſchikoff ſchlug vor, noch in dieſer Nacht die Generale zu einem Kriegsrathe zu verſammeln.

„Verſuche Du das," entgegnete Peter mißmuthig, „helfen wird es auch Nichts, denn wo das Schwert nicht helfen kann, da wird auch der Rath nicht helfen."

Mentſchikoff zog ſich zurück, um ſogleich die vornehmſten Generale zu wecken und zu einer Berathung in dem Zelte des Kanzlers Schaffiroff zuſammenzuberufen.

„Arme Katharina!" ſprach der Czar vor ſich hin, „Du ſchlummerſt ſo ſüß vielleicht auf dem harten Lager in Deinem Zelte und ahneſt Nichts von der großen Gefahr, worin wir uns befinden. Gebe der Himmel, daß ſie glücklich überwunden werde."

Aber die kluge Frau war beſſer, als es der Czar ahnte, von der verzweifelten Lage ſeines Heeres unterrichtet. Auch ſie konnte nicht ſchlafen. Sie trat vor ihr Zelt und blickte ſinnend und Gott vertrauend empor zu dem klaren geſtirnten Himmel, der ſich über den blinkenden Wellen des Pruth und mit gleicher Liebe über den beiden feindlichen Heeren wölbte. Ihr Blick nach oben war ein ſtilles Gebet, daß Gott Ihren hohen Gemahl aus dieſer verzweiflungsvollen Lage erretten möge, und wie durch höhere Eingebung überkam ihr ein rettender Gedanke.

In diesem Augenblicke sah sie, wie Mentschikoff aus dem Zelte des Czaren heraustrat, und da er eben im Begriff war, vorüberzugehen, rief sie ihn leise an und fragte nach der Lage der Sachen und der Stimmung des Czaren. Mit Achselzucken erzählte ihr Mentschikoff Alles, auch daß er Auftrag habe, den Kriegsrath in Schaffiroff's Zelte zusammenzuberufen. — „Ich werde auch erscheinen," sprach die Czarin, „und hoffe, daß Ihr den Rath einer Frau wenigstens anhören und prüfen werdet." Mentschikoff lächelte ungläubig, gab jedoch seine Zustimmung.

Eine Stunde später trat Katharina in die Mitte der versammelten Generale des Heeres. „Ich verstehe," sprach sie, „Nichts von Euren Kriegswissenschaften, aber ich kenne die Menschen, und namentlich die Bestechlichkeit der hohen türkischen Staatsbeamten; darauf beruhet mein Plan und meine Hoffnung, auch die Rettung des Czaren und seines Heeres durch einen ehrenvollen Frieden. Hört!"

Und nun entwickelte sie ihren Plan, den Großvezier und den Kihaja zu bestechen, indem man Jenem ein Schreiben mit Friedensanträgen sende. „Orientalische Sitte," fuhr sie fort, „macht das Geschenkegeben bei solchen Gelegenheiten nicht auffallend, und hier," dabei öffnete sie ihr Schmuckkästchen, und Juwelen blitzten in allen Farbenstrahlen den Augen der Generale entgegen, „übergebe ich für meinen Theil einen Beitrag dazu, dem noch eine bedeutende Summe in Gold, kostbares Pelzwerk

und noch größere Versprechungen hinzugefügt werden können. Die Juwelen sind Millionen werth; ich verdanke sie der Freigebigkeit des Czaren, und werde sie freudig dem Wohle des Vaterlandes zum Opfer bringen. Wenn Jeder von Euch meinem Beispiele folgt und dem Vaterlande opfert, was er an Gold und Edelsteinen besitzt, so wird das Gewissen des türkischen Machthabers schon beruhigt werden, und wir erhalten statt schmachvoller Niederlage einen ehrenvollen Frieden."

Mentschikoff, Schermetjew und alle Generale waren überrascht durch diesen klugen Vorschlag und erklärten ihre Zustimmung. Der Erstgenannte fügte indeß hinzu: „Aber der Czar hat bei Strafe seiner Ungnade verboten, daß Niemand ihm von Frieden rede; wer wird es wagen." — „Ich selbst," entgegnete die Czarin, „doch möge ihm Keiner sagen, daß ein solcher Frieden durch Bestechung erkauft werden solle; seinem Ehrgefühle würde es alsdann widerstreben, darauf einzugehen."

Und Katharina trat in das Gezelt ihres hohen Gemahls, der sich noch in derselben schwermüthigen Stellung befand wie vor dieser Verhandlung, und all' sein Nachsinnen hatte noch keinen Ausweg aus diesem Labyrinth gefunden. Katharina redete ihn sanft an und sagte: „Ich habe es übernommen, Ueberbringerin des Vorschlages eines letzten Rettungsversuches zu sein — der Vermittelung eines Friedens mit der Pforte."

„Wer hat den unsinnigen Gedanken ausgesprochen,“ rief er aus, „der nur zur Schmach führt? lieber ehrenvoll untergehen als ehrlos gerettet werden!“

„Alle deine Generale,“ entgegnete Katharina, „und es sind Gründe vorhanden, die auf einen Erfolg hoffen lassen.“ Und sie entwickelte mit einer so hinreißenden Beredtsamkeit ihre Gründe dafür und legte ihm den Entwurf eines Schreibens an den Vezier vor, ohne jedoch der Geschenke zu erwähnen, daß Peter endlich sagte: „Nun wohl, es möge versucht werden. Ich aber befehle, daß dessen ohnerachtet alle Vorkehrungen getroffen werden, um den Vernichtungskampf zu wagen.“

Noch vor Anbruch des Tages ging ein Unterofficier von der Garde mit einem versöhnenden Schreiben des Kanzlers und mehreren Karren voll Geschenke ab in das feindliche Lager, um seinen Auftrag auszuführen.

Peter aber zweifelte am Erfolge und rüstete sich zur Gegenwehr. „Doch,“ sagte er, „soll mein Untergang nicht dem Reiche zum Nachtheil sein.“ Und er schrieb an den Senat, den er vor seiner Abreise in Petersburg zur Regierungsverwesung während seiner Abwesenheit eingesetzt hatte. Er schilderte demselben mit wenigen Worten seine mißliche Lage, in welche er durch falsche Nachrichten und zu großes Vertrauen auf die Treue der Hospodaren der Moldau und Walachei gerathen war. Er gestand, daß er ohne besondere göttliche Hülfe Nichts als

Niederlage oder Tod und Gefangenschaft erwarten könne und schloß mit den Worten: „Würde sich das Letztere zutragen, so sollt Ihr mich nicht mehr für den Czaren, Euern Herrn erkennen und Nichts von Dem erfüllen, was aus meiner Gefangenschaft etwa von mir, und wäre es auch mein eigenhändiger Befehl, an Euch gelangen möchte. Würde ich umkommen, so sollt Ihr den Würdigsten unter Euch zu meinem Nachfolger erwählen."

Ein Officier, dem alle Schleichwege dortiger Gegend bekannt waren, wurde mit der Ueberbringung dieses denkwürdigen Schreibens, das ein so schönes Zeugniß von der Seelengröße des Czaren abgiebt, beauftragt. Mit Rührung küßte ihn Peter auf die Stirn, und befahl ihn der Obhut des Himmels.

Dann besichtigte Peter bei dem Grauen des Tages nach dieser bewegten Nacht die Aufstellung seines Heeres.

In beiden Lagern der Türken und Russen herrschte jetzt lebhafte Aufregung, verbunden mit einem dumpfen Waffengeräusch. Im russischen Heere wurde jetzt eine seltsame Waffe zur Hand genommen. Sie bestand in Messern von neuer Erfindung, die, mit Kraft in die Erde geworfen, eine nach drei Seiten hin einschneidende Klinge zeigten. Es wurden achthundert solcher Messer vertheilt, sie sollten die Wirkung von Fußangeln haben und die Türken am Vordringen hindern; aber spätere Versuche damit zeigten solche Erfolge nicht, und so wurde denn kein

weiterer Gebrauch damit im Kriege gemacht. Die Walachen und Kosaken waren indeß beschäftigt, das Gepäck mit einer Wagenburg zu umstellen, welche mit Erde bedeckt einen Erdwall bildete, um es wenigstens gegen den Anfall durch feindliche Reiterei zu schützen.

11.

Friedensunterhandlungen.

Indeß lauteten die Friedensworte, welche der Feldmarschall Schermetjew durch den Unterofficier Schepelew dem Großvezier zusandte, sehr versöhnlich.

„Die russische Armee," so schrieb er, „ist nicht, um Eroberungen zu machen, sondern um ihrer Vertheidigung willen in das türkische Gebiet gerückt. Die Türken, nicht die Russen, haben den Krieg angefangen. Wie sehr der Czar die Fortdauer des Friedens wünschte, hatte er in wiederholten Schreiben an den Sultan zu erkennen gegeben; auch jetzt würde ich, sobald der Großvezier zum Frieden geneigt ist, nicht weniger über die Bedingungen in Unterhandlung treten."

Glücklich war dieses Schreiben mit den kostbaren Geschenken in die Hände des Großveziers und seines Kihaja gelangt. Der Letztere schien sich davon unangenehm berührt zu fühlen, und wies die Annahme von der Hand, bis erst, wie er sagte, der Waffenstillstand geschlossen sei,

und er die Geldsumme mit Ehren annehmen könne. Nicht so der Vezier. Nachdem er sein Zelt geschlossen und der Wache befohlen hatte, Niemanden eintreten zu lassen, öffnete er mit gierigen Augen das Schmuckkästchen und weidete sich an dem strahlenden Glanze der großen Diamanten und dem milden Schimmer der kostbaren Perlen; dann befühlte und prüfte er mit Kennerblicken die reichen Pelze und schweren Seidenstoffe und nickte schmunzelnd vor sich hin: „Gut, der Friede ist geschlossen. Ein so nobler, freigebiger Feind darf nicht länger der Feind meines Herrn, des Padischah sein. Aber Rücksichten auf den König Karl in Bender müssen genommen werden, und das soll geschehen."

Dann befahl er seinen schwarzen Eunuchen, den Fürsten Poniatowsky, der sich als Karl's Abgeordneter im türkischen Lager befand, und den Kihaja, den Befehlshaber der Truppen, herbeizurufen. Diese kamen und der Vezier, der im gelb atlassenen Kaftan auf seinem Divan saß, that noch einige Züge aus seiner langen Pfeife und sprach: „Gott ist groß und Muhamed sein Prophet! Es sind von dem Moskowiter unterwürfige Bitten um Frieden an mich eingegangen; da leset selbst und sagt mir Eure Meinung."

Entrüstet rief Poniatowsky, nachdem er das Blatt mit seinen Blicken überflogen hatte: „Ihr werdet doch nicht mit Leuten unterhandeln, die nothgedrungen sich ohne Bedingung ergeben müssen? Kanonendonner sei die Antwort."

Der Kihaja ſtimmte ihm bei mit kräftigen Worten, und Beide verließen den Vezier, um die Beſchießung des ruſſiſchen Lagers beginnen zu laſſen. Schon begannen die türkiſchen Kanonen vom ſchweren Caliber ihren Donner, als unerwartet vom Großvezier der Befehl einlief, mit der Kanonade anzuhalten, der Feind wolle capituliren und ſei im Begriff, ihm Geſandte zu ſchicken. — Poniatowsky und der Kihaja ſchäumten vor Wuth; aber es half Nichts: ſie mußten gehorchen. Der Befehl zur Einſtellung der Feindſeligkeiten wurde gegeben. Beide umritten die ruſſiſchen Verſchanzungen, und Poniatowsky zeigte dem türkiſchen Feldherrn die Schwäche und Unhaltbarkeit der feindlichen Werke. Er zeigte ihm, wie die Ruſſen bis zum Knie im Waſſer ſtanden, wie Alles mehr todt als lebend erſcheine, und wie unmöglich es ſei, daß die Ruſſen einem lebhaften Angriff widerſtehen könnten. „Wir nehmen den Czaren gefangen," ſprach er, „und dictiren einen Frieden, der geeignet ſein wird, die Türkei ewig zu ſichern gegen die Uebergriffe ruſſiſcher Macht."

Mit dieſer Ueberzeugung kehrten ſie zu den Zelten des Großveziers zurück. Mit großer Beredtſamkeit ſetzten ſie ihm die Schwäche des Feindes und die Unmöglichkeit ſeines Widerſtandes aus einander. Der Vezier aber wiegte bedächtig den Kopf und ſagte: „Ich habe Alles wohl erwogen, aber auch den Fall, daß unſer Angriff vergeblich ſein kann. Ich hatte gezögert mit der Beant-

wortung des ersten Schreibens der Russen; als aber unsere Kanonade begann und die russischen Geschütze antworteten, als Diese aus ihren Linien hervordrangen und sich in Schlachtordnung aufstellten, als Schermetjew noch einmal trotzig fragen ließ, ob wir Frieden wollten oder Krieg? da bedachte ich meine große Verantwortlichkeit vor Allah und meinem Herrn und Gebieter, und um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, gab ich Friedenshoffnungen und gebot Einhalt mit der Kanonade. Ein russischer Abgeordneter von hohem Range wird kommen, um den Frieden zu unterhandeln.

Mit tiefer Ironie wünschte Poniatowsky dem Großvezier Glück. „Es hängt blos von Dir ab," sagte er, „den Czaren in Deine Hände zu bekommen und sein ganzes Heer gefangen zu nehmen, sodann aber sein Reich der Pforte tributbar zu machen."

„Wenn Du so klug bist," sagte der Vezier mit trockener Ruhe, doch im Innern erbittert gegen den vorlauten Polen, der hier den Vormund der Pforte spielen wollte, obgleich sein Herr Alles verloren hatte und in Bender nur noch von der Gnade der Osmanen lebe, „so bringe Deine Gedanken zu Papier, damit ich ein Actenstück habe, um es prüfen zu können."

„Das ist leicht geschehen," entgegnete Poniatowsky, und entwarf mit flüchtigen Zügen folgende Worte: „Friedensbedingungen: 1) Der Czar kommt sogleich zu den Füßen des Großveziers und wird dann sogleich nach Kon-

stantinopel geschickt; 2) die Armee streckt sofort das Gewehr und ist kriegsgefangen."

Der Vezier ließ dieses laut vorlesen. Ein moquanter Zug flog um die Lippen seines weißbärtigen Gesichts; doch sprach er kein Wort, sondern steckte das Papier in den Busen seines Kaftans.

In diesem Augenblicke meldete man die Gesandten des Czaren. Poniatowsky erstaunte; denn mit dem Kihaja war die Verabredung getroffen, daß die russischen Abgeordneten erst zu dem Staatssecretair Hummer Effendi geführt werden sollten. Dieser hatte den Auftrag, sie gehörig zu bearbeiten, um sie in ihrer drückenden Lage zur Bescheidenheit mit ihren Ansprüchen zu bewegen, ehe sie dem Großvezier vorgestellt wurden. Aber der Kapigi-Bascha, der sie führte, hatte sie auf ihren Wunsch unmittelbar vor das Zelt des Veziers geführt und ließ sie dort eintreten. Verstimmt zog sich Poniatowsky zurück. Es war indeß schon Abend geworden und die günstigste Zeit zum energischen Handeln verstrichen.

Das Haupt der russischen Gesandtschaft war der Unterkanzler Schaffiroff, ein Mann, den der Czar früherhin auf einer Fahrt durch Moskau in einer kleinen Bude beschäftigt bemerkt hatte. Peter hatte ihn angeredet, da ihm die Persönlichkeit des jungen Menschen gefiel, und er erhielt Antworten, die von Geist und Klugheit zeigten. Er erkundigte sich nach dessen Verhältnissen, und der junge Mann

sagte ihm unbefangen, daß er jetzt Ladendiener sei, aber diese Stellung erscheine ihm nicht seinen Kenntnissen angemessen. Er verstehe mehrere Sprachen, und auf den Wunsch des Czaren sprach er abwechselnd mit großer Leichtigkeit Deutsch, Polnisch und Französisch, wobei er vielen natürlichen Scharfsinn verrieth. „Wer ist Dein Lehrer gewesen?" fragte der Czar, und der junge Mann antwortete: „Mein Vater, ein Uebersetzer in der Gesandtschaftskanzlei." Jetzt wendete sich der Czar an den Inhaber der Bude und sagte: „Ich habe den Menschen nöthig." Er nahm ihn sogleich mit, und ließ ihn in der Gesandtschaftskanzlei und durch wissenschaftlichen Unterricht weiter ausbilden. Der Czar hatte mit seiner Menschenkenntniß den rechten Mann gefunden. Schaffiroff wurde einer seiner bedeutendsten Diplomaten. Er begleitete auch den Czaren im Jahre 1703 auf seiner großen Gesandtschaftsreise, und wurde dabei zum Geheimsecretair in der Gesandtschaftskanzlei erhoben. Später erhielt er die Hauptdirection im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, in welcher Eigenschaft er dem Czaren große Dienste leistete. Und das war der Mann, dessen Klugheit und Gewandtheit jetzt die größten Interessen Rußlands und seines Herrschers anvertraut waren.

Diesen Hauptgesandten begleiteten der Generalmajor Schermetjew, ein Bruder des berühmten Feldmarschalls, der ebenfalls in Geschäften so gewandte Ostermann, welcher

in der spätern Geschichte Rußlands so wichtig wurde. Diese Abgeordneten des Czaren hatten die Vollmacht, die Peter nur mit Schmerz unterzeichnet hatte, der hohen Pforte, wenn es nicht anders sein könne, alle russische Eroberungen am Don und Dniepr zurückzugeben, nebst den dort neu angelegten Städten und Festungen, und im Falle der höchsten Noth noch mehr als Dieses abzutreten. Peter hatte, als Beweis der Gemüthsstimmung, worin er sich befand, das Orginal dieser Instruction auf einzelne abgerissene Papierstücke geschrieben, welche noch im Archiv des Collegiums der auswärtigen Geschäfte aufbewahrt werden zum Andenken daran, daß das stolze Rußland schon unter Peter dem Großen gelernt hatte, der Macht der Umstände nachzugeben.

Der Großvezier empfing die russischen Abgesandten freundlich, ohne jedoch, nach ottomanischer Sitte, sich vom Divan zu erheben. Er nöthigte sie, auf einem andern Theile des Divans, der sich rings um die mit kostbaren Teppichen behangenen Wände des prachtvollen Zeltes zog, Platz zu nehmen, und ließ ihnen Chibouks (lange Pfeifen) und Kaffee in kleinen Tassen reichen.

Nach einem stoischen Schweigen von mehreren Minuten beauftragte er Poniatowsky's Dragoman (Dolmetscher), der ihm zur Seite stand, die Gesandten zu fragen, was die Russen in den Staaten des Großherrn zu thun hätten. „Die Verwüstung der Moldau," fuhr er fort, „ist die

Folge davon gewesen, und als Genugthuung verlange ich die Herausgabe von Azow und die Schleifung der neuen Festungen Taiganrock und Kamieny Zaten, sowie auch die Auslieferung aller Geschütze.

Schaffiroff nahm das Wort. Er wiederholte im Wesentlichen, was schon in Schermetjew's Schreiben gesagt worden war. Er klagte über die räuberischen Einfälle der Tartaren auf russischem Gebiet, und behauptete, daß die Russen in der Moldau für ihr Geld gezehrt hätten. „Deine Forderungen," fuhr er fort, „sind groß, um aber die Freundschaft des Großherrn zu erhalten, erbietet sich der Czar, Azow wieder abzutreten und Taiganrock zu schleifen. Die Festung Kamieny Zaten ist aber dem Czaren nothwendig, um sein Land vor den Einfällen der Tartaren zu schützen. Noch weniger kann die russische Armee das Geschütz entbehren, womit sie sich auf ihrem Marsche gegen die Schweden vertheidigen muß."

„Auch," nahm der Großvezier das Wort, „haben wir einen Gast bei uns, den König von Schweden, für den ich einen freien Durchzug fordere."

„Der ist ihm gern gestattet," antwortete Schaffiroff, „auf unseren Händen wollen wir ihn tragen."

„Beim Allah!" rief der Vezier verwundert aus, „das ist viel gesagt; aber auf die Auslieferung der Ge-

schütze und die Freiheit der Kosaken muß ich bestehen, denn diese müssen einen unabhängigen Staat bilden."

„Du mögest, o Vezier," entgegnete Schaffiroff, „alle Kanonen, die sich beim russischen Heere befinden, zählen lassen und Dich versichert halten, daß der hohen Pforte eine gleiche Anzahl von Geschützen bei der Uebergabe von Azow übergeben werden wird; denn Du bist zu gerecht, um zu verlangen, daß Dir Azow in einem andern Zustande übergeben werde, als wie es bei der Einnahme von Seiten der Russen gewesen ist."

Der Großvezier nickte zustimmend, strich sich den langen weißen Bart, sprach Ischallah! (Gott ist groß) und entließ die Gesandten mit einer Handbewegung, um dem Czaren die gewährten Friedensbedingungen zu überbringen.

Im russischen Lager war Alles wegen des Ausganges dieser Verhandlungen in gespannter Erwartung, jedoch nicht muthlos und unthätig. Der Feldmarschall Schermetjew versammelte die Generalität seines Heeres, machte sie mit den vorgeschlagenen Friedensbedingungen bekannt, und fragte nun, was für den Fall geschehen solle, wenn der Feind sich weigere, auf die vorgeschlagenen Friedensbedingungen einzugehen und wenn er fordere, daß das Heer sich ergeben und das Gewehr strecken solle. — „Werden wir darauf eingehen?" fragte er. — „Nein, lieber sterben!" war

die Antwort. — „Gut," entgegnete der Feldherr, „dann bleibt uns Nichts übrig, als der Pflicht der Ehre zu genügen und den Versuch zu wagen, uns längs des Flusses hin durchzuschlagen. Alle stimmten ihm bei. Er schrieb auf ein Blatt die Worte:

„Die ganze Generalität und die Minister haben im Rathe zum endlichen Beschlusse festgesetzt: wenn der Feind nicht mit den vorgeschlagenen Bedingungen zufrieden sein wollte und verlangte, daß wir uns auf Discretion ergeben und das Gewehr strecken sollen, so haben wir Alle gemeinschaftlich beschlossen, uns neben dem Flusse durchzuschlagen." Dieses Blatt, das noch heute im Familienarchiv Schermetjew's aufbewahrt wird, war von 11 damals berühmten Namen der angesehensten Generale im Heere, worunter sich auch Fürst Gholizin befand, unterzeichnet. Nun ging der Feldmarschall in das Zelt des Czaren und überreichte es seinem Herrn.

Dieser war auf's Tiefste dadurch bewegt. „Auch ich unterschreibe es," sagte Schermetjew, indem er das Blatt dem Czaren übergab, „so gebietet mir die Ehre. Aber ich zittere, wenn mir Deine Gefahr und die des Reichs vor Augen schwebt. Möchte ich nur meinen Regenten nicht immer vor mir sehen, weniger beschränkt wäre dann meine Freiheit, für seinen Ruhm mich aufzuopfern."

So kämpfte in der Seele des edlen Mannes das

Gefühl der Ehre mit dem feurigen Patriotismus und dem Bewußtsein, daß vom Leben und der Freiheit des Czaren die Wohlfahrt des Vaterlandes abhänge.

12.

Huschier Frieden.

Die Rückkehr der russischen Gesandten von der Conferenz mit dm Großvezier verscheuchte schnell alle Besorgnisse im russischen Lager. Die Schlußverhandlungen waren nicht schwierig. Der Großvezier hatte erkannt, daß der Hauptzweck des Krieges, die immer gefährlicher werdende Uebermacht der Russen am schwarzen Meer zu brechen, erreicht war. Doch verlangte er noch die Räumung von Polen und die Auslieferung des Fürsten Cantemir, des Hospodaren der Walachei.

Das Erstere genehmigte der Czar sogleich, der andern Forderung aber widerstrebte sein Edelmuth. „Viel lieber," sagte er zu Schaffiroff, „überlasse ich den Türken das ganze Land bis Kurika. Mir bleibt dann doch wenigstens die Hoffnung, es einst wieder zu erobern; aber der verlorene gute Glaube kann nicht wiedergewonnen werden. Wie könnte ich den Gedanken ertragen, einen Fürsten, der sein Fürstenthum für mich aufgeopfert hat, dem Feinde auszuliefern? Wir

haben nichts Eigenes als die Ehre; ihr entsagen, heißt aufhören Fürst zu sein."

Poniatowsky hatte indeß schon früh Morgens Karl XII. in Bender durch einen Expressen von den Vorgängen unterrichtet gehabt. Er hoffte, der König würde sich jetzt selbst entschließen, in das türkische Lager zu kommen, und theilte mit vollen Händen Geld unter die Janitscharen und Artilleristen aus, um sie wo möglich gegen den Großvezier aufzuregen. Er fragte Diesen, welche Sicherheit er habe, daß die Bedingungen gehalten würden, worauf er eingegangen sei. Er bestand darauf, daß wenigstens dem Könige Zeit gelassen werde, auch seinerseits Bedingungen zu machen.

Trocken antwortete der Vezier: „Es steht Dir ja frei, die Bedingungen aufzuzeichnen, unter welchen der König Frieden machen will. Wenn Schaffiroff zurückkommt, so kannst Du sie ihm ja vorlegen."

Damit war nun noch keine Berücksichtigung derselben zugesichert, und Poniatowsky mußte sich sagen, daß er vom Könige noch keine Vollmacht zum Friedenschließen habe; indeß, um wenigstens den gänzlichen Abschluß wo möglich noch zu verzögern, setzte er in der Nacht ein Friedensproject auf, das er mit Anbruch des Tages dem Großvezier in seinem Zelte überreichte.

Bald darauf kam Schaffiroff. Er übergab dem Vezier die vom Czaren unterzeichnete Genehmigung der

gestern verabredeten Friedensbedingungen. Der Großvezier las sie bedächtig durch; alsdann ergriff er die Feder, um zu unterzeichnen. Poniatowsky aber, der hinter ihm stand, faßte schnell seine Hand, und erinnerte ihn an sein gestriges Versprechen. Aber der Vezier wies ihn mit den ernsten Worten zurück: „Da, wo Ihr Euern Krieg angefangen habt, mögt Ihr auch durch Euern Frieden ihn enden.“ Und nun unterschrieb er das Friedensinstrument.

So verlor Peter auf der Ebene von Hoesti Guerty die schwer errungenen Vortheile, welche der Karlowitzer Frieden ihm gebracht hatte, und dieser am 12. Juli 1711 bei dem Städtchen Husch geschlossene Frieden erhielt darnach den Namen: der Huschier Frieden. Für Karl XII. in Bender war Nichts erlangt, als daß er sich unter den Schutz der Pforte begeben und seiner Rückkehr in seine Staaten kein Hinderniß entgegengestellt werden sollte.

Im russischen Heere war die Freude um so größer, da man eine so günstige Wendung in der schweren Bedrängniß nicht erwartet hatte. Gleich nach dem Abschluß des Friedens ließ der Vezier dem Heere alle nöthigen Lebensmittel und Fourage zukommen, die ihnen so lange gefehlt hatten. Das ganze russische Lager war belebt von türkischen und tartarischen Verkäufern, die ihren Ueberfluß den Nothleidenden zuführten.

König Karl aber hatte kaum die Kunde von diesem Ereignisse erhalten, so warf er sich auf seinen schnellsten Renner und legte mit möglichster Eile in einem Ritt funfzehn Meilen zurück. Er hielt am Ufer des Pruth, und blickte hinüber in das Lagergewühl am jenseitigen Ufer.

Kaum traute er seinen Augen, als er im bunten Gewühl dort Türken und Russen im gegenseitigen freundlichen Verkehr erblickte. Er brannte vor Ungeduld, zu erfahren, was vorgehe. Die Brücke aufzusuchen, die an drei Meilen weiter unten lag, dauerte ihm zu lange. Er warf sich in den Fluß und schwamm hinüber durch die Wellen des Pruth, und ganz durchnäßt durchschritt er ohne Hinderniß das russische Lager. So erreichte er endlich Poniatowsky's Zelt.

Sehr kurz war der Bericht des Tiefbekümmerten. Karl erfuhr, daß für ihn Nichts geschehen war — in einem Augenblick, da Alles hätte geschehen können.

Aufgebracht im höchsten Grade begab sich der Schwedenkönig, der selbst Alles verloren hatte, mit Poniatowsky zu dem Großvezier. Mehmet empfing den König feierlich vor seinem Zelte, hieß ihn willkommen und lud ihn mit türkischer Grandezza ein, sich zu seiner Rechten auf dem Divan niedersetzen. Karl vermochte kaum vor innerer Unruhe, dieser Einladung zu folgen. Doch in der Anrede kam ihm der Vezier zuvor, indem er erklärte, daß der mit den

Russen geschlossene Frieden eben so vortheilhaft als ehrenvoll sei und daß Nichts in der Welt nur ein Wort daran ändern könne.

Karl knirschte vor Wuth; doch wendete er ein: „Sicher würde der Sultan Ursache haben, zufriedener zu sein, wenn er den Czaren selbst in seine Gewalt bekommen hätte. — Und ich liefere ihn noch," rief er mit Feuer, „wenn Du mir nur 20,000 Deiner Janitscharen giebst."

„Allah behüte mich," antwortete der Vezier, „Allah hat die Erde unter die Fürsten getheilt, daß Jeder über sein Theil herrsche. Wer würde das russische Reich regieren, wenn ich seinen Czaren ihm raubte? — Der Frieden ist geschlossen und er muß bestehen."

Mit Unwillen erhob sich Karl, und verließ, ohne Abschied zu nehmen, das Zelt des Veziers. Im türkischen Lager zu übernachten, mit diesem Herzen voll Gram und Ingrimm, erschien ihm unerträglich. Er blieb im tartarischen Lager. Vergebens bemühte er sich, seinen alten Freund, den alten Chan Delvet Gnerai, durch den er den Krieg angefangen hatte, zu bewegen, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen. So blieb ihm Nichts übrig, als am folgenden Tage ohne Erfolg und verstimmt nach Bender zurückzukehren.

So war das für die Russen so unerfreuliche Ende dieses Türkenkriegs, welches indeß unter den vorliegenden

Umständen immer noch als ein großes Glück betrachtet werden mußte. Die Russen zogen ab, langsam und niedergeschlagen, wie Besiegte. Ihr meistes Gepäck mußten sie zurücklassen, denn die Pferde waren in der langen Zeit der Noth und Entbehrung so kraftlos geworden, daß sie kein Gepäck mehr fortbringen konnten.

Mit Lebensmitteln versehen und unter der Bedeckung von 5000 Spahis *), die sie gegen die räuberischen Anfälle der Tartaren schützen sollten, zogen sie sich durch Wüsten und über weite öde Steppen an die polnische Grenze zurück, wo der General Rönne, der mit seinem Heere an der Donau glücklicher gegen die Türken gefochten hatte, wieder zu der geschwächten Armee des Czaren stieß.

Als Dieser nach Polen kam, hatte er noch die Demüthigung, daß ihm der österreichische Gesandte mit erheuchelter Theilnahme Glück wünschte, daß er durch Gottes Gnade der großen Gefahr so glücklich entgangen sei.

Peter, der von der kaiserlichen Regierung Beistand erwartet hatte, hörte diese schöne Rede, die auch des Czaren Klugheit pries, mit tiefem Unwillen an. Dann fragte er den Gesandten trocken, ob er lateinisch verstehe, und als Dieser solches bejahte, schlug er ein vor ihm liegendes Buch auf, das Aesop's Fabeln enthielt, und empfahl ihm,

*) Leichte türkische Reiterei.

die Fabel zu lesen, wo der Bock und der Fuchs zusammen in einen Brunnen gefallen waren und dieser jenen durch schlaue Reden bewog, ihm herauszuhelfen, worauf der Fuchs, als er vom Bock gerettet war, diesen im Brunnen stecken ließ. — Nachdem er auf dieses Blatt gedeutet hatte, ließ er ihn allein.

Schaffiroff, der Unterkanzler und General Schermetjew blieben als Geiseln bis zur Stunde der Erfüllung der Friedensbedingungen im türkischen Lager zurück.

Karl aber hatte dem Vezier, der seinen Vortheil vernachlässigt hatte, den Untergang geschworen. Er klagte ihn beim Sultan an, daß er das Wohl und den Ruhm des Osmanischen Reichs seiner Habsucht geopfert habe und Mehmet fiel ungehört, noch ehe er Konstantinopel wieder erreichte, in Ungnade und verlor seinen Posten.

Wieder begannen nun Poniatowsky's Ränke, gegen welche die russischen Generalbevollmächtigten mit abwechselndem Glücke kämpften. — In Folge derselben, und da die Russen mit dem Schleifen der Festungen zögerten, wurde ihnen noch zweimal (1712 und 1713) von Seiten der Türken der Krieg erklärt. Endlich wurde unter englischer Vermittelung der Frieden von Husch erneuert und bestätigt, und die Russen räumten Polen.

Jetzt erkannte König Karl, daß er keine Hoffnung auf türkischen Beistand sich mehr machen könne.

Aber auch Peter sah mit Schmerz seine Eroberungen von Azow und die schönen Festungswerke des trefflichen Hafens von Taiganrock, die vielen tausend Russen das Leben gekostet hatten, verloren. Unter dem Drucke dieser Verhältnisse mußte auch Peter's langjähriger Schiffsbau auf den Werften von Woronesch zu Grunde gehen; Rußlands Einfluß auf dem schwarzen Meere war gebrochen und denselben wieder zu gewinnen, schien eine Aufgabe für Peter's Nachkommen geworden zu sein.

Dreizehnter Abschnitt.

Aus dem Privatleben des Czaren. Katharina und Alexei. Charakterzüge.

„..... Du führst den Czarowitsch.
Bewach ihn gut! Weich' nicht von seiner Seite,
Von jedem Schritt giebst Du mir Rechenschaft."
Schiller (Demetrius).

1.

Politische Lage nach dem Frieden von Husch.

So war denn für den großen Czaren die so schwer errungene Heerschaft über das schwarze Meer verloren. Noch aber war seinem Unternehmungsgeiste ein weites Feld geblieben, nämlich die Sicherstellung seiner Eroberungen am baltischen Meere. Diese Eroberungen, welche für Rußland die Pforten der Ostsee zu einer Verbindung mit dem civilisirten Europa öffnete und in der Ferne die Aussicht zeigte, auf die Geschicke der westlichen Völker einen leitenden Einfluß zu gewinnen, war für das Gedeihen der innern Wohlfahrt des Reichs viel wichtiger, als die glänzendste Eroberung am Pontus. Ohne Nachtheil konnte er die Wiedereroberung des Verlorenen der Zukunft anheim stellen.

Schon während Peter am Ufer des Pruth mit wankelhaftem Glücke kämpfte, waren seine Verbündeten nicht müßig gewesen, den bei Pultawa schwer geschlagenen Schwedenkönig noch tiefer zu demüthigen. Karl's Starrsinn erleichterte ihnen dieses Unternehmen.

Nach der unglücklichen Niederlage bei Pultawa hatte sich ein bedeutendes schwedisches Armeecorps unter dem Befehle des Generals Krassau aus Polen nach der damals schwedischen Provinz Pommern zurückgezogen.

Die Besorgniß, daß dadurch sich der Krieg nach Deutschland hineinziehen könne, hatte eine Allianz zu Stande gebracht zwischen Polen, Rußland und den wider Frankreich verbundenen Mächten, dem Kaiser von Oesterreich, England und Holland. Dieser schon im November und December 1709 in Haag zu Stande gekommene Verein (damals wie heute Concert genannt) hatte den Zweck ausgesprochen, die Neutralität der schwedischen Besitzungen in Deutschland, auch der Holstein-Gottorp'schen Lande, jedoch nur unter der Bedingung zu sichern, daß das Krassau'sche Corps in Pommern entweder unwirksam stehen bleiben oder nach Schweden zurückgehen solle.

Aber König Karl sah sich immer noch in seinem kühnen Gedankenschwunge an der Spitze eines siegreichen Heeres, fremden Mächten Gesetze gebend. Aus der Tiefe seines Exils in Bessarabien verwarf er mit Verachtung diese ihm die Hände bindende Neutralität, und erklärte

stolz: er werde seine Feinde schon aufsuchen und sie angreifen, wo und wie er sie finden würde.

In Folge dessen schickte er durch einen Courier von Bender aus den Befehl an Krassau, mit seinem stark vermehrten Armeecorps wieder nach Polen aufzubrechen.

Nun hinderte die Feinde Schwedens Nichts mehr, den Krieg wieder nach Pommern zu spielen. Besonders war es damals für Peter wichtig gewesen, das Krassau'sche Corps, von welchem er besorgen mußte, daß es ihm während seiner Abwesenheit in den Rücken kam, in Pommern zurückzuhalten.

Auch Dänemark und Polen waren seinen Absichten beigetreten, und jetzt, da Peter früher, als er geglaubt hatte, zurückkam, zogen die Dänen, unter der persönlichen Anführung ihres Königs durch Mecklenburg gegen Pommern, während König August mit den polnischen, sächsischen und russischen Truppen, welche Letztere unter sein Commando gestellt waren, über Strelitz ebenfalls dorthin zog. Bei Stralsund vereinigten sich beide Heere, und begannen die Belagerung dieser wichtigen Seestadt.

2.

Peter's Reise nach Deutschland und ins Karlsbad.

So durch seine Verbündeten gesichert gegen die Angriffe der Schweden, konnte Peter auf Herstellung seiner, durch die

Strapazen eines anstrengenden Krieges geschwächten Gesundheit denken, und ging auf den Rath seiner Aerzte nach Karlsbad.

In dieser Absicht zog Peter der Große, bald nach seiner Rückkehr aus der Moldau, noch im Herbste 1711 nach Deutschland.

Begleitet von seiner geliebten Katharina reiste er über Warschau, Thorn, wo er seine Gemahlin zurückließ, über Dresden und Freiberg nach dem Karlsbade.

Wie auf seinen früheren Reisen, so auch auf dieser, ließ er seiner Wißbegierde freien Lauf. In Freiberg zog sie ihn hinab in die tiefsten Schachten der Silberbergwerke; in Karlsbad erkannte er die ausgezeichnete Geschicklichkeit eines Arztes, des Dr. Schober, den er für seine Dienste gewann und dadurch für Rußland einen Gelehrten von außerordentlichen Kenntnissen.

Die heißen Sprudelquellen des Karlsbades brachten ihm Genesung und geistige wie leibliche Kräftigung. So neugestärkt verließ er Karlsbad, und begab sich nach Torgau, wo sich damals die Königin von Polen aufhielt. Dort feierte er die Vermählung seines einzigen Sohnes aus der ersten Ehe, Alexei Petrowitsch, mit der Prinzessin Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Dieses Ereigniß führt uns dahin, die Erziehungsrichtung und die Geschichte dieses unglücklichen Prinzen zu erzählen, in welcher die feierliche Vermählung mit jener Prinzessin eine glänzende Episode bildet.

3.

Alexei's Erziehung.

Ueber den Thronfolger Alexei Petrowitsch hatte von seiner zartesten Jugend an ein Unstern gewaltet.

Als seine Mutter Eudoria von ihrem Gemahl, dem Czaren, verstoßen, und in ein Kloster gesperrt wurde, war er acht Jahre alt, demnach in einem Alter, wo ein Knabe wohl schon im Stande ist, das Gewicht eines solchen Unglückes zu empfinden, und dies mag hier um so mehr der Fall gewesen sein, als Eudoria, im gekränkten Gefühle, sich von ihrem noch immer geliebten Gatten verstoßen zu sehen, mit um so zärtlicherer Liebe an dem einzigen hoffnungsvollen Sohne hing. Und dieses zärtliche Verhältniß wurde von dem schönen, lieblichen Knaben, der sich von allen Seiten kalt behandelt sah, selbst von seinem gegen ihn so liebllosen Vater, so sehr empfunden, daß er sich mit der vollen Wärme eines kindlichen Gemüthes an seine Mutter hing. Nach ihrer Entfernung, die ihm Anfangs unerklärlich war, vergingen viele Tage, Wochen und Monate, daß der gefühlvolle Knabe Tag und Nacht um den Verlust seiner Mutter weinte. Der harte Vater hatte nicht Zeit, sich um diesen Unglückssohn zu bekümmern; sah er ja einmal dessen Thränen, so fand er darin einen Vorwurf gegen sich selbst, schalt ihn weichlich, und meinte, ein

solcher weinerlicher Prinz sei für den Thron eines so mächtigen Reiches nicht geschaffen; dazu gehöre ein fester, harter, vom Schicksal nicht zu beugender Charakter.

Unwillkürlich hatte sich die Abneigung des Czaren gegen Eudoria auf deren Sohn übertragen. In dieser Gleichgültigkeit und abgezogen von seinen großen politischen Sorgen, Plänen und Kriegen, ließ er ihn unter Pfaffen und Weibern aufwachsen, ohne Bildung und Erziehung. Kein Wunder, daß sich unter solchen Umgebungen schon in der früheſten Jugend des Knaben Eindrücke in seiner Seele festsetzten, die später unauslöschlich wurden. Es waren die des Mißtrauens und der Abneigung gegen den Vater, der seine Mutter so tief gekränkt hatte und ihn selbst vernachlässigte. Es war kein Wunder, daß der junge Prinz alle Neuerungen und Reformen seines Vaters mit den Augen der Pfaffen ansah und in Gesinnungen aufwuchs, die dem Vater einen Nachfolger zeigten, der ganz geeignet war, sein großes Werk, die Aufgabe seines Lebens, wieder zu vernichten.

So erreichte Alexei das zehnte Jahr. Jetzt war Peter darauf bedacht, mit mehr Ernst dahin zu wirken, daß er aufgeklärtere Gesinnungen erhielte. Dies sollte durch Bereicherung mit Kenntnissen, besonders durch ausländische Lehrer erreicht werden.

Der tüchtigste Derselben war ein deutscher, der Baron van Huyßen, der durch Patkul aus fürstlich Waldeck'schen

Dienſten nach Rußland gezogen war. Die Oberaufſicht über die Erziehung des Thronfolgers erhielt Mentſchikoff. Wie ſehr man ſich aber in beider Hinſicht vergriffen hatte, bewieſen die Briefe des Erſtern, woraus die Unterrichtsweiſe des Prinzen im völlig pfäffiſchen, ſcholiaſtiſchen Sinne hervorging.

„Alexei," ſchrieb Huyßen, „iſt ein Prinz, deſſen Genie Alles zu begreifen fähig iſt. Drei Stunden wendet er täglich zu den Studien an. Schon ſechs mal hat er die heilige Bibel, fünf mal in ſlavoniſcher und einmal in deutſcher Sprache, durchgeleſen, auch alle griechiſchen Patres nebſt anderen griechiſchen und weltlichen Büchern, die in ſlavoniſcher, deutſcher und griechiſcher Sprache in Moskau, Kiew und in der Walachei gedruckt ſind, fleißig durchblättert. Deutſch und franzöſiſch redet und ſchreibt er gut. Täglich lernt er Etwas auswendig, erwägt die Lebensbeſchreibungen großer Kaiſer und Könige mit vielem Nachſinnen, und ſtellt ſich ihre ruhmwürdigen Thaten zur Nachahmung vor. Mathematiſche Handgriffe und Leibesübungen werden nicht verſäumt. Kurz, Alexei iſt ein Herr, der gegen Gott wahre Verehrung, gegen den Czaren kindlichen Reſpect und tiefen Gehorſam, gegen einheimiſche und fremde Miniſter Achtung und gegen Bediente und Unterthanen eine mit Ernſt vermiſchte Liebe hegt."

Durch ſolche Schilderungen erfüllte van Huyßen ganz Europa mit Bewunderung für den ruſſiſchen Thronfolger.

Der Telemach war dem Hofmeister in seinen Instructionen als das Ideal vorgezeichnet, wonach er seinen Zögling zu bilden habe. Wer hätte nicht glauben sollen, daß der Thronfolger dieses Ideal einer trefflichen Erziehung erreichen würde? Nicht übertrieben war das Lob, so weit es das Studium der Kirchenväter betraf. Allerei hatte beim Durchlesen sein Exemplar mit Randglossen von eigener Hand beschrieben. Nur sehr ungern nahm er Theil an Hoffesten, und wenn er es aus Rücksichten auf seinen Unterricht vermeiden konnte, dabei zu erscheinen, so entzog er sich der persönlichen Theilnahme an den Lustbarkeiten und jeder weltlichen Unterredung über Politik, Krieg und Staatswissenschaft, versammelte in einem Nebenzimmer einen Kreis von Geistlichen um sich her, und vertiefte sich mit ihnen in Gespräche über Kirchen- und Ketzergeschichten und die Homilien des Makarios.

So sehr hatte sein frühzeitiger Umgang mit Geistlichen der griechisch-orthodoxen Kirche seinem Sinn diese theologische, pietistische und sophistische Richtung gegeben, die sich so wenig eignet für einen weltlichen Herrscher auf dem Throne. Starre Anhänglichkeit am Alten und Widerwillen gegen die Neuerungen seines Vaters, das waren die unseligen Früchte einer solchen, meistens durch die Schuld des Czaren gänzlich verfehlten Erziehung, und die unglücklichen Folgen derselben sollten am Ende den Thronfolger selbst treffen.

Diesem geistlichen Einflusse war Alexei vollends hingegeben, als nach einigen Jahren Huyßen in Staatsgeschäften an den kaiserlich österreichischen Hof geschickt wurde.

Mentschikoff, dem Alexei nun ganz allein überlassen blieb, konnte weder lesen noch schreiben, als höchstens seinen Namen. Die theologischen Lieblingsbeschäftigungen galten dem lebenslustigen Weltmann vollends als Thorheit. So wurde Alexei auffallend vernachlässigt und lächerlich gemacht; man wagte sogar, ihm mit Härte zu begegnen. Peter war so selten in seiner Residenz und so sehr mit Staatsgeschäften überladen, daß er auf die Erziehung des Prinzen nicht die erforderliche Aufmerksamkeit richten konnte. Jetzt, in dieser Zeit der Schwedenkriege, hielt er Kriegsübungen für eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung des Thronfolgers. Um seinen Sohn dazu anzuleiten, nahm er ihn auf mehrere Feldzüge nach Polen und Liefland mit. Aber Alexei betrieb alles Militairische mit einem so unverhohlenen Widerwillen und erwarb sich so wenig Kenntniß in der Kriegskunst, daß Peter es für unzulässig hielt, ihn nur zum Officier zu befördern. Wie früher erzählt ist, mußte er den triumphirenden Einzug seines Vaters in Moskau als gemeiner Soldat mitmachen.

4.

Alexei's weitere Entwickelung und Vermählung.

Eine tiefere Kränkung aber konnte es für den unglücklichen Sohn nicht geben, als daß sein Vater, obwohl seine Mutter noch ungeschieden von ihm im Kloster lebte, wenn auch damals erst im Geheim, eine zweite Ehe mit der Ossudara Katharina eingegangen war, und daß er selbst durch den Willen seines Vaters gezwungen wurde, bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche Zeuge zu sein.

Aber noch mehr, es war diese Verbindung längst schon ein öffentliches Geheimniß geworden, und die unzufriedene Partei, besonders die Geistlichen, sorgten dafür, daß ein noch weit bedenklicheres Ereigniß, welches jetzt vorbereitet wurde, ihm nicht unbekannt blieb.

Mentschikoff hatte längst schon allen seinen Einfluß auf den Czaren angewendet, um seine Beschützte, die Ossudara Katharina, öffentlich zur Czarin erhoben zu sehen. Die Schwierigkeiten und Bedenken, mit einer neuen Vermählung hervorzutreten, während das erste legitime Ehebündniß des Czaren noch nicht gelöst war, waren groß, aber bei der Macht eines absoluten Herrschers nicht unübersteiglich. Bei dem Einfluß der Klerisei auf das bigotte Volk war allerdings das Geschrei der Pfaffen gegen eine

solche öffentliche Bigamie zu fürchten. Aber die Ueberzeugung des Czaren, daß sein einziger Sohn und Thronerbe völlig unfähig sei, die Regierung in seinem Geiste fortzusetzen, die so nahe liegende Besorgniß, daß die Aufgabe seines Lebens, sein großes orientalisches Reich europäisch zu civilisiren, durch einen solchen Nachfolger in allen Beziehungen vernichtet werden würde, und dabei die Hoffnung, selbst noch einen Thronerben zu erzeugen, der, wenn Katharina auf den Czarenthron erhoben werden würde, als legitim betrachtet werden könne, erleichterte Mentschikoff seine Bemühungen, und brachte den Czaren zu dem Entschlusse, seine Verbindung mit Katharina durch eine neue öffentliche Trauung zu legitimiren.

Um diesen Schritt vorzubereiten, war es aber nothwendig, seinen Sohn zu vermählen. Er hoffte zugleich, durch eine legitime und verständige Gemahlin ihn von den Einflüsterungen der Geistlichen und einer unzufriedenen Adelspartei zu befreien. Die Pfaffen aber flüsterten ihm unter scheinheiligen Stoßseufzern zu: die Fruchtbarkeit der für legitim zu erklärenden Ehe des Czaren könne seinen Erbfolgerechten Gefahr bringen. Und dann sagten sie ihm unaufhörlich: „Die ganze Nation scheue den auswärtigen Krieg, so wie die inneren Neuerungen des Czaren; er könne sich seinen künftigen Unterthanen nicht geneigter machen, auch sich die Erbfolge nicht zuverlässiger sichern, als wenn das Volk aus seinem Benehmen erkenne, daß er künftig

in die Fußstapfen seiner Ahnen wieder einlenken, den Czarensitz wieder nach Moskau verlegen und dem Reiche sowohl als den Nachbarn Ruhe geben würde."

In diesem Geiste sprach sich Alexei bei jeder Gelegenheit aus und gewann dadurch die Gunst des alten Adels und der Klerisei.

Beide Parteien versprachen sich von Alexei, wenn er einst zur Regierung kommen werde, die Herstellung ihrer Privilegien und frühern Macht, und sie beteten mehr für Alexei als für den Czaren.

Der geschäftige Mentschikoff unterließ nicht, seinen ohnehin gegen Alexei verstimmten Herrn davon auf gehässige Weise in Kenntniß zu setzen. Und dennoch verzweifelte er noch nicht ganz, seinen Sohn und jetzigen Thronerben auf bessere Gesinnungen zu bringen. Um ihn anzuregen, sich mit den Staatsgeschäften bekannt zu machen, hatte er, als er in den Türkenkrieg nach der Moldau zog, seinem Sohne die Regentschaft des Reichs anvertraut. Aber Alexei entsprach wenig den Wünschen und Erwartungen seines Vaters. Kaum war die Regentschaft des Czarowitsch im Reiche bekannt geworden, so ergingen an ihn aus allen Provinzen Rußlands Beschwerden und Bitten um Erleichterung des Nothstandes des Landes. Der junge Regent war längst überall allen Völkern Rußlands von den Pfaffen als der erwartete Messias geschildert worden. Alexei war gerührt über diese Beweise von Liebe und

Vertrauen, und wagte es, seinen Vater die auf Rückkehr zu den alten Privilegien und Mißbräuchen gerichteten Bitten vorzutragen.

Peter wurde darüber unwillig. Er erkannte darin einen schlagenden Beweis davon, wie wenig Alexei fähig war, in den Geist seiner Regierungsmaximen einzudringen. Und das war der eigentliche Beweggrund, weshalb er in seinem Erlaß an den Senat vom Ufer des Pruth, wo ihm Tod oder Gefangenschaft drohte, den Befehl gab, in diesem Falle, ohne besondere Rücksicht auf seinen Sohn zu nehmen, nur den Würdigsten zum Czaren zu erwählen.

Die Gefahr ging indeß vorüber, und Peter kam zurück nach St. Petersburg. Er verzieh seinem Sohne seine Verirrung und entschloß sich, noch den letzten Versuch zu machen, ihn für seine eigenen Regierungsmaximen zu gewinnen, auf welchen, wie er überzeugt war, die Ehre, die Macht und die Wohlfahrt seines Reichs für alle Zukunft abhing. Und diese Sinnesänderung versprach er sich von einer Vermählung des Prinzen mit einer ausländischen Prinzessin. Die Wahl des Czaren war auf eine braunschweigische Prinzessin, die Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig Wolfenbüttel, gefallen. Sie war die jüngere Schwester der Gemahlin des Kaisers von Oestreich, Karl VI., und besaß alle Eigenschaften des Geistes und Herzens und eine seltene Schönheit, was wohl geeignet war, einen Mann von seinen Vorurtheilen zu heilen.

Diese Voraussetzung war es vorzüglich, welche Peter bei jener Wahl geleitet hatte. Es lag aber auch dabei der Gedanke im Hintergrunde, daß er durch eine solche Vermählung des Thronfolgers mit europäischen Höfen in verwandtschaftliche Verhältnisse kommen würde, wodurch, wie er meinte, seine Einmischung in die Politik fremder Mächte zulässiger würde. Erst als Alles in strengster Geheimhaltung diplomatisch abgeschlossen war, wurde der Czarowitsch davon in Kenntniß gesetzt. Das erschien Diesem ganz natürlich und in der Ordnung, als ein Rückfall zur altrussischen Sitte, wonach jede eheliche Verbindung von den Eltern allein, ohne die Kinder nur zu fragen, abgeschlossen zu werden pflegte, und obwohl es wieder eine Neuerung und Verletzung der alten Sitte war, daß zur Gemahlin des Czaren keine Eingeborene gewählt war, worüber die Pfaffen und die alten Bojaren großes Geschrei erhoben gegen den Prinzen, so befand sich doch Dieser, einem so thatkräftigen, unzufriedenen Vater gegenüber, in einer viel zu abhängigen und gedrückten Lage, um nur das leiseste Wort der Weigerung sich erlauben zu dürfen. Zudem war es ihm schmeichelhaft, in eine so hohe Verbindung zu treten. Er sah darin eine Bürgschaft für die Erhaltung seiner Thronfolge und hoffte, durch einen eigenen Hofstaat mehr Selbstständigkeit und Freiheit zu gewinnen, als unter der bisherigen Aufsicht und Führung. Und so willigte er denn ein, in der Hoffnung, dadurch wenigstens

eine mildere Behandlung von Seiten des Czaren, seines Vaters, erlangen zu können.

Er begleitete den Czaren nach Deutschland. Der braunschweigische Hof kam ihnen bis Torgau entgegen. Der Herzog hatte seine Einwilligung nur unter der Bedingung gegeben, daß die Prinzessin beim lutherischen Bekenntniß bleiben dürfte. So wurde denn in Torgau diese Vermählung mit großem Glanze gefeiert, und das neuvermählte Paar ging von da nach Wolfenbüttel, wo es nach der Bestimmung des Czaren den ganzen Winter bleiben sollte.

Doch bald nach Peter's Rückkehr in seine Newastadt ließ er das junge Paar eiligst nach St. Petersburg berufen, welchem Rufe Beide folgen mußten.

Wie bei jeder andern festlichen Gelegenheit, so wurde auch diese Vermählung durch eine Denkmünze gefeiert. Diese Münze zeigte die Brustbilder des Czarowitsch und der Prinzessin mit der Umschrift: „Alex. Petr. Russ. Haer. et Carol. Christ. Soph. Pr. Brunsw. et Lun. R.“ (Alexei Petrowitsch, der Erbe Rußlands und Karolina Christiana Sophie, Prinzessin von Braunschweig und Lüneburg.) Die Kehrseite zeigte einen Altar, auf welchem eine Opferflamme brannte, und woran zwei Wappen lehnten, das russische, ein zweiköpfiger Adler, und das braunschweigische Pferd mit der Inschrift: „non usque junxit nobiliora fides.“

Der Professor zu Helmstädt, Johann Georg Eberhard,

schrieb im Geschmacke damaliger Zeit ein Programm, worin er mit gelehrten Citaten deducirte, daß beide Vermählte von dem griechischen Kaiser Constantin (Porphirogenitus) abstammten. „Der Himmel selbst," sagte er in der Einleitung zu dieser gelehrten Abhandlung, „schien dieses Vorhaben (die Vermählung) zu billigen und der weißen Taube Fuß zu regieren, welche von ungefähr auf dem Hochfürstlich Wolfenbüttel'schen Schlosse ins Zimmer fliegend, und sich auf die daselbst befindliche Erdkugel setzend, mit ihren Tritten die atlantische See und die moskowitische Tartarei nachdenklich bezeichnete, als eben der nunmehr wirklich Verlobten durchl. Eltern das versorgende Schicksal mit einander überlegten."

Eben so schwülstig im damaligen Zeitgeschmack, doch geistvoller, war das lateinische Gedicht, welches der berühmte Leibnitz, veranlaßt durch die scherzhafte Bemerkung des Herzogs, daß dieser Zufall Stoff zu einem Gedicht abgeben könne, gemacht hatte, unter dem Titel: „Augurium Columbae" *) (August 1709).

*) Das Gedicht lautete:

„Augurium Columbae."
„Blankenburgiae museo in Principis. Orbem
Signat olivifero laeta columba pede.
Hinc Scythiae in campis, illinc Atlantis in undis.
Scilicet et natas utraque regna colent."

Dieses Gedicht steht in: „Leibnitii Literae ed. Chr. Kortholt. pag. 286 sq.

Leibnitz aber kam dadurch mit dem Czaren in Berührung.

5.

Der Czar und der Philosoph.

In Torgau ließ Peter der Große, der Werth darauf legte, berühmte Männer kennen zu lernen, den berühmten Philosophen Leibnitz, welchen der Wunsch, den großen Czaren zu sehen, dorthin gezogen hatte, vor sich kommen. Wie er jeden Umstand benutzte, um die Cultur in seinen Staaten zu fördern, so auch hier. Der Czar befragte den Weltweisen um seine Meinung über die Mittel, seine Völker durch schöne Künste und Wissenschaften zu bilden. Leibnitz theilte ihm seine Ideen darüber mit, und Peter ging gern darauf ein. Zuletzt machte ihm Leibnitz den Vorschlag, über die Abweichung der Magnetnadel in seinem ganzen weiten Reiche wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen, und Peter versprach, die dazu nöthigen Anordnungen zu treffen. Ein reiches Geschenk und im folgenden Jahre der Titel: „Geheimer Justizrath" mit einer beträchtlichen Pension, sprach für die Gunst, deren sich die Wissenschaften überhaupt und dieser Gelehrte im Besondern vom Czaren zu erfreuen hatten.

Leibnitz rühmte in seinem lateinischen Briefe über diese Zusammenkunft an den Abt Fabritz vom 8. Decem-

ber 1711: „Ich habe eine Excursion nach Torgau gemacht, nicht sowohl wegen der Vermählungsfeierlichkeiten, als um den russischen Czaren (Caesarem) zu sehen, welches mich nicht gereuet hat. Denn ungeheuer (ingentes) sind die Tugenden des großen Fürsten. Auf meine Anregung wird er dafür sorgen, daß Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel in seinem unermeßlichen Reiche angestellt werden."

6.

Peter's Rückkehr und öffentliche Vermählung mit Katharina.

Peter der Große war aus Deutschland zurückgekehrt. Seine Hoffnung, vorher das belagerte Stralsund in den Händen der Verbündeten zu sehen, ging nicht in Erfüllung, denn die Festung vertheidigte sich mit Beharrlichkeit und Erfolg. Jede Aussicht, sie noch vor dem Winter erobert zu sehen, war verschwunden, da sich ergab, daß das Meer an der pommerschen Küste zu flach war, um das dänische Belagerungsgeschütz an das feindliche Ufer bringen zu können.

Peter ging nach Crossen, wo er eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Preußen (nachmals Friedrich Wilhelm I.) und den dänischen Ministern Schack und Wille hatte. Dort wurde der Plan zu einem weitern Feldzuge gemacht.

Dann traf er in Thorn wieder mit seiner Gemahlin Katharina zusammen, und sie begleitete ihn nach Elbing, wo Peter mit dem berühmten Fürsten Ragoczy eine Unterredung hatte. Er eilte dann über Mitau und Riga nach Petersburg zurück.

Hatte er in Deutschland die Hochzeit seines Sohnes gefeiert, so feierte er an der Newa am 10. Februar 1712 das eigene Hochzeitsfest. Katharina, die schon vor dem Feldzuge gegen die Türken für seine Gemahlin erklärt war, wurde ihm jetzt öffentlich angetrauet, und glänzende Festlichkeiten feierten dieses Ereigniß.

Die Tochter eines Leibeigenen war damit Czarin von Rußland geworden.

7.

Einige Charakterzüge Peter's des Großen.

Peter der Große war ein so origineller Charakter, daß wir ihn nicht besser kennen lernen können, als aus den Charakterzügen, welche uns die Geschichte aufbewahrt hat. Wir theilen hier einige derselben mit, so weit wir im Laufe der Geschichte noch nicht darauf eingegangen sind.

Peter der Große war in der That einer der merkwürdigsten und interessantesten Menschen seiner Zeit.

Er besaß einen hohen moralischen Muth und trug, wie alle große Männer, das Bewußtsein in sich, daß er

ein Werkzeug in höherer Hand sei und darum vor Vollendung seiner höhern Mission auf Erden nicht untergehen könne.

Bei mehr als einer Gelegenheit zeigte er auf der See bei Sturm und Unwetter hohen Muth. Wir haben früher schon mehrere Züge dieser Art erzählt. Bei einem solchen Seesturme, als die Wogen hochgingen und über Bord zu schlagen drohten, saß er einst ruhig und kaltblütig am Steuerruder und lenkte das Boot mit Besonnenheit. Alle seine Gefährten waren blaß und zitterten. Er sagte zu ihnen: „Fürchtet Euch nicht, der Czar kann nicht ertrinken!" Als sich einst bei einem solchen Ereigniß ein fremder Gesandter mit ihm auf dem Schiffe befand, rief dieser im weinerlichen Tone aus: „Ich bin nicht nach Rußland gekommen, um mich hier ersäufen zu lassen! mein Hof wird Rechenschaft fordern." Da entgegnete lächelnd der Czar: „Wenn Sie untergehen, so gehen wir Alle unter und die Rechenschaft ist damit aus!"

Wir haben schon erwähnt, können aber nicht oft genug daran erinnern um sein Bild stets gegenwärtig zu erhalten, daß Peter auch durch seine körperliche Größe imponirte. Er war 6 Fuß $8\frac{1}{2}$ Zoll englischen Maßes hoch. Sein Wuchs war schlank, sein Antlitz wohlgebildet. Ein nachdenkender Ernst und eine wilde Majestät, gemildert durch heiteres Wohlwollen, thronten auf seiner hohen Stirn. Seine Augen waren strahlend vor Feuer,

und ihre Bewegung verrieth durchdringende Beobachtungsgabe. Jeder Gerechte durfte ihm ohne Furcht ins Auge sehen. Nur wenn er seine unglücklichen Kopfkrämpfe hatte, konnte er fürchterlich sein in seinem Jähzorn.

Dieser Jähzorn eben trug wohl die Hauptschuld davon, daß man Peter für grausam hielt und der schonungslosesten Härte beschuldigte. Aber gern und leicht erkannte er dann seine Uebereilung, und suchte wieder gut zu machen, was nur möglich war. Freilich war das nicht immer der Fall.

Eine Scene aus den späteren Jahren beweist dieses. Im Jahre 1717, als Peter sich in Paris befand, hatte er einen geschickten Baumeister, Le Blond, dort für seinen Dienst gewonnen, um durch ihn seine Verschönerungspläne für Petersburg und seine Lustschlösser ausführen zu lassen. Le Blond genoß wegen seines Geschmacks und seiner Kenntnisse die Gunst des Kaisers, der oft sich von ihm begleiten ließ, wenn er die Bauplätze besuchte. Unter Anderem war ihm auch die Verschönerung der Lustschlösser Peterhof und Strelna aufgetragen worden. Als nun einst der Czar von Peterhof nach Olonetz am Ladogasee gereist war, hatte er dem Fürsten Mentschikoff die Oberaufsicht über alle Verschönerungsbauten und Anlagen anvertraut. Nun hatte der Baumeister den Gedanken gefaßt, den Czaren angenehm zu überraschen, indem er die wild in die Höhe geschossenen Bäume des untern Gartens

abstutzen und gleichförmig verschneiden ließ. Der Fürst Mentschikoff war leicht für den Gedanken gewonnen, und gab ihm die nöthigen Arbeiter. Als aber die Arbeit bereits bedeutend vorgerückt war, fiel es dem Fürsten schwer auf's Herz, daß der Czar nicht einmal in seinen Forsten, noch weniger in seinem Lustgarten nur einen Zweig von einem Baume verlieren wollte. Er fürchtete den Jähzorn des Czaren. In dieser Besorgniß glaubte er sich selbst retten zu müssen, indem er den Baumeister preißgab. Er ließ daher gleich einen Courier abgehen an den Kaiser, mit der Nachricht, daß Le Blond die Bäume des Untergartens abhauen lasse. Peter gerieth in die höchste Wuth und trat sogleich die Rückreise an. Ohne sich aufzuhalten, eilte er nach Peterhof. Als er dort durch den Thorgarten fuhr, sah er eine Menge Arbeiter auf hohen Gerüsten über die Bäume hervorragen. Durch Zeichen und Drohen mit dem Stock bedeutete er sie aufzuhören, und fuhr im vollen Jagen auf Le Blond zu, den er schon aus der Ferne auf sich zukommen sah. Der Baumeister kam ihm freudig entgegen und hoffte von seinem Monarchen mit Lobsprüchen empfangen zu werden; aber er wurde mit Scheltworten und Stockschlägen empfangen. Diese Behandlung warf den tiefgekränkten ehrliebenden Franzosen auf ein schweres Krankenlager. Indeß, nachdem der Czar ausgetobt hatte, untersuchte er ruhiger die Veranlassung seines Zorns. Er fand, daß kein einziger

Baum abgehauen war, und erkannte die Anordnung für äußerst zweckmäßig.

Jetzt wendete sich sein ganzer Zorn gegen Mentschikoff. Er schalt ihn: Verleumder! packte ihn an der Brust und stieß ihn mehrere Male mit dem Rücken gegen die Wand. „Du Schelm," sagte er, „bist Schuld daran und kein Anderer, daß ich einen Unschuldigen gemißhandelt habe!" — Ohne Zeitverlust schickte er zu Le Blond, und ließ ihn um Verzeihung bitten und ihn seiner Gnade versichern. Aber der feine, gebildete Franzose, der nie in seinem Leben eine solche rohe Behandlung nur für möglich gehalten hatte, kränkelte fort und starb schon im folgenden Jahre.

Mentschikoff aber war froh, noch so gnädig davon gekommen zu sein. Es galt am Hofe des Czaren für eine besondere Gunst, wenn Dieser seine Minister, Hofbeamten und Diener blos schüttelte, so oft er in Wuth gerieth oder ihnen seinen Stock zu fühlen gab. Man war dort so weit davon entfernt, eine solche Correction nur für einen Flecken an der Ehre zu halten, daß später einmal lange nach dem Tode des Czaren ein alter Hofmann Peter's des Großen, als ihm der in der Kunstkammer aufbewahrte Krückstock Desselben gezeigt wurde, zu dem Aufseher, der ihm den Gebrauch dieses Stockes erklären, wollte sagte: „Das kannst Du Dir ersparen. Den kenne ich besser als Du; denn ich habe ihn oft genug auf meinem Rücken gefühlt."

Wir haben es bei der Geſchichte der Strelitzen-Aufſtände geſehen, wie Peter der Große bis zur Grauſamkeit hart ſein konnte, wenn er es für ſeine Pflicht hielt, oder wenn ihn ſein Jähzorn dazu reizte. Aber keineswegs lag Grauſamkeit in ſeinem Charakter. So wiſſen wir, daß er die Jagd nicht liebte. Seine ganze Jägerei beſtand aus einigen Jägern, um die Küche mit Wildpret zu verſorgen. „Jagd die wilden Thiere, ſo viel Ihr wollt," ſprach er einſt, als man ihm zu Ehren auf ſeiner Reiſe durch Berlin eine große Hofjagd angeſtellt hatte. „Ich liebe ſolche grauſame Vergnügungen nicht, ſo lange ich noch außerhalb Landes kühne Feinde zu jagen und im Lande wilde rebelliſche Unterthanen zu bändigen habe."

Dagegen nahm nicht leicht ein Unglücklicher vergebens die Großmuth des Czaren und des nachmaligen Kaiſers in Anſpruch. So unter Anderem hatte er erfahren, daß ſich ein Schweſterſohn des Verräthers Mazeppa in Hamburg befand. Es war der Graf Woinarowsky. Peter der Große verlangte deſſen Auslieferung. Der Senat wollte weder den Czaren beleidigen, noch es mit der ſchwediſchen Regierung, in deren Dienſten er ſtand, verderben. In dieſer Verlegenheit ließ der Senat den Grafen nach Altona in däniſchen Schutz bringen, und von hieraus nahm Derſelbe die Gnade des Czaren durch die Fürſprache der Kaiſerin Katharina in Anſpruch. Peter ſelbſt kam in ſein Gefängniß, hob den Knienden auf und ſchenkte

ihm das Leben. Doch schickte er ihn, um ihn unschädlich zu machen, nach Sibirien, wo er in Freiheit lebte und den nöthigen Unterhalt erhielt.

Ein anderer Charakterzug spricht wenigstens für sein Billigkeitsgefühl. Als im Jahre 1702 der Czar sich in Archangel befand, fuhr er auf einem mit Töpfergut beladenen Wagen, glitt aus und zerschlug im Fallen mehrere irdene Töpfe. „Ich werde wohl wenig Geld nach Hause bringen," sprach der Eigenthümer seufzend, indem er seinen Schaden besah. „Wie viel weniger?" fragte der Czar. „Wohl an 40 Altine," entgegnete Jener. Lächelnd gab ihm der Czar ein Goldstück und sagte: „Damit Du nicht über mich zu klagen brauchst, nimm diesen Ducaten."

Als Peter der Große sich auf seiner zweiten Reise nach Holland befand, begegnete er einem Zuge, wo ein Delinquent zum Galgen geführt wurde. Dieser hatte Geistesgegenwart genug, den Czaren um seine Fürsprache zu bitten. Peter gewährte sie, und der Verbrecher wurde begnadigt.

Für gemeine Schmeichelei war der Czar nicht empfänglich. Doch hatte er es gern, wenn seine Verbesserungen anerkannt wurden. Ein Künstler schenkte ihm einen Ring, dessen Camee in Carniol geschnitten, einen Bildhauer zeigte, welcher aus einem rohen Marmorblock eine menschliche Gestalt herausmeißelte. Peter beschenkte ihn fürstlich und trug den Ring gern am Finger.

Er wollte Wahrheit in der Literatur, nicht Verschleierung derselben. Als ihm der Mönch Gabriel das Manuscript der ihm aufgetragen gewesenen Uebersetzung der Staatengeschichte von Puffendorf überreichte, die Peter in deutscher Sprache kannte, warf der Monarch zuerst einen Blick auf den Abschnitt, welcher die russische Geschichte enthielt. Er wußte, daß Puffendorf sich darin ziemlich scharf über die Rohheiten russischer Sitten ausgedrückt hatte. Der Mönch hatte geglaubt, solche Ausdrücke aus Rücksicht auf den Czaren mildern oder weglassen zu müssen. Das entging aber dem Herrscher nicht. „Heißt das übersetzen?" fragte er zornig; „nimm Dein Buch wieder zurück und übersetze treu, was der Deutsche von uns gesagt hat. Nicht um meine Unterthanen zu beleidigen, sondern um sie zu bessern, will ich Das gedruckt wissen. Sie müssen erfahren, was man im Auslande von ihnen denkt, damit sie einsehen, was sie waren, was sie durch meine Bemühungen geworden sind, und was sie noch vor sich haben zu thun."

Der Czar liebte über Alles die Wahrheit. Nichts war ihm verhaßter als Lüge. Er konnte selbst Verbrechen verzeihen, wenn man ihm mit offenem Bekenntniß entgegenkam. — Trat Jemand mit einer Beschwerde vor ihn, so sah er ihn scharf an und fragte, ob er auch von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt sei? Er hörte ihn dann mit Geduld an und beschied ihn darauf in den Senat oder

wohin die Sache gehörte und untersuchte die Beschwerde selbst mit großem Scharfsinne. Bestätigte sich die Richtigkeit der Beschwerde, so konnte der Supplicant sicher auf Abhülfe rechnen. Erwies sich aber dieselbe als Verleumdung, so entging er nie der Bestrafung. Wer einmal ihm wissentlich die Unwahrheit gesagt hatte, verlor sein Vertrauen für immer. Hörte er, daß Jemandem etwas Böses nachgeredet wurde, so sagte er: „Hast Du auch die guten Seiten des Mannes beobachtet? erzähle was Du wahrgenommen hast."

Eine der schätzenswerthesten Eigenschaften des Czaren aber war die, daß er, wie selten ein Machthaber, sich freimüthig die Wahrheit sagen ließ und selbst den schärfsten Tadel ertragen konnte, wenn er nur wohlbegründet und von redlicher Gesinnung eingegeben war.

Zu dem schon erzählten Vorfall im Senate, wo Gholowin den vom Czaren gewünschten Senatsbeschluß wegen der Lieferung des Getreides zur Verproviantirung der Armee in Gegenwart des Czaren zerrissen und dafür sich selbst und den Adel belastet hatte, was der Czar als hochherzig anerkannte, können wir noch zwei ähnliche Charakterzüge mittheilen, welche beweisen, wie weit die Nachsicht gegen solche, wenn auch verletzende Freimüthigkeit ging.

So machte ihm einst der Generallieutenant Baturlin öffentlich bei Tafel den Vorwurf, daß er selbst Geschenke nehme, während er seine Beamten dafür bestrafe; das sei

offenbar ein schlechtes Beispiel. Als Peter auffuhr: „Kannst Du das beweisen?“ entgegnete Baturlin ruhig: „Allerdings o Herr! wenn Du mich anhören willst.“ „Rede, aber bei meiner Ungnade, die Wahrheit!

Darauf fuhr Jener fort: „Auf meiner Reise durch Twer speiste ich bei einer bekannten Kaufmannsfrau, und hatte mich kaum zu Tische gesetzt, als ein Bote der Obrigkeit eintrat und der Frau 100 Rubel Beisteuer zu dem Geschenke abforderte, welches die Stadt Dir bestimmt habe. Es fehlte aber der Kaufmannsfrau an baarem Gelde und sie bat um Frist; anstatt diese zu gewähren, drohte man ihr mit Gefängniß, und würde sie fortgeschleppt haben, wenn ich nicht das Geld aus meinem Beutel bezahlt hätte. Siehe, das sind die freiwilligen Geschenke, die man Dir giebt. Sie gereichen zur ärgsten Bedrückung der Zahler.“

Peter umarmte den kühnen Redner und dankte ihm, daß er ihn von einem Mißbrauch unterrichtet. Sofort befahl er, daß dieses Geschenk den Gebern zurückerstattet werde.

Mehr als jeder Andere durfte sich in dieser Hinsicht der alte Jugendfreund des Czaren Jacob Feodorowitsch Dolghoruki erlauben. Als Peter durch die Nachricht von dem Tode seines fünfjährigen Sohnes und damaligen Thronfolgers Peter so tief niedergedrückt war, daß er alle Staatsgeschäfte versäumte und seine höheren Beamten

schalten und walten ließ, wie es ihnen beliebte, übernahm es dieser Ehrenmann, den Monarchen wieder zum Bewußtsein seiner Pflicht zurückzuführen, wofür er denn auch den Ehrennamen Cato erhielt.

So hatte einst der Czar den ihm vorgelegten Befehl, daß bei Anlegung des Ladogacanals alle Gutsbesitzer der angrenzenden Gouvernements alle ihre Bauern als Arbeiter stellen sollten, unterzeichnet. Dieser Befehl war im Senate genehmigt, abgefaßt und von Peter, ohne nur angesehen zu werden, unterschrieben worden, und zwar an einem Tage, wo Dolghoruki, eines der angesehensten und thätigsten Mitglieder des Senats, verhindert gewesen war, der Sitzung beizuwohnen. Dolghoruki erfuhr es am folgenden Tage, als er sich das Protokoll über die Verhandlungen der letzten Sitzung vorlegen ließ. Entrüstet darüber, verlangte er die Ausfertigung zu sehen. Man übergab sie ihm, und nun erklärte er, daß dieser Befehl den völligen Ruin der ohnehin erschöpften Provinz herbeiführen werde, und daß man deshalb Vorstellung machen müsse. „Das ist zu spät," riefen mehrere Senatoren; „der Befehl ist schon ausgefertigt, vom Czaren vollzogen." „Wir hätten nur seinen Zorn zu fürchten," sagte ein Anderer, „und mein Rücken wenigstens sehnt sich nicht besonders nach der Ehre, mit seinem Krückstocke Bekanntschaft zu machen." Alle übrigen stimmten ihm bei.

„So wag' ich's allein!" rief Dolghoruki im edlen Eifer, und zerriß die Ausfertigung.

Der Schreck der anwesenden Senatoren war nicht gering. Sie fürchteten von Peter's Jähzorn das Aergste. Es entstand darüber eine große Aufregung. In diesem Augenblick trat der Czar ein. Auf allen Gesichtern zeichnete sich Betroffenheit. „Was giebt es hier? Was ist hier vorgefallen?" fragte er. Zitternd und zagend legte man ihm das zerrissene Papier vor und zeigte auf Dolghoruki.

„Was hat Dich bewogen, dieses Majestätsverbrechen zu begehen?" fuhr ihn der Czar an und glühte vor Zorn.

„Nichts, als der Eifer für Deine Ehre und das Wohl Deiner Unterthanen," entgegnete der Fürst mit Ehrfurcht, und fuhr fort: „Verzeih' mir, Peter Alexeiwitsch, aber ich hege zu Deiner Klugheit das Vertrauen, daß Du nicht dem Beispiel Karl's XII. folgen und Dein eigenes Land verheeren wirst. Du hast Dich übereilt und bei dem Erlaß dieses Befehls nicht bedacht, in welchem Zustande die darin bezeichneten Gouvernements sich befinden, weißt aber wohl, daß sie mehr als alle übrigen Provinzen vom Kriege gelitten haben und sehr entvölkert sind. Aus diesen Provinzen kannst Du keine Arbeiter ziehen, ohne sie gänzlich zu Grunde zu richten. Nimm sie dagegen aus anderen Provinzen Deines Reichs und verwende die gefangenen Schweden zu dieser harten Arbeit."

Peter hatte diese Rede mit ziemlicher Geduld angehört. Er fühlte das Wahre, was darin lag, und äußerte, daß er die Sache weiter überlegen wolle.

Dabei blieb es aber. Der Befehl wurde weder auf's Neue ausgefertigt, noch ausgeführt; dagegen wurden einige Tausend der gefangenen Schweden dazu commandirt, welche denn auch bald der bösen Luft der Sümpfe, durch welche der Canal geführt werden sollte, und der schweren Arbeit im ungesunden Moorwasser erlagen.

Noch andere Charakterzüge aus dem Leben Peter's des Großen werden wir im dritten Theile zu geben Veranlassung finden.

Ende des zweiten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Peter der Grosse.

Seine Zeit und sein Hof.

Historischer Lebensroman

von

H. E. R. Velani.

— — — O, ihr thut,
Ihr Menschen thut den Willen Gottes, wenn
Mit eures Geistes und eurer Hände Kraft
Aus unfruchtbaren Gegenden durch euch
Gefilde werden!

Gleim.

Dritter Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1856.

Vierzehnter Abschnitt.

Feldzug in Pommern und Seekrieg gegen Schweden. — Sieg und Triumph. — Katharina-Orden. — Ratification des Friedens mit den Türken. (1712—1714.)

„Nunmehr erhob sich, glücklicher stets im Kampf,
Die Römer Jugend — — —"

Horaz. Od. IV. 4.

1.

Verlegung des Senats nach Petersburg. — Peter's Feldzug in Pommern. 1712.

Im April 1712 verlegte Peter den Senat, und damit die Regierung von Moskau nach Petersburg. Er gab dadurch seiner schönen Newastadt einen neuen Glanz.

Aber die Kriegsunternehmungen mit seinen Bundesgenossen in Pommern, gegen die schwedischen Besitzungen, die Insel Rügen, Stralsund und Stettin, gestatteten seinem bewegten Leben nur kurze Ruhe.

Die Belagerung von Stralsund war in eine Sperrung dieser Festung verwandelt worden. Indeß ging das Gerücht, daß die so wankelmüthigen Polen und der König

von Dänemark einen Separatfrieden mit Schweden zu unterhandeln begonnen hätten. Um dieses wo möglich zu verhindern, begab er sich persönlich zu seiner Armee nach Pommern.

Dies geschah in der Mitte Juli 1712, nachdem er noch Tags zuvor ein neuerbautes Schiff vom Stapel gelassen hatte, dem er den Namen „Pultawa" gegeben, eine günstige Vorbedeutung, wie er hoffte.

Auch auf diesem Feldzuge begleitete ihn die Czarin Katharina.

In Pommern standen damals 15,000 Mann russische Truppen unter dem Oberbefehl des Fürsten Mentschikoff. Dort sollten zum russischen Heere die verbündeten dänischen, polnischen und sächsischen Truppen stoßen. Stettin, dessen Besitz wichtig war, zur Erleichterung der Verbindung mit Polen, war schon durch 8000 Mann Russen belagert. Dorthin eilte der Czar. Im Lager vor Stettin empfing ihn sein Sohn Alexei.

Der schwedische Krieg in Pommern führte zu mancherlei Verwickelungen. Peter mußte zu seinem großen Verdruß erkennen, wie schwer es ist, viele Köpfe unter einen Hut zu bringen. Vergeblich bestürmte er die unter sich uneinigen Höfe von Sachsen und Dänemark, Geschütze zur Eroberung von Stettin zu liefern. Die Dänen verweigerten die Herbeiführung von Artillerie, bis auch der König August von Polen seine sächsische Artillerie stellen würde.

In der Zeit der Verhandlung darüber besuchte Peter bei Greifswalde die dänischen Transportschiffe und platten Fahrzeuge, welche zum Uebergang nach der Insel Rügen bestimmt waren, und von da die in der Nähe liegenden drei russischen Schiffe. Ueberall wurde er mit Jubel und Kanonensalven empfangen. Er bestieg das russische Schiff „der heilige Peter," und segelte damit zu der großen dänischen Flotte, die 17 Linienschiffe und 5 Fregatten stark bei der Insel Rügen lag. Der General-Admiral Gülden-löwe kam ihm in einem Boote entgegen. Eine allgemeine Salve von der ganzen Flotte begrüßte den Czaren. Dieser ging an Bord der dänischen Fregatte „der Elephant," und empfing alle Flaggenmänner und Seeofficiere der ganzen Flotte, die sich dort versammelt hatten, und ihn auf Befehl des Königs von Dänemark als Oberbefehlshaber der Flotte anerkannten.

Mag das nur ein Courtoisie gewesen sein, so nahm doch Peter der Große diese Ernennung sehr ernsthaft. Er gab seinen ersten Befehl an den commandirenden Vice-Admiral Sehrstädt: „Führt ohne Anstand das Belagerungs-geschütz vor Stettin!"

Sehrstädt glaubte gehorchen zu müssen. Er war eben im Begriff, mit der dänischen Artillerie in die Oder ein-zulaufen, als er von seinem König die Ordre erhielt, das Geschütz nicht vor Stettin zu liefern.

Nun aber erhielt Mentschikoff den Befehl, mit Zurück-

lassung von nur 4000 Mann vor Stettin die übrigen Truppen mit der sächsischen Artillerie nach Wolgast zu führen. Unter Zustimmung des Kriegsrath hatte der Czar beschossen, sich der Insel Rügen zu bemächtigen, und dadurch die Einnahme von Stralsund zu erleichtern.

Doch dieser Plan wurde unausführbar, denn unerwartet kam die schwedische Flotte in Sicht, deren Bestimmung es war, eine große Anzahl Frachtschiffe zu decken, welche 9000 Schweden, die unter dem Befehle des Grafen Stenbock zum Schutz der Insel Rügen und Stralsunds bestimmt waren, und große Vorräthe ans Land zu setzen. Dieses Unternehmen gelang. Die schwächere dänische Flotte mußte weichen, und die schwedische Mannschaft wurde wirklich ans Land gesetzt.

Doch bald kehrte die verstärkte dänische Flotte zurück, zerstreute, eroberte und zerstörte über 100 schwedische Frachtschiffe (am 24. September 1711). Beinahe der ganze Vorrath von Lebensmitteln, die man für das schwedische Heer und die Festung in Pommern gesammelt hatte, ging verloren. Stenbock mit seinem Truppencorps kam dadurch in die äußerste Noth. Es blieb ihm Nichts übrig, als sich aus Pommern zurückzuziehen, und sich durch Mecklenburg den Weg in das Herzogthum Holstein zu bahnen, denn die früher schwedischen Provinzen, Bremen und Verden, waren jüngst durch die Einnahme von Stade in die Hände der Dänen gefallen.

Im Herbste dieses Jahres brach Stenbock mit einem Heere von 18,000 Mann aus Stralsund auf, besetzte Rostock, und suchte, zur Sicherung seines Marsches, das dänisch-sächsische Heer auf, um es anzugreifen und zu schlagen.

Die vom König Karl aus Bender gesendeten Befehle, welche den Grafen Stenbock mit seinem Heere nach Polen und dann weiter nach Bender beriefen, ließen sich natürlich unter so veränderten Umständen nicht ausführen.

2.

Peter's zweite Reise nach Carlsbad.

Als der Czar einsah, daß seine Absicht, Stralsund und Rügen zu erobern, für jetzt nicht zu erreichen war, bewogen ihn Katharina's Vorstellungen, vor allen Dingen an die Herstellung seiner Gesundheit zu denken, und eine zweite Reise nach Carlsbad anzutreten.

Auf dieser Reise verweilte er einige Tage in Berlin bei dem Könige von Preußen. In Wittenberg nahm er Luther's Bibliothek und das Haus, worin der große Reformator gewohnt hatte, in Augenschein. Die dortigen evangelischen Geistlichen, welche ihn in ihrem Priesterornat herumführten, machten ihn auf eine versiegelte Stelle an der Wand aufmerksam, wo sich nach ihrer Versicherung der Tintenfleck befand, der dadurch entstanden sein sollte,

daß Luther nach einer Vision des Teufels mit dem bleiernen Tintenfaß geworfen hätte. Zugleich bat man den Czar, zum Andenken an die hohe Ehre seines Besuchs seine Handschrift zurückzulassen. Peter lächelte, ließ sich ein Stück Kohle geben, und schrieb darunter an die geweißte Wand: „Die Geschichte vom Tintenfleck ist nicht wahr, die Tinte ist frisch!“

Die ganze Klerisei, die damit ihre werthvollste Reliquie moralisch vernichtet sah, wurde im höchsten Grade besorgt, und man löschte später dieses Zeugniß von Pfaffentrug wieder aus; den Tintenfleck aber zeigt man noch heute — aber freilich nicht in Wittenberg, sondern auf der Wartburg.

Nach drei Wochen kehrte Peter, frisch gestärkt durch die Badecur, aus Carlsbad in sein thatenreiches Leben zurück.

3.

Fortsetzung des Krieges. — Peter gegen Graf Stenbock.

Die Nachricht, daß Stenbock Stralsund verlassen habe und in das Mecklenburgische eingedrungen sei, erreichte den Czaren in Carlsbad, und rief ihn früher, als er beabsichtigt hatte, zur Armee zurück.

Eine Bedeckung von preußischer Reiterei mußte ihn

durch die umherstreifenden schwedischen Parteigängerschaaren führen.

Das schwedische Heer unter Stenbock, welches den Kern der einst so siegreich gewesenen Armee Karl's XII. enthielt, war in eine Lage gekommen, worin es keine anderen Aussichten hatte, als daß sich die Niederlage von Pultawa erneuern würde. Dort, wie hier, fehlte es den Schweden im fremden Lande an Magazinen, und damit an Lebensmitteln und Proviant.

Am 9. December erreichte Peter der Große den Flecken Fage, nicht weit von Güstrow, wo sich damals das Hauptquartier der russischen Armee befand. Auch August II. kam hieher, und das russische Heer brach auf nach Güstrow, um sich mit den Dänen zu vereinigen.

Jetzt aber entsandte Peter an den Dänenkönig Boten über Boten, die ihm die Annäherung der Russen meldeten, mit dem dringenden Rathe, sich vor Ankunft derselben in keine Schlacht einzulassen.

Indeß diese Mahnung war vergebens. Das russische Heer befand sich bereits in Kriwitz, nur noch drei Meilen vom dänischen Heere entfernt, als die Schreckensbotschaft eintraf, das vereinigte dänische und sächsische Heer sei am 20. December 1712 bei Gadebusch auf's Haupt geschlagen worden.

Nun blieb dem Czaren Nichts weiter übrig, als seine Truppen möglichst schnell nach Güstrow zurückzuführen.

Aber bald darauf kam von dem geschlagenen Heere

die dringende Aufforderung auf Beistand. Peter folgte diesem Rufe, um seiner Bundesverpflichtung zu genügen. Seine Regimenter erhielten Befehl zum Aufbruch.

Die Czarin Katharina, welche ihren Gemahl bis jetzt begleitet hatte, wurde nach Petersburg entlassen. Peter eilte nun persönlich zu dem geschlagenen dänischen Heere, um dessen Lage besser übersehen zu können.

4.

Einäscherung von Altona durch die Schweden unter Stenbock.

Stenbock verfolgte seinen Weg nach Holstein, und besetzte Altona. Mit unerhörter Grausamkeit ließ er den unglücklichen Einwohnern dieser dänischen Stadt bekannt machen, daß sie die Stadt verlassen müßten, denn sie sollte eingeäschert werden. Der ganze Magistrat erschien, warf sich ihm flehend zu Füßen, und bat um Schonung der unschuldigen Stadt, gegen Erlegung einer bedeutenden Geldsumme; aber der schwedische General verlangte weit mehr, als es möglich war, in der gegebenen kurzen Frist aufzubringen, und in der Nacht des 30. December 1712 loderten auf Stenbock's Befehl an allen Ecken der Stadt die Flammen auf. Nur die gänzliche Einäscherung derselben machte den Gräueln der Plünderung ein Ende. Die unglücklichen Bewohner flüchteten aus ihren Häusern

in die ſchneidende Winterkälte hinaus. Männer, Weiber, Kinder, Greiſe und Kranke kamen meiſtens um im Elende. Viele von ihnen verbrannten, verhungerten oder erfroren in der kalten Winternacht. Graf Wolling ſah von Hamburgs Wällen aus den Brand von Altona: „So," rief rief er aus, „muß es allen däniſchen Städten und Dörfern ergehen, das bringt Frieden." Stenbock aber erklärte: „Das iſt die Genugthuung für das Betragen der Dänen in Pommern, für die Einäſcherung von Stade und für die gegen ſchwediſche Kriegsgefangene (durch die gezwungenen Arbeiten am Canalbau) in Rußland verübten Grauſamkeiten.

Stenbock war nicht von Natur ein ſo harter, grauſamer Charakter; aber der Graf Wolling, der ſchwediſcher Statthalter in Bremen und Verden geweſen, und von dort von den Dänen vertrieben war, ſchäumte vor Wuth. Er glühte vor Rache gegen die Feinde ſeines Königs. „Jetzt," ſo ſprach er voll Ingrimm, „iſt der Augenblick gekommen, dem Erbfeind der Schweden das Meſſer an die Kehle zu ſetzen. Der kluge Czar," rief er höhnend, „wird ſich ſchon bedenken, ehe er in die Halbinſel nachrückt. Ein bevorſtehender Angriff der Türken, die König Karl aufgeregt hat, wird ihn ſchon in ſeine Staaten zurückrufen. Auf alle Fälle würde die unüberwindliche Feſtung Tönningen den Schweden zum Rückhalt dienen können."

Gegen Stenbock aber hatte sich mit seiner Grausamkeit gegen Altona das Glück gewendet. Als er später, wie wir erzählen werden, in russische Gefangenschaft gerieth, ging ihm im Gefängniß das Gewissen auf, und er sprach mit tiefem Schauder: „Noch steht mir der Altonaische Prediger Saß vor Augen, wie er um der Wunder Jesu Willen fußfällig um Gnade und Mitleid flehte. Und als ich ihn verstieß, da segnete mich der fromme Mann mit lauter Stimme, aber der Segen ist mir zum Fluch geworden."

Und in der That, so war es auch. Die Kriegsereignisse hatten die Rolle der Nemesis gegen diesen militairischen Mordbrenner übernommen.

Graf Stenbock war ein Feldherr, kühn, wie sein König. Stolz auf den bei Gadebusch erfochtenen Sieg faßte er den gewagten Entschluß, den Krieg in das Innere des dänischen Landes zu spielen. Graf Wolling, dieser unversöhnliche Feind der Dänen, gab seine volle Zustimmung, und ging gleichsam in ein Netz ein, das schon ausgespannt war, um ihn zu bestricken. Denn vor ihm, bei der Festung Rendsburg, stand König Friedrich von Dänemark mit seinem Fußvolke, das noch durch 5000 Normannen verstärkt war. Hinter ihm vereinigte sich die dänische Reiterei mit den Sachsen und Russen, die unter dem persönlichen Oberbefehle des Czaren standen.

So war die Stellung der Alliirten, als Stenbock

nach der Einäscherung von Altona tiefer in die dänische Halbinsel vordrang.

Nach seinem Abmarsch besichtigte Peter die noch rauchende Brandstätte dieser unglücklichen Stadt. Im edlen Zorne sah er der Stunde der Vergeltung entgegen. Er betrachtete sich als Werkzeug in höherer Hand der Vorsehung, dazu berufen, einen in der neuern Kriegsgeschichte unerhörten Frevel an der Menschheit zu bestrafen. Er führte nun seine Truppen tiefer nach Holstein hinein, bis zu der Festung Rendsburg, wo er sich mit den Dänen vereinigte.

5.

Eroberung von Friedrichstadt. — Stenbock's Rückzug auf Tönningen.

Schon vor ihm war Stenbock mit seinem schwedischen Heere über die zugefrorene Eider nach Friedrichstadt im Herzogthum Schleswig vorgedrungen. Aber in den Kriegen der Menschheit spielen die Elemente oft eine große, entscheidende Rolle. Ein plötzlich eingetretenes Thauwetter hinderte ihn sowohl am Fortschritt, als am Rückzuge über die Eider. Stenbock verlor indeß die Besonnenheit nicht. Er bezog ein Lager, welches er befestigte, in der Gegend von Husum an der Nordsee. Um jeden Angriff auf seine Stellung zu erschweren, ver-

heerte er das tiefer liegende Land weit umher, indem er die Schleußen öffnen ließ und die Dämme mit Kanonen besetzte.

So schien seine Stellung unangreifbar geworden zu sein. Indeß hatten sich die dänischen Truppen bereits des Eiderstroms bemächtigt, indem sie auf dem vorderdithmarschen Ufer desselben sich festgesetzt hatten. Nun kamen der Czar und der Dänenkönig beim Heere an und beschlossen, den Feind von allen Seiten gleichzeitig anzugreifen.

Vor Allem galt es jetzt Friedrichstadt zu nehmen, das noch von 4000 Mann Schweden besetzt war. Am ersten Februar 1713 setzten sich die Truppen in Marsch. Die Wege waren so schlecht, daß die Soldaten zum Theil ihre Schuhe, die Pferde ihre Hufeisen verloren. Aber muthig rückten sie vor und erreichten ihr Ziel.

Es wurde beschlossen, König Friedrich von Dänemark solle mit den dänischen und sächsischen Truppen, auch vier russischen Infanterie-Regimentern Husum besetzt halten, um zu verhindern, daß der Feind über den dahin führenden Damm gehe. Die übrigen Truppen sollten unter Peter's Anführung sich gegen den Flecken Schwabstädt wenden, von welchem aus ein zweiter Damm nach Friedrichstadt führte.

So war es denn die nächste Aufgabe der Russen, diese noch von den Schweden besetzten und durch Geschütze bewehrten Dämme zu erstürmen.

Peter selbst übernahm es, diesen Sturm-Angriff zu leiten. „Der gefahrvollste Posten," sagte er, „ist auch der rühmlichste."

Es war am 11. Februar 1713, als er diesen Sturmlauf begann. Den ersten und den zweiten Graben verließen die Schweden ohne großen Widerstand. Dagegen wurde der dritte Graben der Befestigung des Lagers entschlossener vertheidigt. Aber die Russen, durch die persönliche Gegenwart ihres Czaren ermuthigt, gingen mit dem Muthe, welchen blinder Gehorsam und der Glaube an eine Vorherbestimmung des Schicksals giebt, ohne Furcht auf die mit Kartätschen feuernde Batterie los. Sie warfen ihre Handgranaten mit dem brennenden Zunder in die Schießscharten, oder über die Brustwehr der Bastionen, und die platzenden Hohlgeschosse vertrieben die Artilleristen von ihren Kanonen.

Dieser Sieg war durch Muth errungen; aber zur schnellen Verfolgung des Sieges genügte der Muth nicht. Um dem fliehenden Feinde folgen zu können, mußten erst die Gräben gefüllt und die Batterien abgetragen werden, denn sie zu umgehen, hinderte das überströmende Wasser.

Während der durch solche Arbeiten unvermeidlich gewordenen Zögerung zogen sich die Schweden aus Friedrichstadt zurück, und Peter hielt bald darauf seinen Einzug daselbst mit seinen Truppen. Der Zweck dieser Unternehmung war damit erreicht.

Nun aber befand sich der schwedische Heerführer, Graf Stenbock, mit den Seinigen in großer Bedrängniß.

Eine Schlacht zu wagen machte das niedrige, durchschnittene Terrain fast unmöglich. Die Eröffnung der nahe gelegenen holstein-gottorp'schen Festung Tönningen konnte den Untergang des schwedischen Heeres wohl aufhalten, aber nicht abwenden.

Doch ein bedenklicher Umstand für den schwedischen Feldherrn war der, daß diese Festung sich im Besitz einer neutralen Macht befand. Die Verlegenheit, in welche sich Stenbock durch diesen Umstand gesetzt sah, war nicht geringer, als die der gottorp'schen Regierung.

6.

Unterhandlungen wegen Tönningen. — Einzug der Schweden in diese Festung. — Peter's Rückkehr nach Petersburg. — Görzens Intriguen und Pläne. — Gefangennehmung des schwedischen Heeres.

Dankbarkeit und Verwandtschaft, so wie die geheim gegebenen Zusagen machten die vormundschaftliche Regierung des minderjährigen, kaum 13 Jahre zählenden Herzogs Karl Friedrich, nämlich seinen Oheim, den Fürstbischof von Lübeck, Christian August, den dringenden Wünschen der Schwe-

den geneigt. Offenbar hing die Rettung des schwedischen Heeres von der Oeffnung der Thore von Tönningen ab. Aber bedenklich war dieser Schritt für die gottorp'sche Regierung, als ein Bruch ihrer mühsam erhaltenen Neutralität, besonders wegen der Folgen, da das gottorp'sche Herzogthum zu klein und zu schwach war, um sich selbst zu schützen, und die Ohnmacht des schwedischen Heeres, so wie die Uebermacht der Alliirten immer mehr zu Tage getreten war.

Es wurde ein offenes und in entgegengesetzter Richtung ein heimliches Intriguenspiel gespielt durch den geschickten gottorp'schen Diplomaten, Geheimrath Freiherrn von Görz.

Das Ende vom Liede war, daß die gottorp'sche Regierung es nicht wagte, dem Commandanten von Tönningen den schriftlichen Befehl zugehen zu lassen, die Festung den Schweden zu öffnen; daß dagegen zwei Geheimräthe, der Graf von Reventlau und der Baron Bannier, nach Tönningen gesandt wurden, um den Commandanten mündlich zu unterrichten und ihm einen Originalbefehl des minderjährigen Herzogs zur Oeffnung der Thore vorzuzeigen. Der 13jährige Herzog von Gottorp war jetzt, da der fürstliche Vormund sich die Finger nicht verbrennen wollte, in der Verlegenheit für volljährig erklärt worden, um Alles vertreten zu können.

Um diese geheimen Verhandlungen desto sicherer zu

verbergen, war indeß von der gottorp'schen Regierung ein anderer Geheimrath, der Graf von Dernath, an den König von Dänemark gesendet worden, der seinen Kopf zum Pfande setzte, daß Tönningen nicht den Schweden geöffnet werden solle.

Peter der Große hatte jedoch mit seinem Scharfsinn, und da er gut bedient war, die ganze Intrigue durchschauet. Schon bald nach seinem Eintritt in Holstein hatte er gegen den Baron von Görz sein geringes Vertrauen zu der Aufrichtigkeit der gottorp'schen Neutralität ausgesprochen, und so konnte es ihn nur wenig überraschen, als er bald nach der Einnahme Friedrichstadts erfuhr, daß Stenbock sich (am 14. Februar 1713) in die Festung Tönningen geworfen hatte. Die nächste Folge war, daß man dänischer Seits dagegen das Schloß Gottorp nebst den fürstlichen Aemtern im Herzogthum Schleswig, wie auch das Stift Lübeck in Besitz nahm.

Das Haus Gottorp hatte sich durch seine hinterlistige und zweizüngige Politik zu Gunsten Schwedens in die Gefahr gesetzt, seine Erbländer zu verlieren, ohne dadurch dem schwedischen Heere wesentlich zu nützen. Selbst Stenbock hatte erkannt, daß Tönningen ihm nur auf kurze Zeit einigen Schutz gewähren könne. Er suchte daher diesen Aufenthalt nur zu nützen, um unter dem Schutze der Festungskanonen über die Eider zu setzen und sich mit

seinem Corps nach Mecklenburg zurückzuziehen. Schon waren etwa 2000 Mann über den Strom gesetzt, als ein Sturm die weitere Ueberfahrt unterbrach.

Der Czar aber war mit dem Kern seines Heeres schon von Friedrichstadt aus an die Eider, nach Lunden, das Tönningen gegenüber liegt, in Eilmärschen gegangen, um die hinübergesetzten Schweden entweder aufzufangen, oder wieder zum Rückzug nach Tönningen zu zwingen. Das Letztere erfolgte in der Nacht vom 21. Februar 1713, als die Schweden von dem Anrücken der Russen Kunde erhielten.

Nun aber war Stenbock's Heer, ohne Geld, ohne Lebensmittel, von Krankheiten geschwächt, in der bedrängtesten Lage. Daß es sich bald, auch ohne neues Blutvergießen, den Russen und den Truppen der Alliirten ergeben müsse, war nicht zu bezweifeln. Peter aber hatte in Petersburg wichtigere Geschäfte zu besorgen und größere Angelegenheiten zu ordnen, um hier seine Zeit zu verlieren. Er übertrug den weitern Oberbefehl an Mentschikoff, gab ihm genaue Verhaltungsbefehle, und ging nach Petersburg zurück, um dort eine neue Unternehmung, einen Einfall in das schwedische Finnland vorzubereiten und zu leiten.

Auf dieser Rückreise verweilte Peter der Große mehrere Tage in Hannover bei dem Kurfürsten und dessen Mutter, der verwittweten Kurfürstin Sophia, für die der Czar bei

bei seiner ersten ausländischen Reise hohe Achtung gefaßt hatte.

Dort traf er den gottorp'schen Minister, Baron von Görz, der ihm gefolgt war, um das Verfahren des Herzogs Administrators wegen Tönningen zu entschuldigen, wo möglich zu rechtfertigen.

Dem gewandten Diplomaten fehlte es nicht an Scheingründen und blendenden Projecten und Plänen. „Die gottorp'sche Regierung," sprach er, „würde glauben eher Dank als Unwillen verdient zu haben, wenn sie auch wirklich ihre Genehmigung zum Einzuge der Schweden in Tönningen ertheilt hätte, was jedoch auf das Bestimmteste in Abrede gestellt werden muß; denn eben durch diese Aufnahme würde ja das Geschick des schwedischen Heeres ganz in die Hände der Verbündeten gegeben sein."

Dann zeigte er dem Czaren in der Ferne die Aussicht, daß der junge Herzog Karl Friedrich, mit Rußlands Hülfe auf den schwedischen Thron, dessen Erbe er bekanntlich sei, gehoben, sich wohl geneigt finden lassen könne, dem Czaren ein Stück seiner Erblande abzutreten. Er pries ihm in dieser Beziehung die Vortheile des Besitzes von Holstein, und wie leicht dort durch einen Canal ein neuer und kürzerer Weg als durch den Sund, mit seinen drückenden Zöllen, aus der Ostsee in die Nordsee genommen werden könne, wodurch der russische Welthandel einen blühendern Aufschwung gewinnen würde.

Um dahin zu gelangen, müsse es freilich der erste Schritt sein, daß die gottorp'schen Landestheile, deren sich Dänemark jetzt bemächtigt hätte, dem Herzog Administrator zurückgegeben würden, und daß für die schwedischen Staaten in Deutschland die schon im Haager Convent festgesetzte Neutralität erneuert würde.

Peter hatte diese lange, in glatter, gewandter Sprache gehaltene Rede mit kalter Ruhe angehört. Kein Zug seines Gesichts verrieth Beifall oder Mißfallen. Ohne ein Wort darauf zu erwidern, entließ der Czar den Baron, und Dieser befand sich in nicht geringer Verlegenheit, da er mit allem Scharfsinn nicht ermitteln konnte, welchen Eindruck seine Entschuldigungen und Pläne auf den Czaren gemacht hatten.

Peter aber hatte sich durch Eingehen auf so weit aussehende Pläne nicht die Hände binden lassen wollen für etwa spätere Entschließungen, wie sie von den Umständen und der Politik der russischen Interessen etwa geboten werden sollten.

Er machte auf der Rückreise nach Petersburg noch einen kurzen Besuch bei dem Schwiegervater seines Sohnes in Wolfenbüttel, unterredete sich in Schönhausen bei Berlin mit dem erst kürzlich zur Regierung gekommenen König Friedrich Wilhelm I., diesem energischen Soldatenkönig, über die pommer'schen Angelegenheiten, und setzte dann seine Reise nach Riga fort, wo er die Freude hatte, seine

Gemahlin Katharina gesund und wohl zu treffen, die indeß während seiner Abwesenheit von einer Prinzessin entbunden worden war. Katharina begleitete ihn nach Petersburg.

Mitten unter anderen Unternehmungen, die jetzt die nie rastende Thatkraft des Czaren begann, empfing er die Meldung von der glücklichen Beendigung des Feldzuges im nördlichen Deutschland. Das in Tönningen eingeschlossene schwedische Heer unter Stenbock hatte sich am 16. Mai 1714, bald nachdem der Czar seine Armee verlassen hatte, gefangen geben müssen.

7.

Peter's Seezug. — Die Flotte vor Helsingfors. — Der Czar vor Wiburg und Kronslot. — Vice-Admiral Cruis.

Unmittelbar nach der Ankunft des Czaren in Petersburg, förderte er die Rüstungen zu einer wichtigen Unternehmung. Es galt der Vollendung der Eroberung von Finnland. Durch die Einnahme von Wiburg war erst ein Theil dieser Provinz in russische Gewalt gekommen. Aber Peter bedurfte das Ganze, um seine Macht nach dem Westen auszudehnen und seine Lieblingsschöpfung an der Newa sicherzustellen.

Der Czar hoffte auf die ihm zugesagte Mitwirkung von Dänemark durch einen Einfall der Dänen in Norwegen.

In diesem Vertrauen lief er im Anfange des Mais mit einer Galeerenflotte von über 200 Fahrzeugen von Petersburg aus. Der Graf Aprarin war General-Admiral derselben; das Vordertreffen aber commandirte der Czar selbst als Contre-Admiral.

Gegen die schwedische Stadt Helsingfors, welche den schönsten Hafen des Landes hat, war der erste Angriff gerichtet. Der russische Brigadier Thernischew, der zum Recognosciren des Hafens und der Eingänge desselben mit sechs Galeeren vorangeschickt war, wurde von dem wohlgerichteten Feuer der schwedischen Artillerie empfangen und genöthigt, wieder zurückzukehren. Der schwedische General Armfeld hatte, um den engen Eingang des Hafens zu vertheidigen, Batterien aufgeworfen und die ersten russischen Galeeren genöthigt, mit großem Verluste wieder umzukehren.

Indeß kam die russische Hauptflotte herangesegelt. Am $\frac{1}{2}\frac{0}{2}$sten Mai wurde das Signal zur Landung gegeben, und die Flotte segelte, Peter voran, auf den Hafen von Helsingfors zu. Bei dieser Gelegenheit wurden fünf holländische Schiffe, die bestimmt waren, Breter und Balken zu laden, weil man sie für schwedische hielt, ohne weitere Untersuchung verbrannt, welche Uebereilung zu späteren Reclamationen der holländischen Regierung Veranlassung gab.

Die russischen Schiffe umringten das Vorgebirge, welches von der Stadt nach dem Hafen hervorgeht. Die

Die Batterien auf dem Festlande eröffneten eine lebhafte Kanonade gegen die russischen Schiffe, aber die schwimmenden Batterien der Russen brachten mehrere schwedische zum Schweigen. Eine russische Bombardiergaliotte warf ihre Bomben bis in die Stadt.

Indeß versuchten die Russen an mehreren Orten zu landen, aber wiederholt trieben die von ihrer Artillerie gedeckten Schweden die russischen Galeeren zurück.

Im Kriegsrathe wurde nun beschlossen, am folgenden Tage von der Westseite her den Angriff und die Landungsversuche zu erneuern, um so dem Feinde in den Rücken zu kommen; aber schon in der folgenden Nacht sah man die Stadt in Flammen stehen. Armfeld selbst hatte sie angezündet, da er überzeugt war, sie nicht vertheidigen zu können, und weil er dem Feinde eine so werthvolle Eroberung nicht überlassen wollte, ohne sie zerstört zu haben. Die unglücklichen Bewohner wurden durch diese Grausamkeit des Generals gegen die eigenen Unterthanen seines Königs in das entsetzlichste Elend versetzt; zum Theil unbekleidet, mit Verlust ihrer Habe, ohne Geld und ohne Nahrungsmittel mußten sie entfliehen, und waren der gräßlichsten Noth Preis gegeben.

Armfeld zog sich mit der ohnehin schwachen schwedischen Besatzung von Helsingfors nach dem Seestädtchen Borgo zurück.

Dorthin folgte ihm die russische Flotte zur See.

Borgo wurde ohne Widerstand genommen. Peter beschloß, in dieser Gegend einen, durch Batterien befestigten Waffenplatz und ein Magazin von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen anzulegen, bis die von Wiburg erwartete Verstärkung angekommen sein würde.

Der Czar selbst ging nach Wiburg und Kronslot. Mit seiner rastlosen Thätigkeit förderte er in Wiburg den Abmarsch der dort unter dem Generalmajor Wolkonsky stehenden Reiterei nach der Umgegend von Helsingfors, und in Kronslot die Vereinigung und das Auslaufen von mehreren neu erkauften Kriegsschiffen, die zum Theil mit englischen Matrosen und Seeofficieren bemannt waren.

Indeß ging der Vice-Admiral Cruis mit einem Theile der russischen Flotte in See, um die finnländische Expedition gegen die schwedische Flotte, die im finnischen Meerbusen kreuzte, zu decken.

Allein der Vice-Admiral Cruis hatte das Unglück, daß bei der Verfolgung von drei schwedischen Schiffen die beiden russischen Schiffe, Riga und Wiburg, nahe bei Helsingfors auf eine Klippe geriethen, in Folge dessen das erstere verbrannt werden mußte, das andere aber scheiterte. Die schwedischen Schiffe entkamen nach Helsingfors, wo sie sich mit der schwedischen Flotte vereinigten.

Der Czar Peter fühlte sich dadurch gerade auf der empfindlichsten Seite verletzt. Er machte dem Vice-Admiral Cruis die heftigsten Vorwürfe, und ließ ihn und andere

Seeofficiere vor ein Kriegsgericht stellen. Sie wurden sämmtlich schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Peter milderte dieses Urtheil in Verbannung. Der um die russische Marine so hochverdiente Vice-Admiral wurde nach Kasan verwiesen.

Der Czar würde ihn gern ganz begnadigt haben, wenn der alte Seeheld sich hätte entschließen können, sein Unrecht anzuerkennen und um Gnade zu bitten. Aber der Seemann mit seinem geraden Charakter und ehrenwerthen Rechtsgefühl konnte sich dazu nicht entschließen. Er war sich seiner Verdienste bewußt und, des Kampfes der Intriguen von Seiten seiner Feinde und Neider längst überdrüssig, hatte er schon um seinen Abschied nachsuchen wollen. Gefaßt begab er sich in die Verbannung nach Kasan und sagte: „Ich bin zufrieden, daß man mir zum Gefährten den Seneka gelassen hat. Eines andern Trostes bedarf ich nicht."

Aber Peter fühlte nach der Entfernung dieses bedeutenden Mannes, der mit ihm der Schöpfer der russischen Seemacht geworden war, daß er sich durch Apraxin's Einflüsterungen zu einer Ungerechtigkeit hatte verleiten lassen. Auch wurde es von Tage zu Tage fühlbarer, daß dieser kundige und redliche Mann an der Spitze der Leitung des Seewesens nicht wieder zu ersetzen war. Nach dem Triumphzuge, den wir später erzählen werden, ertrug Peter seine Abwesenheit nicht länger.

Der Verbannte wurde auf seinen vorigen Posten zurückgerufen.

Sehr schwer entschloß sich der auf das Tiefste gekränkte alte Seeheld dazu. Kaum aber war er in Petersburg angekommen, als der Czar ihn durch Mentschikoff begrüßen ließ, der ihm seinen Degen wieder zustellte. Bald darauf erschien Peter selbst. Er umarmte und küßte den Zurückberufenen, und sagte mit Wärme: „Vergessen sei für immer das Vergangene. Aber auch Du mußt nicht weiter an Deinen Abschied denken, sondern, so lange Du lebst, Dich dem Dienste Rußlands widmen."

Das versprach der Admiral, und Peter drang ihm ein Geschenk von 20,000 Rubel auf.

So vereinigte sich in diesem großen Charakter auf seltene Weise Härte und Milde, Jähzorn und Herzensgüte.

8.

Peters Gefahr im Sturm. — Vor Helsingfors. — Der Czar wird General der Landarmee. — Das schwedische Heer wird gefangen genommen. — Die Eroberung von Finnland gesichert.

Indessen waren die Russen von Borgo wieder auf Helsingfors vorgerückt. Der schwedische Admiral Lielien mußte Helsingfors verlassen, um nicht von den Russen

eingesperrt zu werden. Diese hatten sich dort verschanzt und den Eingang des Hafens durch Batterien gedeckt; sie erwarteten neue Verstärkung zu weiteren Unternehmungen.

Peter selbst führte sie ihnen zu. Aber er kam dabei in nicht geringe Gefahr. Da er in der Mitte des August mit fünf Galeeren, die ein Bataillon Garde enthielten, und mehreren mit Proviant beladenen Lastschiffen in See gegangen war, und als sich die Flotte zwischen den Scheren befand, erhob sich ein Sturm, gerade während das Schiff, worauf sich der Czar befand, eine Enge zwischen zwei Felseninseln durchfuhr. Der Sturm wüthete so heftig, daß selbst das Auswerfen von Ankern das Schiff nicht lange vor dem Scheitern geschützt haben würde. Doch wie das Glück stets den Kühnen begleitet, so begünstigte es auch Peter dadurch, daß der Wind sich nach Westen wendete, wodurch es erst möglich wurde, der Gefahr zu entgehen. So erreichte Peter mit der Verstärkung und den Proviantschiffen noch glücklich Helsingfors.

Mit großer Freude wurde er empfangen, und der General-Admiral an der Spitze der ganzen Generalität richtete an ihn die Bitte, daß er in Anerkennung seiner großen Verdienste für das Vaterland im Jahre 1713 den Titel eines Generals der Landarmee anzunehmen geruhen möge. Der Czar fühlte sich dadurch geschmeichelt, und genehmigte gern diesen Antrag.

Jetzt aber untersuchte er selbst die Einfahrten des

Hafens von Helsingfors, und ließ die Stellen, wo schwedische Schiffe hätten durchgehen können, durch Verschüttung unfahrbar machen. Dann recognoscirte er selbst mit großer Kühnheit in einem Bote die bei Travemünde liegende feindliche Flotte, ordnete weitere Unternehmungen an, und kehrte Ende Septembers 1713 nach Petersburg zurück.

Das Ende dieses Feldzuges war glücklich, obgleich die Dänen verhindert waren, die verabredet gewesene Diversion zu unternehmen. Siegreich drangen die Russen bis zur finnischen Festung Abo. Diese fanden sie völlig verlassen von allen Bewohnern, und so konnten sie nur, als einzige Siegesbeute, die alte berühmte Bibliothek von Abo, auch eine werthvolle Erwerbung, nach Petersburg schicken.

Die Schweden, unter den Befehlen von Armfeld, hatten sich tiefer in das Land nach Tawasthus zurückgezogen. Die Russen folgten ihnen unter Apraxin und dem Fürsten Galizin, griffen sie an, vier Meilen von dort, bei Polkene, und vertrieben sie aus ihren Verschanzungen.

Wie auch das von Stenbock geführte schwedische Heer in Tönningen sich hatte ergeben müssen und in Gefangenschaft gerathen war, wie Stenbock in der Gefangenschaft bittere Reue empfunden über seine grausame Zerstörung von Altona, haben wir früher schon mitgetheilt.

So war die Eroberung von Finnland gesichert und die schwedische Herrschaft in Deutschland vernichtet. Nur noch, um den Feind ferner zu schwächen und die Hand im Spiel zu behalten bei den weiteren politischen Arrangements, setzte Peter der Große den Krieg in jenen Gegenden fort. Auch lag wohl im Hintergrunde seiner Gedanken die Absicht, sich dadurch die Erwerbungen von Ingermanland, Karelien und den liefländischen Festungen zu sichern.

9.

Folgen der Eroberung. — Politische Intriguen. — Zurückgabe der gottorp'schen Besitzungen. — Preußische Sequestration von Pommern. — Mentschikoff läßt sich bestechen. — Peter's Unwille.

Nun aber begann unter den Verbündeten die ernstliche Verhandlung über die Frage, was soll weiter geschehen zur politischen Benutzung der Vortheile des Sieges? Die Meinungen darüber waren unter den Bundesgenossen sehr getheilt. Wie das in der Regel in der Politik so geht, so gönnte auch hier Einer dem Andern keine Vortheile. Die Höfe von Hannover, Dresden und Wien wurden in Mitwirkung gezogen. Dänemark wünschte die Erwerbung der gottorp'schen Lande in Schleswig und des

Stifts Lübeck. Der gewandte gottorp'sche Staatsmann, Baron von Görz, intriguirte und verhandelte mit großem Geschick und Erfolg für Zurückgabe dieser bereits occupirten gottorp'schen Besitzungen an den Herzog Administrator.

Was die schwedischen Provinzen von Pommern betraf, so kam es endlich dahin, daß sie dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. bis zur Beendigung des Krieges in Sequestration gegeben wurden.

Der Ausführung dieses Arrangements trat zunächst als Hinderniß entgegen, daß der in Stettin commandirende schwedische General, Baron Meyenfeld, sich weigerte, ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs, der sich noch in Bender befand, diese Festung an die genannte neutrale Macht herauszugeben. Der König Karl, von dem er sich Verhaltungsbefehle erbat, billigte sein Verfahren, und genehmigte nicht die Herausgabe der Festung.

Da aber auch der Czar Peter, so wie der König von Dänemark, mit dieser Besitzergreifung Preußens nicht ganz zufrieden war, so brach der pommer'sche Krieg in neuen Flammen aus.

Die so gefürchteten russischen Truppen rückten aus Holstein durch Mecklenburg, und bahnten sich durch die Einnahme der Insel Rügen den Weg zu der Eroberung von Stralsund.

Inzwischen wurde der Führer der Russen, Fürst Mentschikoff, für die preußische Sequestration von Pom-

mern gewonnen. Zum ersten Male trat dabei jener unedle Zug seines Charakters, der in unersättlicher Habsucht und Geldgier bestand, ins volle Licht. Obgleich er die Abneigung seines Herrn, des Czaren, gegen die Sequestration kannte, so traute er sich doch Macht und Einfluß genug zu, um es auch gegen dessen Willen wagen zu können, diese preußische Besitznahme selbstständig zu fördern und sogar zu erzwingen.

So verließ denn Mentschikoff Stralsund, und nöthigte Stettin durch Bombardement zur Uebergabe. Er ließ sich 400,000 Thaler, die der reiche und in seinem Privatleben so sparsame König Friedrich Wilhelm I. von Preußen vorschoß, als Entschädigung für die Belagerungskosten zahlen, und übergab dann die eroberte Festung in preußisch-gottorp'sche Hände, wogegen sich der König von Preußen verpflichtete, sobald alle schwedischen Plätze in seinen Händen waren, zu verhindern, daß die Schweden von Pommern aus weitere Feindseligkeiten gegen die Verbündeten und gegen Schleswig-Holstein unternähmen.

Fürst Mentschikoff glaubte damit hinreichend für das Interesse seines Herrn gesorgt zu haben; nun sorgte er auch für sich selbst. Er erpreßte einige hunderttausend Thaler von den Städten Hamburg, Lübeck und Danzig, und empfing das Amt Bingen bei Frankfurt a. d. O. als eben nicht ehrenvolle Ehrengabe für seine Forderung der preußischen Sequestration.

Alsdann führte er die russische Armee durch Polen in ihre nordische Heimath zurück.

So hatte Mentschikoff, geblendet durch große Geschenke, sich verleiten lassen, gegen das Interesse Rußlands zum Besten des Hauses Gottorp und Preußens zu handeln, eine vollendete Eroberung aufzugeben, einen alten Bundesgenossen von Rußland abwendig zu machen, ohne in der Person des Königs von Preußen einen neuen zu erwerben.

Peter, dem es höchst unangenehm war, daß ihm künftig die Hände gebunden sein sollten, um in Pommern gegen Schweden zu wirken, hielt mit seiner Ratification des von Mentschikoff abgeschlossenen Tractats zurück, und sein bisheriger Günstling wurde höchst ungnädig empfangen. Vergebens stellte Mentschikoff vor, daß ihn der Minister Flemming durch seine Rathschläge verleitet habe. Mentschikoff wäre verloren gewesen, wenn nicht die Czarin Katharina sich mit Wärme und Klugheit ihres frühern Beschützers angenommen hätte. Sie stellte ihrem aufgebrachten Gemahl vor, wie sehr ihm ein Mann unentbehrlich sei, der, so wie Mentschikoff, seine großen Absichten, die altrussischen Sitten zu mildern, unter der Menge der widerstrebenden Großen mit Klugheit und Geschick zu fördern verstehe, ein Mann von Muth und Geschicklichkeit. Ein solcher Mann sei Mentschikoff, der seine ganze Größe nur ihm verdanke, und des Czaren Willen zur einzigen Richtschnur mache. Einen Mann von diesen

trefflichen Eigenschaften würde er nie wieder finden. Seine früheren Verdienste wären so groß, daß sein jetziges Vergehen wohl einige Nachsicht verdiene.

Peter ließ sich zwar besänftigen, aber lange begegnete er seinem frühern Günstlinge mit Kaltsinn, und ließ ihm das besonders bei öffentlichen Veranlassungen fühlen. Für seine Hofleute war es ein warnendes Beispiel, das ihnen zeigen mußte, wie er selbst seinen Lieblingen keine Fehler übersehe.

10.

Der schwedische Minister Piper.

Eine der seltsamsten und ungerechtesten Bedrückungen, wie sie nur unter einer despotischen Regierung vorkommen können, erlitt der seit der Schlacht von Pultawa in Moskau gefangen gehaltene schwedische Minister Graf Piper. Er wurde nach Petersburg gebracht, und es erging an ihn die Forderung, daß er den Holländern den Schaden vergüten solle, welcher durch die von Seiten der Russen aus Irrthum verschuldete Verbrennung von drei holländischen Handelsschiffen entstanden war. Vergebens protestirte Piper dagegen, indem er ja als Staatsgefangener in Rußland keine Macht gehabt habe, diese von den Russen selbst verschuldete Ungerechtigkeit zu verhindern. Man entgegnete ihm: „Diese Beschädigung der Handelsschiffe

einer befreundeten Macht ist in einem schwedischen Hafen geschehen, also ist der König von Schweden verpflichtet, für diesen Schaden zu haften. Da der König Karl XII. jetzt nicht zu erreichen ist, so halten wir uns an den reichen Minister desselben, der sich in unseren Händen befindet. So wurde denn Graf Piper unter diesem offenbar ungerechten Vorwand gezwungen, einen Wechsel auf 30,000 Thaler, zahlbar in Stockholm, auszustellen. Aber die schwedische Regierung verbot die Verabfolgung dieser Summe.

Auch dafür sollte der unglückliche Piper unschuldig büßen. Er wurde gegen alles Völkerrecht auf die Festung Schlüsselburg in einen engen dunklen Kerker gesetzt, wo dieser große Staatsmann im Jahre 1716 als 70jähriger Greis seine Leiden durch den Tod beschloß.

Wäre Karl XII. den weisen Rathschlägen dieses Ministers immer gefolgt, so würde dieser starrsinnige König sich nicht so blind in sein und Schwedens Unglück gestürzt haben.

11.

Aufschwung der Schifffahrt. — Peter's Seerede. — Verfagung seiner Beförderung zum Vice-Admiral.

Peter richtete nun seine nächsten Anstrengungen auf die Erweiterung und Verbesserung der Marine. Eine

starke kriegsgeübte Flotte galt ihm als das beste Mittel, seine Eroberungen in Finnland und das Uebergewicht seiner Macht in der Ostsee zu sichern.

Um diese Flotte schnell zu vermehren, scheute er keine Kosten, und ließ segelfertige Schiffe in England ankaufen, andere auf seinen eigenen Werften bauen.

Peter kannte keine größere Freude, als wenn er neue Schiffe vom Stapel laufen ließ. Jede Flagge und Wimpel pries ihn als den Begründer der russischen Marine, welche rasch in ihren Riesenschritten dem großen Ziele entgegenging, eine Weltmacht zur See zu werden.

Im Frühling des Jahres 1714 hatte er öfters diese Freude, und in einer solchen erhöhten Stimmung war es, als er am Bord eines vom Stapel gelaufenen Schiffes gegen die ihn umringenden Minister, Gesandten, Generale, alten Bojaren und anderen Russen folgende merkwürdige Seerede sprach:

„Meine Brüder! Wer von Euch hätte es sich vor 20 Jahren träumen lassen, daß Ihr hier an der Ostsee zimmern würdet an der Seite Eures Czaren? Wer ließ es sich einfallen, daß wir in einem Lande, das durch unsere Anstrengungen und Tapferkeit gewonnen ist, unsere Wohnplätze aufschlagen und, von so vielen tapferen und kundigen Matrosen und Soldaten, von so vielen einheimischen und auswärtigen Künstlern und Handwerkern umringt, uns die ausgezeichnete Hochachtung des Auslandes

verdienen würden? Zwar Vieles, meine Brüder, fehlt uns noch zur Vollkommenheit. Dem Umlauf des Blutes im menschlichen Körper gleicht der Kreislauf der Künste und Wissenschaften. Aus Griechenland verbreiteten sie sich nach Italien, und von dort über das übrige Europa. Deutschland und Polen, die, Rußland gleich, lange in Finsterniß lagen, wurden allmählich erleuchtet, und nur die Trägheit und der Unverstand unserer Vorfahren hinderten den Fortschritt des Lichts über unsere Grenzen. Aber nicht länger soll die Verbreitung seiner Strahlen gehindert werden, sofern Ihr, meine Brüder, mich in meinem ernstlichen Vorhaben unterstützen und die Prüfung und Erlernung des Wissenswerthen mit eurem Gehorsam verbinden, kurz, Euch selbst bestreben wollt, das Gute anzunehmen und das Böse abzulegen. Im großen Kreislauf der Künste trifft nun Rußland die Reihe. Ahne ich recht, so kehren sie, den Süden verlassend, bei uns ein, um zurückzukehren nach Griechenland, ihrer Heimath. Aber laßt uns sie erfassen und festhalten! Hier, hier sollen sie ihren Wohnort aufschlagen, und Rußlands Ruhm zum Gipfel der Höhe erheben."

Diese feurige Rede war keine eitle Ruhmredigkeit, sie war das Ergebniß des edelsten Bewußtseins großer Pläne und Thaten — sie war die Manifestation seiner wahrhaft großen Gedanken für Rußlands Heil und einstige Blüthe, die Appellation an die öffentliche Mei-

nung, um diese für seine Civilisations-Ideen zu gewinnen.

Es konnte nicht fehlen, daß diese merkwürdige Seerede auf alle anwesenden Minister, Generale und Andere den tiefsten Eindruck machte. Sie fühlten sich zum höchsten Enthusiasmus der Bewunderung des großen Geistes ihres Czaren und Herrn hingerissen. Selbst die starrköpfig an ihren alten Sitten und Gebräuchen hängenden greisen Bojaren waren so ergriffen, daß sie unwillkürlich in die Worte ausbrachen: „Es ist wahrhaftig wahr, was er sagt; wir wollen ihm gehorchen."

In diesem Hochgefühl des Bewußtseins seiner Verdienste, besonders auch um die Hebung des Seewesens, äußerte Peter den Wunsch, daß er bei dem nun beginnenden Seezuge als Vice-Admiral möge angestellt werden.

Es war ein merkwürdiger Zug in Peter's Charakter, der sich in der Weltgeschichte bei keinem andern Selbstherrscher wiederfindet, daß er das Princip des Avancements im Militair- und Seedienst, allein nach dem Verdienst, auch mit großer Strenge auf sich selbst angewendet wissen wollte. Nie gab er sich selbst einen höhern Rang im Kriegsheer oder in der Flotte, als ihm von den höheren Officieren dieser Dienstzweige als Ehrenauszeichnung zugesprochen war.

Der Admiralitätsrath war es, durch welchen diese,

wie die höheren Befehlshaberstellen in der Flotte, mit Vorbehalt der Genehmigung des Czaren besetzt wurden. Bei dieser Behörde meldete sich in einer unterthänigsten Bittschrift in üblicher Form der Contre-Admiral (Schuit by Nacht) Peter Alexiewitsch, und bat, unter Anzeige seiner bisherigen Dienste, um Beförderung zu der Vice-Admiralsstelle mit dem Flottencommando.

Und wieder war es ein Zug von edler Freimüthigkeit in einem so despotisch regierten Lande, welcher dem Herrscher selbst zur höchsten Ehre gereicht, daß Peter vom Admiralitätsrathe den Bescheid erhielt: „Peter Alexiewitsch, Contre-Admiral Schuit by Nacht! Wie groß auch Deine Verdienste bei der Landarmee sein mögen, so hast Du Dich doch zur See noch nicht so ausgezeichnet, daß wir uns bewogen finden könnten, Dich den verdienten älteren Officieren, die länger gedient haben, vorzuziehen. Indeß soll Dir hiermit die nachgesuchte Beförderung als ein Preis für die nächste Großthat, die Du zur See ausführen wirst, gewährt werden."

Die erledigte Stelle wurde einem Andern zu Theil, und Peter unterwarf sich willig dieser Verfügung; er belobte sogar die Gerechtigkeit und Billigkeit des Admiralitätsrathes, und versprach Alles anzuwenden, um im nächsten Seezuge den Rang zu verdienen, der ihm jetzt noch versagt worden war.

12.

Der finnländische Seezug von 1714. — Seesieg bei Travemünde. — Beendigung der Eroberung von Finnland.

Am Ende des Mai gingen die Flotten bei Kronflot unter Segel. Sie hatten die Bestimmung, durch eine gemeinschaftliche Operation die weitere Eroberung von Finnland gegen die schwedische Flotte zu decken und eine Landung auf der Insel Aland zu bewirken.

Die eine dieser Flotten bestand aus Segelschiffen, die andere aus Galeeren.

Auf der erstern befand sich der Contre-Admiral Peter Alexiewitsch, Czar von Rußland. Sie bestand aus 30 Kriegsschiffen, und steuerte nach Reval, während der Admiral Aprarin mit 180 Galeeren und vielen flachen Booten rechts, an der finnischen Küste, nach Aland hinauffuhr.

Der schwedische Admiral Watrang lag mit seiner Flotte, die aus 20 Kriegsschiffen und einigen Galeeren bestand, bei der finnischen Erdzunge Hango-Udd, die sich bei der Stadt Ekenäs zwischen Helsingfors und Abo ins Meer erstreckt.

Aprarin meldete nun dem Czaren, daß ohne Hülfe der Schiffsflotte es nicht möglich sei, mit den Galeeren durchzukommen. Peter fand es jedoch nicht rathsam, seine

Kriegsschiffe der Vernichtung anszusetzen. Um sich indeß mit eigenen Augen von der Stellung der feindlichen Flotte zu überzeugen, ging er selbst auf einer Fregatte, begleitet von wenigen Schiffen, unter Segel, und fand die Galeeren-flotte bei Travemünde etwa zwei Meilen von Hango-Udd, an einer sehr gefährlichen Stelle, die nur eine Ausfahrt hatte, so daß es durch diese Stellung dem Feinde leicht gemacht war, die russische Galeerenflotte einzuschließen.

Nun begab sich Peter zu Lande nach dieser Erdenge, um die Stärke und Lage der feindlichen Escadre zu erforschen. Er fand, daß sie aus dreizehn Linienschiffen, sechs Galeeren und zwei Bombardier-Galioten bestand.

Die Landenge selbst war aber an einer Stelle so schmal, daß es ausführbar gefunden wurde, einige leichte Galeeren über das Land ziehen zu lassen, um die feindliche Flotte in dem Meerbusen, der an der Westseite von Hango-Udd belegen ist, angreifen zu können und sie so zu zwingen, der russischen Flotte die See zu räumen.

Während diese Operation unter Peter's Augen vor-ging, bemerkte er, daß der schwedische Viceadmiral Lilien mit 14 Schiffen in See ging, und zwar in der Richtung nach Travemünde hin. Es ließ sich nicht bezweifeln, daß dies in der Absicht geschah, die russischen Galeeren einzu-schließen. Peter sandte sogleich einen Schnellsegler ab, mit dem Befehl an die Galeeren, ihre gefährliche Stellung möglichst schnell zu verlassen.

Das stille Wetter begünstigte die Ausführung. Zwanzig Galeeren unter dem Capitain Imarwitsch wagten es zuerst im Angesicht der schwedischen Flotte, die unter dem Admiral Watrang zu Hango-Udd geblieben war, diese Erdenge zu umrudern. Es wurde zwar diese Escadre von den schwedischen Schiffen aus beschossen, aber sie kam ohne großen Schaden vorüber. Dasselbe Wagniß gelang noch 15 anderen Galeeren. — Man hatte bei dieser Gelegenheit die Erfahrung gemacht, daß es äußerst schwer sein müsse, mit den Schiffskanonen die flachen Fahrzeuge zu treffen: die Kugeln gingen entweder darüber hinweg, oder schlugen früher ins Meer.

Der schwedische General-Admiral Watrang sah sich genöthigt, da er einen Angriff von den Russen besorgen mußte, die unter dem Vice-Admiral Lielien weggeschickten 13 Schiffe schleunigst zurückrufen zu lassen.

So war denn bald die ganze schwedische Flotte wieder bei Hango-Udd versammelt, und bildete schon eine ganz imposante Macht.

Doch je größer und schwieriger eine Aufgabe war, desto höher stieg der Muth in dem Herzen Peter's. Er faßte den kühnen Entschluß, die ganze übrige Galeerenflotte, gleich den ersten Galeeren, im Angesicht der schwedischen Kriegsflotte um jene Landzunge herumführen zu lassen.

Der General-Admiral Apraxin gab Befehl, ohne

weitere Umwege sich gerade durch die schwedische Flotte durchzuschlagen.

Dies gelang am 27. Juli (9. August) unter dem heftigsten feindlichen Feuer mit solchem Erfolge, daß nur eine russische Galeere strandete und in feindliche Hände gerieth. Durch dieses Manöver, in Verbindung mit dem Unternehmen der Russen, die einige Galeeren über die Landenge gezogen hatten, wurde der schwedische Contre-Admiral Ehrenschild auf der Westseite der schmalen Erdzunge eingeschlossen. Er führte eine Fregatte, sechs Galeeren und zwei Scherenboote.

Ehrenschild, der jetzt von der ganzen russischen Flotte umringt war, wurde zur Uebergabe aufgefordert. Da er diese verweigerte, so wurde das Signal zum Angriff gegeben. Peter selbst führte das Vordertreffen. Die Schweden wehrten sich tapfer; die Russen waren muthig in ihrem Angreifen. Es begann jetzt ein Kampf der Verzweiflung. Keine schwedische Galeere ergab sich eher, bis sie der Reihe nach von den Russen geentert war. Selbst die Fregatte wurde durch Entern mit Sturm genommen. Da sah sich der tapfere Admiral Ehrenschild genöthigt, seine Flagge zu senken.

Aus sieben Wunden blutend warf er sich mit einigen Begleitern in ein Boot, und suchte sich durch die Flucht zu retten. Er wurde eingeholt und mit etwa 600 Mann, die von den Schweden noch am Leben waren, gefangen genommen.

Peter hatte durch seinen Muth, seine Kaltblütigkeit im Schlachtgewühl und durch seine Umsicht in der Oberleitung diesen in seinen Folgen so wichtigen Seesieg erfochten.

Nach diesem Siege entfernte sich die schwedische Hauptflotte. Sie legte sich zur Deckung Stockholms in den Alandshafen, der diese Insel von Upland trennt.

Nun aber konnte die russische Galeerenflotte ungehindert ihren Lauf nach Abo fortsetzen. Sie landete dort einige Male und verbreitete Schrecken bis Stockholm. Jedoch, um ihre Hauptbestimmung, die Bewegungen des Landheeres zu decken, zu erfüllen, näherte sie sich bald wieder den Küsten von Finnland. Dort hatte indeß Ghalizin in einem Treffen bei Wasa den schwedischen General Armfeld besiegt, und der russische Oberst Schuwalow hatte durch die Einnahme der wichtigen Festung Nyslot die Eroberung von Finnland vollendet.

13.

Triumphe. — Der Czar wird zum Vice-Admiral erhoben. — Großmüthige Behandlung des gefangenen Ehrenschild.

Nun aber war der Jubel groß in Peter's Herzen. Er hatte das Hochgefühl, zum ersten Mal Beherrscher der Ostsee geworden zu sein. Mit sechs Galeeren und

der eroberten schwedischen Escadre eilte er nach Petersburg zurück.

Es war am $\frac{9}{20}$. September, als er dort anlangte. Schon als die Escadre bei Slobode erschien, waren überall geschmückte Ehrenpforten erbaut, und überall sah man wehende Flaggen. Die Ankommenden wurden von allen Bastionen der Festung und von der Admiralität mit Kanonenschüssen, aus allen Häusern aber mit Freudenschüssen begrüßt.

Endlich stieg die Mannschaft ans Land. Die eroberten feindlichen Flaggen wurden vorangetragen, die Gefangenen in die Stadt geführt, die eroberten feindlichen Schiffe, einem öffentlichen Platze gegenüber, auf der Newa zur Schau gestellt.

Das Hauptschiff war die schwedische Fregatte, der Elephant. Darauf bezog sich das Emblem an der Siegespforte, das einen Adler, auf einem Elephanten sitzend, darstellte, mit der Inschrift: „Der russische Adler fängt keine Fliegen."

Durch diese Triumphpforte ging der festliche Zug der Sieger mit ihren Gefangenen in die Festung hinein. Dort sollten die Sieger feierlich ihre Belohnung erhalten. Jetzt hatte der Czar durch seinen kühnen Seesieg den ihm früher versagten Titel eines Vice-Admirals vollkommen verdient.

Dieses Ehrenamt wurde ihm jetzt feierlich im Senat ertheilt, und der Czar fühlte sich nicht wenig dadurch geschmeichelt.

Dies geſchah in der ſeltſamen, barocken Weiſe, wie es am Hofe von Petersburg damals Sitte war. Der Gouverneur Romadowski hatte ſich als Vice-Czar auf den Thron geſetzt, umgeben von dem ganzen Hofſtaate, den Miniſtern und dem Senate. Eine feierliche Stille herrſchte, und der Vice-Czar befahl dem Herold, den Contre-Admiral Peter Alexiewitſch hereinzuführen. Die Flügelthüren öffneten ſich, und der Herold rief laut: „Peter Alexiewitſch, Contre-Admiral der Flotte, tritt ein in dieſe erlauchte Verſammlung, und gieb Bericht von Deinen Thaten zur See!“

Der Czar trat ein, und gab ganz in der beſcheidenen Stellung eines hohen Officiers, der vor ſeinem Souverain ſteht, Bericht über die Seeunternehmung und den Sieg bei Travemünde. Darauf ſprach ihm der Vice-Czar Namens des Senats den Dank aus für den glänzenden Dienſt, den er dem Reiche geleiſtet habe, und verlieh ihm zum Lohne dafür die Stelle eines Vice-Admirals der Marine. Der Ruf: „Heil dem Vice-Admiral!“ erfüllte die Hallen des Audienzſaales.

Auch ſeine Mitkämpfer wurden nicht vergeſſen. Sie empfingen Alle reichliche Belohnung und goldene und ſilberne Medaillen.

Nach dieſem feierlichen Dank beſtieg der Czar ſeine Schaluppe und ließ die Vice-Admiralsflagge wehen. Darauf fuhr er nach Mentſchikoff's Palaſt, und nahm die Glückwünſche der Miniſter, des Senats, der Generalität, der

Vorsteher der Kaufmannschaft und der hohen Geistlichkeit an. Es war eine hohe und glänzende Versammlung.

Ein edler Zug in seinem Charakter zeigte sich darin, daß er auch am Feinde wahres Verdienst zu ehren wußte. So wie er früher den in der Schlacht bei Pultawa gefangen genommenen schwedischen Feldmarschall Rhenskjöld geehrt hatte, so ehrte er auch jetzt den gefangenen schwedischen Admiral Ehrenschild.

„Seht hier," sprach er zu den umstehenden vornehmen Russen, „einen tapfern und treuen Diener seines Herrn, der sich der höchsten Belohnung bei ihm würdig gemacht hat. Zwar hat er viele brave Russen getödtet, aber er hat seine Pflicht gethan. So lange er bei uns verweilt, kann er meines ganzen Wohlwollens versichert sein."

„Ich that nur," entgegnete Ehrenschild dankend, „was ich zu thun schuldig war. Besiegt war es mein Trost, daß ich solchen tapferen Kriegern erlag, und der Gefangene eines so erhabenen Seeofficiers wurde. Ich habe meinen Tod gesucht, aber er scheint mich geflohen zu haben, damit ich an der Newa Augenzeuge sei, wie im Zeitraume von wenigen Jahren ein großer Geist die Nation umzuschaffen wußte."

Dieses ehrende Zeugniß aus dem Munde eines gefangenen Feindes war dem Czaren doppelt schmeichelhaft, und Ehrenschild wurde fortwährend mit der größten Achtung und Rücksicht behandelt.

14.

Stiftung des Katharina-Ordens.

Unter allen Glückwünschen, die dem Czaren dargebracht wurden, waren keine, die das Herz Peter's des Großen so warm und innig trafen, als die seiner geliebten Katharina.

Schon seit seiner Rettung am Pruth hatte er sich mit dem Gedanken getragen, ihr Verdienst um seine Rettung und den ehrenvollen Frieden durch eine Ordensstiftung öffentlich zu ehren. So feierte er denn am 25. November ihren Namenstag, indem er ihr die Stiftungsurkunde und die Insignien des Ordens in feierlicher Audienz überreichte. „Ohne Dich," sprach er dabei, „wäre ich vielleicht noch heute Gefangener der Türken. Ich stifte daher diesen Orden, den Dein Mann tragen wird, zum Andenken Deiner Gegenwart bei der Schlacht mit den Türken am Pruth, wo Du bei den gefährlichsten Umständen Dich nicht als ein Weib, sondern mit männlicher Unerschrockenheit gezeigt hast."

Diese Anerkennung war in die Stiftungsurkunde geschrieben. Die Decoration des Katharina-Ordens besteht in einem blau emaillirten Oval, worauf man die heilige Katharina, gekrönt, auf einem halben Rade sitzend und ein weiß emaillirtes Kreuz vor sich haltend erblickt, mit

den vier verstreuten goldenen Buchstaben: „R O S E.“ in den vier Winkeln auf dem Stück eines silbernen Rades. Ringsum stehen in russischer Sprache die Worte: „Aus Liebe und Treue.“ Das Ordensband ist dunkelroth, an beiden Enden mit einer schmalen silbernen Einfassung.

Der durch Katharina's Klugheit geschlossene Frieden am Pruth war nun endlich vom Sultan ratificirt worden. Die Botschafter bei der Pforte, Tolstoi und Schaffiroff, kehrten mit dieser wichtigen Urkunde zurück.

Der Frieden Rußlands schien für längere Zeit gesichert zu sein, und Peter der Große konnte nun um so energischer an der Befestigung und Entwickelung der inneren Angelegenheiten wirken.

Funfzehnter Abschnitt.

Verbesserungen im Innern des Reichs. (1714—1719.)

„Denn Du kannst im Lauf nicht stehen,
Du wählst Gefahr für Ruh';
Wie der Mond muß rastlos gehen,
Edler Held, so thust auch Du."

Tscherning.

1.

Zustand der Bauern.

Unter dem Geräusche der Waffen waren die Klagen eines durch Mißbrauch der Macht der Großen und der Beamten gedrückten Volkes nicht zu dem Ohre des Monarchen gedrungen.

Es war gegen das Interesse der Großen, seiner Umgebung und der höheren Beamten, ihn davon in Kenntniß zu setzen. So trug sich Peter noch lange mit der Illusion, daß sein Volk glücklich und wohlhabend sei.

Nur das entging ihm jetzt — bei der Ruhe, die er in Petersburg genoß — nicht, daß die Finanzen des Reichs in Unordnung gerathen waren, und die Einnahmen nicht mehr von den Ausgaben gedeckt wurden. Schon seit mehreren Jahren war seine Armee unregelmäßig

bezahlt und verpflegt worden. Viele ausländische Officiere hatten deshalb das Heer verlassen. Viele tausend Arbeiter, aus den entferntesten Gegenden des Reichs zusammengetrieben, waren im Elend umgekommen. Ueberhandnehmende Theuerung drückte das Land.

Mögen auch die langwierigen, viel Menschenleben kostenden Kriege die Hauptveranlassung zu dieser Landesnoth gewesen sein, so ließ es sich doch nicht verkennen, daß der Uebermuth und die Erpressungen der Gutsherren und Staatsbeamten noch weit schwerer auf dem Volke lasteten, als die im Ganzen nicht sehr drückenden Staatsabgaben. Je mehr der Czar den Uebermuth der Knäsen und Bojaren zu beugen suchte, um so härter verfuhren Diese gegen die Bauern.

Ueber die unglückliche Lage dieser bedeutenden Volksklasse und deren Bedrückung empfing Peter erst das wahre Licht durch eine freimüthige Denkschrift, die ein kühner Schriftsteller abgefaßt und — in mehreren Exemplare auf seinen Weg gestreut hatte.

Der Czar ließ dieselben aufnehmen, und las die furchtbarste Anklage, welche die ins Große gehenden Mißbräuche und Uebelstände enthielten, in der Einsamkeit.

Von der Wahrheit des gegebenen Bildes eines nie geahneten Volkselendes auf das Tiefste erschüttert, wurde er tiefsinnig und nachdenkend. Niemand ahnete die Ursache davon, denn er sprach auch nicht gegen seine Vertrautesten

davon. Doch erließ er unerwartet einen öffentlichen Aufruf, worin er, unter Zusicherung der Sicherheit und seines Schutzes, den Verfasser einer anonymen Schrift, welcher den Zustand der Bauern schilderte, aufforderte, sich bei ihm zu melden und Beweise für die Wahrheit zu bringen.

Der Verfasser meldete sich, und hatte bei ihm mehrere lange Audienzen; Peter setzte eine Commission nieder, um diese Beschwerden zu untersuchen und Vorschläge zur Abstellung derselben zu machen.

Diese Verhältnisse der Bauern in Rußland sind aber so eigenthümlich, daß sie verdienen näher gekannt zu sein.

In älteren Zeiten war der Bauer in Rußland ein freier Mann. Er war noch nicht so, wie heute, als Leibeigener an die Scholle gebunden; man kannte keinen Unterschied zwischen Kron- und Adelsbauern. Eigenes Land besaß der Bauer nie in Rußland. Nur allein der Adel, oder die vom Czaren Güter geschenkt erhalten hatten, waren zum Grundbesitze berechtigt. Von diesen Eigenthümern erhielt der Bauer die von ihm zu cultivirenden Aecker auf bestimmte Jahre und unter gewissen Bedingungen in Pacht. Der Bauer nahm die fünfte oder zehnte Garbe für seine Arbeit; die ganze übrige Ernte war das Eigenthum des Gutsherrn. Nach Ablauf der Pachtzeit hatte jeder Theil das Recht der Aufkündigung. Der Herr ent-

ließ den Bauer, der etwa den Landbau versäumt hatte, und der Bauer, der unzufrieden war mit seinem Gutsherrn, suchte bei einem andern sein Unterkommen.

In dieser Freizügigkeit lag der Schutz des Bauern gegen üble Behandlung und des Gutsherrn gegen üble Bewirthschaftung seines dem Bauern in Pacht gegebenen Landes. Daß der Pacht in einem Naturalantheil am Gewinn bestand, hatte auch sein Gutes bei einem rohen Volke, welches baares Geld nicht haben konnte, ohne es für Branntwein zu verschwenden. So war es noch unter dem Czar Iwan Wasiljewitsch.

Aber immer mehr wurde es geltend gemacht, daß diese Freizügigkeit für das Steuerwesen des Staats eine Beläſtigung war. Und das war wohl der Hauptgrund, weshalb der Czar Feodor Iwanowitsch eine Aenderung traf, die auch die Grundherren dafür sichern sollte, daß sie nicht durch Abziehen ihrer Bauern, wenn ihnen etwa Andere bessere Bedingungen boten, in Verlegenheit und Verluste geriethen. Und so verordnete denn dieser Nachfolger Iwan's im Jahre 1595, „daß künftig kein Bauer ohne Genehmigung seines Herrn das Land, worauf er ansäſſig war, wieder verlaſſen dürfe."

Diese Verfügung, welche man zu mildern suchte, wurde 1626 von dem Czaren Michael Feodorowitsch in seiner ganzen Strenge wieder hergeſtellt. Dadurch wurde der Grund zu der Leibeigenschaft ge-

legt, die noch jetzt auf dem russischen Bauer lastet und Rußlands Cultur unterdrückt, dabei die Menschheit herabwürdigt.

Bald vergaßen die Edelleute, die nun des Besitzes ihrer Bauern unter allen Umständen sicher waren, jede Schonung. Sie legten willkürlich auf ihre leibeigen gewordenen Bauern die Abgaben, die der Staat von ihnen forderte. Bald ging die Willkür noch weiter. Die leibeigenen Bauern, die jetzt Seelen genannt wurden, obgleich Alles geschah, um eben die Seele am Menschen bei ihnen ganz zu unterdrücken, wurden wider ihren Willen von dem Orte, wo sie geboren waren, von dem Lande, das sie cultivirt hatten, selbst von ihrer Familie fortgerissen, um, auf unwirthbaren Boden versetzt, diesen culturfähig zu machen, oder sie wurden in Sümpfe geschickt und zum Canalbau verwendet, wo sie zu Tausenden umkamen. Ja noch mehr, die Herren verkauften ihre Seelen als Sclaven zu rein persönlichen Diensten, oder man ließ sie Handwerke, Handlung erlernen oder auch in Canzleien ihr Glück machen; aber Alles, was sie erwarben, gehörte dem Herrn. In den Städten gab es oft reiche und gebildete Kaufleute, Fabrikanten und Künstler, die Nichts für sich erwerben konnten, denn sie waren Leibeigene. Der Herr konnte sie verkaufen oder am grünen Tische verspielen, wie er wollte, auch beerben, mit Ausschluß der Kinder, denn sie waren und blieben: Leibeigene.

Das alte Horazische Klagelied:

„Non vos vobis aratis boves;
Non vos vobis mellificatis apes!“

(Nicht für Euch pflügt Ihr Stiere; nicht für Euch bringt Ihr Bienen Honig.)

so auch das liefländische Volkslied:

„Bringt ihm die Kuh ein Kalb,
Gehört's dem Herren halb ꝛc.“

fand damals, wie noch jetzt, auf den russischen Bauer volle Anwendung.

Die Staatsabgaben für den Bauer, so weit sie wirklich in den Staatsschatz flossen, waren nicht bedeutend; um so drückender waren die Sporteln und Accidenzien, die fast willkürlich von den Großen und ihren Beamten und Schreibern erhoben wurden. Jeder, groß und klein, wollte am Bauer ziehen, und so behielt dieser Nichts als Arbeit und Noth. Die Bauern wurden mehr den unreinlichsten Thieren ähnlich, als Menschen, und wenn der Gutsherr Soldaten zu stellen hatte, so ließ er die jüngeren Bauernburschen auffangen und schickte sie für dreißig Jahre ihres Lebens ab, um die Muskete zu tragen, und die Knute hatte täglich viel Arbeit, ihnen Disciplin und Civilisation beizubringen; dagegen war diesen slavischen Naturen hündische Unterwürfigkeit und blinder Gehorsam wie angeboren, und das sind noch heute die Eigenschaften der russischen Soldaten, die indeß oft unter Umständen Wunder der Tapferkeit verrichten.

Ueber alle diese Mißbräuche und Uebelstände durch die erwähnte Denkschrift und die mündlichen Mittheilungen ihres Verfassers aufgeklärt, dachte Peter mit schwerem Herzen ernstlich an die Verbesserung der Lage der unteren Schichten seines Volks.

Man rieth ihm, die Leibeigenschaft gänzlich aufzuheben. Peter erkannte, daß es das einzige Mittel war, Ackerbau und Gewerbfleiß zu heben, und sein Geist war aufgeklärt genug, um das Entwürdigende solcher Sclaverei für die Menschheit zu erkennen. Hätte er diesem Rathe und dem Drange seiner eigenen Neigung gefolgt und die Aufhebung der Leibeigenschaft mit der ihm beiwohnenden Energie durchgesetzt, die Gutshörigkeit der Bauern in freies Erbpacht-Verhältniß verwandelt, so würde die Gesittung Rußlands in den unteren Volksschichten ihren sichern Boden gefunden haben, und sich mehr, wie heute der Fall ist, über die ganze Nation verbreitet haben.

Aber Peter der Große wagte es nicht, diesem Rathe zu folgen. Was bei vielen Monarchen dem Zulassen freier Verfassungen widerstrebt — der Gedanke: „die Völker sind noch nicht reif für die Freiheit!" das war auch hier sein Bedenken. Er sah diese thierischen Naturen der von Branntwein dunstenden bepelzten Bauern, und hielt es für unmöglich, ihnen eine Freiheit zu geben, die sie, wie er meinte, nur benutzen würden, um noch tiefer zu versinken. Dazu wagte er nicht, die Großen des Reichs,

die Gutsherren und Beamten, gleichsam vor den Kopf zu stoßen, die dann behaupten würden, weder Abgaben aufbringen, noch Soldaten stellen zu können. Und so dachte er denn: es sei schon viel gewonnen, wenn nur die gröbsten Mißbräuche in dieser Hinsicht abgestellt würden; dann werde sich für die Zukunft die Emancipation der Bauern vorbereiten lassen, ohne, wie jetzt zu besorgen sei, zu einer Revolution Veranlassung zu geben.

Und nun schritt er vor auf diesem Wege der Reform mit der vollen Energie und Rücksichtslosigkeit gegen Stand und Reichthum, die ihm eigen war.

Peter setzte eine Commission nieder, die unter dem Vorsitze des Generals Wassilj Dolghoruckoi alle Bedrükkungen, deren sich hohe und niedere Staatsbeamte schuldig gemacht hatten, untersuchen und die Beschuldigten richten mußte. Die Commission that ihre Schuldigkeit, und so wurden denn, außer einer unglaublichen Menge Diener des Czaren vom zweiten und dritten Range, viele der vornehmsten Staatsbeamten zur Untersuchung gezogen. Selbst der Fürst Mentschikoff, der General-Admiral Apraxin, der Vice-Gouverneur von Petersburg, Korrakow, der Ober-Admiralitätsrath Kikin und noch andere Generale und auch zwei Mitglieder des Senats mußten vor dieser Commission sich stellen, um sich gegen Anschuldigungen von Erpressungen zu rechtfertigen, wenn sie konnten.

Mentschikoff fand Nachsicht beim Czaren wegen großer anderer Verdienste, eben so Aprarin und Bruen, die sich damit entschuldigten, daß solche Mißbräuche nur während ihrer Abwesenheit in auswärtigen Feldzügen eingerissen sein konnten. Nicht so Fürst Wolkewsky, der Vice-Gouverneur Korrakow, das Senatsmitglied Aquiston. Sie mußten, wie die geringsten Verbrecher, entehrende Strafen leiden. Sibirien wurde damals durch eine Menge solcher Volksbedränger bevölkert. Die Commission schloß ihr Werk mit einer Verordnung, welche den Zweck hatte, künftige Bedrückungen zu hindern. — Indeß das Alles war nur Palliativ-Mittel; das Hauptübel blieb, und wucherte unter den Nachfolgern Peters, so daß sich nur dadurch die heutigen Zustände tiefer Erniedrigung der russischen Bauern und der unteren Volksschichten erklären lassen.

Wie gewaltsam übrigens der Czar selbst verfahren ließ, wenn es seine höheren Zwecke erforderten, ergab sich aus der Art und Weise, wie das durch den Bau von Petersburg völlig entvölkerte Ingermanland wieder bevölkert werden sollte. Für diesen Zweck ließ der Czar — Alles in bester Absicht — aus dem Innern von Rußland eine Menge von Bauernfamilien aufheben und mit Gewalt dorthin führen, mit dem Befehl, auf den ihnen angewiesenen Ländereien sich anzubauen. Andere Bauern aus noch entfernteren Gegenden wurden an die Stelle der Weggeführten in deren Besitzungen eingesetzt.

So wendete Peter selbst ein Princip der Gewaltherrschaft an, das er eben abzustellen bemüht war. Aber das bleibt immer die Inconsequenz jeder despotischen Macht, daß sie sich selbst erlaubt, was sie Anderen verbietet.

2.

Die religiöse Secte der Roskolniks. — Fanatischer Mordversuch gegen den Czaren.

Peter hatte nicht blos mit veralteten Mißbräuchen der Sitten, wie in der Verfassung und Verwaltung, zu kämpfen, sondern auch gegen eine religiöse Secte, welche sich die Altgläubigen (Roskolniks) nannten.

Diese Schismatiker hatten sich schon seit dem Jahre 1666 von der sogenannten orthodoxen griechischen Kirche abgesondert. Sie verweigerten, übrigens ganz vernünftig, die Anbetung der heiligen Bilder. Im Uebrigen wich ihre Lehre nur in sehr wenigen unwesentlichen Formeln von der orthodoxen Kirche ab; aber hier ging es, wie gewöhnlich bei Sectirern: gerade das Unwesentlichste ihrer Lehren vertheidigten sie mit der hartnäckigsten Zähigkeit, und je mehr sie sich deshalb angefeindet und verfolgt glaubten, um so größer wurde ihr Verlangen, Märtyrer für ihren Glauben zu werden; dieses steigerte sich bis zu einem Fanatismus, der sogar dem Leben des Czaren und der öffentlichen Ordnung gefährlich wurde.

Einer dieser Fanatiker hatte sich in den Kopf gesetzt, durch Ermordung des Czaren ein verdienstliches Werk zu stiften. In dieser Absicht hatte er sich eines Tages in ein Vorzimmer gestellt, in welches der Czar, nach beendigter Conferenz, seine Minister zu begleiten pflegte. Der entschlossene Fanatiker hatte sich das Ansehen eines Schreibers aus irgend einer der Canzleien gegeben, indem er eine Actentasche trug. So entging er der Aufmerksamkeit der Wache, der Diener und selbst der Anwesenden.

Als Peter seine Minister begleitet hatte und eben im Begriff war, in sein Cabinet zurückzukehren, drängte sich der Verbrecher, indem er in die Actentasche griff, ihm nach. Indeß eben durch die Heftigkeit dieser Bewegungen war ein Dentschik auf ihn aufmerksam geworden. Der Diener sprang vor und hielt ihn zurück. Es entstand sogleich ein Getümmel, in welchem dem Mörder die Tasche und damit ein großes Messer, welches darin lag, entfiel. — Der Verbrecher rief aus: „Gott will es nicht, sonst wäre es mir gelungen!“ fiel auf sein Antlitz und bekannte sich schuldig.

Der fanatische Mörder wurde den Gerichten zur Bestrafung übergeben und hingerichtet.

Der Czar aber war dadurch auf die Gefährlichkeit dieser Secte, die er bisher wenig beachtet hatte, aufmerksam geworden, und setzte eine Commission nieder zur Untersuchung ihrer Lehre und ihres Treibens.

Da ergab sich denn, daß diese Secte, von den sogenannten Rechtgläubigen verfolgt und verdrängt, meistens in Wäldern und an abgelegenen Orten lebte, wodurch sich ihre Bitterkeit und ihr Haß gegen Andersgläubige noch steigerte.

Vergebens versuchte der Czar, sie durch Milde und Unterricht zu der orthodoxen Kirche zurückzuführen. Die Sectirer hielten dies für Schwäche, und diese wieder für ein Zeugniß Gottes für die Rechtgläubigkeit ihrer Lehre; sie wurden dadurch noch mehr für ihren Glauben entflammt, und dieser steigerte sich bis zum Unsinn.

Mehrere derselben strebten nach der Märtyrerkrone, als u. A. der Priester Demetrius Inwodo Kinowitsch, auch Deruschki genannt. Er predigte öffentlich gegen die Verehrung der Heiligen und andere Artikel der Glaubenslehre der orthodoxen griechischen Kirche. Vergebens waren alle Warnungen der griechischen Klerisei. Er wiederholte aller Orten seine fanatischen Angriffe gegen die rechtgläubige Kirche und erhitzte sich dabei selbst durch seine fanatischen Reden, so daß er erklärte: verdienstlich sei es, für diesen Glauben der Roskolniks zu fallen; er werde durch eine große That den Märtyrertod suchen.

Darauf drang er mit einem versteckt gehaltenen Beil in eine griechische Kirche während des Gottesdienstes, und dies geschah an dem allen Rechtgläubigen wichtigen Feiertage des heiligen Alexius, und ehe man es hindern

konnte, hieb er mit dem Beil das Bild dieses Heiligen, und selbst das strahlende, mit Juwelen geschmückte Bild der Mutter Gottes entzwei.

Sofort wurde dieser wüthende Ketzer ergriffen und in Folge eines Urtheils der heiligen Synode als Bilderstürmer und Ruhestörer zum Feuertode verdammt und öffentlich verbrannt.

Peter mit seinem aufgeklärten Geiste mißbilligte diese Grausamkeit laut, und zog die Urheber dieses Auto-da-fé zur Verantwortung.

Von Seiten der Rechtgläubigen erhob sich jetzt ein anderer Eiferer, der Metropolit von Resan, Stephanus Jawersky. Er vertheidigte in einer Schrift, die er „Fels des Glaubens" betitelte, den Bilderdienst, und sprach sein Verdammungsurtheil über die Andersdenkenden aus.

Peter hatte schon lange die Mißbräuche, welche mit der Anbetung der heiligen Bilder getrieben wurden, abzustellen gesucht. Auf seinen Befehl hatten in den Hütten der Mönche (Starzi) die alle Wände bedeckenden Heiligenbilder, welche den Vorübergehenden gegen ein Geldopfer zur Verehrung gezeigt wurden, ausgeräumt werden und dem Christusbilde Platz machen müssen. So wurde denn auch das Tractätlein des Eiferers Jawersky verboten, der Druck desselben untersagt, und die etwa vorgefundenen Exemplare desselben wurden confiscirt. Peter empfahl den Geistlichen Sanftmuth und Duldung gegen

Andersgläubige, und mit erzwungener Zustimmung der Synoden erließ er die Verordnung, daß die Roskolniks von der griechischen Kirche sich absondern dürften; aber zum Zeichen ihres abweichenden Glaubens müßten sie einen rothen Streifen auf dem Rücken ihres Rockes tragen. Dieses galt bald im Volke für ein entehrendes Zeichen, so wie denn der Name Roskolnik auch als Schimpfwort gebraucht wurde, und Beides half mehr, viele dieser Sectirer zur orthodoxen Kirche zurückzuführen, als jede Belehrung und die größte Strenge vermocht hätte.

Dieses äußere Unterscheidungszeichen ist längst abgekommen, und so ist die Zahl dieser sogenannten altgläubigen Sectirer im Laufe des Jahrhunderts bedeutend wieder gestiegen. Jetzt giebt es davon eine große Anzahl in Rußland, welche sich wieder in 20 verschiedene Secten spalten. Es giebt darunter mehrere, die keine Obrigkeit anerkennen, weder eine weltliche, noch eine geistliche. Sie erkennen keine Ehe an, predigen den Selbstmord u. s. w.*)

3.

Abschaffung der Patriarchenwürde. — Einsetzung der heiligen Synode.

Die Patriarchen der griechischen Kirche in Rußland hatten seit den ältesten Zeiten herkömmlich große Vorrechte.

*) So war es wenigstens noch 1803, nach Iwanow's Nachrichten in den hannöverschen Anzeigen von 1803.

Es wurde ihre Zustimmung zu jeder großen Regierungsmaßregel verlangt. Ihr Veto konnte dieselbe hindern. Als unbeschränkte Oberherren der gesammten Geistlichkeit übten sie eine große und gefährliche Macht durch diese auf die Genüsse des Volks.

Für einen absoluten Selbstherrscher, wie es Peter der Große war, mußte der Einfluß eines solchen russischen Papstes eine eben so drückende als hemmende Fessel gegen jeden Fortschritt sein.

Daher war es kein Wunder, daß der Czar Peter sich schon längst mit der Aufhebung dieser Würde beschäftigt hatte. Die Ausführung dieses Gedankens fiel allerdings in eine spätere Zeit, aber die Mittheilungen darüber gehören hieher, wo von den Beziehungen Peter's des Großen auf die Kirche seines Landes die Rede ist.

Als im Jahre 1717 der letzte Patriarch, Adrian, mit Tode abging, ließ der Czar die Stelle unbesetzt. Den Vorwand dazu nahm er aus den Kriegsunruhen, die einer so ernsten Erwägung, wie die Besetzung der Patriarchenwürde, nicht günstig wären. So gewöhnte sich nach und nach das Volk daran, bei großen Kirchenfesten die glänzende Erscheinung des Patriarchen, mit einem Hofstaat von Hunderten von Prälaten in ihren mit Gold, Edelsteinen und Spitzen reichgestickten Meßgewändern von Brocat und Seide oder gar Gold- und Silberstoff, zu entbehren, und die Geistlichkeit mochte im Innern froh sein, von dem un-

beschränkten, geistlichen Oberhirten befreit zu sein, der ihnen zwar Macht und Ansehen verlieh, aber auch jede Spur von Freiheit und Selbstständigkeit des einzelnen Priesters zu unterdrücken wußte.

Endlich im Jahre 1719 glaubte Peter, daß die günstige Zeit gekommen sei, mit seinen Absichten ans Licht zu treten. Er beschloß, die oberste Kirchengewalt, als einen der bedeutendsten Hebel seiner absoluten Macht, selbst in der Hand zu behalten, und nur die Verwaltung derselben, besonders in Glaubenssachen, unter seiner Oberleitung, in die Hände eines geistlichen Collegiums niederzulegen, dem er den Namen: „die heilige Synode" verlieh. Und so ist es noch heute in Rußland. Der Czar ist zugleich das Oberhaupt der Kirche in geistlichen, und das unbeschränkte Oberhaupt des Staats in allen weltlichen Dingen.

Nachdem er schon früher den Anfang gemacht hatte, durch eine sogenannte „heilige Versammlung" von Bischöfen unter Leitung des Exarchen Jaworsky die kirchlichen Angelegenheiten so zu verwalten, daß ihm die wichtigeren Sachen zur Genehmigung vorgelegt werden mußten, versammelte er eines Tages die vornehmsten Geistlichen seines Reichs um sich, und legte ihnen offen die Gründe vor, weshalb die Patriarchenwürde der Verwaltung des Kirchenwesens und der Wohlfahrt des Reichs nicht angemessen sei, dagegen ein beständiges geistliches Collegium, welches

die Mitte halte zwiſchen der Regierung eines einzelnen Mannes und eines nur ſchwer und ſelten zu verſammelnden Conciliums, zweckmäßiger ſei.

Schon früher hatte die höhere Geiſtlichkeit gegen dieſen Gedanken intriguirt. Selbſt der Exarch war dieſer Oppoſition nicht fremd, und ſo fand denn auch jetzt der Czar größern Widerſtand, als er ſich gedacht haben mochte. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Gegenpartei furchtlos reden mußte. Ihre beredteſten Wortführer beriefen ſich auf das altruſſiſche Herkommen, das, durch die Einwilligung des Patriarchen in Byzanz geheiligt, nur durch Dieſen wieder aufgehoben werden könne.

„Gieb uns einen Patriarchen!“ riefen viele Stimmen. Doch entrüſtet und zürnend erhob ſich Peter vom Thron, legte die Hand auf die Bruſt, und rief mit ſtarker Stimme und imponirender Hoheit: „Wot wam Patriarcha!“ („Hier iſt Euer Patriarch!“)

Alle ſchwiegen, und der Sieg war errungen. Der Czar beauftragte einen Mann von großer Gelehrſamkeit und ausgezeichneten Geiſtesgaben, den Biſchof von Pleskow, Theophanes Prokopowitſch, der aus Kiew gebürtig war, mit der Ausführung dieſes Beſchluſſes.

Das Manifeſt, wodurch daſſelbe geſchah, war ein Meiſterſtück von Beredtſamkeit, und enthielt die trefflichſten Grundſätze über Kirchenverwaltung.

Das geiſtliche Collegium, welches nun den Namen

der heiligen Synode erhielt, bestand aus einem Präsidenten, zwei Vicepräsidenten und vier Räthen. Auch die Instruction dieses Collegiums enthielt Grundsätze, die zu allen Zeiten und für alle Länder von Segen sein würden, wenn man sie anwendete.

Theilen wir einige von diesen herrlichen Grundsätzen mit, da sie in der That maßgebend wären für unsere Zeiten, die nicht selten an geistlichem Hochmuth und Intoleranz leiden.

Was das Erste betrifft, so lautet die Bestimmung: „Ein jeder Bischof muß das Maß seiner Ehre wissen, und nicht zu hohe Gedanken davon hegen; es ist ihm zwar ein sehr wichtiges Amt, aber keine besondere Ehre in der heiligen Schrift beigelegt. „„Weder der da pflanzt, noch der da begießet, ist Etwas,"" sagt der Apostel; sondern Gott, der das Gedeihen dazu giebt. Sie sollen nicht zu große Pracht gebrauchen, sich nicht, so lange sie gesund sind, unter den Armen führen lassen, nicht zugeben, daß die unter ihrer Aufsicht stehenden Brüder sich vor ihnen bis zur Erde beugen. Im Gebrauch des Bindeschlüssels, das ist der Absonderung und des Bannes, sollen sie wohlbedächtig und mit Langmuth verfahren, denn nicht zur Zerstörung, nein, zur Erbauung hat Gott diese Gewalt gegeben."

Ueber die wissenschaftliche Richtung der Geistlichen läßt sich die Instruction folgendermaßen vernehmen:

„Thöricht ist die Sage: die Gelehrsamkeit erzeuge Ketzereien. Freilich sind Die, welche sich Hirngespinnsten und betrüglichen Wissenschaften ergeben, dümmer, als Solche, die gar nicht studirt haben. Im Wahne, daß sie die Vollkommenheiten schon erreichten, vernachlässigen sie sich, bleiben oberflächliche Gelehrte, und werden nicht allein unnütz, sondern auch ihren Freunden, dem Vaterlande und der Kirche schädlich. Vor Hohen demüthigen sie sich, um die Gnade zu erschmeicheln und ein Ehrenamt zu erhaschen. Sie hassen Gleiche, und die sich durch Wissenschaften auszeichnen, verleumden sie bei den Großen. Nach hohen Dingen trachtend, sind sie zu Meutereien geneigt. Hartnäckig behaupten sie ihre einmal gefaßte Meinung, wogegen Verständige, mit den erworbenen Kenntnissen nicht zufrieden, nie zu lernen aufhören und, besser unterrichtet, sich nicht schämen, ihre Meinung zu ändern."

Sehr trefflich und beherzigenswerth ist auch, was den Predigern vorgeschrieben wird:

„Der Prediger Pflicht ist," so heißt es weiter, „aus der heiligen Schrift zu erforschen, was Gottes heiliger, guter und frommer Wille ist, und denselben zu verkündigen. Sie sollen von den Sünden nur im Allgemeinen reden und Niemanden nennen, in sofern er nicht öffentlich von der Kirche für einen Missethäter erklärt worden wäre, am wenigsten aber, wie Nichtswürdige

thun, die Predigten als Mittel gebrauchen, persönliche Beleidigungen zu rächen. Thöricht thun die Prediger, die ihre Augenlider erheben und ihre Arme hochmüthig herumfahren lassen, oder durch ihren Vortrag verrathen, daß sie sich selbst bewundern. Demuth und Bescheidenheit muß sie beseelen." *)

Die trefflichen, gesunden Gedanken dieser Instruction waren die des Czaren selbst. Er ließ sich das ausgearbeitete Reglement im Senate vorlesen, und bereicherte es noch durch manche Bemerkung.

Der Czar verfügte, daß dieser Synode künftig der Name der „heiligsten dirigirenden Synode" beigelegt werden sollte, und verordnete, daß sie mit dem Senate in gleichem Rang und Ansehen stehe.

Viel Gutes wurde dadurch geschaffen, vor Allem für eine bessere wissenschaftliche Bildung der Pagen, die bis dahin unbeschreiblich unwissend waren, gesorgt, und tief eingewurzelte Mißbräuche in den Klöstern wurden abgeschafft.

Der Czar sorgte aber noch auf andere Weise dafür, daß der Religion kein Schaden geschehe, und dies geschah in demselben Jahre, wenn auch etwas früher, als die Einsetzung der Synode erfolgte, durch die Vertreibung der Jesuiten.

*) Das ganze Reglement steht abgedruckt in Reigold's Beiträgen zum neuveränderten Rußland. I. S. 140. f.

4.
Vertreibung der Jesuiten.

Es war in demselben Jahre 1719, als eine andere religiöse Maßregel, die Vertreibung der Jesuiten aus Rußland, ausgeführt wurde. Die nächste Veranlassung dazu war eine Mißhelligkeit des Czaren mit dem Wiener Hofe, die wir später erzählen werden. In Folge derselben war der österreichische Resident aus Rußland und der russische aus den österreichischen Staaten verwiesen worden.

Peter ergriff gern diese Veranlassung, um durch eine Ukase vom 17. April 1719 „die sogenannten Jesuitenmissionaire, weil sie neben der Abwartung des Gottesdienstes auch Briefwechsel unterhielten, und sich, außer der Seelsorge, gern in Geschäfte mischten, die sie Nichts angingen," mit ihren Bedienten unverzüglich über die Grenze zu verweisen.

Er benutzte gern diese Gelegenheit, sich von diesen, auch politisch gefährlichen Fremdlingen zu befreien. In Petersburg wurde der Jesuitenpater Engel verhaftet. In seinen Briefschaften fand man, daß die Zahl der Jesuiten in Rußland, die meistens in weltlichen Kleidern gingen, viel größer war, als man geglaubt hatte.

5.
Fortsetzung des Baues von Petersburg.

Gegen Moskau hatte Peter der Große eine tief eingewurzelte Abneigung. Diese rührte größtentheils von den

Jugendeindrücken her. — Die Schrecken der vielen Aufstände, die blutigen Scenen, die dort zum Theil auf seinen Befehl vollzogen waren, hatten auf seine Nerven gewirkt. Nicht ohne einen innern Schauder zu empfinden, konnte er diese alte Czarenstadt betreten. Riefen ihn einmal Geschäfte dorthin, so übernachtete er daselbst niemals, sondern im nahe belegenen Dorfe Preobraschensky — seinem militairischen Lieblingsaufenthalt in seiner Jugendzeit.

Peter verkannte bei alledem nicht die Vortheile der Lage dieser alten Czarenresidenz. Gleichsam um seine Vorliebe für Petersburg zu rechtfertigen, sagte er oft: „Wenn nur ein See oder ein Strom, der mit dem Meere Communication hätte, bei Moskau wäre, so wollte ich die beste Residenz der Welt nicht dafür hingeben, weil Moskau nicht nur im Mittelpunkte des Reichs liegt, sondern auch wegen der schönen Gegend, des fruchtbaren Bodens und der gesunden Luft eine der schönsten Städte Rußlands ist.

Dabei verkannte er aber auch nicht, wie groß die mancherlerlei Schwierigkeiten waren, mit denen er bei dem Bebauen der Newainseln zu kämpfen hatte. Doch jede dieser Schwierigkeiten regte den Czaren nur zu einer höhern Energie für die Ausführung seiner Pläne auf.

Mochte auch der sumpfige Boden dem Grundbau noch so viel Schwierigkeiten bieten, es gab ja Wälder genug in den Umgebungen der Newastadt, und sie wurden

hineingerammt in den oft bodenlosen Grund. Verfaulten auch die hölzernen Blockhäuser, da sich keine Keller anlegen ließen — denn mit sieben Fuß Tiefe fand man schon Wasser — so wurden dafür Anfangs Holzgebäude mit Fachwerk und später ganz massive Häuser erbaut. Granit gab es ja genug an den Küsten des finnischen Meerbusens.

Ueberall war Mangel an guten Brunnen und Kellern; leicht zerstörbar war das Straßenpflaster, Anfangs aus Holzstämmen gebaut. Ueberschwemmungen drohten mit Lebensgefahr, und die Bojaren, die sich gezwungen sahen, Moskau, den geliebten Wohnsitz ihrer Väter und ihres frühern Glanzes, zu verlassen und sich in Petersburg anzusiedeln, klagten: „Thränen und Wasser hat Petersburg die Fülle."

Auch hätte wohl die bei ungünstigen Winden allerdings schwierige Einfahrt in den finnischen Meerbusen und das so leicht in Fäulniß übergehende süße Wasser des Hafens von Kronstadt, das die dort liegenden Schiffe vor der Zeit zerstörte, davon abrathen können, diesen Ort für seine jetzige Bestimmung zu wählen; allein die Vortheile der so günstigen Lage an der Ausmündung eines so großen schiffbaren Stromes, welcher das Herz von Rußland durchströmte und gleichsam die Hauptpulsader des ganzen Reichs war, überwog diese Nachtheile, und durch den trefflichen Hafen und dessen leichte und sichere Verbindung mit der Ostsee war diese Stadt geeignet, der

Stapelplatz für den Welthandel mit allen Producten Rußlands und des Auslandes zu werden.

Das reine und gesunde Wasser, welches die Arme der Newa so reichlich zuführten, entschädigte hinreichend für den Mangel an Brunnen und Quellwasser. Dadurch schon hatte Petersburg die entschiedensten Vorzüge vor Narva, Reval und Riga, und diese Umstände waren genügend gewesen, den Czaren zu bestimmen, Petersburg zu der ersten Stadt seines Reichs und zu seiner Residenz zu erheben. Dazu bewog ihn auch seine entschiedene Vorliebe für das Seewesen und die Ueberzeugung, daß er nur durch seine persönliche Gegenwart, und wenn er Petersburg zu seiner Residenz erwähle, diese Stadt heben könne. Diese Gründe haben sich im Laufe der Zeit als wichtiger erwiesen als das Bedenken, welches einst Diderot gegen Katharina II. wegen der Lage des Orts äußerte, indem er schrieb:

„Eine Hauptstadt an der Grenze des Reichs ist eben Das, was das Herz in den Fingern. Der Kreislauf wird schwer und die kleinste Wunde tödtlich.“

Den Handel nach Petersburg hinzuziehen, war nun des Czaren ernste Bemühung. Es wurde dieses Ziel nicht ohne Gewaltsamkeit der Maßregeln erreicht. Unter Anderem wurde befohlen, daß die Kaufleute und Producenten vom Frühjahr 1714 an ihre Waaren nicht mehr auf dem alten gewohnten Wege nach Archangel führen, sondern

in Petersburg lagern sollten. Alles Protestiren aus den triftigsten Gründen half Nichts dagegen. Es blieb bei der Bestimmung, und es zeigte sich endlich, daß der Erfolg der günstigste war, selbst für die Interessen der Betheiligten.

Man denke sich indeß das damalige Petersburg nicht als eine schon vollendete große und schöne Stadt. Ein deutscher Zeitgenosse, welcher Petersburg im Jahre 1714 gesehen, schrieb darüber: „Ich dachte mir den Ort als eine außerordentliche Stadt, was ich aber fand, war eine Menge zusammengeschobener Dörfer, die den Wohnplätzen in den amerikanischen Colonien nicht unähnlich waren."

Aber der Czar scheute keine Kosten und Mühen, um diese Dörfer schnell zu einer kolossalen Stadt zu vereinen. Dies ging ohne gewaltsame Maßregeln nicht hin. Die Befehle zur Verwandlung der meistens einstöckigen Blockhäuser in zweistöckige Häuser von Fachwerk, nach preußischem Muster mit ordentlichen Oefen, haben wir schon erwähnt. Bald darauf erging ein Befehl an den Adel, die reichsten Kaufleute, so wie an bedeutendere Fabrikanten und Handwerker im ganzen Reiche, für sich in Petersburg Häuser zu erbauen, und da es bei diesen vielen gleichzeitigen Bauten noch an Maurern fehlte, so wurde in Moskau und anderen großen Städten des Reichs jeder Neubau eines gemauerten Hauses verboten, bis Petersburg vollendet sein würde.

An der Festung und anderen öffentlichen Gebäuden

waren mehr als 4000 Menschen, die aus allen Theilen des Reichs zusammengetrieben waren, gezwungen zu arbeiten. Da diese Arbeiterschaaren nicht hinreichten, mußten auch die finnischen Bauern und die schwedischen Gefangenen mithelfen. Viele dieser unglücklichen Schweden hatten jenseits Kasan am Ufer der Samara in den Schwefelgruben gearbeitet. Eine große Menge ihrer Gefährten war dort umgekommen. Der Rest derselben, etwa 600 an der Zahl, wurde an die Newa geführt, wo sie größtentheils zum Pflastern der Straßen gebraucht wurden. Diese bejammernswerthen Gestalten, mehr Gespenstern als Menschen gleichend, zogen das Mitleid der Czarin Katharina auf sich, und Diese ließ sie mit Geld und Kleidung versehen. — Energie und Despotismus gingen hier Hand in Hand, um Großes für die Nachwelt zu schaffen. Diese aber hatte den Gewinn davon. Ohne solche Gewaltmaßregeln hätte Petersburg nie seine heutige Größe und Bedeutung gewonnen.

Wenn die Bauherren, besonders Ausländer, die auf eigene Kosten sich ein Haus bauten, den Czaren einluden, der Ceremonie der Grundsteinlegung beizuwohnen, so kam er jedesmal, um durch diese Ehre auch Andere zum Bauen aufzumuntern. Er verfehlte dann nicht, auf die glückliche Vollendung des Baues einen Pokal zu leeren.

Auch eine Vorstadt entstand damals schon unweit der

Seemündungen zwischen einigen südlichen Ausflüssen der Newa.

Die für die Czarin und ihre Töchter an der Fontanka und an dem Kronstädter Meerbusen erbauten Sommerhäuser waren nun vollendet. Die angenehme Ueberraschung, welche die Czarin ihrem Gemahl durch Erbauung eines Landhauses bereitet hatte, haben wir schon erzählt.

Die Festung Petersburg hatte schon seit 1706 eine Befestigung durch steinerne Bastionen erhalten. Jetzt wurde auch der Grund zum Bau einer Kathedral-Kirche gelegt, die den Aposteln Petrus und Paulus gewidmet wurde.

Die Stadt breitete sich damals meistens nur auf zwei durch die Newa getrennten Inseln aus. Auf der höhern und trocknern Admiralitäts-Insel am linken Newa-Ufer wohnten die Seeofficiere, Matrosen und Schiffszimmerleute, und hier wurde jetzt auch ein geräumiges Posthaus gebaut. Auf der Festungs- oder Petersburger Insel am linken Newa-Ufer waren die Collegien-Gebäude, die Wohnungen der Minister, der Kirchhof, die öffentlichen Kaufläden, das Rathhaus, die Gewehrfabrik und mehrere Bürgerhäuser erbaut.

Weniger angebaut war das karelische feste Land an der rechten Seite der Newa, welches jetzt gewöhnlich die Wiburg'sche Seite genannt wird. Dort ließ Peter jetzt, wie lange schon sein Plan gewesen war, ein Geneneral-

See- und Landhospital für kranke unvermögende Seeleute und Soldaten anlegen. Eine Kirche trennte die beiden Hospitäler, welche jedes ein anatomisches Theater enthielt; geschickte Aerzte und Wundärzte waren dabei angestellt. Die Einweihung dieser großartigen Anstalt geschah im Beisein des Czaren und der höchsten Geistlichkeit. Alle Kanonen der Festung und der auf der Newa liegenden Schiffe wurden zur Feier dieser Einweihung gelöst. Nach dem Schlusse dieser Feierlichkeit sprach Peter mit erhobener Stimme: „Nun ist mein lange gehegter Wunsch erfüllt. Manchen Braven fehlte es bisher an Hülfe. Hier soll sie ihnen werden. Gott gebe nur, daß niemals Vielen diese Hülfe in der Noth fehlen möge!“

Ganz unbebaut war damals noch die Wasili-Ostrow-Insel, diese größte der Newa-Inseln, welche zwischen der Petersburger und der Admiralitäts-Insel vortritt. Der Boden derselben ist morastig und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt; dennoch wurde sie vom Czaren zum regelmäßigen Anbau bestimmt. Zwei große Canäle sollten die Insel in der Länge und zwölf kleinere in der Breite durchschneiden. An beiden Seiten dieser Canäle sollten sich schnurgerade breite Straßen hinziehen, welche mit großen steinernen Häusern von gleichartigen Façaden bebaut werden sollten. Jedes Haus sollte seinen Hof und seinen Gartenplatz haben. Der eine größere Canal sollte nach der Absicht des Czaren so tief sein, daß be-

ladene Seeschiffe von Kronstadt herauf gerade vor die Privathäuser und die Börse fahren konnten. Auch wollte er mehrere Marktplätze und ungefähr in der Mitte der Insel einen Lustgarten, gegen die See zu aber Triften zu Gemeinde-Viehweiden anlegen lassen.

Diesen großartigen Plan, dem heute Petersburg es verdankt, daß es eine der grandiosesten und schönsten Städte in der Welt geworden ist, konnte Peter der Große allerdings nur durch die rücksichtslosesten Gewaltmaßregeln ausführen. Da er als Selbstherrscher aller Reußen niemals wegen der Mittel zu seinen großen Zwecken bedenklich war, so erließ er in seinem ganzen weiten Reiche des eigentlichen Rußlands den Befehl, daß sowohl geistliche als weltliche Gutsbesitzer nach einer ihren Besitzungen angemessenen Größe auf Wassili-Ostrow, auf dem Platze, der ihnen angewiesen, und nach dem Plane, der ihnen vorgeschrieben wurde, Häuser bauen und den Bau in drei Jahren, bei Strafe der Confiscation ihrer Güter, insoweit vollenden sollten, daß die Häuser sich in wohnbarem Stande befänden.

So erbaut man heutzutage keine Stadt mehr. Man würde fürchten, Privatrechte zu verletzen; aber damals stand der Wille eines absoluten Monarchen so hoch, daß dieser wie ein unabänderlicher Schicksalsspruch betrachtet und befolgt wurde.

Damit Niemand sich entschuldigen könnte, daß es an

Materialien und Bauleuten fehlte, lagen im Baucomptoir Bauriſſe, mit den Nummern des Hauſes und der Straße verſehen, nach Anleitung des italieniſchen Baumeiſters Treſſino angefertigt, bereit.

Ein Menge Ziegelhütten waren einige Werſte von Petersburg oberhalb der Newa an der Landſtraße, die nach Schlüſſelburg führte, angelegt, und dieſe konnten viele Millionen Ziegelſteine liefern. Bauholz, Kalk und Steine, ſo wie Pfähle zum Einrammen des Grundes waren in großer Menge vorhanden, und dieſe Materialien konnten den Bauherren für billige Preiſe überlaſſen werden. Breter, Dielen und Latten lieferten die bei Petersburg angelegten, vom Winde oder Waſſer getriebenen Schneidemühlen. Tauſende von Barken brachten Holzwerk zu Zäunen, Ställen und anderen Hofgebäuden aus dem Innern des Reichs über den Ladogaſee und auf der Newa heran. Kein Fahrzeug wurde in Petersburg hereingelaſſen, welches nicht nach Verhältniß ſeiner Größe eine Quantität Feldſteine zur Pflaſterung der Gaſſen mitbrachte. Dieſe mußten an die dazu beſtellten Commiſſionen abgeliefert werden.

So wuchs nach und nach Petersburg zu der Größe und dem Glanze heran, wodurch dieſe nordiſche Weltſtadt die Bewunderung aller Reiſenden erweckt. — Daß aber namentlich die Anlage von Waſſili-Oſtrow nicht zu Peter's Befriedigung ausgefallen war, werden wir im zwölften Abſchnitt mittheilen.

6.

Militairiſche Einrichtungen.

Wohl erkennend, daß die Macht und der Einfluß Rußlands, nach außen hin, auf der Verbeſſerung und Vervollkommnung der Marine und des Heeres beruhte, verfaßte Peter der Große ein ausführliches Kriegs-Reglement für die Landtruppen.

Zum Unterricht der Garde-Marinen, die aus jungen Adeligen beſtanden, errichtete er eine Akademie in dem eingezogenen Aiking'ſchen Hauſe unweit der Admiralität, und verordnete, daß die jungen Leute ſowohl die Schiffahrtskunſt, als auch die Uebungen der Landtruppen lernen ſollten. Zu Lehrern gab man ihnen theils Engländer, theils einige von den erſten ruſſiſchen Seeleuten, die ihren Unterricht früher in der moskowitiſchen Akademie empfangen hatten.

7.

Expedition in ein Goldland.

Schon damals glaubte man in Rußland ein Goldland gefunden zu haben. Der Statthalter von Sibirien, Fürſt Gagarin, hatte an den Czaren eine Probe von Goldſand geſchickt, die in den verſchiedenen Flüſſen der Bucharei gefunden worden war. Was konnte einem Herrſcher, der zu

seinen großen Unternehmungen so viel Geld brauchte als Peter der Große, angenehmer sein als solch ein Fund? Er war zu aufgeklärt und verständig, um sich, wie andere Regenten seiner Zeit, von Alchymisten betrügen zu lassen; aber ein solcher Fund von Goldsand lag nicht außer den Gesetzen der Natur, und er beschloß, die Sache genau untersuchen zu lassen. Er verband noch damit einen geographischen Zweck, nämlich den, untersuchen zu lassen, wie weit die Stadt Jerken in der kleinen Bucharei vom kaspischen Meere entfernt sei, und ob nicht von da, oder doch aus der Nachbarschaft, sich Flüsse in das Meer ergössen, um damit einen Handel nach Indien vorzubereiten, auch von den Russen bewohnte entfernte Gegenden in Asien vor den Angriffen der Kalmücken zu sichern.

Da frühere Versuche dieser Art, die auf dem Wege der Unterhandlung gemacht worden waren, fehlgeschlagen, so wählte der Czar statt der friedlichen Handelsexpedition einer Caravane, die immer den räuberischen Anfällen halbwilder Völkerstämme ausgesetzt war, einen bewaffneten Heerzug, der geeignet war, ihnen Respect einzuflößen.

Ein Abgesandter des Chans von Chiva in der großen Bucharei hatte ebenfalls des Goldsandes erwähnt und den Czaren versichert, daß sein Chan, der Beherrscher der Gegend, den Russen allen Beistand gewähren würde, wenn einige Bewaffnete dahin kämen, um den Goldsand zu untersuchen.

Der Fürst Gagarin hatte indeß mehr die kleine Bucharei, oder das Land der Kalmücken, im Auge, und drang auf die Anlegung einiger Festungen an dem Flusse Irtisch.

Peter beschloß, beide Projecte mit einander zu vereinigen. Der Garde-Capitain Fürst Tscheckaski wurde über Astrachan und das kaspische Meer in die große Bucharei und nach Chiva geschickt, indeß der Obristlieutenant Iwan Buchholz den Auftrag erhielt, 1500 Mann über Tobolsk nach dem See Jamysch zu führen, dort eine Festung zu bauen, nach der Stadt Jerken in der kleinen Bucharei seinen Zug fortzusetzen, sich derselben zu bemächtigen, und über den Goldsand umständliche Nachrichten einzuziehen.

Der Erfolg entsprach indeß den Erwartungen nicht. Beide Unternehmungen in der großen und der kleinen Bucharei hatten ihre nächsten Zwecke verfehlt. Der Oberstlieutenant Buchholz, der in die kleine Bucharei gesendet war, um am See Jamysch eine Festung anzulegen und sich wo möglich der Stadt Jerken zu bemächtigen, hatte, von den Kalmücken gedrängt, die Festungen, die am gedachten See und am Omflusse wirklich errichtet waren, wieder verlassen müssen. — Der Goldsand, den man gefunden hatte, war so selten und geringhaltig, daß er die Arbeitskosten nicht deckte. Deshalb blieb indeß doch diese Expedition für die Zukunft nicht so ganz ohne Erfolg,

wie es damals den Anschein gewann, denn es waren doch längs dem Flusse Irtisch Festungen angelegt, die den Besitz eines mit den Kalmücken streitigen Landes entschieden. Man hatte dadurch die schon früher von den Russen bewohnt gewesenen Gegenden vor feindlichen Anfällen und Streifereien in Sicherheit gesetzt, auch bessere Kenntniß von Ländern erhalten, die künftig für das russische Reich viele Vortheile versprachen.

Noch unglücklicher war Tscherkaski (der Fürst Alexander Bekowitsch) in der großen Bucharei gewesen, da er durch Verrätherei des Chans von Chiva sein Leben verloren hatte, und der Verlust der am kaspischen Meere von ihm errichteten Festungen war die unmittelbare Folge seines Todes gewesen. Der Fürst war dabei freilich nicht ohne Schuld, denn er war so nachlässig gewesen, die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln zu unterlassen, aber er war menschlich zu entschuldigen. Die unerwartete Nachricht, daß seine geliebte Gattin mit ihren Kindern, die ihm hatten folgen wollen, schon in der Nähe von Moskau in einem leck gewordenen Boote mit allen ihren Kindern, bis auf einen Sohn, untergegangen war, hatte ihn so erschüttert, daß er darüber alle Besonnenheit verloren hatte, und sein eigener redlicher Charakter hatte dem verrätherischen Chan von Chiva zu sehr getraut. Das war ein Fehler edler Naturen, der ja auch früher schon Karl XII. bei Pultawa und Peter den Großen am Pruth ins Un-

glück gebracht hatte. Der Tod hatte übrigens den Fürsten der Verantwortung entzogen.

9.

Verfahren gegen den Gouverneur von Sibirien, Fürst Gagarin. — Dessen Hinrichtung.

So fiel denn die ganze Verantwortung wegen dieser verunglückten Expedition auf den Fürsten Gagarin. Dieser hatte sich mit Buchholz entzweit. Man beschuldigte ihn verrätherischer Absichten und großer Veruntreuungen. Gagarin wurde von seiner Statthalterschaft in Sibirien abberufen, und, obgleich keiner Schuld geständig, als ein überführter Verbrecher mit dem Tode bestraft. Dies geschah aber bald nach dem erfolgten Tode des Großfürsten Iwan am Ende des Jahres 1718 oder im Anfange von 1719.

Seine unermeßlichen Reichthümer fielen durch Confiscation der Schatzkammer des Czaren anheim, und sein Sohn, der ein Schwiegersohn des noch immer sehr in Gunst stehenden Staatskanzlers Schaffirow war und noch vor Kurzem mit wahrhaft fürstlicher Pracht ganz Europa durchzogen hatte, mußte gemeiner Matrose werden.

Gagarin war unter Anderm beschuldigt worden, daß er sein so fern liegendes Gouvernement, Sibirien, zu einem unabhängigen Königreiche für sich und seine Nach-

kommen habe machen wollen, was bei seiner Prachtliebe und seiner Herrschsucht nicht gerade unwahrscheinlich war. Diese und andere erwiesene Anschuldigungen hatten denn zu dem Spruch geführt, daß er zum Strange verurtheilt wurde. — Der Czar, der vor Allem Aufrichtigkeit und Wahrheit liebte und durch ein offenes Bekenntniß leicht zu versöhnen war, hatte ihn noch am Tage vor seiner Hinrichtung im Gefängnisse besucht und ihm zugeredet, Alles freimüthig zu bekennen, was er noch begangen habe, da es ja ohnehin schon erwiesen sei. Wenn er mit Nichts zurückhalte, so wolle er ihn begnadigen und alles Geschehene vergessen. Der gefesselte Verbrecher aber traute dieser nur mündlich gegebenen Zusicherung nicht; er sah darin eine Falle und blieb hartnäckig beim Läugnen. Darüber aufgebracht verließ ihn der Czar und gebot die Vollstreckung des gesprochenen Todesurtheils. Diese erfolgte denn auch am folgenden Tage, da viele Leute und selbst sein Sohn die vielen Unterschleife und Erpressungen, die er sich in seinem Amte erlaubt, bezeugt hatten, in der Weise, daß er in Gegenwart des Czaren und seiner großen Anverwandten vor den Fenstern des Justizcollegii an einen Kniegalgen aufgehenkt wurde. Bezeichnend für die Rohheit jener Zeit war es, daß sein Leichnam, nachdem er dort eine Zeit lang gehangen, nach dem Orie hin transportirt wurde, wo man ihn an einem recht hohen Galgen ausgestellt sehen konnte. Auf diesem

großen Platze standen damals noch sehr viele Köpfe vornehmer Herren, auf einem dazu eigens aufgemauerten Schaffot auf eisernen Stangen aufgepflanzt. *) Man sagte, der Körper des Fürsten Gagarin solle auf der andern Seite des Stromes, noch zum dritten Male aufgehangen werden, um ein um so viel größeres Exempel zu statuiren, und dann solle er nach Sibirien geschickt werden, um daselbst am Galgen zu verwesen. Dieses wurde aber durch schon früher eingetretene Verwesung gehindert. Er hatte, nach dortiger Landessitte, ein Schnupftuch vor dem Gesicht und ein Camisol und Hosen von brauner Farbe, darüber ein weißes Hemd an und an den Füßen ein Paar kleine russische Stiefeln.

Fürst Gagarin war ein sehr kleiner Mann, aber einer der reichsten großen Herren in Rußland gewesen.

Dieses Beispiel von Strenge war nicht das einzige, wodurch der Czar, ohne Ansehen der Person, mit seinem eisenfesten Charakter Unfertigkeiten im Dienste zu bestrafen wußte. — Gleichzeitig mit der Hinrichtung von Gagarin erging noch über viele andere Große ein furchtbares Strafgericht, das wir hier, des Zusammenhanges wegen, erzählen wollen.

---

*) Wir werden dieses große Beispiel von strenger Justiz des Czaren im nächsten Abschnitte schildern.

10.

Strafgericht gegen viele russische Große.

Längst schon hatte der Czar mit Mißfallen die Unterschleife und Volksbedrückungen bemerkt, in welche viele der von ihm begünstigtsten Großen seines Reichs verwickelt waren. Doch hatten die seinem Herzen noch viel näher liegenden Zerwürfnisse mit seinem Sohne Alexei und das strenge Richteramt, wozu er sich in dieser Hinsicht berufen fühlte, seine Aufmerksamkeit davon abgelenkt. Erst nach dessen Tode hatte er die Zeit und die rechte Stimmung dazu, auch in dieser wichtigen Angelegenheit Strenge zu üben. Ein früheres Strafexempel, das wir oben erzählt haben, war ohne Wirkung geblieben.

In der Absicht, jetzt mit Nachdruck zu verfahren, trat er eines Tages am Ende des Jahres 1718 in den Senat, und redete die versammelten Senatoren so an:

„Ihr habt gesehen, daß ich nicht nur meine Unterthanen gegen auswärtige Feinde zu schützen vermag, sondern auch, daß ich die große Regentenpflicht, die Handhabung der Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Person zu üben wußte. Die Verbrechen eines undankbaren, in Verkehrtheit dahingegebenen Sohnes sind bestraft. Mein Werk, dem der Umsturz drohte, ist befestigt und Ruß-

lands Größe gesichert. Um das innere Glück meiner Unterthanen weiter zu fördern, ist es jetzt meine Pflicht, den Uebermuth der Großen zu beugen, welche die ihnen anvertraute Gewalt mißbrauchen, um das Volk zu unterdrücken und sich mit dessen Schweiß und Blut zu bereichern. Dieses bin ich dem Volke um so mehr schuldig, da es sich während des achtzehnjährigen Krieges, den ich für meine gerechte Sache habe führen müssen, um mich verdient gemacht hat. Ich will den Unterdrückten gegen jene Blutigel zu Hülfe kommen. Ein Tribunal will ich niedersetzen, das über sie richten soll. Mein General der Infanterie, Adam Adamowitsch Woida, den ich nie einer pflichtwidrigen Handlung zeihen konnte, soll den Vorsitz führen. Ihm geselle ich die Generallieutenants Bathurin und Schlippenbach, die General-Majore Ghalizin und Jaghuschinski und die Brigadiers Walkow und Uschakow zu. Dieses Gericht soll die Amtsverwaltung Derer, die ich nennen werde, auf's Schärfste untersuchen und gegen die Strafbaren nach der Gerechtigkeit den Ausspruch thun, damit sich ein Jeder daran spiegele und in den Schranken der Pflicht bleibe."

Diese Rede Peter's überraschte den Senat und versetzte ihn in das höchste Erstaunen; dieses aber stieg noch mehr, als Peter eine lange Liste verlas, welche unter vielen Anderen die bis dahin hochgestellten, geachteten und geehrten Namen nannte, von denen man gewohnt

war anzunehmen, daß sie sich unerschütterlich fest in der Gunst des Czaren befanden.

Der Erste, der genannt wurde, um zur Verantwortung gezogen zu werden, war der in dieser Versammlung gegenwärtige Präsident des Senats, Fürst Dolghoruki, der Zweite der Groß-Admiral Aprarin; nächst Diesen traf der Ruf des Czaren, zum Entsetzen Aller, den bisherigen allmächtigen Günstling Desselben, Fürst Mentschikoff.

Mentschikoff stand zuerst vor diesem strengen Gericht. Er wurde mehrerer und bedeutender Veruntreuungen überwiesen. Da er die Gesinnungen seines Herrn, des Czaren, kannte, und wohl wußte, daß Dieser nur durch offenes Bekenntniß der Wahrheit zu versöhnen war, so bekannte er noch mehr Veruntreuungen und Erpressungen, als die Anklage besagte. Seine einzige, seltsame Vertheidigung war die, daß er einen unwiderstehlichen Hang habe, sich zu bereichern, wozu ihn die Besorgniß, daß, wenn er einst in Ungnade fallen sollte, oder der Czar vor ihm mit Tode abgehen würde, er in Noth gerathen könnte, verleitet habe. Er mußte seinen Degen abgeben und bis zum Urtheil als Arrestant in seinem Palast bleiben.

Ein Gleiches widerfuhr dem Großadmiral Aprarin. Auch er legte ein offenes Bekenntniß ab.

Dagegen vertheidigte sich Dolghoruki mit so viel Wahrheit als Kraft, daß sich das Gericht genöthigt sah, deshalb besonders an den Czaren zu berichten.

Peter war sowohl gegen Mentschikoff, als gegen Apraxin durch deren offenes Bekenntniß milder gestimmt. Katharina erinnerte ihn nicht vergebens an die großen Verdienste, die Beide um seine Lieblingsschöpfungen, die Marine und den Bau von Petersburg, und um die großen Eroberungen in Finnland gehabt hatten. Auch Dolghoruki's Vertheidigungsrede hatte ihm die Ueberzeugung von dessen minderer Schuld gegeben. Er verzieh daher allen Dreien wegen ihrer großen Verdienste um den Staat. Sie wurden sämmtlich mit einer bedeutenden Geldstrafe für die Staatskasse begnadigt.

Ein eigenthümlicher Charakterzug Peter's war es wieder, daß Derselbe gerührt von Mentschikoff's Dank und Reue, ihm unaufgefordert die Versicherung gab, ihn nie am Leben strafen zu wollen. Also mußte er doch erwarten, daß der eben Begnadigte sich neue, todeswürdige Verbrechen zu Schulden kommen lassen könne, und er wollte sich selbst dafür sichern, daß er nicht im Zorn darüber einst sich hinreißen lassen werde, sein Todesurtheil auszusprechen.

Aber einen andern Denkzettel gab er ihm doch, vielleicht härter, als eine mehrjährige Festungsstrafe gewesen wäre. Damit Mentschikoff stets eingedenkt bliebe, sich vor ähnlichen Vergehungen zu hüten, mußte der Brigadier Uschakow ihm von Zeit zu Zeit, wenn er beim Czaren zur Tafel war, die Liste seiner Verschuldungen

laut vorlesen. Wir glauben gern, daß ihm dadurch der Appetit für die Mahlzeit ziemlich verdorben wurde; der Czar aber fand eine Art von Genugthuung darin, das Armen-Sündergesicht seines in solchen Momenten wahrhaft zerknirschten, sonst so stolzen Günstlings zu sehen.

Andere Angeklagte wurden zum Tode verurtheilt und ihre Güter für den Fiscus eingezogen. Die Geschichte liefert eine lange Liste der Verurtheilten, darunter Namen von hochgestellten, angesehen gewesenen Staatsdienern, deren abgeschlagene Köpfe die Umgebungen des öffentlichen Platzes zierten, worauf Gagarin's Leiche am hohen Galgen ausgestellt war.

Der erschöpfte Staatsschatz erhielt dadurch mehrere Millionen an Strafgeldern und confiscirten Gütern, wodurch den geleerten Kassen trefflich aufgeholfen wurde.

11.

Andere Verbesserungen.

Andere Verbesserungen der innern Zustände erfolgten nun zunächst durch Belebung des Handels. Der Handel war bisher ein Monopol des Czaren gewesen, dadurch aber gelähmt. Der Czar hatte auf seiner zweiten Reise im Auslande erkannt, daß das Einzige, was geeignet war, den Welthandel Rußlands zur Blüthe zu bringen, völlige Freiheit des Verkehrs sei. Er sagte sehr geistvoll in seiner

Weise: „Der Handel ist eine kranke Jungfrau (sieke bruil), die man weder schrecken, noch mit Strenge niederschlagen, sondern mit freundlichen Liebkosungen aufrichten muß.“

Schon im Jahre 1717 war der Getreidehandel freigegeben; nun wurden auch fast alle übrigen czarischen Monopole aufgehoben. Solche Monopole waren seit den ältesten Zeiten der Krebsschaden, der kein Gedeihen des Handels aufkommen ließ. Peter hatte das Verdienst, dieses Uebel, das den Handel lähmte, zuerst ausgerottet zu haben.

Die archangel'schen Kaufleute bauten bisher noch immer ihre Handelsschiffe nach der altrussischen, schwerfälligen Bauart. Peter verbot es, gab ihnen bessere Muster, und in Kurzem sah man auf den dortigen Werften neue Schiffe nach englischer und holländischer Bauart. Auch die Handelsfahrzeuge auf den Flüssen mußten nach Peter's specieller Anweisung verbessert werden. Bald erkannten die Schiffer und Kaufleute den großen Nutzen dieser mit Widerstreben angenommenen, erzwungenen Verbesserung ihrer Schifffahrt.

Auch wurde, um den Handel zu fördern, nach Peter's eigener Anweisung, ein Commerz-Collegium niedergesetzt, und in den bedeutendsten Handelsstädten Europa's wurden russische Consuln angestellt.

Den Gerichten wurde eingeschärft, Handelssachen vor

Allem schnell zu beendigen, und damit nicht der Adel Vorurtheile gegen den Handelstand hegte, wurde bekannt gemacht, daß der Czar es gern sehen würde, wenn sich junge Adelige demselben widmeten. Um diesem Stande mehr Ansehen zu gewähren, zog er angesehene Kaufleute an seine Tafel, und besuchte sie, besonders bei ihren Familienfesten, in ihren Häusern.

Um mehr Kenntnisse unter diesem Stande zu verbreiten, schickte er im Jahre 1720 zwölf junge Handelsbeflissene nach Italien, wo sie auf den bedeutendsten Comptoirs die italienische doppelte Buchhaltung erlernen mußten. Nach einem spätern Befehl (1723) sollten alljährlich 15 junge Handelsbeflissene aus den bedeutendsten Handelsstädten des Reichs im Auslande unterhalten werden. Wenn diese und andere Bestimmungen für das Aufblühen des Handels nicht den erwarteten Erfolg hatten, so lag dieses daran, daß der russische Nationalcharakter im Ganzen zu großen Handelsunternehmungen wenig aufgelegt ist.

Durch eine Gesetzcommission wurde der Erlaß eines neuen Gesetzbuches für das ganze Reich vorbereitet.

Die alten Gesetze, noch aus den Zeiten der Czaren Jaroslaw, Iwan Wasiljewitsch, und in der Mitte des 17. Jahrhunderts von Alexei Michailowitsch, der im Jahre 1640 sein Gesetzbuch „Ulorhenic“ erließ, waren ohne Ordnung, ohne Princip und Vollständigkeit, so daß sie bei erhöhter Cultur unmöglich mehr den Bedürfnissen ge-

nügen konnten. Deshalb gaben sie zu den willkürlichsten Auslegungen und zu den schreiendsten Ungerechtigkeiten Veranlassung. Schon früher hatte er versucht, durch strenge Verordnungen der Bestechlichkeit der Richter entgegenzuwirken; um so wichtiger war der Erlaß eines neuen Codex, welchen die aus Mitgliedern der verschiedenen Collegien zusammengesetzten Gesetzgebungscommission in wenigen Jahren zu Stande bringen sollte.

12.

Anbau von Wassili-Ostrow.

Nicht Alles gelang dem Czaren nach Wunsch. Er hatte mit großem Vergnügen vor seiner zweiten Reise ins Ausland den Plan zur regelmäßigen Anlage von Wassili-Ostrow gemacht, und besonders verordnet, daß diese Insel mit breiten Canälen, nach holländischer Art, durchschnitten sein sollte.

Während seiner Abwesenheit wurde mit diesen Canalarbeiten unter Mentschikoff's Oberleitung fleißig verfahren. Peter freute sich auf das Werk, und nach seiner Rückkehr hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich nach Wassili-Ostrow zu begeben, um die schon bedeutend vorgerückten Arbeiten in Augenschein zu nehmen.

Er fand die meisten Linien — so wurden die von den Hauptcanälen durchschnittenen Querstraßen genannt — schon

mit Häusern bebaut. Die mit den Hauptcanälen parallel laufenden breiten Straßen nannte man sehr passend „Perspectiven." Besonders erfreute ihn Mentschikoff's prächtiger Palast, den Derselbe der ersten Linie gegenüber hatte erbauen lassen. Aber mit Mißvergnügen erkannte er, daß die Canäle, so wie die daran hinlaufenden Straßen viel zu wenig Breite hatten. Der holländische Resident, der die Breite der Amsterdamer Canäle (Grachten) vor Augen hatte, bestätigte die Richtigkeit dieser Bemerkung des Czaren.

„Es ist Alles verdorben!" rief Dieser endlich voll Unmuth aus, und Mentschikoff, der das Unternehmen geleitet hatte, mußte die bittersten Vorwürfe hören.

Oft kehrte Peter nach Wassili-Ostrow zurück, betrachtete Stunden lang das angefangene Werk, und fuhr schweigend wieder fort.

Der Czar hatte bei seiner Anwesenheit in Paris den Architekten Le Blond in Dienst genommen. Diesen führte er jetzt in die neue Anlage, und ging mit ihm, den Plan in der Hand haltend, die ganze Insel durch. „Was ist zu thun?" fragte er endlich. Le Blond zuckte die Achseln und antwortete: „Ruser Sir, raser!" — „da ist Nichts zu thun," fuhr er fort, „als die Canäle ausfüllen und andere graben."

Voll Unmuth über das verunglückte Werk ließ Peter zwar die angefangenen Canäle unausgeführt, erließ indeß

am 12. Februar 1719 eine Ukase, daß ein Jeder nach der Anzahl seiner Bauernhöfe, die Kaufmannschaft aber nach dem Verhältniß der Abgabe des Zehnten, auf Wassili-Ostrow steinerne und hölzerne Häuser bauen sollte.

13.

Anatomisches und Naturaliencabinet, Aufmunterung der Bildung und Künste. — Verbesserung des gesellschaftlichen Tones.

Größere Freude machte es dem Czaren, seine im Auslande gesammelten und angekauften wissenschaftlichen und Kunstschätze mit Kennerblick zu betrachten. Dies geschah in einem schönen steinernen Hause, welches er dazu an der Newa hatte erbauen lassen. Dort sah man Peter oft früh Morgens mit Studien der gesammelten Erzeugnisse aus allen Theilen der Welt beschäftigt. Dort gab er einst dem römisch-kaiserlichen Gesandten früh Morgens um 5 Uhr Audienz. Es machte ihm Freude, Unkundigen die in den Sammlungen herrschende Ordnung und den Nutzen mancher Instrumente für die praktische Heilkunde zu zeigen. Er verbot allen Dienern dieses Museums, auf das Strengste, von den Besuchenden irgend ein Geschenk anzunehmen. Ja, er gab dem Bibliothekar Schumacher zu seinem Gehalt eine Zulage von 400 Rubeln, um Besuchenden angemessene Erfrischungen reichen zu lassen.

Um auch die bildenden Künste in Rußland einheimisch zu machen, sandte er auf seine Kosten gebildete und talentvolle junge Männer ins Ausland, besonders nach Italien.

Baukunst und Malerkunst waren die Gegenstände der Studien, die sie zu machen hatten. Noch heute bezeugen in Petersburg mehrere im italienischen Style aufgeführte Gebäude und mehrere Gemälde in den russischen Kirchen zu Moskau und Petersburg, daß seine Wahl nicht auf Unwürdige gefallen war.

Auch auf die Verbesserung des gesellschaftlichen Tones wirkte der Czar nach seiner Rückkehr von seiner zweiten Reise ins Ausland. Wie in Rußland Nichts entstand ohne den Befehl des Czaren, so gebot er auch hier die Assembléen, deren schon in einem frühern Abschnitt über die Verbesserung des gesellschaftlichen Tones gedacht ist.

So gab des Czaren mächtiger Wille in allen Richtungen der Civilisation, Gesetzgebung, Staatsverfassung, innern Verwaltung, im Militair wie in der Marine und in den gesellschaftlichen Zuständen, den Impuls zu den bedeutendsten Reformen, und wenn dessen ungeachtet die Volksbildung in Rußland auch heute noch nicht die Höhe erreicht hat, welche Peter der Große erstrebte, so liegt es darin, daß sich Bildung, Gesittung und Wissenschaft einem rohen und unwissenden Volke nicht so, wie militairische Abrichtung, mit der Knute einbläuen läßt.

Sechzehnter Abschnitt.

Karl's XII. Rückkehr. — Neue politische Wirren. — Peter's zweite große Reise.

„Nun wandle ich im Oreane
Auf öden Wiesenhöh'n,
Und sehe der Zukunft Plane
Wie todtes Land verweh'n."

Hermes.

1.

Karl's Rückkehr. — Mentschikoff's Bestechung. — Görzens Intriguen. — Bassewitz' Unterhandlungen. — Neuer Seezug Peter's.

Wir haben im Vorstehenden die Ergebnisse mehrjähriger Anstrengungen dieses so rastlos thätigen, bis auf einen gewissen Grad aufgeklärten, energischen Czars mitgetheilt.

Es umfaßten diese Bestrebungen für die innere Wohlfahrt Rußlands die Jahre von 1714 — 1719, in welchen Jahren aber auch der gewaltige Umschwung der politischen Ereignisse Peter's Thätigkeit und Geisteskraft in Anspruch nahm.

Das wichtigste dieser Ereignisse, welches alle politischen

Pläne und Berechnungen verrücken zu wollen schien, war die Rückkehr Karl's XII. aus Bender, wo er in seinem Eigensinne sich fünf Jahre aufgehalten hatte, um die Pforte durch fortgesetzte Intriguen zu neuen Anstrengungen gegen Rußland zu bewegen, und dessen plötzliches Erscheinen in Stralsund.

Um die ganze Tragweite dieses Ereignisses zu erkennen, müssen wir darauf hindeuten, wie ein großer Intriguant den Faden einer nordischen Intrigue in die Hand genommen hatte, und dieser war kein Anderer als der holstein-gottorp'sche Minister Görz, einer der schlauesten und gewandtesten Diplomaten seiner Zeit.

Wir wissen, in welche zweifelhafte Stellung sich die Regierung dieses kleinen Landes gesetzt hatte durch die Eröffnung von Tönningen für die sich zurückziehenden Schweden, während der doppelzüngigen Versicherungen des Gegentheils an die Verbündeten. Wir wissen, wie dadurch die Erhaltung der deutschen Besitzungen dieses Hauses, so wie die Ansprüche des noch minderjährigen Herzogs von Holstein-Gottorp auf die schwedische Thronfolge auf das Spiel gesetzt worden, und wie Görzens Intriguen dahin gegangen waren, dem Czaren die günstigsten Aussichten auf bedeutende Vortheile für den Fall, daß der junge Herzog den Thron Schwedens besteigen würde, zugesichert hatte, worauf Peter freilich nicht eingegangen war. So blieb es denn immer noch die Aufgabe jenes gewandten

Diplomaten, die schwedisch-deutschen Provinzen für Schweden, und die holstein-gottorp'schen Lande für den jungen Herzog zu erhalten.

Mentschikoff war bereits durch eine bedeutende Geldsumme dafür gewonnen. Nicht so Peter der Große, dessen Scharfblick die ganze Intrigue durchschaute.

Görz sandte deshalb den Preußen Schippenbach und den Holsteiner Bassewitz nach Petersburg, um den Versuch zu machen, den Czaren für das so fein angelegte Neutralisationssystem zu gewinnen.

Die preußischen Vorstellungen wegen schwedisch Pommern (welches der König von Preußen bis zum Frieden besetzen und in Sequester nehmen sollte), fanden Eingang. Daß aber ein so kleiner Hof, wie der holstein-gottorp'sche, sich in die Streitigkeiten der großen Potentaten mischen wollte, schien dem Czaren sonderbar.

Bassewitz aber, der dies wohl erfuhr, ließ sich dadurch nicht irre machen. Er war schlau genug, sein Gleichniß aus der Marine zu nehmen, um seinen Gründen dadurch leichter Eingang zu verschaffen. Er sprach zum Czaren: „Ew. Majestät Hof, durch Görzens weitaussehende Rathschläge geleitet, scheint mir einem Nachen zu gleichen, der den Mast eines Linienschiffes trägt; der geringste Wind, welcher den Kahn in die Seite faßt, muß ihn versenken.“ Umsonst suchte Bassewitz den dänischen Hof als treulos zu schildern. Peter's gerader Sinn

blieb dabei: der Herzog Administrator habe durch Aufnahme der Schweden in Tönningen die Neutralität verletzt.

Bassewitz wollte es nach Görzens Auftrage geltend machen, daß der gottorp'sche Hof den Grafen Stenbock gewissermaßen in die Hände der Alliirten geliefert habe.

„Desto schlimmer," rief Peter im edlen Unwillen aus. „War es ein Unrecht, die Schweden aufzunehmen, so war es ein doppeltes Unrecht, die Aufgenommenen zu verrathen."

Zu seinen Umgebungen aber sagte Peter der Große, nachdem Bassewitz entlassen war, in der ihm eigenen holländischen Aussprache des Deutschen: „Wat will sick de kleene Fürst in de grote Sacke mengeleeren. Ick will den Keerl (Bassewitz) na Sibirien schicken!"

Und in der That war Bassewitz nahe daran, diese Reise wider Willen machen zu müssen, als der König von Dänemark die in Tönningen aufgefundenen Actenstücke dem Czaren mitgetheilt hatte, woraus unwiderleglich hervorging, wie der gottorp'sche Hof doppelzüngig und hinterlistig gehandelt hatte. Nur Mentschikoff's Freundschaft, die bei den Flaschenbatterien in Deutschland geschlossen und an der Newa in gleicher Weise fortgesetzt worden war, rettete ihn von diesem Geschick.

Ja noch mehr: von Mentschikoff unterstützt wußte es

Bassewitz dahin zu bringen, daß die Unterhandlungen noch nicht abgebrochen wurden. Er wagte es sogar, den Wunsch einer künftigen Verbindung des jetzt noch minderjährigen Herzogs von Holstein-Gottorp mit der kaum siebenjährigen Tochter des Czaren, der Prinzessin Anna, zu äußern, und dem Czaren schien diese Verbindung nicht zu mißfallen. Darauf erschien denn auch dem Czaren der zweite Wunsch, daß dem Herzoge das eroberte Großfürstenthum Finnland, Schleswig und Holstein mit dem Rechte, solches künftig mit der Krone Schwedens zu vereinigen, abgetreten werde, Bremen und Verden dagegen an den Herzog Administrator von Gottorp fallen sollten, im günstigern Lichte.

Der Krieg gegen Schweden wurde indeß mit geringerem Nachdruck fortgeführt. Ja die schwedische Regierung war geneigt, ohne Zuthun ihres Königs, der sie verlassen hatte, in Friedensunterhandlungen einzutreten, als plötzlich, wie ein Blitzschlag am blauen Himmel, die Nachricht erscholl: „König Karl ist in Stralsund!“

Aller Blicke waren nun dorthin gerichtet. Alle Welt glaubte, Schaden und Unglück würden ihn klug und besonnen gemacht haben. Dies war aber nicht der Fall. Er verwarf die Sequestration seiner deutschen Staaten durch Preußen, das er sich durch Anerkennung derselben hätte zum Freunde machen können. Jetzt hatte er sich durch diese Halsstarrigkeit noch einen neuen Feind gemacht.

Man hatte auf Frieden gehofft, und nun sah man die

Kriegesflammen sich weiter verbreiten und höher aufschlagen.

Karl's starre Politik verletzte Hannover, England und Holland, welche bald dem großen nordischen Bunde gegen den kaum aus den Wogen seines Verhängnisses wieder aufgetauchten Schwedenkönig beitraten. Peter der Große war die Seele desselben. Der Herzog Administrator spielte wie früher seine zweideutige Rolle. Trotz der Unterhandlungen mit Rußland war er der Erste, der den König Karl nach seiner Rückkehr bewillkommnete und sich an ihn anschloß. So war er auch der Erste, der die Folgen davon trug. Das Stift Lübeck, damals eine gottorp'sche Besitzung, welches die Dänen schon geräumt hatten, wurde auf's Neue von ihnen besetzt und erst im folgenden Jahre zurückgegeben.

Stralsund zu erobern war die erste Aufgabe, welche die Verbündeten sich stellten. Zur Unterstützung der Belagerung unternahm der Czar im Sommer 1715 einen Seezug in die Ostsee mit seiner ganzen Flotte. Doch um seine Lieblinge, die neu erbauten schönen Kriegsschiffe, zu schonen, vermied er die Vereinigung seiner Flotte mit der dänischen, die allein der schwedischen gewachsen war. Auch die englischen und holländischen Escadren erschienen in der Ostsee, und der Admiral Norrins hatte die Ehre, den Czar und die Czarin Katharina, die ihren Gemahl auf diesem Seezug begleitet hatte, auf seinem Admiralschiff zu bewirthen.

2.

Weitere Unternehmungen. — Vermählung seiner Nichte Katharina.

Die schöne Seestadt Stralsund hatte sich, noch vor der Ankunft der russischen Hülfsflotte, den vereinigten Königen von Dänemark und Preußen (am 22. Decbr. 1717) ergeben, nachdem Karl XII. einige Tage vor der Uebergabe glücklich nach Schweden entkommen war.

Die letzte Stadt Schwedens in Deutschland war nun noch Wismar. Peter wünschte, daß sie dem Herzog Karl Leopold von Mecklenburg zu Theil werde, den er zum Gemahl von Katharina, der Tochter seines verewigten Bruders und Mitregenten Iwan, erkoren hatte.

Dieser durch schöne Figur und Geist gleich ausgezeichnete Fürst hatte die Gunst des Czaren zu gewinnen gewußt. Bei allen seinen Vorzügen hatte aber Fürst Leopold, der sich von seiner ersten Gemahlin hatte scheiden lassen, viel Sonderbares. Karl XII. war sein Ideal, welches er bis auf die geringste Kleinigkeit copirte. Er ging ganz wie Dieser gekleidet; er war starrsinnig wie der Schwedenkönig, den er auf einigen seiner Feldzüge begleitet hatte. Der Vermählungs-Antrag des Czaren war ihm nur in sofern angenehm, als er hoffte, durch seinen mächtigen Schwiegervater den Willen seiner Stände

beugen zu können, die ihm nicht die Mittel zu einer über die Kräfte des Staats gehenden Kriegsmacht verwilligen wollten.

Der Czar machte sich im Anfange des Jahres 1716 mit seiner Gemahlin und der Prinzessin Katharina auf die Reise nach Deutschland, um die sich immer mehr verwirrenden politischen Conjuncturen in der Nähe besser beobachten zu können. Es entging ihm nicht, daß im Stillen sich eine Hinneigung der verbündeten Mächte und Schwedens vorbereitete, weil man von allen Seiten die immer kolossaler anwachsende Macht Rußlands mit Besorgnissen und Mißtrauen beobachtete.

Nur zu bald verriethen die Ereignisse die ersten Folgen dieser Eifersucht. Als Peter und seine Gemahlin in Danzig die Vermählung seiner Nichte mit dem Herzoge von Mecklenburg feierten, welche noch durch die Gegenwart des Königs August verherrlicht wurde, so erfuhr der Czar, daß die vereinigten dänischen, preußischen und hannöverschen Truppen, ohne Mithülfe der Russen, Wismar genommen und die den Schweden so günstige Capitulation deshalb beschleunigt hatten, damit die Russen keinen Vorwand zur Mitbesetzung der Festung haben sollten. Ja, als der russische General, Fürst Repnin, mit einem russischen Armeecorps in Eilmärschen herbeigerückt war, um an dieser Besetzung von Wismar Theil zu nehmen, wurde er von den verbündeten Truppen, namentlich von den Hannoveranern, mit Gewalt zurückgedrängt.

Peter — ein so mächtiger Monarch — fühlte sich dadurch auf das Tiefste verletzt. Es fehlte nicht viel, so hätte er rasch mit seinen Verbündeten gebrochen und sich mit seinem vieljährigen, oft bewunderten Feinde, Karl von Schweden, gegen Diese verbunden.

Aber seine Getreuen, Ostermann und Schafirroff, wendeten ihre ganze Beredtsamkeit an, um ihn von der Gefahr eines solchen übereilten Schrittes zu überzeugen.

Peter ließ sich endlich überreden, vorsichtig zu handeln. Karl's Starrsinn und Görzens weitaussehende Projecte boten dazu hinreichende Gründe. Er setzte äußerlich das Bündniß mit seinen Alliirten fort, doch hatte der Vorfall bei Wismar wesentlich Einfluß darauf, seinen Eifer für die Sache der Verbündeten abzukühlen.

3.

Peter in Danzig. — Seine Zusammenkunft mit den Königen von Preußen und Dänemark. — Görzens Anschläge.

Peter gab keineswegs seinen Plan auf, zur Mitbesetzung von Wismar zugelassen zu werden.

Bevor er seinen Weg nach Deutschland fortsetzte, um diese Angelegenheit selbst zu leiten, beendigte er schnell eine Mißhelligkeit mit der damals freien Reichsstadt Danzig. Er schrieb darüber an Schermetjew:

„Ich werde sicher von dieser gerechten Forderung (an Danzig) nicht abstehen, und die Stadt, wenn sie nicht nachgiebt, durch eine Purganz curiren, wozu die Pillen hier schon herangeführt sind."

Die Forderung des Czaren betraf nichts Geringeres, als die Zahlung von 100,000 Thalern und die Erlaubniß, daß ein russischer Commissair alle bei Weichselmünde ankommenden Schiffe besichtigte.

Gerecht wurde übrigens diese Forderung von Niemandem gefunden; indeß darauf kommt bekanntlich in der Politik wenig an.

Eine komische Beleidigung hatten die Danziger noch in der Person ihres Bürgermeisters zu dulden. Der Czar saß nämlich neben Demselben in der Kirche. Nun spürte er einen kühlen Luftzug am Kopfe. Indem er sich umsah nach einem Gegenstand, womit er seinen Kopf bedecken könnte, da er doch das Aufsetzen seines Hutes in der Kirche nicht für schicklich hielt, bemerkte er die große, mit hundert Locken geschmückte Wolkenperrücke von weißem Ziegenhaar auf dem Kopfe seines Nebenmannes. Arglos, wie er es sich wohl oft gegen Mentschikoff und Andere aus seinen Umgebungen erlaubt hatte, nahm er dem Bürgermeister freundlich seine Haarwolke vom Haupte, und setzte sie sich selbst auf. Nun saßen Beide da, eine lächerliche Erscheinung, deren Heiterkeit fast den Gottesdienst störte — der wohlbeleibte Bürgermeister mit seinem Kahlkopf

und der Czar in der ihn seltsam kleidenden Allongenperrücke.

Doch Peter war ein guter frommer Christ. Er las andächtig in seinem Gebetbuche, hörte auf die Predigt, und beachtete nicht das Lachen der Menge. Ohne nur zu ahnen, daß er damit das Haupt der Stadt und diese selbst schwer beleidigt hatte, gab er nach beendigtem Gottesdienste die Perrücke ihrem Eigenthümer freundlich dankend zurück.

Der hochweise Rath war darüber auf's Aeußerste empört. Aber was wollte eine einzelne Handelsstadt, bei allem Stolze ihrer Patrizier und reichen Kaufleute, gegen einen so mächtigen Nachbar machen? Es blieb ihr Nichts übrig, als das Verlangte zu gewähren.

Die russische Galeerenflotte holte Peter selbst von Königsberg nach Danzig, und, mit Truppen unter Schermetjew beladen, segelte sie nach Rostock, um in das Mecklenburgische einzurücken.

Dorthin folgte bald der Czar seinen Truppen. Auf dem Wege hatte er eine Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen in Stettin und später bei Hamburg in den Gärten zu Ham und Horn mit dem Könige von Dänemark. Mit beiden Königen wurde die Alliance fester geschlossen und es wurden Verabredungen getroffen, welche von Einfluß waren auf den Beschluß eines neuen Feldzuges gegen Schweden.

Vergebens intriguirte Görz, der wieder Karl's XII. Vertrauen gewonnen hatte, dahin, Peter zu einem Separatfrieden zu bewegen. Er machte ihm die vortheilhaftesten Anerbietungen. Der Czar blieb fest, seinen Verbündeten getreu und bei dem Entschlusse, mit Diesen zusammen Karl's Uebermuth zu bekämpfen.

In diesem Sinne sprach er sich auch aus auf seiner Reise nach Pyrmont gegen die hannöver'schen Minister in Herrenhausen bei Hannover. Diese waren mit dem Enkel des Kurfürsten dorthin gekommen. In Pyrmont verweilte er mehrere Wochen, und gebrauchte den Brunnen energisch mit gutem Erfolg.

Wie wenig Peter der Große an Fürstenhöfen verschwenderischen Prunk liebte, gab er auch hier zu erkennen. Als der Herr des Ländchens, Graf von Waldeck, ihn auf seinem neuerbauten Schosse Arolsen höchst glänzend bewirthet hatte, so gab er auf dessen Frage, wie ihm das Schloß gefalle? zur Antwort: „Alles sehr schön, nur die Küche scheint mir zu groß zu sein."

Im Juni verließ Peter Pyrmont, um in Mecklenburg die mit Dänemark verabredete Unternehmung gegen Schonen zu veranstalten.

Auf diesem Seezuge gegen Schonen wurde ihm die Ehre zu Theil, die er auch durch eine Medaille feiern ließ, daß ihm der Oberbefehl über die vier vereinigten Flotten übertragen wurde. Da es aber über den Vor-

bereitungen schon spät im Jahre geworden war, da die von Peter selbst untersuchten Küsten sehr ungünstig zur Landung gelegen waren, und König Karl die russischen Landtruppen, die sich noch im Mecklenburgischen aufhielten, auf Schonen mit 20,000 Mann erwartete, so wurde nach dem Gutachten eines Kriegsraths die Unternehmung für dieses Jahr aufgegeben. Auch der König von Dänemark gab dazu, durch mehrere Schwierigkeiten veranlaßt, endlich seine Zustimmung.

Aber seine Unzufriedenheit mit Peter's Weigerung, die Unternehmung gegen Schonen kräftiger zu unterstützen, ging bald in Mißtrauen über, welches besonders durch die Einflüsterungen des hannöver'schen Ministers genährt wurde.

Während des Aufenthalts des Czaren in Kopenhagen hatte er einst seine Rückkehr in die Stadt bis nach dem Thorschluß verzögert. Der Commandant verweigerte ihm den Einzug in der Nacht, und Peter sah sich genöthigt, mit seiner Begleitung außerhalb des Thores zu übernachten. Nun verlangte Peter, daß ihm ein Schlüssel zum Ostthore übergeben würde, um, wenn es ihm beliebte, in der Nacht mit einiger russischer Mannschaft in die Stadt einreiten zu können. Dieses wurde ihm verweigert. Ja noch mehr, gehässige Einflüsterungen legten diesem Verlangen die Absicht unter, sich auf verrätherische Weise Kopenhagens und selbst der königlichen Familie im

Schlosse Kronenburg zu bemächtigen, um den König zu zwingen, einen für Dänemark nachtheiligen Frieden mit Schweden einzugehen.

Bei Peter's offenem und geradem Charakter war ein solcher völlig unbegründeter Verdacht ohne alle Berechtigung. Indeß wurden die Folgen dieses Mißtrauens für Peter immer verletzender. Die Wachen wurden verdoppelt, alle Wachthäuser und Wälle mit scharfgeladenen Kanonen besetzt; ja der Admiral Norrins wagte es — was Peter wieder erfuhr — im dänischen Kriegsrath darauf anzutragen, sich der russischen Kriegsschiffe und Galeeren zu bemächtigen. Der Staatsrath Christian Friedrich von Holstein erbot sich, innerhalb zwei Stunden die russische Seemacht in dänische Gewalt zu bringen. Der König zeigte mehr Ueberlegung und Vorsicht, und ging nicht auf diese gefährliche Maßregel ein. Doch meldete er dem Czaren seinen Entschluß, die Unternehmung gegen Schweden gänzlich aufzugeben, und deshalb müsse er ihn bitten, bei der Schwierigkeit, Lebensmittel herbeizuführen, und die Fracht der Schiffe weiter zu zahlen, daß der Czar so gefällig sein möge, sein Heer und seine Flotte schleunigst zurückzuführen.

Nur mit Mühe vermochte der Czar sein Mißvergnügen über diese Erklärung zu unterdrücken. Er schlug vor, etwa 20 Bataillons Fußvolk und 1000 Mann Cavalerie zu gestatten, in Seeland, so wie der Flotte, bei

Kopenhagen zu überwintern, um im nächsten Frühjahr sogleich zum Angriff auf Schonen bereit zu sein.

Doch auch dieses lehnte der König von Dänemark höflich ab, und nun begab sich Peter gegen Ende October nach Mecklenburg, wohin ihm auch auf dem Landwege seine Gemahlin Katharina folgte. Dorthin wurde denn auch der größte Theil der russischen Truppen wieder verlegt.

Kriegsheere sind überall keine angenehmen Gäste. So waren auch die Russen längst schon dem mecklenburgischen Adel, auf deren Landgütern sie größtentheils einquartirt waren, um so mehr zur Last, als der Czar diese Anwesenheit seiner Truppen benutzte, um die Stände gefügiger zu machen für den Willen ihres Landesherrn, der bekanntlich der Gemahl der Nichte des Czaren, Katharina, war. Die Stände hatten sich mit ihren Beschwerden über die russische Besetzung Mecklenburgs an den Kaiser von Oesterreich gewendet, und Dieser ein Abmahnungsschreiben an den Czaren erlassen, welcher jedoch, mit Angabe der strategischen Gründe für die Besetzung Mecklenburgs, dem Kaiser ablehnend antwortete.

Weniger rücksichtsvoll antwortete Peter dem Könige von England, der, als Kurfürst von Hannover und Reichskreisdirector sich ebenfalls für die Wünsche der Stände in Mecklenburg verwendet hatte: „Ich befinde mich," erwiderte der Czar, „im Besitze von Mecklenburg mit eben dem Rechte, womit der König von England Bremen

und Verden besitzt. Ich will doch sehen, wer es wagen wird, meine Truppen von dort zu vertreiben!"

Die mecklenburgische Landschaft, welche fortwährend gegen seine Maßregeln protestirte, und mit dem Herzoge stets in offener Fehde lag, hielt der absolute Monarch des Nordens unbedingt für Rebellen. Als ihn nun der mecklenburgische Minister von Bassewitz fragte, auf welche Weise man die Aufrührer am schnellsten unterwerfen könne, gab er die merkwürdige Antwort:

„Durch Gerechtigkeit, von Güte geleitet, und nicht durch Waffen. Mit Gefängniß und Hunger kann man sie wohl zwingen, zu unterschreiben, was man verlangt, wenn aber nicht mehr die Bayonnette blinken, wird Alles widerrufen."

Peter meinte jedoch, wenn er Herr von Mecklenburg wäre, so würde ihm die Zähmung der Stände schon gelingen. So war er denn auch dem Project sehr geneigt, sich selbst das Herzogthum Mecklenburg abtreten zu lassen, und dem Regenten dafür eine gleiche Landstrecke in Kurland oder Liefland einzuräumen, wo er unter russischem Schutze in Ruhe gegen jede Auflehnung der Stände herrschen könne.

So verwirrten sich die politischen Verhältnisse in Europa immer mehr, veranlaßt durch russische Uebergriffe in die Rechte fremder Staaten. Es lag Peter daran, die Meinungen der Cabinette über diesen Gegenstand zu

sondiren. Das war die Hauptabsicht, welche ihn zu einer Reise nach Holland und Frankreich veranlaßte.

4.

Peter's Reise nach Holland. — Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen.

Im November 1716 traf Peter der Große mit dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Havelberg an der Elbe zusammen. Beide Monarchen sympathisirten ungemein in vielen Charakterzügen, besonders in dem der Selbstherrschaft und der gewaltsamen Regelung aller Dinge nach dem einmal für gut und tüchtig erkannten eigenen Willen. So war denn auch während ihres viertägigen Zusammenseins ihre Freundschaft für immer befestigt. Sie beredeten sich über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten, namentlich über die politische Lage Polens und der Stadt Elbingen, wofür Preußen noch eine ansehnliche Summe zu fordern hatte.

Von Havelberg fuhr der Czar die Elbe hinab nach Altona, ohne Hamburg zu berühren. Mit dieser freien Reichsstadt stand er damals in Unterhandlung, welche den Magistrat von Hamburg in nicht geringe Verlegenheit setzte. Es galt die Auslieferung eines Schwestersohns des Landesverräthers Mazeppa. Dieser war sein Erbe, und kurz vor dem Ausbruche der Verrätherei seines Oheims auf Reisen geschickt worden.

Nach der Schlacht von Pultawa hatte er das Geschick seines Oheims getheilt, und war mit dem Könige Karl in Bender gewesen. Jetzt auf der Reise nach Schweden begriffen, um bedeutende Summen vom Könige zu fordern, die sein Oheim Mazeppa Demselben vorgeschossen hatte, wurde er in Hamburg auf Requisition des russischen Residenten, der dazu Befehl von Petersburg erhalten hatte, verhaftet. Dieser verlangte die Auslieferung Winianowsky's, und die Schweden verlangten seine Befreiung, weil er in schwedischen Diensten stand. Auch der österreichische Hof verwendete sich dafür. Der Magistrat gerieth in die höchste Verlegenheit, welche der Graf nur dadurch beendigen konnte, daß er, in der Hoffnung Gnade vor dem Czaren zu finden, den Magistrat bat, ihn nach Altona führen zu lassen. Er wählte den Namenstag der Czarin Katharina, die sich mit in Altona befand, um durch deren Verwendung Begnadigung zu erlangen. Diese wurde ihm gewährt, und Peter selbst kam in sein Gefängniß, um ihm die Freiheit zu schenken. Doch wurde ihm der Aufenthalt in Sibirien, und zwar in Irkuzk, angewiesen, wo er in Freiheit von dem Gelde lebte, welches ihm die Krone reichen ließ.

Von der Stadt Hamburg empfing er das Geschenk eines mit Diamanten besetzten Degens, dessen Annahme bewies, daß das frühere gute Verhältniß mit dem Czaren wieder hergestellt war.

Von Altona verfolgte Peter seinen Weg über Stade nach Bremen, wo ihn der Magistrat mit großer Feierlichkeit freudig empfing.

Viele aus dem Volke riefen ihm zu: „Unser Erretter ist gekommen!" Man wollte ihn mit Feuerwerk und anderen Lustbarkeiten unterhalten; aber er lehnte es ab, denn seine Sehnsucht zog ihn fort, sobald als möglich sein liebes Holland wiederzusehen.

5.

Aufenthalt in Holland.

In Holland war es, wo er vor achtzehn Jahren bei dem Anblick des Waldes von Masten und dem bewegten Leben des Welthandels, welcher damals nach Holland so große Reichthümer brachte, den ersten Gedanken faßte, auch für Rußland eine solche Seemacht zu schaffen. Nun konnte er mit Befriedigung auf seine Leistungen für diesen Zweck zurückblicken, und die glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft hegen. Seine Gemahlin war in Schwerin, am Hofe des Herzogs von Mecklenburg, des Gemahls ihrer Stieftochter, zurückgeblieben.

Die Generalstaaten hatten eine Deputation zu seiner Bewillkommnung erwählt. An der Spitze derselben stand der Graf Albemarle. Dieser redete den Czaren an, zwar in holländischer Sprache, aber mit hochpathetischen,

schwülstigen Phrasen. Der Czar, dadurch gelangweilt antwortete: „Ich danke Ihnen, aber ich habe Sie nicht verstanden. Mein Holländisch lernte ich beim Schiffsbau in Saardam, doch diese Sprache lernte ich nicht."

Auch jetzt schien es die Hauptaufgabe des Czaren zu sein, in der Verkleidung eines Schiffers auf den Werften umherzugehen und seine Kenntnisse zu erweitern, besonders durch genaue Besichtigung der Arsenale und der Vorrathshäuser, der Admiralität und der ostindischen Compagnie.

Doch schadete er dem russischen Handel durch ein zu rasches Verfahren gegen den von ihm angestellten russischen Consul Solowiew, den er, durch Verleumdung seiner Neider veranlaßt, im übereilten Zorne seinem blühenden Geschäft entreißen und nach Petersburg führen ließ. Nie gewann der Czar seitdem wieder das Vertrauen der Holländer, und es gelang ihm nicht wieder, ein russisches Handelscomptoir in Amsterdam zu errichten.

Mehr als auf seiner ersten Reise beschäftigte sich der Czar jetzt mit Wissenschaften und Künsten. Peter besuchte die öffentlichen und Privatsammlungen von Gemälden, Kunstwerken und Naturalien. Er verwendete große Summen, um zwei Sammlungen von bedeutendem Werthe zu erwerben, als die anatomischen Präparate von Friedrich Reysch und die große Sammlung des Apothekers Seba von ausgestopften Land- und Seethieren. Sie bildeten

die Grundlage für das noch jetzt bei der Akademie der Wissenschaften in Petersburg befindliche Naturaliencabinet.

Auch besuchte er die Ateliers der Künstler. Stundenlang konnte er den Arbeiten eines Malers zusehen. Besonderes Gefallen fand er an den Bildern aus den flamländischen und niederländischen Schulen. Rubens, Van Dyk, Rembrandt, van der Werft, Wouvermann, Ostade, von Ityssum und andere niederländische Meister waren seine Lieblinge, besonders gab er den Seestücken den Vorzug. Mehrere nahmhafte Maler zog er in seine Dienste.

In Amsterdam befiel ihn ein langwieriges Fieber, und unterbrach auf längere Zeit seine Thätigkeit.

Als er zu genesen begann, erwartete er Katharina, seine Gemahlin, die ihn bis Schwerin begleitet hatte. Trotz ihrer hohen Schwangerschaft war sie gern bereit, dem Rufe ihres Gemahls zu folgen, denn sie sehnte sich, das Land zu sehen, welches Peter als die Wiege seiner Größe verehrte. Doch statt der Erwarteten kam die Nachricht, daß Katharina auf der Reise in Wesel von der Geburt eines Prinzen überrascht worden sei. Die Freude des Czaren war unbeschreiblich, doch leider nur von kurzer Dauer. Eben war er im Begriff, ein Schreiben an die Generalstaaten von Holland abgehen zu lassen, worin er diese einlud, Pathenstelle bei dem jungen Prinzen zu vertreten, als jener ersten Freudenbotschaft die

Trauerbotschaft folgte, daß der Neugeborene bald nach der Geburt wieder verschieden sei.

Nach wenigen Wochen konnte Peter seine schnell wieder genesene, geliebte Gattin in Amsterdam empfangen. Vereint mit ihr machte der Czar nun eine Reise nach Saardam. Er führte seine Katharina in das Häuschen ein, das er damals dort bewohnt hatte. Der Kaufmann Kalf, der Erste, welcher Handel nach Petersburg getrieben, hatte die Ehre, den großen Czaren von Rußland und dessen hohe Gemahlin in seiner bescheidenen Behausung zu bewirthen.

Bis zum Anfang des April verweilten Beide in Holland, abwechselnd in den Städten Utrecht, Amsterdam, Leyden, Rotterdam und dem Haag. Durch sein Interesse für Mathematik und seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft setzte er große Gelehrte, mit denen er gern verkehrte, in Erstaunen.

6.

Görzens Verhaftung in Holland.

Görzens neue Intriguen gegen England hatten diesen schlauen Diplomaten auf seiner Rückreise von Paris nach dem Haag geführt. Hier suchte er für seinen Plan mehrere Mächte gegen den König Georg von England zu bewaffnen, und das Haus Stuart wieder auf den Thron zu heben,

auch den Czaren zu gewinnen. Dieser aber war vorsichtig. Er wollte sich auf solche Intriguen nicht einlassen, und vermied es, den gottorp'schen Minister vor sich zu lassen. Nur die Minister des Czaren hatten eine kurze Conferenz mit ihm, und entließen ihn mit zweifelhaften Hoffnungen.

Indeß war König Georg durch Briefe, die auf einem aufgefangenen Schiffe gefunden worden waren, von dieser Cabale zeitig genug unterrichtet, und in Folge dessen wurde er Graf von Görz noch auf der Grenze, als der im Begriff war, Holland zu verlassen, verhaftet.

7.

Peter's Reise nach Frankreich. — Aufenthalt daselbst.

Im Anfange des April 1717 setzte der Czar seine Reise nach Brabant und Frankreich fort. Seine Gemahlin blieb im Haag zurück. Das war für ihn allerdings ein schweres Opfer. Er hatte sie drei Königen vorgestellt, und sie war mit der Auszeichnung, wie sie der Gemahlin eines großen Monarchen gebührt, empfangen worden. Aber er wagte es nicht, sie an dem französischen Hofe einem König vorzustellen, wo man damals noch in der strengen Handhabung der Etiquette die königliche Größe suchte. Er fürchtete, den Prinz-Regent von Orleans wegen ihres dunklen Herkommens in Verlegenheit zu setzen und eine Gemahlin

compromittirt zu sehen. Diese Reise trat Peter nicht unvorbereitet an. Er hatte sich längst schon damit beschäftigt, die wichtigsten Gegenstände zu notiren, die er in Frankreich sehen wollte.

Sein Weg ging zu Wasser über Dortrecht, Vließingen und Middelburg nach Antwerpen. Dort nahm er in einem Jesuitenkloster seine Wohnung. Mehrere Tage beschäftigte er sich in Antwerpen mit Betrachtungen der bedeutenden Gemäldegalerien und Kunstsammlungen, die es dort giebt.

Im Auftrage des Kaisers von Oesterreich empfingen ihn dort der Fürst von Thurn und Taxis und der Prinz von Holstein. Der Letztere begleitete ihn weiter durch die österreichischen Niederlande nach Brüssel, Gent, Brügge und Ostende.

Mehrere Tage verweilte der Czar in Dünkirchen, wo die Festungswerke, der zerstörte Hafen und die Canäle seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er nahm sich vor, in Petersburg eine ähnliche Bank anzulegen, wie die Rißbank in Antwerpen.

Im Anfang des Mai traf er in Paris ein. In seinem Gefolge befanden sich der Geheimrath Peter Tolstoy, der Fürst Wassilj Dolghoruki und Iwan Baturlin, auch der Generaladjutant Paul Jaghuschinsky.

Der Marschall von Tassé war ihm bis Elbeuf entgegengekommen, begleitet von vielen Vornehmen, einer

Escadron Garde du Corps und dem königlichen Staatswagen.

Der Czar stieg im Louvre ab, bezog aber, um dem Zwange der Etiquette enthoben zu sein, noch an demselben Tage den Palast Lesdignières des Herzogs von Villeroi. Dort wohnte er mit seinen Generalen und Ministern bis zum 20. Januar, auf Kosten des französischen Hofes.

Der Herzog-Regent besuchte ihn dort, und bald folgte der junge König, der damals erst sieben Jahre alt war. Er wurde geführt durch seinen Gouverneur, den Herzog von Villeroi.

Der Czar empfing ihn an der untersten Treppe bei dem Aussteigen aus dem Wagen. Im Namen des jungen Königs hielt Villeroi eine kurze Bewillkommnungsrede an den Czaren. Dieser aber nahm ungezwungen den kleinen König auf seine Arme und küßte ihn mit den Worten: „Ich wünsche, Sir, daß Sie wohl aufwachsen und einst löblich regieren mögen! vielleicht können wir mit der Zeit einander nützlich sein.“

Die Höflinge ringsum wurden bleich und roth, und zitterten vor Erstaunen über diese kühne Verletzung aller Etiquette.

Da der Czar nicht französisch sprach, so machte der Fürst Dolghoroki hier, wie während seines ganzen Aufenthalts in Frankreich, den Dolmetscher.

Mit großer Feierlichkeit wurde in den Tuilerien am

folgenden Tage sein Gegenbesuch aufgenommen. Die prächtigen Grands-Musquetaires und die anderen Garde-Regimenter machten Parade zu Fuß und bildeten Chaine.

Dort in Paris, dem Sammelplatz vieler Merkwürdigkeiten, hatte Peter volle Gelegenheit, seine Wißbegierde zu befriedigen. Die Arsenale, das Gießhaus und die anatomischen Sammlungen waren Gegenstände seiner besondern Aufmerksamkeit.

Wiederholt besichtigte er das astronomische Observatorium und die Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er in der Folge wurde.

Er unterhielt sich mit dem Geographen Delisle über die Wirbel im schwarzen Meere, machte ihn mit dem Umfange des russischen Reichs bekannt, und zeigte ihm, wo er noch Festungen anlegen wolle. Er ließ den geschicktesten Oculisten kommen, und in seiner Gegenwart eine Probe seiner Geschicklichkeit durch die Staaroperation an den Augen eines blinden Invaliden ausführen.

Mit Bewunderung sah er das Denkmaal Ludwigs XIV. und das Invalidenhospital, welches 4000 ausgediente Krieger ernährte. In der berühmten Fabrik der Gobelinstapeten interessirten ihn besonders die humoristischen Darstellungen aus der Geschichte Donquirote's, nach Zeichnungen von Keppel. Es machte ihm große Freude, als ihm die bewunderten Tapeten und andere Hauteliße-

Werke auf Befehl des Regenten zum Geschenk gemacht wurden.

In der Bibliothek überreichte man ihm eine Sammlung der Feldzüge Ludwigs XIV. und Abbildungen der königlichen Gebäude von Versailles. Als er zu Petitbourg bei dem Duc Daulin speiste, wurde er angenehm überrascht durch Ueberreichung seines Portraits, das während der Tafel, ohne daß er es bemerkt hatte, gemalt worden war.

Noch größer war seine Ueberraschung, als er, nachdem er Alles genau besichtigt hatte, in der Münzwerkstätte selbst den Balancier schwang, und durch den Prägstempel, den er damit in Bewegung gesetzt hatte, eine goldene Medaille prägte, welche sein Bildniß trug und auf der Kehrseite die schmeichelhafte Allegorie einer Fama trug, die über einen Strom zur Sonne fliegt, mit der Inschrift aus Virgil: „Vires adquirit eundo“ (Kräfte gewinnt sie im Fluge).

Merkwürdig war auch Peter's Besuch in der Sorbonne, bei welcher Gelegenheit die Geistlichen dem Czaren ans Herz legten, durch Nachgiebigkeit und Entgegenkommen die griechische der katholischen Kirche anzunähern und endlich beide zu vereinigen.

„Ich bin Soldat,“ entgegnete Peter ausweichend, „und meine Geschäfte erlauben mir nicht, selbst in die Tiefen der Theologie einzudringen. Doch wenn es Euch Ernst damit ist, so habe ich Nichts dagegen, wenn die

Lehrer der Sorbonne darüber an die russischen Bischöfe schreiben wollen, die dann Eure Vorschläge schon beantworten werden.

Peter wußte wohl, daß dieses so viel sei, als das ganze Project vereiteln. War ihm schon das Patriarchat lästig gewesen, um wie viel mehr würde es die Herrschaft eines römischen Papstes gewesen sein. Er traute auch den Gelehrten der Sorbonne nichts Anderes zu, als daß sie in großartiger Weise für ihren Glauben Propaganda machen wollten, und dazu mochte er die Hand nicht bieten. In der Kirche der Serbonne sah er Girardon's schönstes Werk, die Statue des Cardinal Richelieu. Da ergriff ihn Begeisterung, sowohl über die Herrlichkeit des Kunstwerks, als auch bei dem Gedanken an die politische Größe dieses Staatsmannes, den er stets bewundert hatte. Er umarmte diese Statue und rief aus: „Großer Mann, Dir würde ich die Hälfte meines Reichs gegeben haben, um die andere von Dir regieren zu lernen!"

In der Umgegend von Paris zogen die im römischen Style gebauten Wasserleitungen von Marly seine Aufmerksamkeit besonders an. Weniger gefiel ihm das Schloß Versailles, das er, wegen der unverhältnißmäßig langen Flügelgebäude desselben, einer Taube mit Adlerflügeln verglich.

In dem Lustschlößchen Trianon verweilte er mehrere Tage, und amusirte sich mit Gondelfahrten auf dem Canal

und Besichtigung der Merkwürdigkeiten, die das Schloß in sich faßte. Besonders lange betrachtete er eine Landkarte von Frankreich in musivischer Arbeit.

Als er das berühmte Stift Saint-Cyr in St. Germain en Laye unfern von Versailles besah, welches Frau von Maintenon, diese fromme Maitresse Ludwig's XIV., die hier ihre letzten Tage verlebte, gestiftet hatte, wünschte er sie zu sehen. Da sie krank war, so lehnte sie Anfangs diesen Besuch ab. Aber Peter der Große ließ sich nicht zurückweisen. Er sagte zu der Kammerfrau, die ihm diese Ablehnung brachte: „Ich muß dieser Frau meine Hochachtung bezeugen, die es so gut mit dem Könige und dem Reiche meinte, und, wenn sie gegen die Hugenotten sich ungerecht bewies, nur aus Einfalt und Aberglauben fehlte." Er trat leise in ihr stilles Gemach, zog vorsichtig die Vorhänge auf, grüßte freundlich die Kranke und setzte sich zu den Füßen ihres Bettes. Dann erkundigte er sich nach ihrem Befinden.

„Mein Alter ist meine Krankheit," entgegnete sie mit schwacher Stimme.

Peter sagte ihr noch in wenigen verbindlichen Worten, daß das Bewußtsein, Frankreichs Wohlthäterin gewesen zu sein, und die Schaar von jungen Mädchen, welche ihr noch jetzt ihr Glück verdankten, ihr die Krankheit erleichtern müsse.

Anziehend und schmeichelhaft war für ihn zuletzt der

Besuch einer Sitzung des Parlaments. Da er seinen Besuch vorher hatte ankündigen lassen, so hatten sich sämmtliche Parlamentsräthe in ihre rothen Hermelin-Mäntel gehüllt, eine Festkleidung, die sie seit Karl's V. Zeit nicht angelegt hatten. Die beiden Advocaten Milchaut und Guerin plaidirten die vorliegende Sache. Der General-Advocat Lamoignon erhob sich jetzt, legte ein klares kurz gefaßtes Résumé der Sache vor und fügte dann hinzu: „Zwar oft ist das Parlament von Königen in den wichtigsten Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen worden; daß aber ein großer Monarch, gleich mächtig in Asien wie in Europa, die Hauptstadt Frankreichs nicht hat verlassen wollen, ohne vorher ein Zeuge der Sitzungen des höchsten Gerichtshofes gewesen zu sein, ist ein so außerordentlicher Fall, daß er in die Protokolle des Parlaments eingetragen und der Nachwelt überliefert zu werden verdient."

Bei seinem Abschiede von Frankreich schenkte er dem jungen Könige einen Riß von Petersburg, worauf genau verzeichnet worden, was jetzt schon vollendet war, und was nach Peter's Plan noch erbaut werden sollte.

Der Czar und der Herzog-Regent schieden von einander mit hoher gegenseitiger Achtung. Obgleich Peter den politischen Hauptzweck seiner Reise nach Frankreich, den Herzog-Regenten von seiner Verbindung mit dem Könige Georg von England abzulenken, nicht erreicht

hatte, so kam doch ein Freundschafts- und Handelstractat zwischen Rußland und Frankreich zu Stande, an welchem auch Preußen Theil nahm. Auch versprach der Czar, auf wiederholte und dringende Vorstellungen des Regenten, seine Truppen aus dem Mecklenburgischen zurückziehen zu wollen.

8.

Peter's Heimkehr.

Auf seiner Rückreise von Paris verweilte er einige Tage in Namur. Ueber die sehenswerthen Festungswerke dieser Stadt urtheilte er mit vieler Sachkenntniß. Man unterhielt ihn dort mit ganz ungewöhnlichen Schauspielen. Das eine war ein Schifferstechen auf der Sambre, das von den auf Kähnen gegen einander fahrenden Schiffern mit Stangen statt der Lanzen ausgefochten wurde, wobei denn mancher Ungeschickte zur großen Erheiterung des Czaren ins Wasser fiel, was ihn sehr amusirte. Das andere war ein noch seltsameres Stelzengefecht, wobei die Stelzen zugleich als Waffen benutzt wurden. Auch dabei trugen komische Purzelbäume zur Belustigung bei.

In Spaa gebrauchte er mehrere Wochen mit großem Erfolg eine Brunnencur, und gern stellte sein Leibarzt Arnskin der Behörde des Bades ein sehr günstiges Zeugniß darüber aus.

Nach einer viermonatlichen Abwesenheit kam denn Peter der Große, gestärkt an Leib und Seele, über Aachen, Mastricht und Dortrecht im Anfange des August 1717 nach Amsterdam zurück. Dort erwartete ihn mit Sehnsucht seine geliebte Katharina. Die Freude des Wiedersehens war groß. Beide verweilten noch bis zum September in Amsterdam, und machten vereint eine Seereise nach Nordholland, um im Texel die neu angekommene ostindische Flotte zu sehen.

Nach seiner Rückkehr wurde ihm in Amsterdam zu Ehren das schöne Schauspiel eines Seetreffens gegeben, welches zwei Escadres von Jachten und kleineren Fahrzeugen ausführten.

Dem gewandten Staatsmann Görz war es gelungen, seine Freiheit wiederzuerlangen. Er suchte den Czaren abermals in Holland auf, und wußte sich eine geheime Audienz bei Demselben im Schlosse Loo zu verschaffen. Hier machte er Friedensvorschläge auf Grundlagen, die Peter ganz annehmbar fand. Er übernahm es, in Zeit von drei Monaten nach seiner Ankunft in Schweden den Frieden zu vermitteln, wogegen Peter versprach, sich so lange jeder Feindseligkeit gegen Schweden zu enthalten.

Die weitere Reise des Czaren in seine nordische Heimath ging über Cleve, Minden und Magdeburg. Dort wurde er von dem Herzoge von Mecklenburg und

dessen Gemahlin Katharina, der Nichte des Czaren, empfangen. Von da ging er nach Berlin, wohin ihm seine Gemahlin folgte. Ein sechstägiger Aufenthalt am preußischen Hofe befestigte auf's Neue die Bande der Freundschaft und Achtung zwischen beiden Monarchen, und leitete das Friedenswerk ein.

Eine eigenthümliche Galanterie gewährten die gegenseitigen Geschenke beider Herrscher. Der König Friedrich Wilhelm I. schenkte ihm das kleine, ganz vergoldete Jachtschiff, welches der große Kurfürst hatte erbauen lassen, und das sich im Bassin im Lustgarten vor dem Potsdamer Schlosse befand; der Czar aber sandte dagegen dem preußischen König, einem Freunde von riesigen Soldaten, im folgenden Jahre einen Beitrag von 100 der größten, russischen Riesen, die, von allen Religionen, im ganzen großen Reiche nur aufzufinden gewesen waren. Es waren Mohamedaner, Raitzen und griechische Christen dabei, und der gottesfürchtige König sorgte vor Allem für ihre religiösen Bedürfnisse durch Einräumung von Betsälen und Anstellung von Priestern ihres Glaubens.

In Königsberg besuchte Peter noch die Bibliothek, wo ihm der Codex des russischen Chronisten Nestor vorgelegt wurde, welchen man dort als eine große Seltenheit aufbewahrte. Peter ließ davon für die Akademie in Petersburg eine genaue Copie nehmen, mit allen dazu gehörigen Figuren.

So kam er denn am $\frac{10}{21}$. October 1717 mit seiner Gemahlin wieder in Petersburg an. Kummer und Sorgen und neue Arbeiten warteten schon des Zurückkehrenden. Dazu war keine der geringsten Aufgaben seines Regentenlebens die Einsetzung einer Untersuchungscommission gegen die ihre Pflicht überschreitenden Großen und Beamten, die mit furchtbarer Strenge waltete. — Die meisten Sorgen und den schwersten Kummer bereitete ihm sein Sohn Alexei und das gegen ihn mit Strenge durchgeführte Verfahren, dem wir den folgenden Abschnitt weihen werden.

Siebzehnter Abschnitt.

Neue Untersuchungs-Commission. — Alexei's weitere Geschichte und Ende. — Die Susdal'sche Verschwörung.

„Unglückseliger! Wunder nur kann Deinen Unstern wenden,
Aber so darfst Du nicht enden!"

Müllner. („Die Schuld.")

1.

Neue Untersuchungs-Commission.

Vergebens hatte Peter schon vor zwei Jahren durch Untersuchung und Strafen gegen die hochstehenden Volksbedrücker, so wie durch Verordnungen die schwer gedrückte Lage der leibeigenen Bauern, der Soldaten und Arbeiter zu erleichtern gesucht; jetzt, nach einer längern Abwesenheit, erkannte er, daß das alte tief gewurzelte Uebel in Rußlands Verwaltung — die Erpressungen und Bedrückungen von Seiten der Großen und der Beamten des Reichs — im Stillen fortgewuchert hatte.

Von allen Seiten liefen Klagen über solche Bedrückungen der Unterthanen und Soldaten an den Czaren ein. Peter sah viel zu hell und mit eigenen Augen, um sich,

wie andere Machthaber, durch seine Umgebungen darüber verblenden zu lassen, was dem Volke wahrhaft noththat. Und so ging er denn selbst, mit gewohnter Thätigkeit, in die Erforschung der Uebelstände ein. Schon früh Morgens um 4 Uhr ließ er den Senat zusammenberufen, und beschäftigte sich in solchen Sitzungen persönlich mit der Erforschung der Schuld der Angeklagten.

Einer der vornehmsten derselben war der Gouverneur von Archangel, Fürst Wolchonsky. Dieser wurde der Bedrückungen überführt, verurtheilt, und ohne Rücksicht auf Stand und Ansehen der Person erschossen.

Da Peter erkannte, daß noch mehrere hohe Beamte und selbst Mitglieder des Senats wegen solcher Volksbedrückungen compromittirt waren, so setzte er Militaircommissionen nieder, deren jede aus einem Major, einem Capitain und einem Lieutenant von der Garde bestand.

Dieses waren indeß nur Vorbereitungen — nur das Wetterleuchten vom Gewitter. Die so furchtbare Entladung desselben gegen angesehene, hochstehende Männer, wie Mentschikoff, Dolghoruki, Aprarin, besonders aber den Fürst Gagarin, Gouverneur von Sibirien, und Andere, am Ende des Jahres 1718, haben wir schon früher erzählt.

Jetzt ging er nach Moskau, welche alte Czaren-Residenz er seit 1711 nicht besucht hatte. Schwere Sorgen, die tiefer das Gemüth ergriffen, riefen ihn dahin. — Es war die nun beginnende Untersuchung gegen seinen

Sohn Alexei, der entflohen war und jetzt als Gefangener ihm vorgeführt werden sollte.

Knüpfen wir diese Erzählung der selbst verschuldeten Leiden dieses unglücklichen Czarensohnes und Thronfolgers an seine Vermählung. Von da an beginnt seine eigentliche Schuld, denn die früher mitgetheilte Hinneigung zu der Partei der Klerisei und der Alt-Russen war nur eine Verirrung gewesen, veranlaßt durch eine verkehrte Erziehung.

2.

Alexei's Ehe bis zum Tode seiner Gemahlin.

Alexei's Gemahlin, Karoline Christine Sophie, geborene Prinzessin von Braunschweig, war eine hohe Dame von den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens. Allein die Hoffnung des Czaren, seinen Sohn und Thronerben durch den Einfluß einer so ausgezeichneten Gattin von seinen Verirrungen zurückzuführen, vereitelte der Starrsinn des Prinzen und die vergrillte Stimmung, welche sich zur Herzenshärte gesteigert und nach und nach sich des Gemüthes dieses unglücklichen Czarensohnes bemächtigt hatte.

Nichts vermochte seinen Geist von den Vorurtheilen gegen die von seinem Vater verfolgte Richtung der Civilisation von Rußland zu befreien, auch nicht die zarte Hand

einer eben so schönen als liebenswürdigen Gemahlin, welche ihm bei jeder Gelegenheit die anmuthigsten Schilderungen von den milderen Sitten der civilisirten Nationen Europa's machte.

Alexei sah darin, getrieben von seinem finstern Geist, Nichts als den Einfluß seines Vaters, in der ihm aufgedrungenen Gemahlin aber ein Werkzeug der vermeintlichen Verkehrtheit und Tyrannei Desselben, und nun begann er, das unschuldige Werkzeug seiner versuchten Besserung tief zu hassen.

Obwohl sie ihm zwei Kinder geschenkt hatte: die Prinzessin Natalia (geb. 1714) und den Prinzen, der den berühmten Namen seines Großvaters Peter erhielt (geb. 1715), so vermochte doch auch das dadurch geweckte Vatergefühl nicht, eine bessere Stimmung in diese immer kälter werdende Ehe zu bringen.

Nur die Furcht des Czarewitsch vor der energischen Strenge seines Vaters und die Besorgniß, der Thronfolge verlustig zu gehen, verhinderte den offenen Bruch zwischen Alexei und seiner schönen Gemahlin. Ihre Liebenswürdigkeit vermochte nicht, ihn milder zu stimmen. Peter hegte Liebe und Achtung für seine Schwiegertochter, und so konnte er es nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, wie unwürdig diese reizende Frau von seinem finstern, liebloſen Sohne behandelt wurde.

Die gerechten Vorwürfe, welche Alexei von seinem

Vater darüber anhören mußte, verfehlten ihren Zweck, und machten ihn nur noch grollender und kälter gegen seine unglückliche Gattin, die vergebens durch alle Mittel der Sanftmuth, durch Thränen, Bitten und Vorstellungen den Hartherzigen zu versöhnen suchte.

Von nun an fühlte sich die beklagenswerthe Prinzessin vollends verlassen. Obwohl beide Vermählte dasselbe Palais bewohnten, so sahen sie sich doch kaum einmal in der Woche, und wenn eine Gesellschaft sie zusammenführte, so that der Prinz, als bemerke er sie nicht, und vermied geflissentlich jede Unterredung mit ihr.

Dabei hatte der Prinz Alexei einen wenig geheim gehaltenen Umgang mit einer in Finnland geborenen Leibeigenen, Namens Euphrosine. Die Eifersucht der unglücklichen Frau, die sich selbst so verlassen sah, gegen die niedrig geborene, wenig gebildete, begünstigte Nebenbuhlerin erhöhte den Schmerz ihrer Seele. Sie hatte nur eine einzige vertraute Freundin, an deren Busen sie ihren Kummer ausweinen konnte. Dies war eine nahe Verwandte von ihr, die Prinzessin Juliane Luise von Ostfriesland. Diese aber hatte nicht den Einfluß, die Getrennten wieder zu versöhnen, und so blieb es eine höchst unglückliche Ehe, die auf die zarte weibliche Organisation der armen Prinzessin um so verderblicher einwirkte, als Diese sich genöthigt sah, allen Schmerz in ihr Inneres zu verschließen, um den Grund ihres Kummers vor der Welt

nicht zu verrathen. Die edle Frau wollte lieber selbst das Schwerste dulden, als dazu beitragen, ihrem Gemahle vor der Welt die Achtung zu entziehen, die er im Grunde so wenig verdiente.

So konnte es denn nicht ausbleiben, daß sich ein tiefes Brustleiden bei ihr entwickelte, das wenige Tage nach der Geburt des jungen Prinzen Peter zum Ausbruch kam. Nach dem Urtheil der Aerzte war ihr Zustand ein lebensgefährlicher geworden.

Der Czar hatte die hohe Wöchnerin wegen eigener Unpäßlichkeit noch nicht besuchen können. Doch als sie ihm ihren Wunsch ausdrücken ließ, ihn zu sehen, ließ er sich in einem Rollwagen zu ihr fahren.

Diese Zusammenkunft war rührend. Die schöne todtenblasse Kranke reichte ihm mit einem schmerzlichen Lächeln die zarte, lilienweiße Hand, die er mit Thränen im Auge küßte. Sie dankte ihm mit schwacher Stimme für alle die Güte und Liebe, die ihr der Czar und seine Gemahlin Katharina in ihren Leiden erwiesen habe, ohne nur mit einem Wort der Klage die Quelle dieser Leiden in der Lieblosigkeit ihres Gemahls zu erwähnen. Dann segnete sie unter tausend Thränen ihre Kinder, die sie vor sich bringen ließ, und da auch Alexei, den sie lange nicht gesehen, durch die Anwesenheit seines Vaters veranlaßt worden war, an ihr Sterbebett zu treten, so übergab

sie ihre Kinder ihrem Gemahl mit der rührenden Bitte, ihnen ein guter Vater zu sein.

Alexei nahm seine Kinder auf seine Arme und küßte sie. Ein himmlisches Lächeln der Ruhe verbreitete sich über ihr schönes, lilienweißes Antlitz. Sie tröstete noch mit himmlischer Güte ihre weinende Bedienung, und verschied alsdann mit der Seelenruhe eines reinen und frommen Lebens. *)

3.

Geburt des Prinzen Peter.

Wenige Tage nach dem Ableben der unglücklichen Prinzessin wurde der Schmerz des Czaren gemildert durch die heiß ersehnte Geburt eines Prinzen, des jüngsten Sohnes des Czaren, von seiner geliebten Gemahlin Katharina. Diese Geburt erfolgte am 28. October (9. November) 1717, sieben Tage nach dem Hinscheiden der Gemahlin des Prinzen Alexei.

Die Freude des Czaren über die Geburt dieses Prinzen war unbeschreiblich, besonders weil er jede Hoffnung auf-

*) Was ein französischer Schriftsteller, der Chevalier Bosse, erzählt, daß die Prinzessin damals nicht gestorben, sondern nach Frankreich und von da nach Amerika entflohen sei, und einen Chevalier d'Auban geheirathet habe, ist eines von den vielen Märchen, die sich so gern an große Ereignisse im Volksleben anknüpfen.

gegeben hatte, in seinem Sohne erster Ehe noch einen würdigen Erben seiner Pläne und seines Thrones zu gewinnen. In diesen Gedanken nannte er in einem Schreiben an Schermetjew den Neugeborenen einen ihm von Gott bescherten „Recruten", und der ganzen Armee ließ er dazu Glück wünschen.

Acht Tage dauerten die Freudenfeste über dieses Ereigniß, wodurch auf so lange die Trauerzeit unterbrochen wurde.

Für den Czarewitsch Alexei aber war es ein sehr ernstes Ereigniß, dessen bedenkliche Tragweite sich damals noch nicht berechnen ließ, das aber den Prinzen mit großen Besorgnissen erfüllte. Wir werden sehen, in wie weit diese gerechtfertigt wurden.

4.

Peter's Warnung an Alexei.

Schon längst war es dem Czaren durch den Kopf gegangen, daß er sein schönes Werk der Civilisation des russischen Volkes und einer Erweiterung der Machtstellung dieses Reichs einem Sohne hinterlassen sollte, der nach seiner tief eingewurzelten Gesinnung mehr geeignet war, dieses Werk zu zerstören, als daran fortzubauen.

Doch ehe er zu der entscheidenden, unwiderruflichen Maßregel einer Entziehung der Thronfolge gegen Denselben

griff, wollte er noch den letzten Versuch machen, ihn durch eine nachdrückliche Warnung zu bessern.

Da er seine eigene Heftigkeit fürchtete, und sich bewußt war, im Zorne bei einer mündlichen Unterredung nicht das rechte Maß halten zu können, um auf seinen Sohn einen heilsamen Eindruck zu machen, so setzte er seine Gedanken darüber schriftlich auf.

Noch ehe der junge Peter geboren wurde, als der Czar von dem Begräbniß seiner unglücklichen Schwiegertochter zurückkehrte, begab er sich zu Alexei. Nachdem er ihm über den Tod seiner Gemahlin, nicht ohne einige Anspielungen, sein Beileid ausgesprochen hatte, händigte er ihm bei seinem Abschiede ein beschriebenes, zusammengelegtes Papier ein, und fügte mit tiefem Ernst hinzu: „Es enthält meine Entschließungen über die Thronfolge. Ich gebe es Dir zur Beherzigung."

Diese Schrift enthielt nun folgende strenge Ermahnung an seinen Sohn Alexei:

Nachdem er im Eingange derselben geschildert hatte, welche Aussichten auf Größe und Glück für das ihm von Gott anvertraute russische Reich eröffnet seien, fuhr er im strafenden Tone fort: „Aber wenn Ich Meine Blicke in die Zukunft werfe, dann verdrängt der Kummer, der Mir am Herzen nagt, die Freude über die bisherigen Erfolge. Und diesen Kummer erregt Ihr, Mein Sohn, Ihr, der alle Mittel verschmäht, Euch fähig zu machen, löblich

nach Mir zu regieren. Ja, Eure Unfähigkeit ist eigenwillig. Nicht fehlt es Euch an Verstandeskräften, und auch Eure körperlichen Kräfte sind nicht so schwach, daß sie nicht genügen sollten. Durch Waffen und Kunst sind Wir aus Unserer vorigen Dunkelheit herausgebrochen, und haben Uns bei anderen Nationen Namen und Achtung erworben. Euch aber sind alle Waffenübungen verhaßt. Fern sey es, daß Ich Euch ermahnen sollte, ohne gerechte Ursache Kriege zu unternehmen; aber das fordere ich, daß Ihr Euch der Kriegskunst befleißiget. Ohne diese Kunde, ohne Einsicht in die Gesetze und das Wesen der Waffenkunst ist es unmöglich, gut zu regieren. Das Vaterland zu vertheidigen ist die erste Pflicht des Regenten. Gute Generale zu haben, reicht nicht hin; Jeder sieht auf das Haupt. Wie wollt Ihr, wenn Ihr nicht selbst die Kunst ergreift, wie wollt Ihr Anderen befehlen? — wie angemessen lohnen und strafen? Nur durch fremde Augen werdet Ihr sehen, nur durch fremde Arme handeln. Dem Vöglein im Neste werdet Ihr gleichen, das nur den Schnabel öffnet, um sich ätzen zu lassen. Ich bin ein Mensch, bin sterblich. Wem soll Ich die Erhaltung des Gewonnenen, die Vollführung Dessen, was Ich begann, vertrauen? Soll Ich's einem Menschen hinterlassen, der gleich dem faulen Knecht im Evangelium sein Pfund unter die Erde vergräbt?"

„Wie oft habe Ich Euch dieses vorgehalten! Wie oft

Euch gestraft! Auch geschwiegen habe Ich seit mehreren Jahren. Aber das Reden hat so wenig gefruchtet als das Schweigen; Ich habe die Zeit verloren. Statt thätig zu sein, ergebt Ihr Euch dem Müßiggange, und weilet im Hause und ruhet auf Polstern.

Nun habe Ich dieses Unwesen mit Ernst betrachtet, und Mein Entschluß ist gefaßt.

Bessert Ihr Euch nicht bald, so werde Ich Euch, wie man ein faules Glied abschneidet, von der Thronfolge ausschließen. Wähnet nicht, daß, weil Ich keinen Sohn als Euch habe, Ich dieses nur schreibe, um Euch zu schrecken. Es soll, so Gott will, wahr werden, was Ich drohe.

Habe Ich doch für mein Vaterland und für das Wohl meiner Unterthanen Mein eigenes Leben nicht geschont; wie sollte Ich Eurer schonen, der Ihr Euch dessen nicht würdig macht! Lieber überlasse Ich Mein Reich einem würdigen Fremden, als Meinem eigenen unwürdigen Sohne."

Dieses Schreiben war in demselben großen Geiste abgefaßt, in welchem Peter in seiner gefahrvollen Lage am Pruth ausgesprochen hatte, daß, wenn er in Gefangenschaft gerathen würde, man seinen Befehlen nicht mehr gehorchen, sondern dem Würdigsten die Krone übergeben solle.

Wenige Tage darauf gab die Geburt eines zweiten

Sohnes des Czaren, des Prinzen Peter, dieser Mahnung eine noch viel ernstere, drohendere Bedeutung.

5.

Weitere Verhandlungen zwischen Vater und Sohn.

Die Geburt dieses Sohnes trug noch mehr dazu bei, den unglücklichen Iwan durch und durch zu erschüttern. Der Ernst des Drohbriefes seines Vaters war durch diese Geburt eines neuen Thronfolgers zu einer solchen Gefahr des Verlustes der Thronfolge gestiegen, daß Alexei den Muth und die Kraft verlor, noch irgendwie Vorstellungen dagegen zu machen, oder durch Besserung seinen strengen Vater zu versöhnen. Völlig niedergeschlagen antwortete er seinem strengen Vater in wenigen Zeilen: „Wenn Eure Majestät mich wegen meiner Unfähigkeit der russischen Krone berauben wollen, so geschehe Ihr Wille. Ja, ich bitte inständig darum. Meine Kräfte des Verstandes und des Leibes sind durch Krankheit sehr geschwächt. Ich fühle mich untüchtig, so viele Völker zu regieren. Hätte ich auch keinen Bruder, ich würde die Thronfolge nicht verlangen. Noch viel weniger verlange ich sie jetzt. Ich wünsche dem Neugeborenen Gedeihen, und nehme Gott zum Zeugen und schwöre es bei meiner Seele, daß ich künftig keinen Anspruch auf die Thronfolge machen werde.

Meine Kinder befehle ich Ew. Majestät; für mich aber bitte ich um einen geringen Unterhalt für meine übrige Lebenszeit."

Dieses rührende Zeugniß einer völligen Zerknirschung und gänzlichen Unterwerfung unter den gestrengen Willen seines Vaters vermochte keineswegs Diesen zu versöhnen.

Mit einer Härte, die, neben so manchen Zügen von Milde, dem so thatkräftigen Charakter Peters des Großen eigen war, wenn es ihm galt, eine große Maßregel zum Wohle seines Reiches durchzuführen, antwortete er dem verlorenen Sohne nach einigen Wochen, am $\frac{10}{20}$. Juni 1710:

„Ihr redet blos von der Thronfolge, und entsagt ihr, als ob Ich Eurer Bestimmung zu einer Verfügung bedürfte, die ganz von Meiner Willkür abhängt. Aber warum redet Ihr nicht von der Unfähigkeit, die Ihr Euch selbst zuzieht? Ich habe Euch mein Mißvergnügen über Eure so vieljährige Aufführung zu erkennen gegeben, und Ihr schweiget. Die väterlichen Ermahnungen müssen Euch wenig ans Herz gegangen sein. Achtet Ihr deren so wenig bei Meinem Leben, wie wenig werdet Ihr darauf achten, wenn Ich todt bin. Bei der Verstocktheit Eures Herzens, wie kann Ich mich auf Eure Schwüre verlassen? — Und hättet Ihr auch die Absicht, Eure Zusage zu halten, würden nicht die Großbärte Euch eigenen Gefallens umlenken und Euch zwingen, den Eid zu brechen? Diese Leute, durch Müßiggang und lüderliche Lebensart·

jetzt von Ehrenämtern entfernt, hoffen dereinst durch Euch ihr Glück zu machen. Sie dürfen dieses hoffen, denn Ihr seid ihnen zugethan. Statt Eurem Vater, der Euch das Leben gab, in seinen Sorgen und Bemühungen beizustehen, verleumdet und verflucht Ihr Alles, was Ich mit Gefahr Meiner Gesundheit, aus Liebe zu Meinen Unterthanen, zu ihrem Besten gestiftet habe. Muß Ich nicht fürchten, daß Ihr, wenn Ihr mich überlebt, Alles wieder umstoßen werdet, was Ich Gutes that? Und ist es verantwortlich, Euch, wie ein Amphibium, so nach Gefallen hinleben zu lassen? Unmöglich kann Ich mich Euretwegen beruhigen."

„Zum letzten Male schreibe ich Euch. Aendert Euer Betragen und strebt der Thronfolge würdig zu werden, oder — geht ins Kloster!

„Antwortet Mir gleich nach dem Empfange dieses Schreibens, mündlich oder schriftlich. Thut Ihr das nicht, so werde Ich mit Euch als mit einem Verbrecher verfahren."

Immer erbitterter und vergrillter wurde Alexei durch diese Härte seines Vaters — das liegt einmal in der menschlichen Natur, daß eine Härte und Strenge, die uns ungerecht erscheint, nicht versöhnt und bessert, sondern nur noch störrischer und verstockter im Unrecht macht. — So erging es auch diesem unglückseligen Czarensohne. Schon am folgenden Tage antwortete er seinem Vater die wenigen Zeilen:

„Meine Unpäßlichkeit hindert mich an einer ausführlichen Antwort. Es sei! Ich will den geistlichen Stand erwählen, und bitte um Ihre Einwilligung dazu."

Wir wissen, daß Alexei schon nach seiner ganzen träumerischen, pietistischen Richtung eine Vorliebe für Theologie und Mönchsthum hatte. Es lag also gerade noch kein großes Opfer in dieser Erklärung. Peter aber wollte ihn immer noch nicht zum Aeußersten drängen. Das natürliche Gefühl eines Vaters hängt sich immer noch, wie der Schiffbrüchige nach dem Strohhalm greift, an die letzte Hoffnung der Besserung eines verlorenen Sohnes.

Und so kam es denn, daß Peter nach einigen Tagen, kurz vorher, ehe er seine Reise nach Dänemark, Deutschland, Holland und Frankreich antrat, zu ihm ging, um Abschied von ihm zu nehmen.

Er fand seinen Sohn Alexei krank im Bette liegen. Alexei klagte über sein Befinden, und als Peter ihn fragte, ob er bei seinem Beschluß verharre, bekräftigte er seine Erklärung, und rief Gott zum Zeugen, daß er Nichts so sehr wünsche, als in den Mönchsstand zu treten. Peter rieth ihm nochmals, Alles reiflich zu überlegen und sich nicht zu übereilen, sondern wohl zu bedenken, wozu er sich entschließe. Er fügte noch hinzu: „Ihr werdet besser thun, den Weg, den Ich Euch gebahnt habe, einzuschlagen, und dazu gestatte Ich Euch noch eine Bedenkfrist von sechs Monaten."

Aber die sechs Monate verliefen, während Peter sich auf seiner Reise befand, ohne die verlangte Antwort zu erhalten. Alexei's Briefe an seinen Vater enthielten nur Nachrichten über sein Befinden.

Gleichzeitig aber erhielt der Czar Briefe von einem Vertrauten in Petersburg. Dieser meldete ihm, sein Sohn scheine sehr tiefsinnig zu sein; er gehe aber viel mit Leuten von verdächtiger Gesinnung um. Es werde daher zweckmäßig sein, daß der Czar ihn zu sich kommen ließe, um ihn unter Augen zu haben.

Als der Czar diesen Rath empfing, befand er sich gerade in Kopenhagen. Sogleich erließ er durch einen Courier ein Schreiben an seinen Sohn, das so lautete: „Ihr habt Zeit genug gehabt, Euch zu bedenken. Entschließt Euch beim Empfange Dieses. Ist es Euer Entschluß, Euch zur Thronfolge tauglich zu machen, so kommt in acht Tagen zu Mir und wohnt den Kriegsunternehmungen des Feldzuges bei. Wählt Ihr das Kloster, so schreibt Mir, wenn und an welchem Tage Ihr Euren Entschluß zur Ausführung bringen wollt, damit Ich Mein Herz beruhige und wisse, wessen Ich Mich zu Euch versehen kann. Ich will durchaus, daß Ihr Euch zu etwas Gewissem entschließt, und diesen Entschluß fordere Ich hiermit durch den Courier, der Euch meinen Brief überliefert."

6.

Alexei's Flucht. — Kikin.

Der durch diese unerwartete Zuschrift in Schrecken gesetzte Prinz fühlte, daß jetzt der Moment der Entscheidung seines Geschickes gekommen sei. Der Drang der Umstände gab ihm die Kraft, mit Entschlossenheit zu handeln, die er sonst nicht besaß.

Sein innigster Vertrauter, der Admiralitäts-Rath Alexander Kikin, war ihm dazu beirathig, und dessen Rath war es vorzüglich, der ihn bewog, den Entschluß zu fassen, sich durch die Flucht der Gewalt des Vaters zu entziehen. Sein Plan war, bis einst des Czaren Tod eintreten würde, sich im Auslande verborgen aufzuhalten; dann, hoffte er, würde es seinen Anhängern, den Altrussen, schon gelingen, ihn auf den Thron zu erheben.

Kikin war am Hofe der Czarin Eudoxia erzogen, und stand bei dieser unglücklichen Fürstin sehr in Gnaden. Nie hatte er seine Entrüstung über die unwürdige Behandlung, die seiner angebeteten Herrin widerfahren war, unterdrücken können. Peter's Neuerungen erschienen ihm nun um so gehässiger, und früh schon hatte er es für ein verdienstliches Werk gehalten, den Neuerer zu ermorden.

Nach mündlichen Ueberlieferungen hatte Kikin, der

als Dentschik in den Dienst des Czaren aufgenommen worden war, die Freiheit und Vorrechte dieser begünstigten Diener benutzt, um in einer Nacht in das Schlafzimmer des Czaren zu dringen. Mit einer geladenen Pistole trat er leise an das Bett des arglos schlafenden Monarchen, zielte auf dessen Brust und drückte ab. Das Pistol versagte. Erschreckt darüber zog sich der Mörder für diesmal zurück. Aber sein fanatischer Groll trieb ihn nach wenigen Tagen zu einem zweiten Versuche. Dieser aber hatte, wunderbar genug, wieder denselben Erfolg. Das Mordgewehr gab Funken, aber kein Feuer. Der Czar erwachte und in schneller Geistesgegenwart ergriff er das Pistol des Mörders. Dieser fühlte voll Entsetzen das Walten einer mächtigen Vorsehung. Er fiel vor dem Bette des Czaren auf die Knie und mit empor gehobenen Händen rief er aus: „Ich bin von Gott gesandt, Dir zu verkünden, daß Du unter göttlichem Schutze lebst und daß keine hölliſche Bosheit Dich verderben kann. Dieses Pistol, das nie versagte, hat zweimal mir versagt, als ich nach Deinem Herzen zielte. Hier ist mein Haupt! Ich bin nicht werth, daß mich die Erde trage."

Ohne ein Wort zu erwidern, stand Peter auf von seinem Lager, und ging einige Male gedankenvoll im Gemache auf und nieder. Nachdem er sich gesammelt hatte, trat er vor den noch immer knienden Mörder, betrachtete ihn mit einem tiefdringenden Blick, und sprach mit

unbeschreiblicher Hoheit: „Gesandte sind straflos. Der Gott, dem ich vertraue, verzeiht Dir.“

Die Großmuth des Czaren ging so weit, daß er den zerknirschten Verbrecher, dessen Reue aufrichtig zu sein schien, zu einer angesehenen Würde des Reichs erhob. Er stieg nach und nach bis zu dem Range eines Admiralitätsrathes.

Aber Kikin machte sich dieser Gnade auf's Neue unwürdig. Er gehörte zu Denen, die ihr Amt zu Veruntreuungen und Erpressungen schändlich gemißbraucht hatten, und entging der erkannten Todesstrafe nur dadurch, daß ihn Peter mit Verweisung nach Sibirien begnadigte. — Doch bald rief ihn die unerschöpfliche Großmuth des Czaren zurück, und setzte ihn in Amt und Würden wieder ein.

Doch auch diese Großmuth vermochte nicht, den tiefen Haß gegen seinen Wohlthäter in der Seele des fanatischen Böswichts zu tilgen. Sein nur mit Mühe tief in das Innere seiner Seele zurückgedrängter Haß gegen den Czaren erwachte auf's Neue, als ihm der Entschluß Desselben bekannt wurde, Eudoxia's Sohn von der Thronfolge auszuschließen. Auf das Tiefste dadurch erbittert, schloß er sich enger an den unglücklichen Czarensohn Alexei an, und suchte den Intentionen des Czaren dadurch entgegenzutreten, daß er Alexei dringend rieth zu entfliehen, weil dieses das einzige Mittel sei, für sich nach des Czaren Tode die Thronfolge zu retten.

7.

Alerei begiebt ſich nach Wien. — Aufnahme daſelbſt. — Aufenthalt in Tyrol, dann in Neapel.

Der wohlüberlegte Rath Kikin's ging Anfangs dahin, daß der Prinz nach Frankreich entfliehen möge, um ſich in den Schutz des Regenten dieſes Landes zu begeben. Da dieſe Regierung jetzt mit Rußland in keiner Verbindung ſtehe, ſo ſei dort eine Sicherheit gegen Auslieferung zu finden, welche ihm kein anderer Staat gewähren würde.

Der Prinz aber dachte an die ſchwägerliche Verwandtſchaft des deutſchen Kaiſers mit ihm, und hegte das Vertrauen, daß Dieſer noch geneigter ſein würde, ihn aufzunehmen und verborgen zu halten.

Kikin übernahm es, den Wiener Hof darüber zu ſondiren. Unter dem Vorwand einer Reiſe nach Carlsbad begab er ſich in dieſer Angelegenheit auf den Wunſch des Prinzen nach Wien. Alerei konnte berechnen, wann er ſich auf der Rückreiſe befinden würde, und hoffte, wenn er ſeinen Weg nach Deutſchland nehmen würde, ihm dort zu begegnen.

Der Drang der Umſtände gab dem ſchwachen, ſchwankenden Charakter dieſes unglücklichen Prinzen eine gewiſſe

Energie. Alexei machte sich auf den Weg, und verließ Petersburg unter dem Vorwande, auf Befehl seines Vaters, des Czaren, sich zu ihm nach Kopenhagen begeben zu wollen. Daß der Weg nicht dahin gehe, hielt er sehr geheim, und entdeckte den Entschluß dazu nicht einmal seiner geliebten Euphrosine, die ihn auf dieser Reise begleiten mußte.

Seinen Vertrauten Kikin traf er schon in Libau, und die Mittheilungen Desselben über die zu erwartende günstige Aufnahme in Wien bewogen ihn nun ganz entschieden, sich in die Arme seines Schwagers, des deutschen Kaisers, zu werfen, der, wie Kikin's Mittheilungen hoffen ließen, ihn nie an den Czaren ausliefern würde.

Um seinen Vater zu täuschen, schrieb er Demselben einen aus Königsberg fälschlich datirten Brief, worin er ihm seine nahe bevorstehende Ankunft in Kopenhagen meldete.

Nun ging die Reise mit Courierpferden, Tag und Nacht fahrend, schnell nach Wien. Kaum war er dort angekommen, als er sich beim österreichischen Reichs-Vice-Kanzler, Grafen von Schönborn, meldete und ihn bat, sich bei dem Kaiser für seinen Schutz zu verwenden.

Der Kaiser war allerdings durch die unverwartete Ankunft des prinzlichen Flüchtlinges in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. — Alexei wußte indeß seine unglückliche Lage und die von seinem Vater erfahrene Zurücksetzung so rührend zu schildern, daß der Monarch sich dadurch

tief bewegt fühlte. Er sah in Alexei einen unglücklichen Thronerben, der von einem harten Vater und einer liebloſen Stiefmutter mit ungerechtem Haſſe verfolgt und gezwungen werden ſollte, ins Kloſter zu gehen und die ihm gebührende Thronfolge ſeinem unmündigen Halbbruder zu überlaſſen. Auf der andern Seite aber konnten ihm nicht die Bedenklichkeiten entgehen, dem Vater Alexei's, denn Regenten eines ſo mächtigen Reichs ſeinen ungehorſamen und flüchtigen Sohn vorzuenthalten. Eben ſo wenig entgingen ihm die Schwierigkeiten, den Zufluchtsort Deſſelben geheim zu halten.

Der Kaiſer berieth ſich darüber im engſten Geheimniß mit dem Prinzen Eugen und dem Grafen Stahrenberg. Auf den Rath dieſer Beiden fand er ſich endlich bewogen, ihm nicht nur einen heimlichen Zufluchtsort in ſeinen Staaten zu geſtatten, ſondern auch, wenn einſt der ruſſiſche Thron erledigt ſein würde, die Rechte des Prinzen nöthigenfalls durch Waffengewalt zu unterſtützen.

Alexei wurde nun mit der größten Vorſicht nach Tyrol geſandt, wo er in dem hoch und einſam gelegenen Schloſſe Ehrenberg ſeinen Aufenhalt nahm.

Alles wurde ſo im Geheimen ausgeführt, daß nicht einmal der ruſſiſche Reſident in Wien, Waſſilowsky, von der Ankunft des Prinzen in Wien das Mindeſte erfahren hatte.

Doch ſo ganz geheim konnte es nicht bleiben. Peter befand ſich gerade in Amſterdam, als er die Meldung

von des Prinzen Flucht erhielt. Gleichzeitig wurde ihm angezeigt, daß sich der Prinz nach Wien gewendet habe, und wahrscheinlich unter kaiserlichem Schutz sich in den österreichischen Staaten verborgen aufhalte. Sogleich sandte er den Hauptmann Alexander Rumjanzow, von seiner Garde, an den Kaiser nach Wien, mit einem eigenhändigen Schreiben, worin er als Souverain und Vater die Auslieferung des Prinzen verlangte, der dort, zu seinem großen Mißvergnügen, beschützt werde.

Dadurch erhöhte sich noch bedeutend die Verlegenheit des Kaisers. So bedenklich die Versagung dieser Bitte gegen einen so mächtigen Monarchen war, so konnte sich doch der Kaiser nicht entschließen, dem erzürnten Vater einen Prinzen auszuliefern, der sich vertrauungsvoll in seinen Schutz begeben hatte.

Alexei wurde daher auf Befehl des Kaisers nach Neapel gebracht, wo er auf dem hochgelegenen, die köstlichste Aussicht auf den herrlichen Meerbusen gewährenden Kastell St. Elmo, unter fremdem Namen, als Staatsgefangener bewahrt wurde.

8.

Maßregeln des Czaren. — Des Prinzen Rückkehr.

Dort glaubte der unglückliche Prinz sich wenigstens gesichert vor den Verfolgungen seines Vaters. Aber dem

russischen Abgesandten konnte es nicht schwer werden, diesen Aufenthalt des Prinzen zu erforschen.

Der Czar befand sich in Spaa, als Rumjanzow, von seiner Sendung zurückkehrend, ihm die Nachricht brachte, daß Alexei sich unter kaiserlichem Schutz in Neapel befinde.

Sogleich wurde Rumjanzow, und mit ihm der Geheimrath Tolstoi, an den Kaiser abgesendet, um Demselben ein zweites Schreiben des Czaren zu überbringen, worin Dieser in den bestimmtesten Ausdrücken und auf das Nachdrücklichste die Auslieferung seines Sohnes forderte.

Unter Anderem schrieb er dem Kaiser: „Ich habe es immer gut mit Meinem Sohne gemeint und ihn so behandelt, daß Ich Meinerseits von allen Vorwürfen Mich frei fühle. Aber die guten Gesinnungen, die Ich für ihn hegte, sind nur durch Ungehorsam und Widerspenstigkeit erwiedert worden. Höchst ungerecht und von den bedenklichsten Folgen würde es daher sein, wenn Mir Mein Sohn vorenthalten würde, über den Ich als Vater und Regent eine unumschränkte, von keinem andern Richter abhängige Gewalt habe."

Diese kräftigen Worte des Czaren wurden mündlich von den russischen Abgeordneten auf das Nachdrücklichste unterstützt. Sie brachten es dahin, daß der Kaiser ihnen erlaubte, dem Prinzen nach Neapel zu folgen, um den

Versuch zu machen, ihn durch gütliche Vorstellungen zur freiwilligen Rückkehr zu bewegen.

Mit Schrecken erfuhr der Prinz die Anwesenheit der russischen Abgesandten in Neapel. Er weigerte sich entschieden, sie vor sich zu lassen. Der damalige Vice-König von Neapel aber gebrauchte die List, daß er den Gefangenen zu sich einlud, unter dem Vorgeben, ihm wichtige Mittheilungen zu machen, und ihn alsdann nicht eben angenehm überraschte durch die Vorstellung der Abgeordneten Rumjanzow und Tolstoi.

Diese begrüßten den Sohn ihres Czaren respectvoll, wie es ihre Schuldigkeit war, und übergaben ihm einen Brief seines Vaters vom $\frac{10}{21}$. Juli, aus Spaa datirt, der die eindringlichsten Vorwürfe enthielt.

„Euer Ungehorsam," schrieb der Czar an Alexei, „Eure Verachtung Meiner Befehle sind weltkundig. Ihr habt sie auf's Höchste getrieben, da Ihr entflohen seid, und Euch als einen Verräther unter fremden Schutz begeben habt. Nie ist etwas Aehnliches erhört worden. Welche Beleidigung für Euren Vater! Welchen Kummer bringt Ihr über ihn! Welche Schande über Euer Vaterland! Thut, was Tolstoi und Rumjanzow von Euch fordern werden. Ich versichere Euch und verspreche hierdurch bei Gott und dem jüngsten Gerichte, daß Ich Euch nicht bestrafen, sondern, wenn Ihr Euch meinem Willen durch Gehorsam und Zurückkehr unterwerfet, mehr als je Euch

lieben werde. Thut Ihr es aber nicht, so gebe Ich als Vater, kraft der Mir von Gott verliehenen Gewalt, Euch den ewigen Fluch, erkläre Euch, als Euer Oberherr, für einen Verräther, und Ich werde, das versichere Ich Euch, mit göttlicher Hülfe, deren Ich Mich in Meiner gerechten Sache getröste, schon Mittel finden, Euch als einen solchen zur Strafe zu ziehen. Uebrigens erinnert Euch, daß Ich Euch nie, wie Ich wohl hätte thun können, zu irgend Etwas gezwungen habe."

Diese Beweggründe suchten die russischen Abgesandten noch durch ihre mündlichen Vorstellungen zu verstärken. Aber alles Zureden, das Alexei nur mit Widerwillen und Mißtrauen anhören konnte, würde vergeblich gewesen sein, hätte nicht der Unterkönig durch die herzliche Weise und die Gründe seiner Vorstellungen den Czarensohn wankend gemacht und endlich zur Nachgiebigkeit bewogen.

Jener führte ihm zu Gemüthe, daß es gerathen sei, sich dem Willen seines Vaters unbedingt zu unterwerfen, da der Kaiser ihn dem Czaren unter keinen rechtlichen Gründen vorenthalten könne. Auf keinen Fall würde er sich deshalb in einen Krieg mit dem Beherrscher von Rußland einlassen können, da er schon einen doppelten Krieg, mit der Pforte und Spanien, zu führen habe.

Den Ausschlag aber gaben die Vorstellungen und flehenden Bitten seiner Geliebten, der schönen Euphrosine, die dahin gingen, ihn geneigt zu machen, dem Rufe seines

Vaters zu folgen, um sich nicht noch größeren Unannehmlichkeiten auszusetzen.

So von allen Seiten gedrängt, von jeder Hoffnung verlassen, durch seine Flucht seine Thronfolge zu retten, entschloß sich denn Alexei mit schwerem Herzen, an seinen Vater am $\frac{4}{15}$. October einen beweglichen Brief zu schreiben, der so lautete:

„Ew. Majestät danke ich mit Thränen im Auge, daß Dieselben mir, auf den Fall der Rückkehr, die ohne väterliche Erlaubniß unternommene Flucht nachsehen wollen. Ich erkenne mich, wegen meines Verbrechens, der Strafe schuldig und der Gnade unwerth, ja unwerth Ihr Sohn zu sein. Aber auf meines Vaters Versicherung mich verlassend, übergebe ich mich Ihrem Willen und folge den Gesandten."

Der Czar war indeß von seiner großen Reise zurückgekehrt, und hatte sich nach Moskau begeben; dorthin wurde Alexei im Februar 1718 als Gefangener geführt.

9.

Alexei verzichtet auf die Thronfolge. — Peter erklärt Katharina's Sohn, den unmündigen Peter, zum Nachfolger.

Alexei hatte noch am Abend seiner Ankunft mit seinem Vater eine lange Unterredung. Diese

war mit großer Feierlichkeit vorbereitet und abgehalten worden.

Schon beim Anbruch dieses Tages besetzten am $\frac{3}{14}$. Februar die Garden und die Besatzung der Stadt alle Thore und Zugänge zum Schloß. Alle Minister, Bojaren und Geheimräthe waren zu einer großen Versammlung in den Audienzsaal des Schlosses, und die Geistlichkeit zum Zusammentritt in die Kathedralkirche beschieden. Nach dem Läuten einer großen Glocke wurde der Czarewitsch als Gefangener, ohne Seitengewehr, umgeben von einer zahlreichen bewaffneten Schaar, eingeführt.

Alexei war todtenblaß, und ein leises Zittern durchrieselte seine Glieder. Mit niedergeschlagenen Blicken wendete er sich gegen den Czaren, und indem er ihm sein schriftlich aufgesetztes Bekenntniß seines Verbrechens überreichte, warf er sich weinend nieder vor seinen Füßen, und flehte um Gnade.

Kein Auge blieb trocken in der großen und glänzenden Versammlung.

Der Czar übergab die schriftliche Erklärung seines Sohnes dem Vice-Kanzler Schaffiroff und hob ihn auf, mit der Frage, was er begehre?

„Gnade und Leben," war die flehende Bitte.

„Beides sei Euch gewährt," entgegnete der Czar, „jedoch unter der zweifachen Bedingung: der Verzichtleistung auf die Thronfolge, deren Ihr Euch durch Euer

Betragen unwürdig gemacht habt, und der offenen rückhaltslosen Anzeige der Theilnehmer und Mitwisser Eurer Verbrechen."

Der unglückliche Alexei versprach beide Bedingungen zu erfüllen. Er bat seinen Vater um die Gnade, ihm in einem besondern Gemach unter vier Augen die nöthigen Mittheilungen machen zu dürfen, und der Czar trat mit ihm in ein Nebenzimmer. Dort nannte ihm Alexei mehrere Namen — wenn auch mit schwerem Herzen und innerem Widerstreben, aber es gab kein anderes Mittel, sich selbst zu retten, und der Czar führte ihn zurück in den großen Saal, wo der Prinz vor allen Notabilitäten des Reichs eine, vorher schon aufgesetzt gewesene Acte, die jetzt laut vorgelesen wurde, unterschrieb, worin er sich zur Regierung unfähig erklärte und allen Rechten an der Krone entsagte.

Nun erst wurde ein Manifest des Czaren laut verlesen. Es war sehr rücksichtsvoll geschrieben, und beleuchtete mit den stärksten Zügen das Betragen des Prinzen von seiner frühesten Jugend bis zu der jetzigen Zeit. Man kann sich denken, mit welcher tiefen Beschämung, mit welchem an Vernichtung grenzenden innern Groll der unglückliche Czarensohn diese Vorwürfe vor einer so vornehmen Versammlung anhören mußte.

Das Manifest begann mit der Schilderung seiner Unempfänglichkeit für den frühern Unterricht, den der

Czar ihm habe ertheilen lassen. Es klagte über seine Verbindung mit verderbten Menschen, wovon ihn weder Güte noch Strenge habe abbringen können.

„Ich habe ihn," fuhr der Czar in diesem Manifeste fort — „um ihn das Kriegswesen zu lehren, mehr als einmal auf Feldzügen mitgenommen und den Thronfolger von Gefahren entfernt, denen Ich Mich selbst auszusetzen kein Bedenken trug; Ich habe ihm, um ihn für die Regierungskunst zu bilden, die Reichs-Regentschaft anvertraut; Ich habe ihn, um ihn zur Nacheiferung anzuspornen, in das Ausland gesandt. Aber meine Bemühung glich dem Samen, der auf einen Fels fiel. Nicht nur ist Alerei dem Guten nicht gefolgt, er hat es gehaßt.

„Auch seine Verbindung mit einer selbstgewählten, verständigen, geistreichen und tugendhaften Prinzessin hat ihn so wenig gebessert, daß er vielmehr die eheliche Treue gebrochen, mit einem Frauenzimmer von niedrigster Herkunft öffentlich gelebt und dadurch die Tage seiner Gemahlin wahrscheinlich verkürzt hat.

„Durch seine Flucht ist endlich das Maß seiner Verbrechen erfüllt. Er hatte sich unter den Schutz des Kaisers begeben, und ihn durch verleumderisches Vorbringen, daß Ich ihn verfolge und ohne Ursache von der Erbschaft ausschließen wolle, ja, daß er seines Lebens bei Mir nicht sicher sei, zur bewaffneten Vertheidigung seiner Person aufgerufen. Er hat sich der Rückkehr geweigert,

und nur die Besorgniß, wider seinen Willen ausgeliefert zu werden, hat ihn endlich zur Nachgiebigkeit bewogen und zurückgeführt. Daß er strafbar sei, hat er selbst bekannt. Wohl hätte er den Tod verdient; aber die väterliche Zärtlichkeit erbarmet sich seiner.

„Ich verzeihe ihm seine Verbrechen, und erlasse ihm alle Strafe. Aber diesem Unwürdigen die Thronfolge zu lassen, streitet wider Mein Gewissen, denn Ich sehe voraus, daß er durch seine verderbte Aufführung den Ruhm der Nation vernichten, die Provinzen, welche Ich durch unablässige Anstrengungen erworben und durch Gottes Gnade gesichert habe, wieder verlieren und die wissenschaftlichen Anstalten, die Ich mit vieler Sorgfalt zum Ruhm und zum Besten des Reichs und der Nation errichtet, zerstören würde. Beklagenswerth würden meine Unterthanen sein, wenn Ich sie durch einen solchen Nachfolger in einen Zustand zurückwärfe, der ärger wäre, als er zuvor gewesen.

„So handle Ich denn zur Wohlfahrt Meines Reichs, da Ich hierdurch, sowohl aus väterlicher Gewalt, kraft welcher, nach den Gesetzen des Reichs, jeder Privatmann einen Sohn nach Gefallen enterben kann, als aus landesherrlicher Machtvollkommenheit, Meinen Sohn Alexei, wegen seiner Verbrechen und seiner Unwürdigkeit, der Nachfolge auf den russischen Thron für verlustig erkläre. Er soll derselben verlustig sein, wenn nach Mir auch kein Zweig meiner Familie übrig sein sollte.

„Da es mir an älteren Erben fehlt, so erkläre ich meinen zweiten Sohn Peter, so jung er ist, zum Erben des Thrones.

„Mein väterlicher Fluch treffe Alexei, wenn er jemals Anspruch auf die Erbfolge machen und sie sich suchen sollte. Alle meine Unterthanen, weß Standes sie auch seien, sollen dieser meiner Verordnung gemäß meinen Sohn Peter als rechtmäßigen Nachfolger anerkennen, und wer von jetzt an Alexei als Thronfolger zu betrachten, oder ihm zu dem Ende Beistand zu leisten wagt, den erkläre ich für einen Verräther gegen mich und das Vaterland."

Das Manifest war verlesen. Selten hat wohl ein Prinz und geborener Thronfolger eine stärkere und rücksichtloser demüthigende Philippica vor den ersten Beamten des Reichs und den Würdenträgern der Krone anhören müssen, als dieser unglückliche Czarensohn, der, wie vernichtet, kein Wort der Erwiderung hervorbringen konnte.

Alle Anwesenden bekannten in lauten Aeußerungen die Gerechtigkeit der Verfügung des Czaren, und riefen den Cesarewitsch Peter als den rechtmäßigen Thronfolger aus. Das war eine neue schmerzliche Kränkung für den unglückseligen Alexei. Aber der bittere Kelch des Entsagens und der Vernichtung aller bürgerlichen Ehre mußte einmal ganz geleert werden. Alle unterschrieben der Reihe nach ein Document, welches diese Anerkennung Peter's

als Thronfolger enthielt und die eidliche Verpflichtung, die Verordnung des Czaren selbst mit Gefahr ihres Lebens in Kraft zu erhalten. Jeder schwur dabei auf das heilige Evangelium, diese Verpflichtung getreulich zu erfüllen.

Das war aber noch nicht genug der Qualen des unglücklichen Czarensohnes. Er wurde in die Stiftskirche geführt, wo die ganze Geistlichkeit versammelt war; dort wiederholte sich derselbe Act, die Vorlesung des Manifestes mit allem dem bittern und scharfen Tadel gegen den Prinzen, und die sämmtlichen daselbst Anwesenden unterzeichneten und beschwuren ebenfalls dieselben Acte.

Jetzt kam die Reihe an Alexei. Er hatte sich wieder gesammelt, und genügte nun der Aufforderung, die ihm vorgelegte, auch hier laut vorgelesene Entsagungsacte, welche die Anerkennung seines Halbbruders Peter als Thronfolger enthielt, öffentlich und feierlich zu beschwören.

Er hatte darin geloben müssen, sich nicht nur um die Thronfolge nicht zu bewerben, sondern auch, wenn ihm einst die Krone angeboten werden sollte, dieselbe unter keinem Vorwande anzunehmen.

So war denn der peinliche Act der Thronentsagung Alexei's vollendet; aber noch stand das Gewitter am Horizont, und rollte fürchterlich über den Häuptern der mit ihm verbündet gewesenen Partei der Alt-Russen.

10.

Verfahren gegen die Anhänger Alexei's. — Die Susdal'sche Verschwörung.

Peter der Große war nicht der Mann dazu, irgend Etwas bei seinen Unternehmungen nur halb zu thun.

Es genügte ihm noch lange nicht, Alexei nur gedemüthigt und zur eidlichen Entsagung gebracht zu haben — unschädlich konnte er erst für alle Zukunft gemacht werden, wenn alle seine Anhänger bis auf die letzte Wurzel vernichtet waren. Und dahin ging nun das energische Bestreben des Czaren.

In nicht geringe Verwirrung und Angst war durch die Rückkehr und Gefangenschaft des Prinzen Alexei die große Schaar altgesinnter Russen versetzt worden, denen die Anlage von Petersburg, die neugeschaffene Marine, so wie die Verdrängung altrussischer Gewohnheiten und Vorrechte durch Fremde und durch die Sitten des Auslandes ein Gräuel gewesen war. Ihre glänzendsten Hoffnungen und Pläne waren zerstört, und Gefahren für Leben und Freiheit zogen sich mit jedem Tage drohender gegen sie zusammen.

Der davon am nächsten Bedrohte war Kikin, der Admiralitätsrath, der dem Czarewitsch den Gedanken zur Flucht eingegeben und dieselbe befördert hatte. Diese

Gefahr hatte er vorausgesehen und seine Maßregeln darnach getroffen.

Durch große Geschenke hatte er einen der Leibpagen des Czaren gewonnen, daß er ihm, sobald er Gefahr für ihn bemerke, sofort durch einen Eilboten davon Nachricht geben solle. Dieser Page hieß Paklanowsky. Er stand eines Tages, bald nach jener Scene mit Alexei, hinter dem Stuhle des Czaren, als Dieser den Befehl an Mentschikoff schrieb, Kikin gefangen zu nehmen und gefesselt nach Moskau zu senden.

Sogleich zog sich der Page zurück, und sendete seinem Freunde einen Eilboten mit der verheißenen Warnung. Aber der Befehl des Czaren war wenige Minuten früher in Petersburg angekommen, und Mentschikoff säumte keinen Augenblick, dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Es war Mitternacht, als durch Dragoner Kikin's Haus besetzt wurde. Er lag noch im Bette, als ihn ein Diener weckte, und das so eben angekommene Schreiben des Kammerpagen überreichte. Kaum hatte er es entfaltet, und einen Blick darauf geworfen, so wurde furchtbar an die Hausthür gepocht, und Waffengeräusch tönte von der Straße herauf. Kikin sprang aus dem Bett, und befahl, nicht zu öffnen. Aber es war zu spät. Die Dragoner stürmten schon die breite Treppe herauf, und Kikin hatte kaum Zeit, sich anzukleiden und von seiner Gattin, die für die schönste und liebenswürdigste Frau in Rußland

galt, einen erschütternden Abschied für das ganze Leben zu nehmen, als er schon in Ketten geschlagen nnd in einem bedeckten Wagen unter Begleitung einer starken Wache in ein Gefängniß geführt wurde.

Welch ein Glückswechsel in Folge eines leichtsinnig gesprochenen Wortes! Auch Paklanowsky traf die Strafe des Verräthers. Man hatte noch bei Kikin den Brief Desselben und den Boten gefunden. War der Brief auch anonym, so mußte der Bote doch bekennen, wer ihn aus Moskau gesendet hatte, und Mentschikoff entsandte einen Eilboten dorthin, mit dem Befehl, den Pagen zu verhaften, was auch erfolgte.

Aber noch viele Vornehme wurden in Alexei's Fall verwickelt. Zu den am höchsten gestellten Compromittirten gehörten die Senatoren Samarin und Peter Apraxin — der aber bald wieder entlassen wurde — dann auch der Czarewitsch von Sibirien. Dieser Prinz war ein Enkel des frühern Czaren von Sibirien, der im Jahre 1587 sich dem Czaren Feodor Iwanowitsch hatte unterwerfen müssen. Er war der letzte seiner Familie. Er gehörte zu den Vertrauten Alexei's. Auch den Generallieutenant Wassili Dolgoruki traf das Loos der Verhaftung. Als Mentschikoff selbst ihm seinen Arrest ankündigte, reichte er ihm den Degen, und sprach mit edler Fassung: „Ich bin unschuldig, aber ich habe nur einen Kopf zu verlieren."

Durch die Verhaftung so vieler angesehenen Personen wurde es möglich, den Faden der entdeckten Verschwörung immer weiter zu verfolgen. Die Spuren desselben führten bis in die einsame Zelle der unglücklichen Czarin Eudoxia im Kloster Susdal. Dort befand sich Alexei's verstoßene Mutter als Nonne unter strenger Clausur. Sie wurde beschuldigt, um die Flucht des Prinzen und seine Pläne gewußt zu haben.

Noch wurden drei bedeutende Männer, die Zutritt zu ihr gehabt hatten, der Mitwissenschaft angeklagt, und mit ihr als Gefangene nach Petersburg gebracht. Diese waren ihr Beichtvater Pustinoi, der Bischof von Rostow, Dositheï, und der Generalmajor Stephan Glabow.

In Petersburg wurde ein großes geistliches Gericht niedergesetzt, von welchem die beiden geistlichen Angeschuldigten ihrer Würden entkleidet, und dann, wie der General, dem weltlichen Arm der Gerechtigkeit übergeben wurden.

Dositheï, der vormalige Bischof, wurde beschuldigt, er habe Offenbarungen und Visionen vorgegeben, wonach es als unfehlbar prophezeit sei, daß der Czar binnen Kurzem sterben, daß Alexei den Thron besteigen und seine verstoßene Mutter aus ihrer Klause rufen würde, um mit ihr sein Glück auf dem Throne zu theilen. — Alsdann hieß es weiter in der Anklage: „Im Vertrauen auf die Erfüllung dieser Prophezeihung habe Eudoxia schon

ihre Nonnenkleidung abgelegt, ihren Klosternamen in dem Verzeichniß der Nonnen auslöschen lassen und befohlen, daß im Kloster Katharina's Name im Kirchengebet gelöscht, und der ihrige an dessen Stelle gesetzt werden sollte. Ja — noch mehr — sie habe weltliche Staatskleider, welche sie von der Halbschwester des Czaren, Maria, erhalten, angezogen, und habe Alle, die es wagen würden, dem Czaren von diesem ihrem Treiben und Beginnen Nachricht zu geben, mit der Rache ihres Sohnes bedroht, der unfehlbar binnen Kurzem den Czarenthron besteigen würde.

Man beschuldigte sie, noch verletzender für ihre Ehre, sie habe den General Stephan Glabow durch ein vertrautes Liebesverhältniß verleitet, ihr zu versprechen, für die Ausführung ihrer Pläne zu wirken.

Die betreffende Gerichtscommission erkannte Eudoxia für schuldig. Oeffentlich wurde eine Denkschrift im Volke verbreitet, welche die Beweise und Thatsachen ihrer Schuld darlegte. Glabow, Dosithei und Andere wurden schmachvoll hingerichtet. Die unglückliche Czarin aber wurde zu einer Klosterzüchtigung verurtheilt, die in nichts Geringerem bestand, als im einsamen Zellengefängniß, strengem Fasten, Bußübungen und Selbstgeißelung vor dem Altare. Dies geschah in einem andern Kloster zu Neu-Ladoga, welches die strengsten Ordensregeln hatte, wohin sie geführt wurde.

Auch Kikin, dieser verurtheilte Mitwisser um Alexei's

Flucht, wurde öffentlich hingerichtet mit allen Denen, die in die Susdal'sche Verschwörung verwickelt waren.

Im schneidenden Contrast dagegen empfing der Czar die Glückwünsche darüber, daß es ihm gelungen war, den Verrath glücklich zu entdecken, und durch seine Festigkeit und Strenge die Ruhe des Reichs wieder zu sichern.

Den Beglückwünschenden antwortete Peter: „Wohl war hier Festigkeit nothwendig. Trifft das Feuer auf Eisen und Stein, dann ist es von selbst gedämpft, findet es Stroh vor sich, wer hemmt dann die Flamme?"

Die Prinzessin Maria wurde in die Festung Schlüsselburg gebracht. Doch nach einiger Zeit erhielt sie ihre Freiheit wieder, und starb am 23. März 1725, versöhnt mit ihrem Halbbruder, dem Czaren, der sie noch auf dem Sterbebette besucht hatte.

11.

Fortsetzung der Untersuchung gegen Alexei.

Mit dem traurigen Ende dieser Susdal'schen Verschwörung, der Hinrichtung und sonstigen Bestrafung aller dabei Betheiligten glaubte man, daß das Gewitter sich vollständig entladen habe, und der Czar würde nun Gnade für Recht ergehen lassen gegen Alexei und alle noch unbekannten Mitschuldigen.

Dem war aber nicht so. Immer noch standen un-

freiwillige Mitspielende hinter den Coulissen dieser großen Tragödie, die nach und nach durch abgezwungene Geständnisse des hartbedrängten Czarensohns zum Vorschein kamen, und ihr Geschick erfüllen mußten.

Peter hatte Moskau im Frühjahr 1718 verlassen, nachdem er die schwere Pflicht erfüllt hatte, die Blutur-theile vollstrecken zu lassen.

Alexei und die noch nicht hingerichteten, der Theilnahme verdächtigen Personen wurden als Gefangene nach Petersburg gebracht. Dort sollte noch ein neues Nachspiel zu der großen Tragödie beginnen.

Der Czar hatte es für seine höhere Pflicht erkannt, durch unerbittliche Verfolgung seines Ziels einen Jeden unschädlich zu machen, der etwa nach seinem Tode sich einfallen lassen könnte, dahin zu wirken, daß Alexei einst auf den Thron gehoben würde.

In Petersburg sollte noch großes Gericht gehalten werden. Dorthin rief der Czar die vornehmsten Geistlichen, die Minister, Senatoren, Gouverneure, Generale und Staabsofficiere zusammen. Diese Alle waren berufen, ein neues, imposantes Blutgericht zu bilden.

Alle die Gerufenen versammelten sich um den Czaren in der heiligen Geistkirche, und begannen ihr furchtbares Rachewerk damit, daß sie Gottes Beistand anriefen zu dieser wichtigen Angelegenheit, die von der Synode als eine heilige Sache erkannt worden war.

So wurde denn unter dem Vorsitz des Czaren am 25. Juli im großen Saale des Senats bei offenen Thüren und Fenstern ein feierliches Gericht eröffnet. Der Czar saß auf dem Thron, umgeben von den Großwürdenträgern der Krone. Zu den Füßen Desselben war die schwarzbehangene Gerichtstafel aufgestellt. An dieser saßen in ihren Ornaten und Uniformen Geistliche, hohe Staatsbeamte und Generale, lauter ernste, würdige Männer, die schon durch ihr persönliches Erscheinen geeignet waren, mächtig zu imponiren.

Es herrschte die tiefste, schauerlichste Stille in dieser großen, feierlichen Versammlung, als man Waffengräusch draußen vor der geöffneten Flügelthür vernahm. Es war der Czarewitsch, der in seiner schwarzen Trauerkleidung von Sammet, ohne einen Degen an der Seite, um so mehr schauerlich blaß erschien. Innerlich bebend, wie vernichtet an Leib und Seele, ging er dem großen — über seine Zukunft entscheidenden Momente entgegen. Vier bewaffnete Unterofficiere von der Garde mit gezogenem Säbel waren seine Führer.

Zunächst wurden durch den Gerichtsschreiber die Acten der bisherigen Untersuchung vorgelesen, die auf den Prinzen den schmerzlichsten Eindruck machen mußten, da sich darin alle die gemachten Vorwürfe aus dem Manifest des Czaren wiederholten.

Es führte aber auch diese Vorlesung zurück auf die

Fortsetzung der Untersuchung gegen Alexei und seine Genossen, die schon in Moskau begonnen hatte.

Dort hatte er in der Stiftskirche dieser Hauptstadt vor dem Altar auf das Evangelium und das Crucifix geschworen, daß er ohne Rückhalt und Hehl dem Czaren, wie vor Gott, entdecken wolle, was seine Entweichung betreffe. Er hatte erklärt, daß er den Tod erleiden wolle, sofern er Etwas wissentlich verheimlichen sollte. — Der Czar hatte ihm angedeutet, daß nur diese unbegrenzte Entdeckung die Bedingung seiner Begnadigung sei.

Gleich am folgenden Tage wurden ihm sieben Fragen zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt.

Der Moment war ein sehr ernster. Er sollte entscheiden über Leben und Tod. Noch einmal ermahnte der Czar, in einem eigenhändigen Zusatz auf diese Frageartikel, den Prinzen, ja Alles herauszusagen und zu bekennen, wie im Beichtstuhl. „Denn," so hieß es weiter, „gestern ist Euch vor Männiglich angedeutet worden, daß, so Ihr Etwas verschweigt, das nachmals herauskommt, der Euch ertheilte Pardon null und nichtig sein soll."

Alexei, wie schwer es ihm auch wurde, seine nächsten Freunde und Vertrauten zu verrathen, konnte nun doch in seiner niedergeschriebenen Antwort nicht läugnen, daß, als er sich in seinem ersten Schreiben an den Czaren der Thronfolge für unwürdig erklärt und das Kloster gewählt habe, dieses auf Alexander Kikin's und Nikifor Basemskoj's

Rath geschehen sei, die ihm zu verstehen gegeben hätten, daß, da kein anderes Mittel vorhanden sei sich zu retten, er so antworten müsse, wenn gleich er so nicht gesinnt sei.

„Kikin," fügte er hinzu, „machte mir Vorwürfe, daß ich nicht schon früher entflohen sei. — „„Aber geschehene Dinge,"" sagte er, „„lassen sich nicht ändern."" — „„Auch nagelt man nicht Mönchskutten auf den Kopf. Sie lassen sich immer wieder ausziehen und an den Haken hängen.""

Auch habe der Fürst Wassili Dolghoruki gleichfalls zur Entsagung gerathen und hinzugefügt: „Stellt tausend Verschreibungen aus; wer weiß, wie es geht, wenn die Sache sich ereignet."

Ferner bekannte er: als sein Vater ihn nach Kopenhagen gerufen, habe er diese Gelegenheit zur Entweichung für die günstigste erkannt. Um diese Flucht habe Anfangs Niemand gewußt, als Kikin und Iwan Affonassiew. Der Letztere habe ihm Verschwiegenheit versprochen; habe ihn aber gewarnt: er solle bedenken, was er thue.

Kikin, der ihm den Rath gegeben, nach Wien zu gehen, habe gesagt: „Schickt Euer Vater Jemanden nach Euch aus, der Euch zur Rückkehr bewegen soll, so folgt ihm nicht! Er läßt Euch öffentlich den Kopf abschlagen."

Auf weitere eindringliche Fragen nannte der Czarewitsch noch mehrere Mitwisser, als Friedrich Dubrowsky,

der ihm gesagt habe, es hätten schon Viele seines Ranges Rettung in der Flucht gefunden. Seine Verwandten würden ihn nicht verlassen. Ferner nannte er Ebelakoff, der es gewußt, daß Kikin ihm einst gerathen, nach Frankreich zu entfliehen. Endlich gestand er noch, nachdem seine Maitresse Euphrosine bekannt hatte, es von ihm selbst gehört zu haben, daß er seiner Schwester Maria Alexiewna entdeckt habe, er wolle sich verbergen. Mitleiden mit ihr, fügte Alexei entschuldigend hinzu, habe ihn bewogen, dieses so lange zu verschweigen.

Alexei hatte die Bedingung seiner Begnadigung, alle Mitwissende zu entdecken, Anfangs nicht in dem Umfange erfüllt, wie es der Czar erwartet hatte. Diese Verschweigung, aus Scheu, geliebte Personen in sein Unglück zu verwickeln, so verzeihlich und edel sie auch in ihren Beweggründen war, so verderblich wurde sie doch ihm selbst, denn Alexei wurde im Lauf der Untersuchung durch Aussagen anderer Personen noch stärker compromittirt, als durch sein schonendes Verschweigen mancher Theilnehmer.

Es trat dadurch immer deutlicher hervor, wie hinterlistig er gehandelt hatte, indem er stets, trotz des an Eides Statt ausgestellten schriftlichen Verzichts auf die Krone, sich mit Plänen und Absichten beschäftigt hatte, dieselbe anzunehmen, sobald es günstigere Umstände, selbst bei Lebzeiten seines Vaters, gestatten würden.

Diese Absichten gingen ganz deutlich aus bewiesenen mündlichen Bemerkungen seinerseits und aus Briefen hervor. Die stärksten Beweise dafür lagen am Ende in seinen eigenen Bekenntnissen.

Ueber seine Aeußerungen war einer der stärksten Belastungszeugen gegen ihn der Freund Kikin's, Iwan Affonassiew, der bezeugte, daß Alexei oft gesagt: „Gedenket meiner Worte! Ihr werdet sehen: Petersburg wird nicht lange bestehen." — Ferner: daß er einst seinen Unwillen über den Fürsten Trubezkoi und den Grafen Gholowkin ausgesprochen habe, weil sie ihm, wie er sich ausdrückte, „sein teuflisches Weib an den Hals geworfen hätten." Er habe Beide in seiner Wuth mit dem Tode bedroht, und als Affonassiew ihn warnend gefragt, warum er so frech rede, da habe Alexei ausgerufen: „Es lebe das gemeine Volk! Ich frage nicht ein Haar nach allem Andern. Finde ich nur meine Gelegenheit, daß mein Vater nicht in meiner Nähe ist, so will ich den Erzbischöfen ein Wort ins Ohr raunen. Die sollen es den Popen und ihren Zuhörern sagen. Dann bin ich sicher, sie werden mich auch wider meinen Willen auf den Thron heben."

Euphrosine gab Zeugniß von einer Aeußerung des Czarewitsch über ein Zeitungsgerücht, das nach seiner Flucht in Petersburg entstanden war, nämlich daß man dort von einem Aufruhr redete, der in Mecklenburg unter den russischen Truppen ausgebrochen sei; auch daß man

dem Czaren nach dem Leben trachte. Die Sage gehe nämlich: man wolle die Czarin Katharina mit ihrem Sohne Peter dahin bringen, wo die alte Czarin Eudoria sich befinde; Diese aber nach Moskau führen und Alexei auf den Thron setzen. — Dieses Zeitungsgerücht habe Graf Schönborn aus der Zeitung: „Bleier's Nachrichten" dem Prinzen mitgetheilt, und Dieser habe das Gerücht von einem Aufruhr unter den russischen Soldaten in Mecklenburg seiner Geliebten erzählt und sich darüber gefreut, mit dem Ausrufe: „Seht Ihr wohl; Gott ist dabei!"

Die eigenhändigen Briefe des Czarensohnes, welche dessen Schuld bezeugten, waren aus Neapel datirt, und zwar gleich nach seiner Ankunft auf St. Elmo. Der eine war an den russischen Senat in St. Petersburg, der andere an die Erzbischöfe, und ein dritter, eben daher, aber später, an den Erzbischof von Kiew geschrieben.

An den Senat hatte er geschrieben: „Ihr werdet, so wie die ganze Welt, über meinen Aufbruch aus dem Lande verwundert sein. Die steten harten Begegnungen haben mich gezwungen, mein geliebtes Vaterland zu verlassen. Man gedachte mich zu Anfang des Jahres 1716 in ein Kloster zu stecken, ohne daß ich's durch Etwas verschuldet hätte. Keinem unter Euch kann es unbewußt sein. Allein der barmherzige Gott hat mir ausgeholfen, da er mir eine Gelegenheit zeigte, mich zu entfernen. Ich lebe jetzt wohl und gesund unter dem Schutze einer gewissen

hohen Person, bis mich Gott, der mich erhalten hat, in mein liebes Vaterland zurückruft. Ich bitte Euch, mich sodann nicht zu verlassen. Fürjetzt glaubt nicht den Zeitungsnachrichten, die man etwa aus Begier, mich aus dem Gedächtniß der Menschen zu tilgen, von meinem Tode ausstreuen möchte. Gott hält mich in seinem Schutz, und meine Wohlthäter verlassen mich nicht."

In einem ähnlichen Sinne waren auch die anderen erwähnten Briefe an die Erzbischöfe und ganz besonders an den Erzbischof von Kiew geschrieben.

Die beiden erstgedachten Schreiben, an den Senat und die Erzbischöfe, waren nicht nach Rußland abgegangen. Man hatte sie in Wien zurückbehalten; aber die Entwürfe dazu waren unter den Papieren des Prinzen gefunden worden.

Alexei konnte alle diese bewiesenen Thatsachen, als sie ihm vorgehalten wurden, nicht läugnen; was aber die Reden betraf, so entschuldigte er sich mit Trunkenheit. Er gestand auch, die drei Briefe geschrieben zu haben; doch suchte er sich zu entschuldigen, indem er wenigstens zu den beiden zuerst gedachten Briefen gezwungen gewesen sei. Als er nämlich aus Tyrol nach Neapel gebracht worden, habe ihn der Secretair des Grafen Schönborn, Kayl, zu dem Secretair des Vice-Königs, Namens Weingarten, geführt und Dieser habe ihm gesagt, da man in Rußland vorgegeben, daß er gestorben oder nach Sibirien gebracht

worden sei, so wäre es nöthig, daß er den Senat und die Bischöfe durch eigenhändige Schreiben überzeuge, daß er noch lebe. Wenn er das nicht thue, so werde man ihm weiter keinen Schutz gewähren können. — Der Secretair sei auch nicht aus dem Zimmer gewichen, bis er diese Briefe geschrieben. Er habe dabei voraussetzen müssen, daß dieses der ausdrückliche Wille und Befehl des Kaisers sei, unter dessen Schutz er sich begeben gehabt habe.

Der kaiserliche Hof läugnete natürlich die Wahrheit dieser Thatsachen, indem weder der Kaiser, noch der Graf Schönborn dazu Befehl gegeben habe. Dennoch können sie wahr gewesen sein; denn bekanntlich macht sich die Diplomatie, im Interesse der Politik, kein Gewissen aus einer Lüge.

Aber, wie gesagt, mehr noch als alle diese Beweise belasteten ihn seine eigenen Geständnisse. Er hatte in dem aufgefundenen Entwurfe an den Senat geschrieben: „Ich bitte Euch, mich *sodann* nicht zu verlassen." Dieses Wort: „sodann" war zweimal geschrieben, aber zweimal wieder ausgestrichen gefunden worden. Auf die Frage an den Czarewitsch, was er dabei für eine Absicht gehabt habe, antwortete er: „Meine Absicht ist es gewesen, man sollte den Brief unter das Volk verbreiten, damit es sich dadurch desto mehr auf meine Seite wende und durch Bitten und Drohen, oder sonst sich für mich erkläre. Indeß nachher habe ich dieses für un-

recht gehalten und das Wort „sodann" wieder ausgestrichen."

Ueber die Aeußerung wegen des Aufstandes gab er zu vernehmen: „Als ich die Nachricht von dem Aufstande erfuhr, habe ich mich allerdings darüber gefreut, und in dieser Freude habe ich gesagt: Gott möchte nicht geben, daß die Sachen meines Vaters nach Wunsche gingen! Und wäre die Sache wahr gewesen, und man hätte mich gefordert, so wäre ich freilich zu den Mißvergnügten gestoßen. Vor meines Vaters Absterben würden sie, dachte ich, mich nicht fordern; denn daß sie meinen Vater bei seinem Leben vom Throne stoßen wollten, habe ich nicht geglaubt. Hätten sie mich aber auch schon bei seinem Leben gerufen, so würde ich, wenn sie stark genug gewesen wären, sich zu halten, wahrscheinlich zu ihnen übergegangen sein."

Alle diese wesentlichen Punkte wurden jetzt aus den Protokollen der Acten dem Prinzen im Beisein des Czaren in dieser öffentlichen Versammlung wieder vorgelesen. Es wurde ihm vorgehalten, daß er zur Versicherung der väterlichen Gnade und der erhaltenen Verzeihung viele Personen, Briefe und Thatsachen verschwiegen und dadurch die Absicht an den Tag gelegt habe, Alles von Neuem zu unternehmen, was er bisher nicht habe zu Ende bringen können.

Nochmals bekannte der Prinz jetzt öffentlich, daß er

alles Desjenigen, was die Acten enthielten, sich schuldig gemacht habe.

12.

Der Czar verlangt von den geistlichen und weltlichen Ständen Entscheidung über Alexei's Schuld. — Letzte Bekenntnisse Desselben.

Der Czar erließ jetzt eine Aufforderung an die geistlichen und weltlichen Stände.

Von den ersteren forderte er ihr gründliches Urtheil darüber, welche Strafe seines Sohnes Verbrechen, das dem Verbrechen des Absalom gleiche, nach den göttlichen Gesetzen, nach der heiligen Schrift und den Geboten der Kirche verdiene. „Ich setze," schrieb er, „mein Vertrauen auf Euch, als die Bewahrer der göttlichen Gesetze, als getreue Hirten der christlichen Gemeinde und als wohlgesinnte Vaterlandsfreunde, und beschwöre Euch beim jüngsten Gerichte und Eurer Weihe, ohne einige Verstellung und Furcht die Wahrheit zu sagen."

Die weltlichen Stände, Minister, Senatoren, Kriegs- und Civilbeamten forderte er auf, die Sache mit Ernst zu untersuchen. „Denn," so schrieb er, „ich schwöre Euch vor Gott und dem jüngsten Gerichte, daß Ihr durchaus Nichts zu fürchten habt. Seht ja nicht darauf, daß Ihr ein Urtheil über den Sohn Eures Oberherrn

sprechen müßt. Redet ohne Ansehen der Person die Gerechtigkeit, und verwahrloset weder Eure, noch meine Seele, damit uns unser Gewissen an jenem Tage nicht verklage, noch unser Vaterland Schaden nehme."

So rückte das schwere Verhängniß des Unterganges durch eigene Schuld dem unglücklichen Czarewitsch immer näher auf den Leib. Noch aber sollten die Qualen einer schmachvollen Untersuchung nicht enden. Oeffentlich mußte er noch auf einige Fragen Rede und Antwort geben.

„Was war der Zweck Eurer Aeußerung," lautete die eine Frage, „daß Ihr Euch auf das gemeine Volk verlassen und wenn es Zeit sei, den Erzbischöfen ein Wort ins Ohr raunen wolltet? — was war Sinn und Absicht dieser Worte? auf wessen Beistand habt Ihr Euch eigentlich verlassen, und wer war der Erzbischof, auf den Ihr am Meisten gerechnet, und welche Zeit meintet Ihr damit, daß Ihr sie, während der Abwesenheit Eures Vaters, in Acht zu nehmen gesonnen gewesen?"

Der Prinz antwortete mit Besonnenheit:

„Ich habe mich darum auf das Volk verlassen, weil mir Viele, namentlich Nikifor, Basemskoi, Dubrowsky, Affonassiew und mein Beichtvater, der Erzpriester Jakob, versichert hatten, daß ich von dem Volke geliebt sei. Mein Beichtvater hatte noch hinzugefügt: „„Wenn man die Gesundheit des Thronerben trinkt, so wird damit auf die Hoffnung Rußlands getrunken."" Ja noch mehr,"

fuhr der Prinz ungefragt fort, „als ich diesem Beichtvater einst gebeichtet hatte, daß ich wünsche, mein Vater sei todt, so hat Derselbe geantwortet: „„Gott wird es Euch vergeben! Wir Alle wünschen es auch!““

„Auch auf den Erzbischof Resan,“ fuhr er fort, „habe ich gerechnet, seitdem ich gehört, daß Derselbe in einer Predigt meiner günstig gedacht hat. Ueberhaupt hatte ich mein Vertrauen auf Diejenigen gesetzt, die es mit den alten Sitten hielten, und Diese habe ich leicht an ihren Gesprächen, an ihrem Lobe der vorigen Weise und ihrem Mißfallen über des Vaters Neuerungen erkannt. Bestärkt wurde ich in diesem Vertrauen durch Wassili Dolghoruki's Rede, als Dieser mir gesagt: „„Ihr möget immer Eurem Vater so viel Verzichtbriefe geben, als er verlangt. Ihr besitzt mehr Verstand als Euer Vater, und werdet die Klugen besser zu unterscheiden wissen, als es Euer Vater vermag.““

„Solche Aeußerungen von Unzufriedenen,“ erklärte der Czarewitsch weiter, „habe ich seit langer Zeit aufgeschrieben, und obgleich ich mit ihnen nicht im Briefwechsel gestanden habe wegen meines Vorhabens, auch bei diesen Personen eben keine Neigung verspürt habe, mir behülflich zu sein, so habe ich doch gegen dieselben eine vorzügliche Geneigtheit bewiesen und mich ihnen als ein Anhänger des alten Herkommens zu erkennen gegeben, und habe mich deswegen auf sie verlassen.“

13.

Alexei's Vertheidigung.

Einen höchst merkwürdigen Zug, der von psychologischer Selbsterkenntniß zeugte, war die Antort, welche er ohne Zuziehung eines Rechtsbeistandes gab auf das weitere Andringen des Czaren, daß er die Beweggründe angeben solle, wodurch er zu so gefährlichen Entschließungen sich habe hinreißen lassen, anstatt bemüht zu sein, durch die Mittel, welche er, als sein Vater, ihm an die Hand gegeben habe, sich die Thronfolge zu sichern.

Diese Antwort war eine kurze und schlagende Vertheidigung, welche alle Vorwürfe, die der Czar ihm gemacht hatte, auf Diesen zurückwarf. Es war der Vorwurf einer unverantwortlichen Vernachlässigung seiner Erziehung, hier, als einziger und tiefgreifender Vertheidigungsgrund gegen seine Schuld, mit einfachen Worten vorgetragen. Diese lauteten also:

„Von meiner ersten Kindheit an sah ich nur meine Hofmeisterin und ein Kammermädchen um mich, von denen ich Nichts als Spiel und Zeitvertreib im Zimmer, Nichts als scheinheiliges Wesen erlernen konnte. Nicht viel Besseres lehrten mich die nachher mir zugegebenen Personen. Zwar sandte man mir nun auch Lehrer, die mir die

deutſche Sprache und andere Wiſſenſchaften beibringen ſollten. Aber war es ein Wunder, daß mir bei ſolchen Umgebungen jede Anſtrengung verhaßt ward? Nichts trieb ich mit Ernſt, und ſo haftete Nichts. Mein Vater, der oft bei der Armee oder ſonſt abweſend war, hatte dem Fürſten Mentſchikoff die Aufſicht über mich anbefohlen. Auch mußte ich mich anſtrengen, ſo lange er zugegen war. Sobald er aber den Rücken wandte, ſchmeichelten die Narüſchkin (Verwandte der Czarin Eudoxia) und die Baſenowskoi wieder meinem Hange zur Trägheit, und beſuchten mit mir die Prieſter und Mönche, die ſich mit uns dem Geſöffe hingaben.

„Was dieſe Leute thaten, ſchien mir gut gethan zu ſein, denn von meiner Kindheit an war ich gewohnt geweſen ihnen zu folgen, ſie zu fürchten und ihnen in Allem gefällig zu ſein. Dieſe Leute waren es denn auch, die mich durch dergleichen Ausſchweifungen je länger je mehr von meinem Vater abzogen. So bekam ich allmählich einen Abſcheu vor allen Kriegsübungen. Alles, was mein Vater that, ward mir ein Gräuel, und mit Abſcheu ſah ich endlich auf ſeine Perſon. Nichts war mir wünſchenswerther, als immer nur fern von ihm zu ſein. Meines Vaters gutgemeinte Maßregel, da er mir die Reichsſtatthalterſchaft zu Moskau auftrug, ſah ich nur als ein Mittel an, um die Lüſte, woran ich unter Prieſtern, Mönchen und anderem Geſindel gewöhnt war, beſſer zu

befriedigen. Alexander Kikin trug, wenn er um mich war, das Seinige dazu bei, mich in diesem unordentlichen Leben zu bestärken. Der Aufenthalt im Auslande nützte mir wenig; ich war schon zu erwachsen, und die böse Gewohnheit hatte zu tiefe Wurzel bei mir geschlagen, als daß ich sie hätte ausreuten können. Da ich einmal vom rechten Pfade verirrt war, und mich entschlossen hatte, mich meinem Vater in Nichts nachzubilden, so war auch der Uebergang zu dem Entschlusse leicht, eher auf jedem andern, als dem mir vorgezeichneten, gebührenden Wege zur Erbfolge zu gelangen, ja selbst des Kaisers bewaffneten Beistand zu dem Ende nicht abzulehnen."

14.

Gutachten der Geistlichkeit und Urtheil der weltlichen Stände.

Das gutachtliche Bedenken der Geistlichkeit erwog die in dieser Vertheidigung Alexei's liegenden Gründe für Milde und Billigkeit des Urtheils. Sie erwog menschlich fühlend, daß dadurch ein großer Theil der Schuld des Prinzen auf den Czaren selbst, oder vielmehr, wie sie entschuldigend sagte, auf den Drang der gebieterischen Umstände der Zeit zurückgeschoben wurde. Bevor noch das Urtheil der weltlichen Stände gesprochen war, übergab die Geistlichkeit dem Czaren ihre Denkschrift, die den Titel führte: „Bedenken ꝛc."

Sieben Erzbischöfe, vier Archimandriten und mehrere andere Geistliche hatten sie unterschrieben.

Nachdem in dieser Denkschrift sorgfältig und mit der gelehrten Pedanterie jener Zeit alle Beispiele aus der heiligen Schrift über kindlichen Ungehorsam und ihre strengen Vorschriften wegen dessen Bestrafung aufgeführt, auch mit dem heiligen Chrysostomus Gott gepriesen worden war, der zwar die Kinder zu lieben, aber der Liebe dennoch Grenzen zu setzen geboten habe, so schloß das Bedenken mit den Worten: „Will also unser Herr den Gefallenen strafen nach seinen Thaten, so hat er die Exempel des alten Testaments für sich. Will er aber Barmherzigkeit üben, so hat er für sich das Beispiel Jesu Christi selber, welcher den verlorenen Sohn, als er durch Buße wiederkehrt, aufnimmt, und die auf frischer That ergriffene Ehebrecherin, welche nach den Gesetzen sollte gesteinigt werden, frei entläßt, und mehr Gefallen hat an Barmherzigkeit denn am Opfer. Auch das Exempel David's hat er für sich, der seinen Sohn Absalom, der ihn doch verfolgte, zu schonen gebot."

Das Bedenken schloß mit den Worten: „Nun, das Herz des Czaren steht in Gottes Hand! Er wähle, wozu die Hand Gottes dasselbe lenken wird." Diesem schönen, würdigen Bedenken des geistlichen Standes, das der Menschlichkeit eben so sehr wie der Religion zur Milderung der Gerechtigkeit entsprach, stand um so schärfer entgegen

das strenge Strafurtheil, welches die Versammlung der weltlichen Stände über den unglücklichen Prinzen gefällt hatten.

Es war sechs Tage später, nachdem jenes geistliche Bedenken abgegeben war, also am 24. Juni (5. Juli) 1718, als das richterliche Urtheil der weltlichen Stände erfolgte.

Dieses entsetzliche Urtheil ging in seinen Entscheidungsgründen davon aus, daß Alexei, da er auf das Schreiben des Czaren vom 4. October 1717 nicht sofort freiwillig zurückgekehrt sei, sich der ihm wegen seiner Flucht in diesem väterlichen Schreiben verheißenen Verzeihung verlustig gemacht habe, und wenn auch später, am 3. Februar 1718, im Kreml zu Moskau der Czar seinem Sohne auf's Neue Verzeihung aller seiner Uebertretungen versprochen habe, so hätte doch der Prinz die ausdrückliche und wiederholte Bedingung jener Verzeihung, daß er alle begangenen und vorgehaltenen Verbrechen und deren Theilnehmer wie im Beichtstuhle entdecken solle, nicht erfüllt, vielmehr mehrere Personen, mit denen er im Verständniß gestanden und mehrere Hauptpunkte, insonderheit sein Vorhaben einer Empörung gegen seinen Vater und Herrn, und seine lange ausgesponnenen und unterhaltenen schlimmen Praktiken, um den Thron seines Vaters sogar bei dessen Lebzeiten an sich zu reißen, bis ans Ende verschwiegen, so daß die Wahrheit erst durch den peinlichen Proceß von ihm habe herausgebracht werden müssen. Da nun aus dieser

Verschweigung erhelle, daß seine Absicht gewesen sei, sich für die Zukunft Mittel vorzubehalten, um bei günstiger Gelegenheit sein Vorhaben wieder zur Hand zu nehmen und sein schreckliches Unternehmen gegen seinen Vater und Herrn und gegen das ganze Kaiserthum zu vollenden, so habe er sich der ihm versprochenen Gnade unwürdig gemacht.

Nach dieser Einleitung fährt das Urtel mit folgenden Worten fort:

„Ihn trifft das Gesetz, so Gott den Juden gegeben. „„Wenn Jemand,"" so heißt es im 5. B. Mose XXI., 18—21. — „„einen eigenwilligen und ungehorsamen Sohn hat, der seines Vaters und seiner Mutter Stimme nicht gehorchen will, so soll ihn sein Vater und seine Mutter greifen und zu den Aeltesten der Stadt führen, und zu dem Thore desselben Ortes, und zu den Aeltesten der Stadt sagen: Dieser unser Sohn ist eigenwillig und ungehorsam, und gehorchet unserer Stimme nicht, und ist ein Schlemmer und Trunkenbold; so sollen ihn steinigen alle Leute derselbigen Stadt, daß er sterbe, und sollst also den Bösen von Dir thun, daß es ganz Israel höre und sich fürchte.""

„Ihn treffen weiter und besonders die russischen Reichssatzungen und das czarische Kriegsrecht. Schon das alte russische Gesetz bestraft (Kap. I, Statut 2 der Uloschenin) nicht nur Diejenigen, die ein gefährliches Vorhaben gegen den Czaren und dessen Regierung *begannen*, sondern auch Diejenigen, die überwiesen worden

sind, daß sie ein solches Vorhaben ausrichten wollten, mit dem Tode.

„Noch deutlicher bestimmt solches das czarische Kriegsrecht von 1717, Kap. 3, Art. 19, und dessen Erklärung, auch Kap. 16, Art. 27: „„„Mit gleicher (Todes-) Strafe"" — heißt es hier — „„„sollen auch Diejenigen belegt werden, die zwar ihr lasterhaftes Vornehmen (die Verrätherei gegen den Czaren) nicht zu bewerkstelligen vermocht, aber überführt worden sind, daß sie den Willen und die Begierde dazu gehabt haben.""

„Dieses Willens, dieser Absicht, eine Rebellion gegen seinen Souverain anzustiften, ist der Prinz überführt; schuldig ist er des Verbrechens eines doppelten Vatermordes, denn der Souverain, gegen den er sich hat auflehnen wollen, war ihm nicht nur als Vater des Vaterlandes, sondern auch als ein leiblicher Vater heilig, der ihn von der Wiege an, bei aller Gelegenheit, mit väterlicher Sorgfalt, mit Zärtlichkeit und Güte erzogen, der ihn zur Regierung zu bilden, besonders mit unglaublicher Mühe und unermüdlichem Fleiß in der Kriegkunst zu unterrichten gestrebt, und zur Thronfolge in dem großen Kaiserreiche geschickt zu machen getrachtet hat. Und so trifft denn auch ihn die Strafe des Gesetzes.

„Mit bekümmertem Herzen und thränenvollen Augen fällen wir ein Urtheil, denn wir sind Knechte und Unterthanen, denen es nicht gebührt, in so wichtiger Sache

über den Sohn unseres Oberherrn zu richten. Weil es aber des Czaren Wille ist, daß wir richten sollen, so erklären wir den Czarewitsch Alexei Petrowitsch des Todes schuldig. Das Urtheil bleibt unseres Monarchen souverainer Macht und gütiger Revision anheimgestellt. Aber wir sprechen diese Verdammung zum Tode mit einem so reinen, christlichen Gewissen aus, daß wir sie vor dem gerechten Gerichte des großen Gottes uns zu verantworten getrauen."

Hundert sechs und zwanzig richtende Minister, Senatoren, Generale und Officiere unterschrieben dieses Urtheil, und die nicht schreiben konnten, machten das Zeichen des heiligen Kreuzes darunter, und ließen daneben ihre Namen unterschreiben. Der Erste, der unterzeichnete, war Mentschikoff. Aber der Leiter des ganzen Criminalverfahrens war Tolstoi gewesen. Auch er hatte unterzeichnet. *)

15.

Verkündigung des Urtels an Alexei. — Dessen Tod.

Peter der Große war schmerzlich überzeugt, daß die Wohlfahrt des ihm von Gott anvertrauten Staates geboten

*) Alle mitgetheilten Umstände aus dieser merkwürdigen und beklagenswerthen Criminalgeschichte sind entnommen aus der in Hamburg 1718 gedruckten Schrift: „Acta des Inquisitions-Processes gegen den Czarewitsch." — S. auch Weber I. S. 258 f.

habe, dieses öffentliche Gericht über seinen unglücklichen, verirrten Sohn zu verhängen.

Noch aber war er nicht entschlossen, ob dieses strenge Urtheil feierlich eröffnet und ob es vollstreckt werden sollte, oder ob er Gnade für Recht ergehen lassen könne.

Katharina, die während des ganzen Laufs dieses unglücklichen Processes bemüht gewesen war, die Gesinnungen ihres Gemahls gegen den Sohn zu mildern, hatte auch jetzt den Czaren zu bewegen gesucht, daß er das Urtheil dem Prinzen nicht förmlich verkündigen lassen, sondern den Unglücklichen sofort in ein Kloster einsperren lassen möge.

„Die Schande," sagte die kluge Frau und Fürstin, „welche eine solche öffentliche Verurtheilung nach sich ziehen muß, würde auch die Kinder des Verurtheilten treffen, und eines dieser Kinder kann es doch möglicher Weise sein, welches einst den Ruhm des russischen Thrones erhalten muß, da die schwache Leibesbeschaffenheit unseres Sohnes, des zum Thronerben ernannten Prinzen Peter, Demselben ein langes Leben nicht verspricht."

Diese merkwürdige Vorahnung einer um ihren Liebling besorgten Mutter — die nicht lange nachher in Erfüllung gehen sollte — hatte auf Peter einen tiefen Eindruck gemacht. Er selbst erzählte damals diese Aeußerung seiner Gemahlin dem Herzoge von Holstein. *)

*) Wie Passewitz mittheilt in seinen Éclaircissements in Büsching's Magazin, IX. S. 318.

Noch einmal kämpfte Peter den schweren Kampf zwischen der Nachsicht, welche das Vatergefühl, und der Strenge, welche die Regentenpflicht forderte. Vor seinen geistigen Augen gingen alle die Verbesserungen, welche Rußland seinem Genius zu danken hatte, vorüber, gefolgt von dem Gedanken, wie alle diese Schöpfungen zerfallen würden, wenn Alexei, dieser Vernichter des Fortschritts, ihn überleben, und vielleicht von seiner Partei auf den Thron gehoben werden sollte. Er dachte an den großen Römer Brutus, der seine eigene Tochter geopfert hatte. Dennoch vermochte er es noch nicht, sich für den Tod seines Sohnes zu entscheiden, aber bis zu diesem letzten entscheidenden Augenblicke wollte er der Gerechtigkeit ihren freien Lauf lassen. Des Sohnes Tod zu befördern, mochte dabei nicht seine Absicht gewesen sein; aber er hatte die Ueberzeugung, daß, wenn er am Leben bliebe, die Schmach der öffentlichen Verkündigung eines von mehr als hundert der bedeutendsten Männer des Staats gesprochenen Todesurtheils das einzige Mittel sein würde, es ihm unmöglich zu machen, dereinst auf den Czarenthron erhoben zu werden. In diesem Spruche lag ja der moralische Tod, und kein Russe — so meinte er — würde ehrlos genug sein, einen so Geächteten als seinen Oberherrn anzuerkennen.

Und so erschien denn der für Alexei so verhängnißvolle Tag der Eröffnung des Urtels. Es war der 25. Juni (6. Juli) 1718, einen Tag nach dem Spruche desselben,

als Alexei früh Morgens durch eine starke Wache aus der Festung in den Gerichtssaal des Senats geführt wurde.

Dort waren wieder alle seine zahlreichen Richter und die ganze höhere Geistlichkeit versammelt. Noch einmal mußte er hier das beschämende Bekenntniß wiederholen, dann die Vorlesung seines Urtheils anhören. Der Ausspruch, daß er des Todes schuldig sei, machte auf ihn einen furchtbar erschütternden Eindruck. Er verfiel in Krämpfe, und mußte, mehr getragen als geführt, in sein Gefängniß zurückgebracht werden.

Das Uebel, welches ihn ergriffen hatte, artete bald in convulsivische Zufälle aus, welche ihn des Bewußtseins beraubten.

Doch am folgenden Morgen hatte er sich in so weit erholt, daß er die Sacramente empfangen und den Wunsch äußern konnte, noch ein Mal seinen Vater zu sehen — ein Beweis, daß sein Herz noch nicht so gänzlich verhärtet war, wie es nach der Untersuchung den Anschein gewinnen konnte.

Der Czar hatte indeß die Nachricht erhalten, daß der Prinz in Folge der Gemüthsbewegung vom Schlage getroffen sei und sich in Lebensgefahr befinde. Er ließ sogleich alle Senatoren und Geheimräthe um sich versammeln.

Noch während der Versammlung wurde dem Czaren

gemeldet, die Gefahr habe so zugenommen, daß zu besorgen sei, der Prinz würde den Tag nicht überleben.

Der Czar verfügte sich sogleich, gefolgt von allen Versammelten, zu dem unglücklichen Sohne. Es war eine rührende, erschütternde Scene. Der Czar war davon eben so ergriffen, als sein Sohn; der Unterschied war nur der, daß Jener, ein starker Charakter, sich zu fassen wußte, Dieser dagegen, ohne alle Seelenstärke und leiblich hinfällig, als ein Sterbender und völlig Zerknirschter ihn mit Thränen im brechenden Auge und mit gefalteten Händen empfing.

So bekannte der Kranke wiederholt, daß er sich schwer an Gott und seinem Vater versündigt habe; er sei unwerth des Lebens, und hoffe von dieser Krankheit nicht zu genesen. Nur flehe er den Czaren an, vor seinem Ende den Vaterfluch, welchen er auf ihn gelegt, von ihm zu nehmen und ihm seine Verbrechen zu verzeihen. Er fügte hierzu die wehmüthige Bitte, daß ihm der Czar den Vatersegen gewähren und für seine Seele beten lassen möge.

Von allen Anwesenden blieb keiner ungerührt bei dieser herzergreifenden Scene. Auch der Czar war davon mächtig ergriffen. Doch bald sammelte er sich und redete mit Würde und tiefer Empfindung. Er verzieh seinem unglücklichen Sohn alle Schuld der Vergangenheit, gab ihm seinen väterlichen Segen, und zog sich mit seinem Gefolge zurück.

Die Beängstigung des Kranken nahm in bedenklicher Weise von Minute zu Minute mehr zu. Noch am Abend desselben Tages äußerte er das herzlichste Verlangen, noch einmal und zum letzten Male seinen Vater zu sehen. Mit dieser letzten Bitte des unglücklichen Prinzen wurde der Major Otschakow zu dem Czaren gesandt. Dieser trug Anfangs Bedenken, sich selbst und seinen sterbenden Sohn noch einmal der Aufregung einer solchen Zusammenkunft auszusetzen. Aber auf die Bitten der Anwesenden und namentlich Katharina's überwand er das schmerzliche Gefühl, das ihm diese Abschiedsscene von einem, durch seine furchtbare väterliche Strenge an den Rand des Grabes gebrachten Sohne einflößen mußte, und er bestieg ein Boot, um sich noch einmal zu ihm in das Staatsgefängniß zu begeben.

Doch kaum war er vom Lande abgestoßen, als ihm vom jenseitigen Ufer her die Nachricht gebracht wurde, daß der Czarewitsch Alexei bereits verschieden sei. *)

*) Wie es bei großen historischen Ereignissen, wobei Parteileidenschaften ins Spiel treten, nicht an Verfälschung der Geschichte, sowohl durch Gerüchte, als durch Parteischriften, zu fehlen pflegt, so auch hier. — In Büsching's Magazin III. 224. IX. Vorr. S. 5. steht die gewagte Behauptung: „Der Czarewitsch ist ganz gewiß geköpft worden. Der General Adam Adamitsch Weide, der 1721 starb, hat ihm auf des Czaren Befehl den Kopf abgeschlagen." In von Haven's Reise durch Rußland S. 21. steht eine Aeußerung, welche diese Nachrede zu bestätigen scheint. Es heißt darin: „Ich erin-

Nun blieb Nichts übrig, als dem Unglücklichen noch die letzte Ehre zu erweisen.

Es lag eine traurige Ironie darin. Der im Leben Verfolgte und Entehrte sollte im Tode noch geehrt werden. Zugleich aber war es der Gedanke „der Tod versöhnt

---

nere mich nicht eigentlich, ob es der Herr von Huysen, oder ein Anderer war, der mir sagte, daß alle die gedruckten Nachrichten von des Kronprinzen Fall unzuverlässig wären. Man schreibe gemeinialich, als ob er vor Alteration über sein Todesurtheil im Gefängniß gestorbn sei. So viel ist aber gewiß, daß dieser Prinz des Morgens noch frisch gewesen, des Abends aber fand man ihn schon auf einem prächtigen Paradebette mit einem dicken Tuche um den Hals." — Dagegen nimmt Bassewitz, einer der aufrichtigen Verehrer des Czaren, in Büsching's Magazin unter dem Titel eines Aufsatzes: „Eclaircissement de Bassewitz" (Büsching's Magazin IX. pag. 318.) das Wort für die Widerlegung solcher Gerüchte und für die Vertheidigung des Czaren. Wir theilen aus dessen französisch geschriebenem Aufsatz das Wesentlichste mit: „Einige," sagt er, „hegen den Verdacht, daß der Czar den Tod des Prinzen durch Gift habe beschleunigen lassen (also wieder eine andere Anschuldigung als die der Enthauptung, was beide Todesarten unwahrscheinlich macht), Andere, daß man seinen Tod durch zu starke Aderlässe, unter dem Schein, ihm helfen zu wollen, absichtlich herbeigeführt habe. Aber wenn es sich um Nichts gehandelt hätte, als sich seiner im Stillen zu entledigen, wozu denn einen so regelmäßigen Proceß einleiten und durchführen? — Diese so aufregende und gefährliche Zurüstung, konnte sie einen heimlichen Mord verhüllen? — Es ist gewiß, daß der Czar ihm das Leben schenken wollte und nur die Absicht hatte, ihn zu brandmarken, um ihn moralisch unfähig zur

Alles!" welcher auch hier am Ende dieser großen historischen Tragödie das versöhnende Element brachte.

Die Leiche des Unglücklichen wurde zwei Tage lang auf dem Paradebett in der schwarz behangenen Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgestellt. Tausende von geweihten

---

Thronfolge zu machen, die er schon seinem jüngsten Sohne, dem Prinzen Peter, zugesichert hatte."

„Ein anonymer Schriftsteller" — heißt es daselbst weiter — „brachte vor nicht langer Zeit ins Publicum, ganz Rußland sei überzeugt, daß Alexei heimlich durch ein Gift ermordet worden sei, welches eine Marattin zubereitet habe. Indeß Personen, die mehrere Jahre hindurch ganz Rußland durchreist haben, versichern, Nichts davon gehört zu haben. Man hat Peter den Großen bei dem Verdacht einer Vergiftung nicht geschont; auch gegen Katharina ist man hierbei schonungslos verfahren; was aber diesen Verdacht eines Meuchelmordes durch Gift unhaltbar machte, war die Ueberzeugung, daß Beide einer solchen Grausamkeit unfähig waren. Katharina hatte nicht nöthig, zu solchen Mitteln zu greifen, um ihren Sohn und später sich selbst die Thronfolge zu sichern." Jener Autor fügte noch hinzu: „nie habe man gehört, daß ein Verurtheilter aus Schrecken über seine Verbannung gestorben sei. Das mag wahr sein; aber es wäre nicht unglaublicher gewesen, wenn Alexei, obgleich ein Russe, von solchen Convulsionen am Tage seiner Verurtheilung ergriffen und daran gestorben sei, als an jedem andern Tage." — Jedenfalls ruhet noch auf dem tragischen Ende Alexei's ein tiefes, undurchdringliches Dunkel. Peter selbst war eine zu edle und offene Natur, um ihm einen solchen Meuchelmord zutrauen zu können — eben so Katharina; ob aber nicht feile Diener den Mord verübt haben, in der Hoffnung, die geheimen Wünsche des Czaren zu erfüllen — das steht in Frage.

Kerzen, Messen lesende Priester in kostbaren Gewändern, Ehrenwachen in Paradeuniformen mit Trauerzeichen umgaben den Katafalk. Unzählige Menschen näherten sich und küßten dem Verblichenen die Hand. Dann wurde die hohe Leiche in die neue Gruft, welche dazu in der Kathedralkirche der Festung erbaut war, gesenkt. In derselben Gruft lag schon die verstorbene Gemahlin des Czarewitsch. Die das Leben feindlich getrennt hatte, waren hier im Tode friedlich vereingt.

Der Czar, die Czarin, die ganze hohe Familie und alle Großen des Reichs schlossen sich dem glänzenden Leichenzuge an, mit brennenden, geweihten Kerzen in der Hand.

„Ach Absalom! Mein Sohn Absalom!" Diese Worte der heiligen Schrift dienten dem Priester zum Text der Leichenrede.

Der Czar Peter, der im Leben gegen seinen Sohn Alexei so stark und hart gewesen, war jetzt erweicht und zerfloß in Thränen.

16.

Ende der Untersuchung.

Wohl hatte der Tod versöhnt mit dem Hauptschuldigen; nicht aber mit seinen Mitschuldigen. Das Geschick Derselben wurde erst später, am Ende dieses unglücklichen Jahres entschieden.

Der leibliche Bruder der verstoßenen Eudoria, Abraham Feodorowitsch Lapuchin, fiel als Opfer seiner Anhänglichkeit an die Sache seiner unglücklichen Schwester durch das Beil auf dem Blutgerüst. Eben so endeten der Beichtvater Alexei's, Jacob Pustinoi, sein Marschall Iwan Affonassi, sein Hofcavalier Dobrowski und sein Hofmeister Wornoff — wie gering auch ihr Mitwirken, wie entschuldbar ihr Mitwissen und wie ehrenwerth ihre Anhänglichkeit an den Prinzen gewesen sein mochte.

Mehrere Freunde und Diener des Czarewitsch wurden, in ächt russischer Weise, mit der Knute fast bis zum Tode gezüchtigt. Der Bischof von Kiew war der Vollstreckung seines Todesurtheiles durch Selbstentleibung zuvorgekommen.

Dagegen wurden Diejenigen, welche bei dieser grausamen Untersuchung besonders thätig gewesen waren, belohnt. So erhielten Tolstoi, Rjumanzow und Otschakow, der Erstere durch den Andreas-Orden, die Anderen durch militairische Beförderungen ihre Belohnung.

Auch unterließ der Czar nicht, nach seiner Gewohnheit, eine Denkmünze auf dieses Ereigniß schlagen zu lassen. Sie zeigte einen Felsen im Meere, der sich über die Wolken erhob. Den Gipfel deckte eine Krone, die von der Sonne bestrahlt war. Die Bedeutung dieses Emblems, daß die Majestät der Krone gerettet sei, bezeugte die Inschrift.

An diesen tragischen Staatsproceß knüpften sich als weitere Folgen die eben so blutig endenden Untersuchungen gegen so viele hochgestellte Beamte und Große des Reichs, die wir schon in einem frühern Abschnitte erzählt haben.

Die Feinde des Czaren verglichen sein Verfahren mit dem Löwen, der, wenn er einmal Blut geleckt hat, unersättlich wird im Blutdurst. Aber dieses Urtheil ist nicht das richtige. Die Wahrheit ist, daß der Czar, nachdem er die schwersten Sorgen, die seinem Herzen am Nächsten lagen, für die Erhaltung seiner Krone und der Zukunft Rußlands überwunden hatte, nun erst Muße gewann, um mit blutiger Strenge gegen Diejenigen zu verfahren, die seine Verbesserungs-Pläne für Rußlands Wohlfahrt durch Volksbedrückung bedrohten.

Ein Herz, das einmal das Schwerste durch Charakterfestigkeit überwunden hat, wird auch Härte genug erlangt haben, um mit gleicher Energie Verbrecher zu verfolgen, die minder geeignet waren, sein Gemüth in dessen Tiefe zu erschüttern.

Achtzehnter Abschnitt.

Ereignisse bis zum Frieden von Nienstädt. — Angelegenheiten des Herzogs von Holstein. — Friedensfeier. — Annahme der Kaiserwürde. — Rohe Lustbarkeiten, ein Beitrag zur Charakteristik jener Zeit.

„Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt."
Schiller.

1.

Friedensunterhandlungen auf den Alandsinseln. — Peter's Seezug und Verwüstungen in Schweden.

Wir wissen, daß schon während der Anwesenheit des Czaren der schlaue Staatsmann Görz, der jetzt bei dem Könige Karl XII. im vollen Vertrauen stand, Peter dem Großen die Aussicht eröffnet hatte, den Frieden zwischen beiden Monarchen zu Stande zu bringen.

Peter war dazu sehr geneigt. Er bewunderte den charakterfesten Schwedenkönig so sehr, daß der Gedanke, mit ihm vereint künftig eine Rolle in der Weltherrschaft zu spielen, ihm angenehm war. Seiner Bundesgenossen,

des Königs von Dänemark und August II. von Sachsen und Polen, war er längst durch ihr unzuverlässiges Benehmen überdrüssig geworden. Den König von Preußen hoffte er zu befriedigen, indem er ihm beim Friedensschluß die Zusicherung des Besitzes von Stettin zu verschaffen gedachte, und dann sollte der König von England und Kurfürst von Hannover, den er persönlich nicht achtete, gemeinschaftlich gezwungen werden, von seinen deutschen Besitzungen Bremen und Verden herauszugeben.

Auch bei dem Könige Karl fand Görz ein geneigtes Gehör mit seinen Vorschlägen, und der Friedenscongreß wurde in aller Stille im Mai 1718 auf einer der Alands-Inseln eröffnet. Diese Inselgruppe, nur zum Theil bewohnt, ist zwischen Finnland und Upland gelegen, und war ganz geignet, um das Geheimniß der diplomatischen Unterhandlungen zu bewahren. Peter ließ dort zwei Blockhäuser bauen als Wohnung für die Gesandten, und die Unterhandlungen begannen.

Wir fürchten zu ermüden und von Peter's Lebensgeschichte zu weit abzulenken, wenn wir diesen Unterhandlungen folgen, die so manche Beziehungen auf die Neuzeit darbieten.

Alles ging nach Wunsch. Schon waren die Hauptgrundlagen des Friedens, welche Rußlands Machtstellung wie der von Schweden gleich förderlich waren, festgestellt, und Görz eilte damit zum Könige, um dessen letzte Erklä-

rung entgegenzunehmen, als das Verhängniß den beginnenden Bund der beiden kräftigsten Monarchen ihrer Zeit, der geeignet gewesen wäre, dem Norden Europa's eine ganz andere Gestaltung und überwindende Machtstellung zu geben, mit einem Schlage zerriß.

Es war am 30. November, als Karl XII. vor Friedrichshall von einer feindlichen Kugel erschossen wurde. Bald darauf erlag auch sein talentvoller Wortführer, der Staatsmann Görz, den Intriguen seiner zahllosen Feinde. Es wurde ihm der Proceß gemacht, und er endigte auf dem Blutgerüste sein thatenreiches und drangsalvolles Leben.

Die Kunde von dem plötzlichen Tode seines großen Feindes traf den Czaren wie ein Donnerschlag. „Ach Karl," rief er aus, „mein Bruder Karl, wie beklage ich Dich!" und Thränen entrollten seinen Augen. — Es ist der Seelengröße eigen, die Größe eines Andern selbst am Feinde zu bewundern.

Während sich Peter in Olonetz zum Gebrauch der dortigen Mineralwasser aufhielt, wurde ihm gemeldet, daß die jüngste Schwester Karl's XII., die mit dem Erbprinzen von Hessen vermählte Prinzessin Ulrike Eleonore, durch Aufopferung der Souverainetätsrechte den Herzog von Holstein (Sohn ihrer ältern Schwester) von der Thronfolge Schwedens verdrängt, und den schwedischen Thron selbst bestiegen habe, und daß sie geneigt sei, die Friedensunterhandlungen mit ihm fortzusetzen.

Sofort versah Peter seinen Gesandten Ostermann mit neuen Instructionen. Dasselbe geschah von preußischer Seite dem Gesandten Friedrich Wilhelm's I., Baron Mardefeld. Indeß bald erkannte Peter, daß die in Schweden herrschende Partei es gar nicht ernstlich mit dem Frieden meinte, sondern nur Zeit zu gewinnen suchte, um die Küsten Schwedens durch die englische Flotte decken zu lassen, und dann gegen Rußland eine andere Stellung einzunehmen.

Der König von England hatte sich bereit erklärt, gegen Abtretung von Bremen und Verden Schweden gegen den Czaren zu schützen. Das war eine Lockspeise, die schon Karl XII. angeboten worden war, die er aber auf Görzens Rath verschmäht hatte. Jetzt wurde sie angenommen.

Als der Czar einsehen mußte, daß bei diesen Machinationen der schwedischen Diplomatie die Friedensunterhandlungen keinen Erfolg haben konnten, rief er aus: „So will ich denn 40,000 bewaffnete Bevollmächtigte senden, die werden meinen Worten schon Nachdruck geben. Zweimal habe ich meinem Bruder Karl den Frieden geboten, einmal einen Nothfrieden, und dann einen großmüthigen Frieden; jetzt mögen die Schweden den Zwangsfrieden nehmen."

Nun ging der Czar, noch ehe die englischen Schiffe in der Ostsee sich zeigen konnten, im Anfange des Juni mit einer Flotte von zwölf Linienschiffen in See. Gleichzeitig

schickte er den Admiral Apraxin mit einer bedeutenden Galeerenflotte und vielen Landungstruppen an die finnische Küste. Durch ein Manifest verkündete er die Absicht des Unternehmens. Die Galeerenflotte war unter Bedeckung der Linienschiffe bis Laaland, in die Nähe der Alandsinseln, gekommen, und von dort an begann sie einen der furchtbarsten Verwüstungskriege, wie sie nur selten so arg in der Kriegsgeschichte vorgekommen sind.

Fremde Schiffer, die aber in diesem Labyrinth von kleinen Felseninseln, unterseeischen Riffen und Untiefen wohl bekannt waren, leisteten der russischen Flotte Lootsendienste, und führten dieselbe glücklich durch die Scheren — wie dieses gefährliche Inselmeer genannt wird. Der Admiral selbst wendete sich nach Södertelge, und schickte einen Theil seiner Fahrzeuge unter dem Generalmajor Lascy nach den nördlichen Küsten gegen Stockholm. Eine anhaltende Windstille beruhigte die dort heftige Brandung, und so wurde es denn möglich, die russischen Truppen ohne große Schwierigkeit ans Land zu setzen.

Nun aber begannen Diese furchtbar zu wüthen. Städte, Dörfer, Fabrikanlagen, Waldungen, Mühlen und Schlösser — Alles wurde niedergebrannt. Man schätzte den Schaden dieser Verwüstungen auf 12 Millionen Thaler. Schon waren die Schweden in großer Besorgniß für ihre Hauptstadt, und dies bewog die Königin, eiligst um einen Waffenstillstand bis zum Abschluß des Friedens nachzusuchen.

Gern ging Peter darauf ein, da er seinen Zweck, den Frieden zu erzwingen, damit erreicht hatte.

Der größte Theil seiner Flotte ging in den Hafen von Reval und in dessen Nähe zurück. Die englische Flotte aber, die nun erst in der Ostsee zu spät erschien und sich mit der schwedischen vereinigte, hatte ihren Zweck verfehlt.

Nun aber gingen die Friedensunterhandlungen — von der Waffengewalt unterstützt — rasch vor sich, ganz nach den Wünschen Peter's. Zuerst erfolgte gegen Zahlung von einer Million Thaler die Abtretung von Bremen und Verden an Kurbraunschweig (Hannover), und ein schwedisches Vertheidigungsbündniß mit England. Darauf kam der Frieden mit Polen zu Stande, wodurch August II. als König von Polen anerkannt wurde. Seinem Gegenkönig Stanislaus Lescinsky aber wurde der königliche Titel und eine Million Thaler ausbedungen. Endlich erhielt Preußen gegen Bezahlung von 2 Millionen Thaler die wichtige Handelsstadt Stettin und den größten Theil von Pommern. Peter aber hatte keinen Bundesgenossen mehr, wohl aber an England einen neuen, offen sich erklärenden Feind.

Es kam zwischen beiden Mächten zu gegenseitigen sehr energischen Erklärungen. Ja der Czar ließ sogar in Rußland sich aufhaltende englische Kaufleute verhaften, und drohte mit Confiscation ihrer gesammten Waaren.

Auch betrieb er seine Rüstung gegen England mit großer Kraft, um diesem neuen Feinde mit Erfolg entgegentreten zu können.

2.

Tod Schermetjew's und des Thronfolgers Peter Petrowitsch.

Unter diesen ernstlichen Anstalten der neuen, dem Czar abgedrungenen Rüstung gegen Schweden und England endete das Jahr 1719.

Dieses Jahr war aber auch in anderer Weise schmerzlich und verhängnißvoll für den Czaren geworden durch den Tod seines bedeutendsten und liebsten Feldherrn, Schermetjew's, und seines jetzt erst fünfjährigen Sohnes und ernannten Thronerbens Peter Petrowitsch.

Schermetjew starb in Folge einer langwierigen und schweren Krankheit zu Moskau am 17. Februar 1719. Peter hatte ihm in einem Schreiben vom 9. October des vorhergegangenen Jahres gerathen, die Heilbäder von Olonetz zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit zu gebrauchen, und ihm dazu den erforderlichen Urlaub gewährt. „Falls Ihr wirklich krank seid," hatte Peter halb scherzhaft und halb in Folge eines kleinen Mißtrauens hinzugesetzt, „und so Ihr Euch nicht einbildet, es zu sein." Dieses Mißtrauen aber war dem alten Kriegshelden ans Herz gegangen.

Nachdem er dem Czaren Dank abgestattet hatte für die ihm erwiesene Gnade, fügte er hinzu: „Ich werde, laut Ew. Czarischen Majestät Befehl, sobald ich zu reisen vermögend sein werde, mich nach Olonetz führen lassen, und von da, ich mag nun durch den Gebrauch des Wassers eine Erleichterung erhalten oder nicht, geraden Weges nach St. Petersburg abgehen. Aber meine Krankheit hat noch einen Zusatz erhalten, wodurch sie sehr vermehrt wird; mich kränkt nämlich der Gedanke, daß Ew. Majestät vielleicht an meiner Krankheit zweifeln und glauben könnten, daß ich Ew. Majestät nicht die treue Wahrheit schreibe und mich etwa zu meinem eigenen Vergnügen hier aufhalte. Es ist Ew. Majestät bekannt, daß ich außer Gott und Ew. Czarischen Majestät, meinem Allergnädigsten Herrn, Niemand habe, und durch Ew. Majestät Gnade geehrt worden bin; wie sollte ich denn wohl am Ende meines Lebens mich der Falschheit schuldig machen? ꝛc.“ — und das Ende seines Lebens zeigte dem Czaren, daß seine Krankheit leider weder Verstellung noch Einbildung gewesen war.

Dieser Todesfall seines vieljährigen treu ergebenen Freundes und Kriegsgefährten hatte den Czaren tief betrübt; aber weit mehr erschüttert hatte ihn der Heimgang seines geliebten jungen Sohnes Peter Petrowitsch. Es waren ihm damit viele schöne Hoffnungen zu Grabe gegangen.

So groß die Freude des Vaters über die Geburt eines Sohnes von seiner geliebten Katharina, des Czaren über die Geburt eines Thronerben gewesen — eben so groß war nun sein Schmerz bei dem Verluste Desselben. Drei Tage und drei Nächte blieb Peter einsam mit seinem Schmerze. Selbst seine Katharina wollte er nicht sehen. Er nahm weder Speise noch Trank, und Niemand durfte ihm selbst über die wichtigsten Staatsgeschäfte Vortrag halten. Selbst eingegangene Berichte und Bittschreiben ließ er unerbrochen liegen. Tag und Nacht saß er am hölzernen Tische, den Kopf auf den Arm gestützt, in tiefes Hinbrüten versunken. Er war dem Wahnsinn nahe und hatte keine Gedanken, als: „Gott will es nicht, daß Deine Schöpfung bestehe; denn den jüngern Sohn, der bestimmt war, sie zu erhalten und auf die Nachwelt zu bringen, hat Gott der Herr abberufen von dieser Welt."

Die Dentschiks hielten Wache vor seiner Thür, und hatten die strengsten Befehle, Niemanden, wer es auch sei, zu dem Czaren zu lassen.

In einem Reiche, wo der Wille des Herrschers die Seele des Ganzen bildet, ist Alles gelähmt, wenn diese Seele gemüthskrank oder unthätig ist. Das Uebel war groß; um so größer und stärker mußte der Charakter des Mannes sein, der hier helfend eingreifen wollte.

Selbst Katharina hatte es vergebens versucht, zu ihrem Gemahl einzudringen, um ihn durch Liebe und

Vernunft wieder aufzurichten. Da wendete sie sich an Dolghoruki, auf dessen Muth und Entschlossenheit sie vertrauen durfte. In Folge einer Unterredung mit der Czarin rief Dieser den Senat zusammen, legte der Versammlung die drohenden Gefahren einer Gemüthskrankheit des Czaren vor, und bewog die sämmtlichen Senatsmitglieder, ihm zu dem Czaren zu folgen.

Wie vorauszusehen war, verweigerte man dem Senate den Eingang. Doch mit Gewalt drang Dolghoruki ein, und alle Uebrigen folgten ihm.

Der Czar richtete sich rasch auf, und mit drohender Geberde rief er: „Was wollt Ihr hier? Marsch — fort, bei Todesstrafe, bis ich Euch rufen lasse!"

Der edle Dolghoruki aber trat dennoch vor, und sprach mit dem schon bei einer frühern Gelegenheit bewiesenen Freimuth: „Willst Du, daß die Russen sich einen andern Regenten wählen? Das Reich geräth in Verwirrung; alle Geschäfte stocken; die überwundenen Feinde erheben sich auf's Neue; kannst Du Dein Volk fallen sehen?"

Alle anwesenden Senatoren wurden bleich und zitterten über Dolghoruki's Kühnheit, den sie schon dem Tode verfallen sahen; doch der Czar erhob sich, sah Dolghoruki lange mit einem Blicke an, in welchem tiefes Leiden sein Gepräge zurückgelassen hatte, und sagte darauf mit Milde: „Ich danke Dir, Du hast Recht. Mein Leben gehört

nicht mir, sondern dem Staate. Ich werde es ihm auf's Neue weihen!"

Von diesem Augenblicke an stürzte er sich gleichsam in die wogende Fluth der Staatsgeschäfte, indem er ohne Rast und Ruhe Tag und Nacht mit seinen Ministern arbeitete.

Das erste Ergebniß dieser rastlosen Thätigkeit war, wie schon erzählt, die Aufhebung des Patriarchats und die Einsetzung der heiligen Synode, wobei er jedoch nicht säumte, auch seine politischen Händel zu Ende zu führen.

3.

Schwedische Thronfolge. — Neuer Verheerungs- und Seezug. — Friedenscongreß zu Nienstädt. — Der Herzog von Holstein-Gottorp. — Dritter Verheerungszug auf den schwedischen Küsten. — Die Feinde vor Nienstädt.

In Schweden war im Jahre 1720 der Reichsrath zusammengetreten, um darüber zu verhandeln, ob der Gemahl der Königin zu krönen sei, oder ob ihr allein als regierender Königin gehuldigt werden müsse; auch, für erstern Fall, ob zum Thronfolger der Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp zu ernennen sei.

Dieser war seiner Erblande beraubt, und hatte sich

zum Kaiser nach Wien begeben. Peter schätzte den unglücklichen jungen Fürsten, und wünschte ihm zu helfen. In dieser Absicht ließ er ihn einladen, nach Petersburg zu kommen, indem er geneigt sei, ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin zu geben, und nicht anders Frieden zu schließen, als unter der Bedingung der Rückgabe von Schleswig-Holstein an den Herzog.

Dieser aber war leider unentschlossen. Er zögerte so lange, bis es zu spät war, die Krönung der Königin von Schweden noch zu hintertreiben. So bestieg denn Friedrich von Hessen den schwedischen Thron, und Peter fand keine Veranlassung, ihn daran zu hindern. Auch genehmigte er, daß Frankreich die Rolle der Friedensvermittelung übernahm, und damit Niemand etwa glaube, daß nur Schwäche oder Furcht vor dem Kriege ihn zum Frieden geneigt mache, so zeigte er den schwedischen Abgesandten nicht nur seine Flotte, sondern auch das Innere der Festungswerke von Kronstadt, und sagte lächelnd: „Es ist zwar ungewöhnlich, was ich thue, aber ich will Ihnen das Alles zeigen, um Ihrem Souverain das Geld für Spione zu ersparen."

Dazu aber gab ein neuer Verheerungszug auf den schwedischen Küsten, den Peter unternahm, seinen Friedensworten einen bedeutenden Nachdruck. Auch ein Seesieg, den der General Fürst Ghalizin bei Grönham gewonnen hatte, wobei vier schwedische Fregatten von den Russen

genommen worden waren, trug dazu bei, den Unterhandlungen eine friedliche Wendung zu geben. So wurde denn ein neuer Friedenscongreß zu Nienstädt eröffnet, der unter Frankreichs Vermittelung auch zum Ziele führte.

Doch die Bemühung des französischen Gesandten, den Czaren von der Idee einer Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Holstein-Gottorp abzubringen, mißlang vollständig.

Der Czar begab sich mit seiner Gemahlin nach Riga. Dorthin kam auch der Herzog von Holstein, und Peter begrüßte ihn, ziemlich unzweideutig, als künftigen Schwiegersohn. Dann ging er mit ihm nach Reval, wo der Herzog mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Das Gerücht von dieser zuvorkommenden Aufnahme ging bald nach Schweden, und gab dort den Anhängern des Herzogs von Holstein-Gottorp neuen Muth. Auch dieser Umstand trug dazu bei, den König zu bewegen, das Friedenswerk nach Möglichkeit zu beschleunigen. Doch das war bei der starken Kriegspartei, die damals in Schweden herrschte, nicht so leicht. Obgleich der Czar, um die Schweden zum Frieden zu zwingen, einen dritten Verheerungszug gegen die schwedischen Küsten unternahm, und dadurch die Noth in Schweden auf das Aeußerste steigerte, so überzeugte sich doch der Minister Ostermann, daß der König und der Senat auf keinen Fall dahin zu bringen sein würden,

einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, in welchem dem Herzog von Holstein-Gottorp die Mitwirkung Schwedens zur Wiedererlangung von Schleswig zugesichert werden sollte.

Ostermann verstand es aber, unter diesen Umständen den Czaren zur Nachgiebigkeit zu bewegen, indem er ihm vorstellte, daß er durch Beharren auf Bedingungen, die nur für den Herzog von Holstein persönlich günstig seien, sich selbst schaden würde, denn er würde damit für fremde Interessen alle die Vortheile aufopfern, die ihm ein sonst günstiger Friede gewähren würde.

Der Czar sah ein, daß er damit zugleich seinen großen Plan, den Norden Europa's zu civilisiren, unausführbar machen werde. Es kamen dazu ungünstige Nachrichten aus Persien, die ihn auf einen andern Kriegsschauplatz im fernen Süden riefen, was ihn endlich bewog, die Interessen seines Schwiegersohns einer höhern Politik aufzuopfern.

So kam denn, unter dem Drange der Umstände, durch Ostermann's Klugheit und Beharrlichkeit endlich am 30. August der Frieden von Nienstädt zu Stande. Dieser Frieden verschaffte und sicherte dem Czaren, außer Reval, das er gegen den Willen der Engländer um jeden Preis besitzen wollte, auch Wiburg, welches aufgeben zu wollen er sich schon bereit erklärt hatte.

4.

Verkündigung des Friedens. — Ratification des Friedens. — Peter's Ernennung zum Ober-Admiral. — Angelegenheiten des Herzogs von Holstein.

Peter befand sich gerade auf dem Wege von Kronstadt nach Wiburg, als er in dem Städtchen Dubki, wo er übernachtete, spät Abends den Bericht über den Friedensabschluß empfing. Seine Freude darüber war unbeschreiblich groß. Er schrieb deshalb an seine bevollmächtigten Minister Brum und Ostermann: „Was lange währt, wird gut! Ihr habt einen Tractat vollendet, den ich selbst nicht besser hätte entwerfen können. Die Welt wird dieses herrliche Werk so wenig vergessen, wie ich; noch nie hat Rußland einen so vortheilhaften Frieden geschlossen. Gelobt sei Gott, der Geber alles Guten!"

In Dubki machte der Czar erst am folgenden Morgen die Nachricht von dem Friedensabschluß bekannt. Er wünschte seiner Hofdienerschaft, so wie den Officieren seiner Umgebung Glück dazu. Er sagte: „Ihr seid einundzwanzig Jahre lang durch eine strenge Schule des Krieges gegangen, und habt damit gelernt einen Frieden zu befestigen."

Auch nach Petersburg wollte er diese Friedensbotschaft selbst überbringen. Deshalb bestieg er sogleich,

nur begleitet von einem Pagen und einem Trompeter, ein leichtes, schnell segelndes Fahrzeug, und schiffte nach der Stadt, deren Dasein an sich schon ein Denkmal seiner Größe ist.

Als er die Newa hinauffuhr, erweckten Kanonenschüsse und Trompetenstöße, von seinem mit der czarischen Flagge geschmückten Schiffe die Aufmerksamkeit der Menge, die sich in großen Schaaren an beiden Ufern sammelte. An den Landungsplatz eilten die Personen des Hofes und andere Hochgestellte, um den aussteigenden Monarchen zu bewillkommnen. Sie vernahmen aus seinem Munde die erfreuliche Nachricht, und folgten ihm in die Dreifaltigkeitskirche, wo dem Höchsten ein Dankgebet dargebracht und ein feierliches Tedeum, mit Posaunen und Orgeltönen begleitet, gesungen wurde.

Herolde, mit dem Reichswappen auf Brust und Rücken geschmückt, durchzogen die Stadt, und verkündeten bei Pauken- und Trompetenschall die Friedensbotschaft, welche der Czar gebracht hatte. Die Pauken waren mit weißem Taffet behangen, und die Trompeter, nebst den Reitern, die ihnen folgten, trugen weiße Schärpen oder Bandeliers über Schulter und Brust gehangen. Sie führten eine weiße Fahne, auf welcher ein doppelter grüner Oelzweig und darüber ein Lorbeerkranz gemalt war. Damit aber diesem Aufzuge der Charakter des Baroken nicht fehlte, den der Czar bei allen seinen öffentlichen Aufzügen

und Lustbarkeiten an den Tag zu legen liebte, waren die Reiter und Trompeter in ein Costum gekleidet, das mittelalterlich sein sollte. Sie trugen alte verrostete eiserne Sturmhauben auf den Köpfen, und die Trompeter hatten alte braune Waffenröcke an, die aber keine glänzende Parade machten. Auch sagte der ausländische Augenzeuge, von dem diese Schilderung herrührt: „In unseren Ohren machten sie verdrießliche und unangenehme Musik."

Peter ratificirte den Friedenstractat am 9. September ohne Weiteres, und wurde nun als Anerkennung seiner Leistungen zur See zum Ober-Admiral ernannt, was er in der Freude seines Herzens gern und dankbar annahm.

Nur ein trübes Gesicht sah man damals in St. Petersburg. Es war das des Herzogs von Holstein-Gottorp, der von dem abgeschlossenen Frieden nicht eher als durch die Herolde Nachricht empfing, was ihn nicht viel Gutes davon ahnen ließ.

Er ließ den Czaren durch seinen Geheimrath von Bassewitz beglückwünschen und ihn zugleich ersuchen um Mittheilung darüber, in welcher Art der Czar sein Versprechen erfüllt und bei dem Friedensschlusse für ihn gesorgt habe?

Peter befand sich im Kreise der Großen seines Reichs, als Bassewitz eintrat, und mit dem Ausdruck tiefer Betrübniß die Botschaft seines Herrn ausrichtete.

„Ha! wahrlich!" rief der Czar, „dieses Mal

hat der Himmel mir nicht zugelassen Das zu thun, was ich so gern gethan hätte. Ich hoffe jedoch jetzt nach dem Friedensschlusse in Schweden kräftiger als bisher zu Gunsten des Herzogs wirken zu können, und erneuere daher mein Zusage, daß ich seiner nicht vergessen werde."

„Ich wünsche," entgegnete Bassewitz seufzend, „daß diese neue Zusage besser in Erfüllung gehen möge, als so manche alte, auf die mein Gebieter sich verließ, als er hieher kam. Mich, ach mich wird der Gram in die Grube bringen, daß ich, im Vertrauen auf menschliche Zusicherung, den edlen Abkömmling des Hauses Wasa nach Rußland führte, damit er hier ein Spiel der Politik sei."

Die Umgebung des Czaren erstarrte vor Schreck über diese freimüthige Aeußerung. Jeder glaubte, daß der Czar darüber in die äußerste Wuth gerathen würde. Aber wir wissen schon, daß Peter zu den wenigen großen Charakteren auf dem Throne gehörte, welche die Wahrheit vertragen können. Wohlmeinend sah er um sich, und sprach: „Die Verirrungen des wahren Eifers verdienen Nachsicht. Wohl mir, wenn Alle, die mir dienen, von gleichem Eifer beseelt wären." Dann ließ er sich einen Pokal geben und trank dem kühnen Diener zu: „Braver Mann," sprach er, „ich stoße an auf das Wohl Ihres Herrn. Lassen Sie mir Zeit, Ihre üble Meinung durch die That zu widerlegen, und Sie sollen gestehen, daß es gut war, ihn bei mir eingeführt zu haben."

Als Bassewitz sich zurückzog, mußte der Vicekanzler Schaffiroff ihn begleiten, um dem Herzoge auseinanderzusetzen, aus welchen Gründen es unmöglich gewesen sei, auf den zu seinen Gunsten gestellten Bedingungen zu bestehen. Schaffiroff entwickelte dabei eine siegende Beredtsamkeit, und erreichte damit, daß der Herzog das Verfahren des Czaren nun selbst billigte, und auf einem Hoffeste, worauf er erschien, fand die vollständige Versöhnung zwischen ihm und dem Czaren statt.

Bassewitz, ein Mecklenburger von Geburt, war in holsteinische Dienste getreten, und zeichnete sich stets durch Ergebenheit für seinen Herrn aus. Schon bei früheren Gelegenheiten hatte er dem Czaren Achtung für seine Freimüthigkeit, Klugheit und Treue abzugewinnen gewußt.

5.

Friedensfeier.

Gegen den General Münnich, der damals aus polnischen Diensten in die des Czaren übergetreten war, äußerte sich Derselbe über den Frieden. „Hätten mir die Schweden den Frieden zu machen allein überlassen, so würden sie besser gefahren sein. Da sie es aber auf das Negociren ankommen lassen wollten, mußte ich sie den Kunstgriffen meiner Minister überlassen."

Peter hatte, mit einer jährlichen Einnahme von kaum

10 Millionen Rubel, nicht nur den Krieg zwanzig Jahre lang, ohne Schulden zu machen, geführt und beendigt, sondern auch noch im Staatsschatz Vorrath genug gesammelt, um an Schweden die im Friedenstractat versprochene Million Rubel bezahlen zu können.

„Und müßte ich noch zwanzig Jahre kriegen," sprach er mit freudigem Selbstgefühl zu Münnich, „so könnte ich das, ohne mich in Schulden zu setzen;" — freilich ein Kunststück, das ihm — auch Friedrich dem Großen — bei der heutigen Regierungsweise und Kriegsführung kein Monarch der Jetztzeit nachmacht. Jetzt führt das Geld den Krieg — die Rothschilds und andere Geldmänner, ohne deren Anleihen keine Kanone mehr abgefeuert wird. Menschen giebt es genug, und daher entscheidet nicht mehr die Volkszahl, sondern, welcher Staat es am Längsten aushält, Anleihen von Millionen zu machen — dem bleibt zuletzt der Sieg.

So hatte Peter alle Ursache, über diesen Frieden, der nach glänzenden Kriegsthaten ihm seine Eroberungen gesichert hatte, froh zu sein. Im ganzen Reiche ließ er bekannt machen, daß, da dieser Krieg dreimal sieben Jahre gedauert habe, auch die Dankgebete zu Gott drei Mal wiederholt werden sollten.

In Petersburg begannen sofort nach den öffentlichen Dankgebeten die Freudensfeste, die in toller Lust mehrere Wochen dauerten. Unter diesen war durch den originellen

Geschmack das große Maskenfest so ausgezeichnet, daß wir uns veranlaßt sehen, um ein Bild von jener Zeit am Czarenhofe zu liefern, eine Schilderung desselben nach den Mittheilungen eines Augenzeugen*) zu geben.

6.

Das große Maskenfest.

An diesem großen Maskenfeste nahmen, außer dem Czaren, seiner Gemahlin und seiner Familie, auch der Herzog von Holstein und der ganze Hof, die Generalität und die eingeladenen Reichsten der Kaufmannschaft Theil.

Die Aufgabe war, zugleich das Papstthum und die abgeschaffte Patriarchenwürde, so wie die altrussischen Sitten lächerlich zu machen. Die tollste Laune und die barokste Phantasie gaben diesem Maskenfeste einen Charakter, den nie wieder ein Maskenfest gehabt hat.

Am 10. October — erzählt Berkholz — nahm die große Maskerade in St. Petersburg ihren Anfang, welche acht Tage hindurch währen sollte. Es wurde an demselben Tage auch des Knes-Papst Hochzeit mit des vorigen Knes-Papstes Wittwe gehalten. Diese war eine würdige Matrone von einigen sechzig Jahren, viel älter,

*) Nach der Schilderung dieses Festes von dem gottorp'schen Kammerjunker von Berkholz in Büsching's Magazin XIX., S. 125.

als der ihr aufgedrungene Bräutigam. Das Unglück, einen Säufer zum Gemahl gehabt zu haben, drückte sie noch zu schwer, um sich, noch im hohen Alter, zu einer zweiten Heirath verstehen zu können. Sie hätte sich daher in Jahr und Tag nicht entschließen können, dem jetzigen Knes=Papst ihre Hand zu reichen. Aber was half es? Dem Willen des Czaren mußte sie gehorsam sein.

Es war befohlen, daß heute auf das Signal eines Kanonenschusses alle Masken sich auf der andern Seite der Newa, auf dem Platze beim Senat, versammeln sollten. Dieser damals noch so morastige und ungepflasterte Platz war mit Balken und darüber mit Bretern belegt, und bildete einen großen gedielten Fußboden. Er liegt vor dem Senats=Gebäude und der Dreifaltigkeitskirche, und wird auf der einen Seite von den Kunsthäusern (das Museum), auf der andern von der Festung, auf der dritten von sämmtlichen Collegiengebäuden und auf der vierten vom Newastrom begrenzt. Mitten auf diesem Platze steht die erwähnte Dreifaltigkeitskirche, und vor dem Senatsgebäude war eine große hölzerne Pyramide errichtet, zu Ehren des Seesieges von 1714, wobei der Czar selbst zugegen gewesen war und vier Fregatten erobert hatte. Diese Pyramide war mit verschiedenen Devisen verziert.

Nachdem nun Morgens um acht Uhr der erwähnte Signalschuß gegeben war, begaben sich sämmtliche Masken, auch der gesammte Hof, in dem bestimmten Masken=

costum, welches jetzt noch durch große Mäntel verhüllt war, nach dem gedachten Sammelplatze.

An diesem ersten Tage des Festes war auf der Festung die große Prasnicks-Fahne aufgezogen, welche in einer großen gelben Reichsflagge mit dem gekrönten Doppel-Adler besteht, und die Kanonen der Festung, so wie auch die der auf dem Strom liegenden Galeeren, gaben das Zeichen zum Beginn des Festes.

Während die Masken in ihren Mänteln sich versammelten, spielten die Musikbanden, und die einzelnen Partien des Zuges wurden durch Marschälle geordnet.

Beide Majestäten, der Czar und die Czarin, so wie die czarische Familie und Se. königl. Hoheit der Herzog von Holstein wohnten der Messe in der Dreifaltigkeitskirche bei. Es geschah dabei auch die Trauung des Knes-Papstes, welcher in seinem prächtigen Pontificalhabit copulirt wurde.

Als diese kirchliche Ceremonie vorbei war, begaben sich Ihre Majestäten und der ganze Hof, gefolgt von allen Anwesenden, noch in ihre Mäntel gehüllt, aus der Kirche auf den beschriebenen Platz. Dort gab der Czar selbst durch Trommelschlag das verabredete Zeichen, worauf plötzlich alle Mäntel abgeworfen wurden, und auf einmal die verschiedenen Trachten von mehr als 1000 maskirten Personen erschienen, „welche Abwerfung der Mäntel" — wie unser Gewährsmann sagt — „einen vollkommenartigen Effect that."

„Man sah nun" — fährt er fort — „bei tausend Masken, welche in gleich großen Banden abgetheilt und alle auf einmal in ihrer Ordnung rangirt standen. Selbige spazierten nun nach ihren Nummern, als in einer Processíon, bei zwei Stunden auf selbigem großen Platze langsam herum, um einander recht betrachten zu können."

„Der Czar, welcher als ein holländischer Bootsmann und zugleich, mit dem Trommelriemen, als ein Schiffstambour gekleidet war, schonte das Kalbfell gewiß nicht, indem er die Trommel recht gut zu schlagen weiß und bekanntermaßen seine militairischen Dienste als Tambour angefangen hat. (Auch erinnert die Maske wohl an den Anfang seiner Größe, die er mit dem Schiffsbau begonnen hat.)"

„Vor dem Czaren gingen drei Trompeter, die als Mohren gekleidet waren, und weiße Binden um die Köpfe und weiße Schürzen um den Leib trugen, auch mit Silber galonirte Kleider anhatten. Neben dem Czaren gingen drei andere Tamboure, nämlich der Generallieutenant Batterlin, der Generalmajor Tscherniscḥeff und der Major Mammonoff von der Garde, von welchen die beiden Ersteren wie der Czar gekleidet waren."

„Darauf folgte der Vice-Knes-Czar, welcher, wie die alten Könige abgemalt werden, gekleidet ging, denn er hatte einen mit Hermelin gefütterten sammetnen Mantel um, eine goldene Krone auf dem Kopfe und einen Scepter

in der Hand. Es umgaben ihn viele Diener in altrussischer Kleidung."

„Die Czarin Katharina, welche mit sämmlichen Damen die Processson schloß, war wie eine französische oder holländische Bäuerin gekleidet, in ein schwarzsammetnes mit rothem Taffet ausstaffirtes Futterhemd und Unterrock, mit einer schlichten Haube von holländischer Leinwand auf dem Kopfe, und sie trug einen kleinen Korb am Arm, welche Tracht ihr sehr wohlkleidend stand. Ihr vorauf ging eine Bande Hautboisten. Es folgten ihr drei Kammerjunker, auf beiden Seiten der Czarin gingen acht Mohren, welche auf indianisch in schwarzen Sammet gekleidet waren und große Blumen auf den Köpfen hatten. Darauf kamen die beiden Fräuleins Narischkin, welche auf ähnliche Weise wie die Czarin gekleidet gingen. Nach Denselben folgten sämmtliche Damen und zuerst die Hofdamen, welche gleichfalls wie Bäuerinnen angezogen waren, aber nicht in Sammet gekleidet, sondern in weißer Leinwand und Taffet, mit rothen, grünen und gelben Bändern sauber besetzt, gingen. Die übrigen Damen gingen in verschiedener Kleidung, als Schäferinnen, Nymphen, Mohrinnen, Nonnen, Scuramuzzinas, auch in altrussischen, spanischen und anderen Costumen, und erschienen insgemein sehr gut und nett."

„Diesen Zug der Maskerade beschloß ein großer dicker Franziskaner-Mönch in seinem Ordenshabit, mit einem Pilgerstab in der Hand."

„So wie dem Czar der Vice-Czar folgte, so ging hinter der Czarin die Vice-Czarin Redanefska mit ihrer Bande her. Sie trug ebenfalls, wie alte Königinnen abgemalt sind, einen langen rothsammetnen Talar mit Gold brodirt und auf dem Kopfe eine Krone, die mit Perlen und Diamanten besetzt war. Die Frauenzimmer ihres Gefolges waren gleichfalls auf altrussische Weise gekleidet."

„Ihre königliche Hoheit unser Herr (der Herzog von Holstein-Gottorp)" — meldete der Berichtstatter, der Kammerjunker von Berkholz weiter — „waren mit Dero Bande wie die Vignerons in Frankreich gekleidet, in seidene Futterhemden und Hosen mit Band von verschiedenen Farben nett besetzt. Die Hüte waren mit Taffet gleichfalls überzogen und umher eine Weinranke mit wächsernen Trauben geflochten. Ihre königliche Hoheit waren für Dero Person in Couleur de Rose-Taffet gekleidet, und gingen allein voran, wobei sie denn von ihrer Bande dahin unterschieden waren, daß sie unter ihrem taffetnen Futterhemde eine kurze Weste von Brocat trugen, welche in die Beinkleider ging, nur daß anstatt der Schnüre oder Bänder das Kleid mit silbernen Tressen besetzt war, wobei sie ein braunes Weinmesser in der Hand hielten. Ihnen folgten nun drei Glieder von ihren Leuten zu drei und drei, das erste Glied grün, das andere gelb, das letzte aber blau gekleidet. Die Bänder auf den Kleidern waren auch von verschiedenen Farben,

oder auf dreierlei Art besetzt, und sie trugen Hüte von derselben Farbe. Dieser Haufen von Masken wurde von Herrn von Ahlfeld geschlossen, welcher ein Kleid von dunkelrother Farbe hatte, das gleich dem, welches Ihro Hoheit trugen, mit Tressen, aber nur mit ganz schmalen, besetzt war. Der Geheimrath von Bassewitz ging im zweiten Gliede. Ihro Hoheit Bande war eine der artigsten."

„Die übrigen Masken, welche ihnen folgten, waren auch in unterschiedene artige Trachten gekleidet, einige als Bürgermeister zu Hamburg, in schwarzsammetnen Kleidern und ihrem völligen Ornat, unter welchen der Fürst Mentschikoff mit war. Andere, Officiere der Garde, trugen ein römisches Soldatencostum mit gemalten Harnischen. Sie hatten Sturmhauben und Blumen auf den Köpfen. Wieder Andere waren als Spanier, Indianer, Türken, Perser, Chinesen, Bischöfe, Prälaten, Canonici, Aebte, Kapuziner, Dominikaner, Jesuiten, Staatsminister, mit seidenen Mänteln und großen Perrücken und als venetianische Nobili, die Kaufleute als Juden verkleidet, Einige als Schiffsbauer, Bergleute und Handwerker."

„Am Sonderbarsten costumirt war der Knes-Papst — ein Buturlin von Geburt — mit dem Collegium der Cardinäle, welche in ihrer vollkommenen Pontifical-Kleidung gingen. Es waren dazu die allergrößten und lüderlichsten Säufer in ganz Rußland, die aber Leute von Familie waren, ausgesucht und berufen. Dieses Collegium

und sein Chef, der sogenannte Knes- (Fürst) Papst, bildete eine lustige Gesellschaft oder Verbrüderung, die ihre eigenen Statuten hatte, nach welchen der Papst sich jeden Tag in Bier, Branntwein und Wein vollsaufen muß. Die Anderen müssen ihm dabei helfen, und sobald eine dieser Stellen durch den Tod erledigt wird, was nicht selten vorkommt, so wird sie durch den größten Säufer mit vielen Solennitäten wieder besetzt."

„Der Czar selbst hat dieses Sauf-Collegium errichtet, aus keiner andern Ursache, als um dadurch das in Rußland, besonders unter den Großen seines Reichs, tief eingerissene Laster der Trunkenheit lächerlich und verächtlich zu machen. So sonderbar dieses Mittel auch ist, so hat es doch das Gute gehabt, daß Jeder sich hütete, daß er nicht als Trunkenbold bekannt wurde, weil selbst der hohe Rang eines Gouverneurs nicht davor schützte, in diesen Säuferorden eintreten zu müssen und dadurch gebrandmarkt zu werden. Daneben wurde der römische Papst mit seinen Cardinälen verspottet. Ja, es verschonte der Czar mit seinem Spott den Patriarchen und die Geistlichkeit der russisch-griechischen Kirche nicht, weil diese früher in Moskau eine Procession am Palmsonntage hielten, wobei der Czar das Pferd, welches der Patriarch ritt, demüthig am Zügel führen mußte, zum Zeichen der Hoheit der Kirche über den Staat. Peter aber war anderer Meinung. Er hielt dafür, daß die Kirche der

Staatsregierung unterthänig sein müsse, und zum Zeichen dessen ordnete er an Psalmsonntagen Processionen an, wobei der Knes-Papst mit seinen Cardinälen entweder auf Ochsen oder Eseln reiten, oder auch in Schlitten mit vorgespannten Schweinen, Bären oder Ziegenböcken in der Stadt umher fahren oder reiten mußten."

„Um diese Sache noch lächerlicher zu machen, so hielt der Czar dem Knes-Papst 10 bis 12 Bedienten, welche im ganzen Lande zusammengesucht, die größten Stammler waren, und bei den Versuchen zu reden gräßlich stotterten und Gesichter schnitten, was denn nach dem Geschmack jener Zeit zur ungeheuren Belustigung gereichte. Diese Leute mußten den Knes-Pabst bei öffentlichen Festen bedienen und dabei ihre eigenthümliche lächerliche Kleidung tragen."

„Uebrigens waren außerdem wohl noch an hundert andere groteske verschiedene Charaktermasken vorhanden, welche mit Peitschen, woran sich mit Erbsen angefüllte Blasen befanden, mit Harlekin-Pritschen und anderem Klapperwerk und Pfeifen umherliefen und lautschallende Schläge austheilten."

„Es gab auch andere sonderbare Masken, welche nur die tollste Laune erfunden haben konnte; so einen türkischen Mufti in seiner Amtskleidung, Bachus mit einer Tigerhaut und Weinranken behangen. Der diese Rolle hier vorstellte, war ein ungeheurer Dickwanst —

ein wahrer Falstaff — mit einem vollen, weinrothen, aufgedunsenen Gesicht, der schon seit drei Tagen beständig hatte saufen müssen, wobei ihm kein Augenblick Ruhe zum Schlafen gelassen war — ein echter Bachus, auch im Leben."

„Neptunus und andere Götter waren sehr natürlich nach der travestirten Antike costumirt. Ein Satyr, des Fürsten Mentschikoff Tanzmeister, machte die wunderlichsten Schritte und Sprünge. Andere waren sehr künstlich als Kraniche verkleidet."

„Der große Franzose des Czaren, ein Riese, und einer der größten Heiducken waren wie kleine Kinder gekleidet, mit Fallhut und Laufzaum, und Beide wurden daran gegängelt durch zwei der kleinsten Zwerge, welche, wie Greise, weiße Bärte trugen."

„Einige erschienen — um die alte Tracht zu verspotten — wie russische Bojaren in der alten reichen Kleidung mit hohen Zobelmützen, in langen Kleidern von Goldstoff, mit seidenen Mänteln darüber, auch mit langen Bärten, und ritten auf gezähmten Bären."

„Der sogenannte Wilaschi oder geheime Kuchelmeister war in eine große Bärenhaut ganz eingenäht, und stellte einen Bären sehr natürlich vor. Anfangs wurde er in einer solchen Rollmaschine, worin Eichhörnchen laufen, herumgewälzt. Nachher mußte er auf einem andern Bären reiten."

„Ein Anderer stellte einen indianischen Götzenpriester vor, welcher mit Schellen behängt war, und einen Hut

mit einem ungeheuer breiten Rande trug. Einige erschienen als indianische Könige mit Federkronen und Federschurz von mancherlei bunten Farben."

„Nachdem nun alle diese über tausend Masken ein Paar Stunden auf dem großen gedielten Platze umhergegangen waren, und einander recht beschaut hatten, gingen sie in derselben Ordnung in den Senat und in die übrigen Collegienhäuser, wo an einer großen Menge Tafeln alle Masken Platz fanden, um das Hochzeitmahl des Knes-Papst zu feiern."

„Der Knes-Papst und seine junge, einige sechzig Jahre alte Gemahlin — eine würdige Matrone, die sich, wie gesagt, nur gezwungen dem Bündniß mit einem Trunkenbold und dem allgemeinen Gelächter preisgab — saßen am Tisch unter prächtigen Baldachinen, nämlich den Knes-Papst neben dem Vice-Czaren umgab das Cardinal-Collegium der Säufer. Die Braut des Knes-Papstes saß mit ihren Damen an einer andern Tafel. Ueber dem Haupte des Knes-Papstes hing ein Bachus von Silber, der auf einer Tonne ritt, welche mit Branntwein angefüllt war. Der Branntwein wurde von dem Bachus aus, auf dem natürlichen, eben nicht anständigen Wege, in einem Strahl in das darunter gehaltene Glas des Knes-Papstes ergossen. Dieses mußte Derselbe austrinken — ein roher, unanständiger Scherz, der aber bei den damaligen uncivilisirten Sitten allgemein erheiterte. Während der

Tafel mußte ein Kerl, welcher neben dem Knes-Papst auf einem Weinfasse saß, Demselben tapfer zutrinken."

„Nach aufgehobener Tafel wurde angefangen zu tanzen, bis der Czar und die Czarin endlich das Brautpaar, von welchem der Mann unbeschreiblich berauscht war, mit einem großen Gefolge von Masken nach dem Brautbette begleiteten. Dieses war, seltsam genug, in der großen, breiten, hölzernen Pyramide vor dem Senatsgebäude errichtet. Die Pyramide war im Innern mit vielen Lichtern erleuchtet. Das Brautbett war mit lauter Hopfen belegt, und rund um dasselbe her standen mit Wein, Bier und Branntwein angefüllte Fässer."

Kurz, dieses seltsame Fest, das mehrere Wochen hindurch fast täglich den Czaren und seine Umgebungen, so wie das Volk höchlich ergötzte, zeigte mehr als alles Andere, daß Peter der Große noch weit davon entfernt war, selbst auf der Höhe der Civilisation und Bildung zu stehen, wozu er sein Volk erheben wollte.

Peter war ein Sohn seiner Zeit, aber ein kräftiger Charakter, der selbst die Fehler derselben benutzte, um ihre Mängel und Vorurtheile zu beseitigen.

7.

Gnadenbezeugungen.

Aber nicht blos durch barokes Spiel der satyrischen Laune bildete er die Friedensfeier, er wußte auch durch

einen ernsten und schönen Humanitätsact die Segnungen des Friedens zu feiern.

Die schwedische Ratification des Friedens war in Petersburg angekommen, und der Czar trat vor den versammelten Senat und sprach: „Dem Allmächtigen, der mich mit Gnade überströmt hat, zu danken, ist meine wichtigste Pflicht, der würdigste Dank ist Verzeihung und Wohlthun." Und nun verkündigte er zur schönsten Friedensfeier eine allgemeine Verzeihung aller Verbrechen, selbst der Majestätsverbrechen, jedoch mit alleiniger Ausnahme von Mord und wiederholtem Straßenraube. Auch wurden Die, welche wegen Kronschulden verhaftet waren, entlassen, und alle Rückstände bis zum Jahre 1717 erlassen.

Nun aber begann ein weit größeres Drama, welches Peter's Großthaten erst die Krone aufsetzen sollte — die Verleihung und Annahme der Kaiserwürde.

8.

Verleihung und Annahme der Kaiserwürde.

Ergriffen von der politischen Größe ihres Monarchen, traten die beiden höchsten Reichscollegien, die Peter angeordnet hatte, der Senat und die heilige Synode, zusammen, und faßten den Entschluß, den Czaren im Namen des ganzen russischen Volks zu bitten, die Würde eines „Kai-

sers aller Reußen" als Zeichen der Dankbarkeit anzunehmen.

Fürst Mentschikoff wurde von beiden Reichscollegien deputirt, sich zu dem Czaren zu begeben, und ihn zu bitten, daß er diesen Titel, welcher ihm bei der großen Friedensfeier angetragen worden war, nicht ausschlage.

Peter verlangte, zuvor mit einigen der bedeutendsten Mitglieder beider Collegien zu reden, und so erschien vor ihm eine zweite Deputation von mehreren angesehenen Räthen und Bischöfen, an deren Spitze sich die Erzbischöfe von Nowogrod und Pleskow, als Vice-Präsidenten der Synode, befanden.

Nach mehreren Einwendungen willigte endlich der Czar in die förmliche Annahme des Kaisertitels.

Nachdem in der Hauptkirche zur heiligen Dreifaltigkeit das Friedenstractat öffentlich vorgelesen war, und der Erzbischof von Pleskow eine vorbereitende, geeignete Predigt gehalten hatte, trat der ganze Senat vor den Czaren, und der Kanzler Gholowin verkündete ihm in einer feierlichen Ansprache, Namens aller Stände des Reichs, die Wünsche des Volks.

Was er sagte, war keine höfliche Schmeichelei, es beruhte auf Wahrheit, welche die allgemeinste Anerkennung fand.

„Nicht blos uns," sprach er, „der ganzen Welt ist es bekannt, daß wir durch Ew. Majestät allein aus

der Finsterniß der Unwissenheit auf den öffentlichen Schauplatz des Ruhms, aus dem Nichts in die Wirklichkeit versetzt, und anderen civilisirten Völkern zugesellt sind. Der jüngste, herrliche Frieden ist die schöne Frucht dieser Bemühungen. Zum Dank fehlen uns Worte, und unser Lobspruch ist dem Monarchen nicht angenehm. Damit wir aber in den Augen der Welt nicht verächtlich erscheinen, so flehen wir im Namen des ganzen russischen Reichs und Ihrer sämmtlichen Unterthanen und Stände, daß wir als ein Zeichen unserer Erkenntlichkeit für so große Wohlthaten Sie mit den Titeln feiern dürfen, die Ihrer so würdig sind."

Eine historische Ausführung knüpfte sich daran, worin nachgewiesen wurde, daß in einer alten Urkunde, die Schaffiroff im Archiv aufgefunden, und die er jetzt vorlesen mußte, schon der römische Kaiser Maximilian I. 1514 den russischen Czaren den Titel „Kaiser" gegeben habe, und daß der Begriff des russischen Titels „Czar" von Alters her schon höher gestanden, als der Titel König; denn die europäischen Könige würden nicht „Czari," sondern „Karoli" genannt.

Nach dieser Rede folgte der dreimalige Ruf: „Es lebe Peter der Große, Kaiser aller Reußen, Vater des Vaterlandes!" und dieser Ruf gab die Losung zu einem ungeheuren Jubel, der nicht enden wollte. Der Donner der Geschütze und Fanfaren von Trompeten und Pauken ertönten dabei.

Der Gefeierte dankte seinen Unterthanen für dieses Zeichen der Erkenntlichkeit.

„Gott hat es gethan," fügte er hinzu; „ihn zu preisen ist unsere Pflicht, und der schönste Dank, den wir ihm bringen können, ist redliche Benutzung des Guten, welches uns durch ihn zu Theil wurde. Wir haben Frieden. Um diesen zu erhalten, müssen wir gerüstet bleiben und nicht in Weichlichkeit und Ruhe versinken, damit das Schicksal der griechischen Monarchie nicht auch Rußland treffe. Die begonnenen guten Anstalten müssen wir gemeinschaftlich zur Vollkommenheit bringen, und die Vortheile, welche die Eröffnung des Handels mit dem Auslande dem Staate gewährt, benutzen, daß mein Wunsch, die Erleichterung des Volkes, in Erfüllung gehe."

Ein Hoffest, Erleuchtung von ganz Petersburg und ein glänzendes Feuerwerk schloß diese Feier.

9.

Feier der Annahme der Kaiserwürde.

Die ausführliche Schilderung giebt uns das Tagebuch*) Peter's des Großen. Wir geben davon einige Mittheilungen, welche bezeichnend sind für die damaligen Zustände.

Nach einem „Tedeum," das mit Pauken und Trom-

*) Tagebuch Peter's des Großen II., S. 236 ff.

peten in der Dreifaltigkeitskirche gesungen war und nach beendigtem Gottesdienste wurde zum zweiten Male aus den Kanonen der Festung und Musketen gefeuert. Zum Schluß der gottesdienstlichen Handlungen verlas der Metropolit vor dem Altar das Dankgebet, wobei alle Anwesenden niederknieten. Als der Kaiser aus der Kirche trat, erhob alles Volk wieder ein freudiges Vivat! welches zum dritten Male Kanonendonner und Gewehrfeuer begleiteten.

Dann begaben sich der Senat und die anderen vornehmen Personen zuerst zur Kaiserin, und sodann zu den kaiserlichen Prinzessinnen, um Glück zu wünschen, was von Diesen mit einer gnädigen Danksagung beantwortet wurde.

Der ganzen Handlung wohnten die fremden Gesandten bei, von welchen, besonders beflissen, der französische Gesandte den Kaiser zweimal beglückwünschte.

Darauf begab sich die hohe kaiserliche Familie in das Senatshaus. Dahin folgten ihr alle vornehmen Personen, Damen und Herren, und statteten bei dem Eingange ihre Glückwünsche ab. Unter ihnen befand sich auch der Herzog von Holstein-Gottorp mit seinem Gefolge und eine Menge hochgestellter Personen, sowohl im kaiserlichen Staats- und Hofdienst, als bei auswärtigen Legationen.

Eine unermeßliche Menge von Gnadenbezeugungen,

Ordensverleihungen und Beförderungen wurden vorgenommen. Alles sonnte sich im Glanze der neu aufgegangenen kaiserlichen Gnade. — Alles war glücklich und begeistert für den großen Fürsten, der mit der Kaiserwürde nicht blos sich selbst, sondern auch sein Reich zu höheren Ehren erhoben hatte.

An verschiedenen Tafeln speisten an tausend vornehme Damen und Herren vom geistlichen und weltlichen Stande.

Nach aufgehobener Tafel begann der Ball, der bis in die Nacht fortgesetzt wurde. Dann wurde ein überaus glänzendes Feuerwerk, welches zwei Stunden in abwechselnden allegorischen Decorationen die ganze Luft mit Licht und Flammen erfüllte, abgebrannt. Da Peter der Große selbst viel Geschmack am Feuerwerk fand und Kenntniß davon hatte, so war Alles nach seiner Vorschrift angefertigt worden, und er wohnte dem Abbrennen der Feuerwerkskörper bis um zwei Uhr des Nachts persönlich bei.

Die Hauptdecoration desselben bildete ein Janustempel, dessen Thüren zum Zeichen des Friedens sich schlossen unter dem Schall von Trommeln, Trompeten, Posaunen, Kanonen- und Kleingewehrfeuer, die einen betäubenden Lärm machten. An tausend Barken auf der Newa schienen zu brennen. Die Gerechtigkeit mit der Wage, welche zwei Furien mit Füßen trat und die Ueberschrift trug: „Sie siegt immer," bildete eine andere De-

coration, die im Brillantfeuer brannte. Aus zwei Fontainen sprang rother und weißer Wein. Ein ganzer gebratener Ochse, der mit Geflügel gefüllt war, wurde dem Volke preisgegeben. Dann wurde auf der linken Seite ein zweiter Plan angezündet, der ein in den Hafen einlaufendes Schiff darstellte, mit der lateinischen Inschrift: „Finis coronat opus“ („das Ende krönt das Werk“).

Wir würden nicht enden, wollten wir unserer Quelle weiter folgen in der Schilderung dieses Feuerwerks, das zu den prächtigsten gehörte, welche das vorige Jahrhundert in Europa gesehen hat.

Endlich begab sich der Kaiser nach beendigtem Feuerwerk wieder in das Senatshaus, wo ihm alle Anwesende nochmals Glück wünschten und dabei einander aus großen Pokalen den trefflichsten Tokaier zutranken. Dies dauerte bis 3 Uhr nach Mitternacht, und dann fuhr Alles vergnügt und über die Gnade und Herablassung des Kaisers höchst erfreut nach Hause.

Alle Monarchen Europa's erkannten nach und nach die Kaiserwürde des russischen Selbstherrschers an. Der Erste war der König von Preußen, welcher selbst nach dem Ansehen und dem Einflusse einer Großmacht strebte.

Uebrigens war die Annahme des Kaisertitels für den russischen Monarchen keine leere Formalität. Sie gab Demselben zugleich größeres Gewicht, so oft es sich

darum handelte, in der Politik des Auslandes ein Wort mitzureden.

10.

Entlassung der schwedischen Gefangenen. — Verlobung der Prinzessin Anna mit dem Herzog von Holstein. — Friedensfest in Moskau.

Die nächste Folge des Friedens mit Schweden war die Entlassung der schwedischen Gefangenen, soweit sie die schweren Anstrengungen der ungesunden Erd- und Canalarbeiten nicht hingerafft hatten, was bei den meisten der Fall gewesen war. Unter den Gefangenen war der schwedische Vice-Admiral Ehrenschild, den Peter schon früher ausgezeichnet hatte; jetzt schenkte er ihm sein mit Diamanten reich besetztes Bild, und gab ihm in einem eigenhändigen Schreiben seine große Achtung zu erkennen, wodurch der König von Schweden sich veranlaßt sah, ihn zum Admiral zu erheben.

In Moskau hielt der Kaiser, am 18. December, an der Spitze von sechs seiner von Petersburg dahin beorderten Garderegimenter einen prächtigen Einzug. Zehn Tage später begann dort die Erneuerung des Friedensfestes.

Dort war es, wo Peter seine zwölfjährige Prinzessin Elisabeth öffentlich für volljährig erklärte, indem er

sie in die Versammlung führte und mit eigener Hand die Flügel von ihrem Kleide abschnitt, welche nach damaliger Sitte das Kindesalter bezeichneten. Darauf verlieh er dem Herzoge von Holstein-Gottorp den St. Andreasorden.

Der Herzog war dankbar dafür. Bei der Erleuchtung am Abend des Friedensfestes strahlte vor Allem die Ehrenpforte, welche er nach seiner Angabe hatte errichten lassen. Neben einander waren darüber die Bildnisse der Czaren Iwan Wassiljwitsch und Peter's I. angebracht, mit der Inschrift: „Was Jener begonnen, vollendete Dieser."

Das nun folgende Fest enthielt wieder eine Maskerade im burlesken Aufzug, der jedoch seine Beziehungen auf die Segnungen der Schifffahrt haben sollte.

Sechzig Schlitten, alle wie Schiffe gebaut, mit vielen Pferden und zum Theil auch anderen Thieren bespannt, sollten alle eine Marine darstellen.

Sie erschienen in folgender Ordnung: 1) Der Schlitten des Bachus, welchen der Hofnarr, Witaschi genannt, führte. Er war in eine Bärenhaut genäht und sein Schlitten wurde von jungen Bären gezogen. 2) Ein Schlitten mit der Musik, von sechs Schweinen gezogen. 3) Die Feldwebel, oder sogenannte Patriarchen in Cardinalskleidern, auf sechs Schlitten, die alle von Hunden gezogen wurden. 5) Der große Schlitten des Knes-Papstes, welcher in einer Pontificalbekleidung auf einem Throne saß und an seiner Seite

die Auserwählten stehen hatte. Auf dem Vordertheil des Schlittens, dem Schiffsschnabel, saß der Pater Silerne. Dieser Schlitten wurde von Pferden gezogen. 6) Der Knes Cäsar, als das Emblem des russischen Reichs, mit der Krone auf dem Haupte, von zwei Bären gezogen. 7) Neptun auf seinem Muschelwagen, mit dem Dreizack, von zwei Tritonen begleitet. 8) Die Fregatte des Kaisers, auf welcher zwei Verdecke, im Ganzen dreißig Fuß hoch waren, mit 32 Kanonen besetzt, von welchen acht, aus Metall, fortwährend kanonirten, die anderen waren aus Holz. Die Fregatte trug drei Masten, mit Segeln, Flaggen und Tauwerk ausgerüstet. Diese große Maschine wurde durch 16 Pferde fortbewegt. Der Kaiser befand sich auf dem obersten Verdeck, als Seecadett gekleidet. 9) Ein Schiff auf Schlittenkufen von 100 Fuß Länge, dessen Hinterheil eine lange Reihe von 24 kleinen Schlitten zu schleppen hatte. 10) Ein großes ganz vergoldetes Schiff, mit Spiegelgläsern der Kajütenfenster, in welchem sich Ihro Majestät die Kaiserin Katharina, umgeben von ihren Damen, als friesische Bäuerin gekleidet, befand. 12) Die Fürstin Mentschikoff mit ihrem Gefolge, in spanischer Tracht in einer Barke. 13) Eine zum Auslaufen gerüstete Fregatte, worauf sich der als holländischer Bürgermeister gekleidete Fürst Apraxin befand. 14) Ein Schiff, worin Ihre Hoheit, der Herzog von Holstein-Gottorp mit zwanzig Personen, als holsteinische Bauern verkleidet,

befanden. 15) Eine Schaluppe der ausländischen Minister in priesterlicher Kleidung, von ihren Bedienten zu Pferde begleitet. 16) Das Schiff des moldauischen Fürsten Cantemir in türkischer Kleidung, unter einem Baldachin sitzend.

Dann kamen der Großkanzler mit der polnischen „Bande," der Geheimrath Tolstoi mit der türkischen, der Baron Schaffiroff mit der deutschen u. s. f.

Wie bei allen Gelegenheiten, so wurde auch hier zum Andenken an diesen Frieden eine Medaille mit allegorischen Beziehungen aus russischem Golde geschlagen, welche der Czar mit eigener Hand an alle anwesenden Vasallen und Diener, Geistliche und fremde Minister vertheilte. Sie zeigte einen Bogen des Friedens, der, über das weite Meer gewölbt, die beiden Städte Stockholm und Petersburg vereinigte. Eine Taube, über einer Arche schwebend, brachte der jungen Newastadt den Oelzweig mit dem Gruß: „Verbunden sind wir durch Eintracht des Friedens!"

11.

Andere burleske Belustigungen.

Der Geschmack Peter's des Großen an burlesken Festen und Belustigungen, wobei Trunkenheit und Völlerei die Hauptrolle spielten, zeigte sich noch bei mehreren anderen Gelegenheiten.

So ließ der Czar im Jahre 1715, als das Luſtſchloß Peterhof eingeweiht werden ſollte, ſämmtliche fremde Miniſter auf ein Glas Ungarwein dorthin einladen.

Das Feſtmahl begann mit tüchtigem Zutrinken. Nachdem ſie nun hinreichend betrunken waren, mußte Jeder noch einen ganzen großen Humpen aus der Hand der Czarin annehmen und austrinken. Eine ſolche Ehre ließ ſich nicht abweiſen, um ſo weniger, als es dort zum guten Ton gehörte, eine Jemandem zugebrachte Geſundheit durch völliges Austrinken des Glaſes oder Pokals zu ehren. Man ſetzte eine Ehre darein, den Andern im Trinken von unglaublichen Maſſen Wein oder auch Bier und Branntwein zu überwinden, d. h. ihn unter den Tiſch zu trinken. So total betrunken zu ſein, brachte keine Schande. Selbſt der vernünftigſte Mann konnte ſich dem nicht entziehen. So kam es denn, daß Alle bis zur völligen Bewußtloſigkeit berauſcht wurden. Der Czar hatte ſeine Luſt daran, und ließ die völlig ſinnloſen Männer an verſchiedene Plätze, theils im Garten, theils in Walde tragen und auf die Erde legen. Ihn ſelbſt und die Wenigen, die noch bei Sinnen geblieben waren, ergötzte der Gedanke, wie ſich dieſe Excellenzen wundern würden, wenn ſie am folgenden Morgen in einer ſo erniedrigenden und kläglichen Verfaſſung erwachen würden.

Allein dieſer rohe Spaß wurde ihm von den dadurch Betroffenen gar nicht übel genommen, denn es

war die ja Majestät, die geruhet hatte, sie der Ehre zu würdigen, einen huldvollen Scherz zu Allerhöchst Ihrer Belustigung mit ihnen zu treiben. Aber bei der einen Orgie sollte es für dieses Mal nicht bleiben; der Czar fand Vergnügen daran, den Spaß weiter zu treiben. Am folgenden Morgen kam er auf die Idee, eine Allee durch den Wald hauen zu lassen; diese sollte hundert Schritt lang nach dem See zuführen. Um sich Bewegung zu machen, nahm er selbst die Art in die Hand und begann damit Bäume zu fällen, wozu er großes Geschick zeigte, da er das Geschäft als Schiffszimmermann in Holland gelernt hatte. So meinte er denn auch, diese Motion würde den noch ihren Rausch ausschlafenden Excellenzen gesund sein, und nun ließ er Einen nach dem Andern aus dem Schlafe aufrütteln und ihm eine Art präsentiren mit der freundlichen Einladung, dem Czaren beim Baumfällen zu helfen. Eine solche Ehre war nun wieder nicht von den über die Situation, worin sie erwachten, erstaunenden hohen Herrschaften abzulehnen. Und so machten sie sich denn in ihren Staatskleidern von Sammet und Goldstickereien, mit Ordensdecorationen und seidenen Strümpfen nicht ohne sichtbare Unordnung und Verwüstungen an der Kleidung daran, die Art zu handhaben, trotz der Kopfschmerzen und Uebelkeiten, wovon der Eine noch mehr als der Andere geplagt war. Sie arbeiteten drei Stunden mit dem Czaren, und wurden dadurch

ziemlich nüchtern. Dieser aber behauptete, daß es gegen den sogenannten Katzenjammer kein besseres Mittel gäbe als einen neuen Rausch, und so mußten denn die viel geplagten Excellenzen die Scene des vorigen Tages von Neuem beginnen. Dieses Mal aber wurden die wieder sinnlos berauschten Gesandten mit ihren Staatskleidern in Betten gepackt. Allein kaum hatten sie anderthalb Stunden geschlafen, so ließ der Czar sie wieder wecken und vor sich bescheiden. Das Bankett begann auf's Neue. Niemand wußte, wie er am andern Tage in sein Quartier auf Peterhof gekommen war; aber schon um acht Uhr früh am nächsten Morgen erschienen Hoffouriere vor ihren Betten mit der Einladung zum Kaffee. Sie zeigten schriftliche Ordres vor, die Excellenzen sogleich mitzubringen. Dieser dringenden Einladung war nun freilich wieder nicht auszuweichen. Aber der Kaffee, der ihnen in großen Tassenschalen gereicht wurde, bestand aus Branntwein, der sie abermals in einen gelinden Taumel versetzte. Dann wurden die benebelten Herren huldreichst zu einem Spazierritt eingeladen. Die edlen Rosse, die ihnen vorgeführt wurden, waren alte magere Ackergäule, ohne Sattel und Steigbügel. Ein vornehmer Hofbeamter eröffnete als Marschall den Zug. Derselbe sollte einen steilen Berg hinangehen, und die betrunkenen Gesandten, die man auf diese Rosinanten gehoben hatte, mußten sich an den Kammhaaren festhalten, und mit krummem Rücken, hin und her schwankend,

prügelten sie mit der andern Hand mit großen Knüppeln, die man ihnen gegeben hatte, die schwerfälligen keuchenden Thiere, um sie zu zwingen den Berg hinaufzuklettern.

Der Czar und seine Gemahlin sahen diesem seltsamen Zuge aus den Fenstern des Schlosses zu, und amusirten sich köstlich über die nach dem damaligen Zeitgeschmack vorkommenden komischen Scenen.

Mittags begann das Trinken auf's Neue, und dann wurden die schwer Berauschten in ein Schiff getragen, um den Czaren nach Kronstadt zu begleiten. Die Elemente aber waren dieser Lustfahrt nicht günstig. Ein Sturm mit einem furchtbaren Platzregen überfäete die Schiffenden, und die Excellenzen mit ihren seidenen Strümpfen und Ordensbändern saßen bis an den Unterleib im Wasser. Viele zogen sich dabei eine heftige Erkältung zu. Der Czar selbst entging einem Erkältungsfieber nicht. Dies war das Ende vom Liede. Doch der Czar fragte die noch vom Regen triefenden Herren, welche in ihren aufgelösten Perrücken und blassen Gesichtern eine klägliche Rolle spielten, ob sie nun genug hätten am Trinken? Die Diplomaten erkannten den tiefen Sinn dieser Frage, und antworteten „genug und übergenug, nie wieder im Leben werden wir uns von dem Laster der Trunkenheit hinreißen lassen."

Das war es eben, was der Czar dabei beabsichtigt hatte. Er wollte ihnen damit eine derbe Lehre

geben, welche bei Vielen für das ganze Leben geholfen haben soll.

Nicht weniger burlesk war ein anderes Säuferfest, welches der Kaiser noch kurz vor seinem letzten Krankenlager und seinem Tode veranstaltet hatte, ein Fest, dessen satyrische Absicht dahin ging, das römische Conclave des Papstes zu verspotten.

Veranlassung dazu gab der Tod des Knes-Papstes Buturlin. Es mußte von dem großen Säufercollegium, welches den Titel des Cardinalcollegiums führte, ein anderer Knes-Papst gewählt werden. Das römische Conclave wurde dabei parodirt.

Man benutzte das Haus des verstorbenen ersten Knes-Papstes Sotow als Conclave. Zu diesem Zwecke waren denn oben an den von der Straße hinaufführenden Treppen zwei große bleierne, zwei große hölzerne und vierundsechzig steinerne Glocken von verschiedener Größe aufgehangen. In dem Wahlzimmer stand ein Thron mit sechs Stufen, mit rother Leinwand ausgeschlagen. Auf diesem Throne lag eine roth und blau bemalte Tonne mit zwei Zapfen, auf welcher ein dickwanstiger Mensch als Bachus saß, der seit acht Tagen nicht nüchtern geworden war. Zur rechten Seite unter dem Thronhimmel stand ein Stuhl für den Vice-Czaren, als Wahlpräsidenten; auf der linken Seite ein anderer für den künftigen Papst. Anstatt der Tapeten bedeckten Strohmatten die Wände des Saals.

Neben dem Throne standen an der Wand dreizehn Stühle, von welchen drei durchlöchert, auf denen allen aber Trinkgötter gemalt waren. In dem zweiten Zimmer, dem eigentlichen Conclave, hatte man 14 Logen gebaut, jede durch eine Strohmatte, von der Andern abgesondert. In jeder Loge hing als Leuchter ein Schuh von Bast, und in der Mitte des Zimmers stand ein langer Tisch, auf welchem man einen großen Bären und einen Affen, beide aus Ton geformt, und hinter ihnen, als Trinkgeschirr, einen hölzernen Bachus mit einem rothen Halstuche aufgestellt sah. An der Erde stand eine Tonne mit geistigen Getränken, und daneben eine andere mit Speise zum Unterhalt der einzuschließenden Cardinäle und ihres ganzen Gefolges, welches ebenfalls eingeschlossen werden sollte.

Es war am 3. Januar 1725, als sich mit großer Feierlichkeit, unter dem Läuten der bleiernen, hölzernen und steinernen Glocken, welche ein gewaltiges Klappern veranlaßten, der bereits bedeutend angetrunkene tolle Zug von beinahe zweihundert Personen vom buturlin'schen Hause aus nach dem Conclave bewegte. Im Vorhofe des Sotow'schen Hauses erwarteten ihn eine Menge Russen, die durch Klopfen mit hölzernen Hämmern auf leeren Tonnen den Lärm der klappernden Glocken noch vermehrten.

Nun wurden die Cardinäle ins Conclave gebracht, die Thüren hinter ihnen verschlossen und mit starken Wachen besetzt. Der Kaiser mit seinem Gefolge befand sich in

den anstoßenden Zimmern, und verweilte dort bis spät in die Nacht, indem er sich über die Trunkenheit der Cardinäle belustigte. Als er fortgehen wollte, schloß er die Thür hinter sich zu und versiegelte sie mit seinem Petschaft. Erst am folgenden Morgen um 6 Uhr erschien er wieder, um die eingeschlossene Gesellschaft zu befreien.

Die eingeschlossenen Cardinäle hatten indessen, wie es ihnen die Wahlordnung vorschrieb, von Viertelstunde zu Viertelstunde, jeder einen großen hölzernen Löffel voll Branntwein, außer anderen Getränken an Bier und Wein in den Zwischenpausen, trinken müssen. Sie kamen jetzt in den zur Wahl bestimmten großen Thronsaal, und ließen sich auf den für sie hingestellten Stühlen nieder. Ihre nächste Aufgabe war, die großen und trefflichen Eigenschaften der vorgeschlagenen drei Candidaten für die Papstwürde in der Kunst zu saufen (denn trinken kann man solche Völlerei unmöglich nennen) zu preisen.

Man konnte sich lange nicht vereinigen über die Wahl, bis endlich nach wiederholter Loosung der Proviantcommissair Strohost als Knes = Papst proclamirt wurde. Da diese Stelle mit einem guten Gehalt verbunden war, so vergossen viele der Cardinäle, die ihr Möglichstes gethan hatten, um durch Völlerei sich dieser Ehre würdig zu machen, Thränen des Neides.

Der neu erwählte Papst aber wurde auf den Thron gesetzt, und alle Cardinäle mußten nach einander vor ihm

niederknien und ihm den Pantoffel küssen. Dafür reichte der Papst einem jeden ein großes Glas Branntwein.

Kaum ist es möglich, eine tollere Verspottung solcher kirchlichen Gebräuche zu ersinnen, und doch hatte der Czar darin schon Bedeutendes geleistet, als es ihm galt, das Patriarchat abzuschaffen und vor dem Volke lächerlich zu machen.

Eine Maskerade mußte damals dazu dienen. Der 84jährige verwachsene Jugendlehrer des Czaren, Sotow, war von dem ihm wohlwollenden Monarchen schon öfter scherzweise zum Patriarchen und endlich gar zum Papst erhoben worden. Der Czar gab ihm unter diesem Titel einen Gehalt von 2000 Rubel, schenkte ihm ein Haus und verlieh ihm die Berechtigung, aus der Hofkellerei soviel Bier und Branntwein beziehen zu können, als er für sich und seinen Hausstand bedurfte. Dabei erhielt er das Vorrecht, daß Jeder der ihm begegnete, ihm bei einer Geldstrafe die Hand küssen mußte. Um diese Standeserhöhung noch mehr ins Lächerliche zu ziehen, vermählte er den greisen Papst mit einer jungen raschen Wittwe von 34 Jahren, und feierte dieses Fest durch eine Mummerei.

Vierhundert Personen von beiden Geschlechtern waren zur Hochzeit geladen, und Jeder mußte in irgend einer komischen Maske erscheinen. Die Hochzeitbitter waren die ärgsten Stammler, die nur zu finden waren, Brautdiener Lahme und Blinde, Läufer dicke Podagristen. Als

der Hochzeitszug sich nach der Kirche begab, befand sich der Vice-Czar Ramodanowski, in alterthümlichem Costum, als König David an der Spitze. Anstatt einer Harfe trug er eine mit Bärenfell überzogene Lyra. Auf den vier Ecken des ungeheuren Schlittens, worauf der König David thronte, waren vier ungeheuere Bären angekettet, die, mit Stachelstöcken geneckt, ihr fürchterliches Gebrüll ertönen ließen.

Der Czar selbst erschien, wie früher schon einmal, als friesischer Bauer und Trommelschläger gekleidet, der mit einigen Generalen die Trommeln schlug.

So bewegte sich der abenteuerliche Zug unter Glockenklang nach der Kirche. Dort mußte ein hundertjähriger Pope, dem Gesicht und Gedächtniß bereits verloren war, vor dem Altar die Messe lesen. Man hielt ihm zwei Lichter vor die bebrillte Nase, wodurch freilich die blinden Augen nicht sehend wurden, und schrie ihm die Trauungsformel, wodurch er das ungleiche Brautpaar zu copuliren hatte, in die Ohren, ohne daß er ein Wort davon verstehen konnte, weil er völlig taub war.

In dieser für unsere Tage unbegreiflichen Rohheit des Vergnügens ging das Fest noch mehrere Tage fort. Im Czarenpalast wurden Orgien gefeiert, die nicht selten in Ausschweifungen ausarteten, weil Niemand der Anwesenden nüchtern bleiben durfte.

Und das nannte man, die Civilisation und Gesittung

fördern. Der Czar glaubte in allem Ernste, durch solche rohe Lustbarkeiten alte Sitten und hierarchische Anmaßungen lächerlich zu machen und zu verbannen, und bedachte nicht, daß er damit die Gemüther nur noch mehr verwilderte. Kein Wunder daher, daß die Civilisation noch bis heute in Rußland so geringe Fortschritte im Volke gemacht hat. Anstatt durch Unterricht und gutes Beispiel das Volk zu bilden, blieb der Volksunterricht absichtlich ungenügend, denn ein gebildetes Volk erträgt keinen Despotismus einer absoluten Herrschergewalt, und wenn das Heilmittel selbst eine Rohheit ist, so kann es nicht bildend auf die Gemüther wirken.

Wir hätten gern unsere Leser mit diesen Schilderungen verschont, aber zum Bilde gehören Licht und Schatten, und so konnten wir Peter den Großen und seine Zeit nicht der Wahrheit gemäß schildern, wenn wir diese Schattenseiten hätten unterdrücken wollen.

Neunzehnter Abschnitt.

Charakterzüge Peter's des Großen.

„Entflieh' dem Streit, der sich am Glauben nährt,
Der für's Gesetz sich dem Gesetz empört,
Der viel vermißt, um gar Nichts auszuüben.
Vertraue fest, daß ein wahrhafter Mann,
Den Ordnung führt, nur selten irren kann;
Wer Frieden liebt, wird nie verkehrt getrieben."

Withof.

1.

Peter's Gesinnungen in Beziehung auf Religion und Kirche.

Es giebt eine Partei, und das ist meistens die hierarchische, welche Religion und Kirche für Eins gehalten wissen will, und jeden Angriff selbst auf die entschiedensten Mißbräuche der Kirche für eine Verletzung der Religion erklärt; diese Partei mag denn auch, nach den mitgetheilten Zügen einer Verspottung clericaler Mißbräuche, Peter den Großen für einen Atheisten und Erzketzer ausgeschrien haben.

Das war aber nicht der Fall. Peter der Große hatte bei aller Verfolgung hierarchischer Mißbräuche ein

tief religiöses Gemüth. Er besaß wahre Verehrung für das höchste Wesen, zeigte jederzeit eine entschiedene Frömmigkeit, und fing jedes Geschäft mit Gott an, dessen Gnade er denn auch alle seine großen Erfolge zuschrieb.

Die Bibel betrachtete er als das Buch aller Bücher, und glaubte darin Alles zu finden, was das moralische Gesetz als Pflicht des Menschen gegen Gott und unsere Mitmenschen anerkennt. Nie konnte er sich befreunden mit den Verräthern dieses Gotteswortes, die, mit Beseitigung aller Glaubenswahrheiten, allein die menschliche Vernunft zu ihrem Leitstern machten.

„In Amsterdam," äußerte er einst, „kamen mir in Gesellschaften mehrere solche Leute vor; ich hörte sie an, fand aber ihre Weisheit so seicht, daß ich mehr Ursache hatte, sie zu verachten, als sie zu bewundern. Diese sich klug dünkenden Leute begreifen nicht, daß sie durch ihre frechen Reden blos ihre Ruchlosigkeit, ihre Unwissenheit und ihren Stolz zur Schau tragen; ihre Ruchlosigkeit, indem sie sich eine öffentliche Herabwürdigung des in der heiligen Schrift geoffenbarten göttlichen Wortes, der Grundlage der Religion, zu Schulden kommen lassen; ihre Unwissenheit, indem sie nicht so viel Verstand verrathen, als zur Erkenntniß der Wahrheiten der christlichen Religion nöthig ist; endlich ihren Stolz und ihre eitle Einbildung, indem sie sich klüger dünken als ihre Nebenmenschen und selbst als diejenigen gelehrten Männer, welche die Wahrheit

der christlichen Religion in ihren Schriften gründlich nachgewiesen haben, und als die zahlreichen Versammlungen von Kirchenvätern, von welchen Letzteren gewiß der geringste mehr Einsicht und Verdienste besaß, als ein ganzer Haufen jener unbedachtsamen und unberufenen Apostel der Lüge, deren Lehrsätze zum Verderben der Staaten gereichen."

So war Peter der Große nicht blos im innersten Wesen religiös, er beobachtete auch die kirchliche Form der Gottesverehrung.

Begegnete ihm unterwegs ein Geistlicher mit der Hostie, so bezeigte er ihm, wie jeder Andere, seine Verehrung, begleitete auch wohl den Priester zu dem Kranken, und tröstete Diesen. Die ärmere Klasse hielt einen solchen Besuch in hohen Ehren, und betrachtete ihn als ein glückliches Zeichen, daß der Kranke nicht sterben werde.

Dabei aber war er, wie jede echte Religiosität, tolerant. Die Beispiele von Gewissensfreiheit, die er in England und Holland beobachtet hatte, waren ihm nicht verloren gegangen. Er besuchte dort die Bethäuser der verschiedenen Secten, und machte sich mit ihren Glaubenslehren bekannt. Ueberhaupt hörte er gern theologische Gespräche, und war in der Bibel, besonders in der Apostelgeschichte, sehr bewandert. Er kannte auch die Lehrsätze der verschiedenen Confessionen. Er freute sich, wenn er diese verschiedenen Secten ruhig, betriebsam und friedlich

neben einander wohnen sah. Dieselbe Duldung sollten sie auch in seinen Staaten genießen und üben. Er gestattete deshalb allen Religionsparteien volle Freiheit des Cultus, und erlaubte, daß sie sich in Petersburg Kirchen bauten, daß sie ihre Ehe- und Kirchensachen unter sich schlichteten, und sich einen eigenen Kirchenrath wählten, welcher vorkommende Streitigkeiten nach ihren eigenen kirchlichen Gesetzen entschied.

Nur gegen die Roskolniks behielt der Czar eine Abneigung. Wir haben gesehen, wie er sie mit eigener Lebensgefahr als gefährliche Fanatiker hatte kennen gelernt. Darum verfolgte er sie, nicht wegen ihres Glaubens, sondern als eine Secte, die dem Gemeinwohl, gleichwie der Aufklärung gefährlich waren.

Eben so streng, oft humoristisch, war er in der Abstellung veralteter kirchlicher Mißbräuche. Dahin gehörte unter anderen die Aufhebung der die Czarenwürde verletzenden Processionen am Palmsonntage, welche noch sein Bruder Iwan gefeiert hatte. Ein einspänniges Fuhrwerk trug einen grüngeschmückten Baum. Unter dem Baume saßen vier Knaben in weißen Chorhemden, und sangen das „Hosianna in der Höhe!" Dann erschien die Geistlichkeit mit Kirchenfahnen, Marien- und Heiligenbildern, Krügen und Rauchfässern, Alle in prächtigen Meßgewändern. Ihnen folgten die Großen des Reichs, die Hofleute und andere angesehene Personen, Paar um Paar,

mit grünen Palmenzweigen in den Händen. Darauf die beiden jungen Czaren Iwan und Peter, geführt von vier Bojaren, sämmtlich zu Fuß. Sie gingen dem Patriarchen voran, der auf einem Quersattel ein Pferd ritt, welches man, um es dem Esel, den Christus geritten, ähnlich zu machen, lange Ohren künstlich angebracht hatte. Dieser ganze Pseudo-Esel war bis an die Füße mit einer Decke von schwarzem Tuch behangen. Das Pontificalgewand des Patriarchen bestand aus Silberstoff, und war wie besäet von Goldstickerei, Perlen und Diamanten. Er hielt ein Kreuz in den Händen, und spendete den Segen dem sich vor ihm niederwerfenden Volke. Die Czaren hatten die demüthige Rolle zu spielen, dem Patriarchen das Roß am Zügel zu führen, und ihm beim Aufsteigen den Steigbügel zu halten.

Dem Patriarchen und den Czaren folgte dann die gesammte hohe und niedere Geistlichkeit, die Chorsänger mit Büchern, geweihten brennenden Wachskerzen und Rauchfässern, die Kaufleute, die Bürger und das Volk. Alle Glocken im Kreml, wie von allen Kirchen in Moskau, ertönten während dieser Procession.

Peter sah in diesem Feste keine Erhöhung des Glaubens, sondern nur einen Triumph des geistlichen Hochmuths der Kirchenfürsten und ihrer Klerisei, eine Demüthigung der Czarenwürde und eitle Ueberhebung der Kirche über den Staat. Er verwandelte deshalb das Fest in eine

Fastnachtsposse, bei welcher der Patriarch eine demüthigende, lächerliche Rolle spielen mußte. Belege dazu gaben die geschilderten Feste der Hochzeit des Knes-Papstes und seines Säufercollegiums, der Cardinäle.

Große Mißbräuche hatten sich unter der Klostergeistlichkeit eingeschlichen. Peter warf sein Auge darauf, und mit seiner gewohnten Energie ging er an die Reform derselben.

In Rußland gab es eine schwarze und eine weiße Geistlichkeit. Das schwarze Habit trugen die Mönche in den Klöstern, das weiße die Weltgeistlichen. Jene behaupteten den Vorrang. Aus den Klostergeistlichen wurden die Priore (Igumene, Führer, Vorsteher), die Aebte (Archimandriten, Oberhirten) und die Häupter des geistlichen Standes (Archinenje), d. h. Bischöfe, Erzbischöfe und Metropoliten gewählt.

Die Klöster standen in großem Ansehen und bereicherten sich ungemein. Aber der Ueberfluß verdarb die Sitten, und verbreitete Ueppigkeit und Völlerei. Alle Rücksichten auf Ruf und Anstand waren längst aus den Augen gesetzt. Die Sittenlosigkeit ging so weit, daß Mönche und Nonnen gemeinschaftlich badeten, was freilich in Rußland nicht so viel sagen will, als in civilisirteren Staaten, denn dort sieht man auch heute noch Frauen öffentlich in Flüssen oder Canälen Bäder nehmen, oder Männer und Frauen gemeinschaftlich baden, woran Niemand Anstoß

nimmt, so wenig wie an der Bedienung des Herrn im russischen Schweißbade durch entkleidete weibliche Leibeigene.

Peter der Große konnte aber jenes Unwesen in den Klöstern nicht länger dulden. Er ging davon aus, daß den faulen Tagedieben, wie er die unwissenden Mönche und Nonnen nicht mit Unrecht nannte, die Ueppigkeit des Klosterlebens verboten werden müsse. Deshalb befahl er, daß alte, abgedankte Soldaten und andere arme, arbeitsunfähige alte Leute in den Klöstern aufgenommen und von den Mönchen bedient werden sollten. Diejenigen Mönche, die auf solche Weise nicht beschäftigt werden konnten, sollten die Kloseräcker bearbeiten und sich nützlichen Handwerken widmen. In den Nonnenklöstern sollten die Nonnen zur Bedienung der weiblichen Armen, zum Spinnen und anderen Handarbeiten angehalten werden. Einige Frauenklöster wurden zu Waisenhäusern eingerichtet, und die Nonnen mußten die Erziehung und Pflege von verwaisten Knaben und Mädchen bis zu sieben Jahren übernehmen.

Da die Mönche höchst unwissend waren, so ließ der Czar für Diejenigen, die sich den höheren Studien widmen wollten, zwei Seminarien anlegen. Die eben so unwissenden Weltgeistlichen, welche in der Regel kaum lesen und schreiben und Nichts weiter konnten als ihre Gebet hersagen oder absingen, ließ er unterrichten. Wer künftig Pope werden wollte, mußte die Seminarien besuchen. Nach dem dreißigsten Jahre erst wurden die besonders

zum Predigen gebildeten Seminaristen entlassen und als Weltgeistliche angestellt.

Eine besondere Behörde wurde eingesetzt, welche die Einkünfte von den geistlichen Gütern einzuziehen und einen Theil an die Bisthümer, Klöster und Kirchen abzuführen, den Rest aber an die Hospitäler zu überweisen hatte.

So führte schon im vorigen Jahrhundert die Thatkraft eines aufgeklärten Selbstherrschers in Rußland Reformen und Verbesserungen im Klosterwesen durch, um welche jetzt noch civilisirte Staaten mit der römischen Kirche zu kämpfen haben.

Die früher begünstigten leibeigenen Klosterbauern wurden bei öffentlichen Arbeiten verwendet, und in Hinsicht der Militairpflicht ganz den weltlichen gleichgestellt.

Wie er die Jesuiten verjagte, so wurden auch die Kapuziner, die im Jahre 1705 Erlaubniß erhalten hatten, in Moskau eine Kirche und ein Kloster zu stiften, Landes verwiesen, Beide wegen ihrer politischen Einmischungen und Verbindungen mit dem Wiener Hofe.

So machte Peter reine Bahn überall, wo ihm die Hierarchie über den Kopf zu wachsen drohte, und bewies damit eine Energie gegen römische Anmaßungen und Umtriebe, die zum Heil des Staats manchem Regenten in der zweiten Hälfte des 19ten Jahrhunderts — wo Nachsicht den Ultramontanen als Schwäche gilt — zu wünschen wäre.

Wie Peter der Große das Patriarchat aufgehoben und sich selbst zum Patriarchen erklärt hat, haben wir schon früher erzählt. Es hatte aber auch diese geistliche Macht alle Grenzen einer wohlgeordneten staatlichen Einrichtung überschritten gehabt. Ohne Zustimmnng des Patriarchen durfte, nach alter Gewohnheit, der Czar in Rußland nicht das Geringste unternehmen oder verfügen, weder nach außen, noch nach innen. Er hieß der Hochheilige und überstrahlte alle Stände so sehr, daß die Angesehensten, wenn sie sich nur die leiseste Schmähung über ihn erlaubt hatten, an ihn ausgeliefert werden mußten, und dann, ohne Rücksicht auf ihren Rang, ihr Geschlecht oder Alter, mit Knutenhieben gezüchtigt wurden. Die Wahl des Patriarchen geschah durch die Prälaten aus ihrer Mitte. Sie stellten zwei Candidaten, die Beide streng hierarchische Gesinnung haben mußten, dem Czaren zur Auswahl vor, und dieser mußte einen von Beiden erwählen, wenn sie auch Beide ihm mißliebig waren. Dem Gewählten übergab dann der Czar den Hirtenstab mit den Worten: „Die Heilige Dreieinigkeit, welche Uns das Reich verliehen hat, ernennt Dich hiermit zum Patriarchen von Rußland."

Diese tief in althergebrachten Volksgewohnheiten eingewurzelte Verehrung des Patriarchats in Rußland giebt noch heute dem russischen Monarchen den Glanz seiner Krone und die Basis seiner Macht; da er selbst Patriarch

und damit Oberhaupt der Kirche ist, so gilt jede erklärte Willensmeinung des Kaisers dem Volke als unmittelbare Eingebung Gottes.

Auch haben wir gesehen, wie er den bis zum Unfuge eingerissenen Bilderdienst einzuschränken wußte, und daß er den rechtgläubigen Russen, statt der zahllosen Heiligen, das Bild der heiligsten Mutter Gottes zur Verehrung gab, haben wir bereits früher erzählt. Es ist bekannt, daß das russische Marienbild ein auf eine Fläche gemaltes Madonnengesicht nebst dem gemalten Christuskinde enthält, wogegen Kleidung und Glorie aus Gold mit Diamanten und Perlen und kostbaren Brocatstoffen besteht. Die katholischen Marienbilder sind dagegen oft kostbar bekleidete Holzpuppen mit bemalten Gesichtern. Für die Kunst interessiren nur die im erhebenden Styl gemalten Madonnenbilder von Raphael und anderen großen Meistern, denen aber der evangelische Christ keine göttliche Verehrung und Anbetung erweiset, in Beachtung des göttlichen Gebotes: „Ich bin Dein einiger Gott — Du sollst keine anderen Götter haben neben mir."

Peter duldete es nicht, daß Jemand in seinen Staaten das höchste Wesen ungestraft versuchte, oder mit Dingen, die sich auf wahre Religion beziehen, seinen Spott trieb. Ihm erschien es unmöglich, daß ein vernünftiger Mensch an dem Dasein einer höhern Macht zweifeln und ihr die gebührende Ehrfurcht versagen könnte.

Als er daher einst vernahm, daß Einer wegen Gottes-

läſterung verhaftet werden ſolle, befahl er, den Menſchen als einen Raſenden in Ketten zu legen. Vergebens ſtellte man ihm vor, daß das Vergehen in der Trunkenheit begangen ſei. Peter's religiöſe Entrüſtung war ſo groß, daß er entgegnete: „Dann iſt er doppelt ſtrafbar, einmal wegen ſeines Verbrechens gegen Gott, und dann, daß er ſich freiwillig in den Stand der Unvernunft geſetzt hat.“

Ja noch mehr — als Gotteslästerer ſollte ihm die Zunge ausgeſchnitten werden. Nur der nachdrücklichſten Verwendung der angeſehenſten Perſonen, die dem Czaren begreiflich machten, daß dieſe barbariſche Strafe auch ein Ueberreſt altruſſiſcher Barbarei ſei, welche er ja ſelbſt auszurotten ſtrebe, daß ſie in keinem andern europäiſchen Lande mehr vorkomme, konnte den Czaren bewegen, davon abzuſtehen und die Strafe in Verbannung in ein Kloſter nach Sibirien zu verwandeln, wo der Gotteslästerer täglich zu den härteſten Arbeiten angehalten werden ſollte.

Peter ſah es übrigens nicht gern, wenn wegen nicht nothwendiger Arbeiten der Gottesdienſt verſäumt wurde; auch duldete er nicht, daß während deſſelben öffentliche Arbeiten vorgenommen wurden. Doch verfiel er auch nicht in das andere Extrem, wovon die Neuzeit ſo viele Beiſpiele enthält — alles Arbeiten, ſo wie jede Volksbeluſtigung während des Sonntags zu verbieten. Er war kein Freund von übertriebenen und erzwungenen Andachtsübungen. Als er bemerkte, daß die in der grie-

chischen Kirche eingeführten, übertriebenen Fasten und die unzähligen Heiligenfeste zu häufig die öffentlichen Arbeiten störten und am Fortgange hinderten, befreite er zuerst die Truppen und Arbeitsleute von dieser Kasteiung und Heilighaltung der Kirchenfeste, und die Feld- und Schiffspopen mußten mit gutem Beispiel vorangehen, was Diese denn auch mehr als zu gern thaten.

Peter erkannte die ganze Wichtigkeit der Religion für das Staatswohl und für die Aufrechthaltung der Gesetze und der öffentlichen Ordnung. Er duldete daher auch nicht, daß die äußeren Formen der Gottesverehrung vernachlässigt wurden. Wie sehr er auch die Arbeit schätzte, so sprach doch der fromme Monarch oft die Ansicht aus, daß Arbeit Nichts helfen könne, wenn man dabei Gott vergesse und seines Segens entbehre. Er ging selbst mit gutem Beispiel voran und besuchte den Gottesdienst fleißig, offenbar nicht zum Scheine. Er litt es nicht, daß man während des Gottesdienstes in den Kirchen plauderte, was früher häufig geschah, da die Gottesverehrung zu einer reinen Formalität herabgesunken war. Deshalb ließ er in den besuchtesten Kirchen Aufseher bestellen, um die Plauderer zu ermitteln. Die Reichen und Vornehmen mußten dann am Ausgange aus der Kirche einen Rubel Strafe in die Armenbüchse legen, während die geringeren Leute, wenn sie mit einander geplaudert hatten, vor der Kirche Knutenhiebe erhielten. Die strengsten Verordnungen wurden für

die Besucher der für besonders heilig gehaltenen Alexander-Newsky-Kirche erlassen. Neben dem Haupt-Eingange zu derselben war ein Halseisen befestigt. An dieses wurden ohne Unterschied des Standes Diejenigen angeschlossen, welche man wiederholt auf Plaudereien oder anderen Unanständigkeiten in der Kirche betroffen hatte.

Peter's Religiosität war echt. Er duldete weder Aberglauben, noch Scheinheiligkeit, noch Betrug in Sachen der Religion und Kirche.

Männer und Weiber gab es, wie wir im Anfange dieses Werkes gesehen haben, genug, die unter dem Vorgeben, vom Teufel besessen zu sein, Gaukeleien mancherlei Art trieben, und beim abergläubigen Volke für Propheten und Heilige galten, um sich beschenken und ernähren zu lassen. Wie Dieselben sich erkaufen ließen, Rebellion zu befördern, bewiesen die Aufstände der Strelitzen während seiner Jugendzeit. Sobald Peter zur selbstständigen Regierung gekommen war, ließ er diese sogenannten Besessenen aufgreifen und durch die Knute zum Geständniß ihrer Betrügerei bringen; dann schickte er sie nach Sibirien.

Zweimal machte er den leider noch in unseren Tagen vorkommenden geistlichen Betrügereien mit wunderthätigen Marienbildern ein Ende. Als er einst vernahm, daß ein Priester mit einem wunderthätigen Marienbilde Gaukelei treibe, ließ er den Popen, der die Wunder verkündet hatte, mit dem Bilde holen, und sagte zu ihm: „Jetzt laß Deine

Wunder schauen, wenn Du es vermagst!“ Da fiel der Priester ihm zu Füßen und bekannte den Betrug. Peter entsetzte ihn seines Amtes, und ließ ihn mit Gefängniß bestrafen.

Während der Monarch im Jahre 1720 die Arbeit am Ladogacanale besichtigte, entstand vor einer Kirche in Petersburg ein großer Volksauflauf. Es verbreitete sich das Gerücht, daß ein heiliges Marienbild Thränen geweint habe. Viele hatten es mit eigenen Augen gesehen. Die Popen gaben diesen Thränen die Auslegung, daß die Mutter Gottes mit dem Orte ihres Aufenthalts nicht zufrieden sei, nnd daß der Stadt oder gar dem Lande ein großes Unglück bevorstehe. Diese Auslegung hatte der mit der Verlegung des Sitzes der Regierung von Moskau unzufriedene Adel und die eben so unzufriedene Geistlichkeit darauf bezogen, und es drohte deshalb in der That ein Aufstand. — Der Großkanzler Gholowkin begab sich sogleich nach der Kirche, um die immer mehr anschwellende Volksmenge durch vernünftige Vorstellungen zu bewegen, aus einander zu gehen.

Er sah selbst bei dem Schein von hundert geweihten Kerzen, die vor dem Bilde angezündet waren, dicke Tropfen aus dem Augenwinkel des Bildes der heiligen Maria fließen. Seine Vorstellungen waren vergebens. Er hatte Mühe, aus dem Gedränge zu kommen. Sofort entsendete er einen Courier an den Czaren, und schon am nächsten

Vormittage traf Dieſer in Petersburg, vom Ladogacanal zurückkehrend, ein. Sofort begab er ſich in die Kirche, und ließ ſich von dem Geiſtlichen, welcher das Wunder verkündet hatte, zu dem Marienbilde führen. Es war aber an dieſem Tage nicht mit Lichtern umſtellt und vergoß keine Thränen. Die Prieſter und alle Anweſenden beſtätigten indeß die Thatſache der Thränenvergießung. Peter ahnete ſogleich eine Betrügerei, ließ ſich aber Nichts merken, ſondern befahl das Bild von ſeinem Platze wegzunehmen und es in den Palaſt zu bringen. Die Popen mußten ebenfalls dort erſcheinen. Nun unterſuchte er in Gegenwart des Großkanzlers, mehrerer Großen und Geiſtlichen die Beſchaffenheit des Bildes, entdeckte in den Augenwinkeln feine Löcher, ließ die hintere Bekleidung abnehmen, und fand nun dahinter die kleinen Oelbehälter, aus welchen, ſobald das Oel durch die zahlreichen Kerzen erhitzt und dann flüſſig gemacht wurde, daſſelbe in Tropfen durch das Auge drang und dann wie Thränen über die Wangen der heiligen Jungfrau lief. Er machte ſofort den Verſuch mit einigen Lichtern, und die Erſcheinung wiederholte ſich. „Ihr ſeht nun," ſprach er, „welche Bewandtniß es mit den angeblichen Thränen hat. Ich hoffe, daß Ihr das Geſehene weiter verbreiten und überall erzählen werdet. Er wollte indeß kein Aufſehen machen mit der Beſtrafung der Urheber des Wunders, indem er ſich das Anſehen gab, die geiſtlichen Betrüger zu verachten.

Aber um desto eifriger forschte er ganz im Stillen danach, und schickte sie bei Nacht und Nebel nach Sibirien.

So war Peter's Regierung ein fortwährender Kampf mit Barbarei, Indolenz, Aberglauben und mit der Priestergewalt gewesen. Noch sein letzter Befehl bezog sich darauf, indem er eine Verordnung erließ, nach welcher die zu häufig an den Straßen befindlichen Kapellen niedergerissen und die Heiligenbilder weggeschafft werden mußten.

2.

Noch einige Charakterzüge aus Peter's Leben.

Noch einige Züge aus Peter's Leben haben wir nachzutragen.

Nichts war seinem edlen Charakter widerwärtiger, als Nichtswürdigkeit der Gesinnung.

So unter Anderem hatte Peter in seinen Diensten einen holländischen sehr geschickten Ankerschmied, den er aus Holland mitgebracht; dieser hatte einen jungen Russen angelernt, den er dem Czaren wegen seiner großen Geschicklichkeit zu einer Lohnzulage empfahl. Der junge Mensch aber war undankbar. In einer Vorstellung, die er selbst dem Czaren übergab, sagte er, daß er jetzt im Stande sei, dieselben Dienste zu leisten, wie der holländische Meister, und daß die Besoldung Desselben erspart

werden könnte, wenn ihm ſelbſt nur eine geeignete Zulage bewilligt würde.

„Schurke,“ rief Peter, und warf ihm die Bittſchrift ins Geſicht; „iſt dies der Dank, den Du Deinem ehrlichen Meiſter und Wohlthäter giebſt, der nicht nur Dich freundlich unterrichtet, ſondern auch Dich mir ſo redlich zur Gehaltserhöhung empfohlen hat? Nimmermehr ſoll ihm, ſo lange er Luſt hat in meinen Dienſten zu bleiben, Etwas zum Nachtheil geſchehen, Dir aber ſollen die Früchte Deines Undankes nicht entgehen.“

Nun ließ der Czar dem undankbaren Menſchen in Gegenwart der Meiſter, Geſellen und Lehrlinge die Baſtonade auf die Fußſohlen geben, und ſchickte ihn dann in eine andere Ankerſchmiede an einem entfernten Orte.

Um ſich zu erklären, wie es möglich war, daß Peter der Große dieſe ungeheure Menge von Geſchäften überwältigen und noch Zeit übrig behalten konnte zu ſeinen See- und Luſtfahrten und rauſchenden Vergnügungen, muß man wiſſen, daß er ſich zum Schlafe nur vier Stunden Zeit gönnte. Um 9 Uhr legte er ſich regelmäßig nieder. Faſt in der Regel weckte er in der Nacht um ein oder zwei Uhr ſeinen Kammerdiener, ließ ſich Licht bringen und eine Schiefertafel reichen, um aufzuſchreiben, was er am folgenden Tage vorzunehmen gedachte. Dieſe Schreibtafel nahm er überall mit, damit ihm Nichts verloren gehe, was ihm bemerkenswerth erſchien. Gegen 3 Uhr

stand er auf, und beschäftigte sich mit Bücherlesen. Während des Ankleidens ließ er sich die eingelaufenen Berichte vortragen, und notirte seine Beschlüsse darüber auf einzelne Blätter. Dann drechselte er einige Zeit — das war seine Lieblingsbeschäftigung — oder er besuchte die Tribunäle, Unterrichts- und andere Anstalten, die Manufacturen, Fabriken, oder besah die öffentlichen Arbeiten. Ueberall pflegte er selbst Hand anzulegen, indem er zu sagen pflegte: „Seht, ich bin Euer Czar und habe Schwielen in meinen Händen. Um Euch zum Beispiel zu dienen, arbeite ich selbst."

Um 11 Uhr Mittags ging es zur Tafel, die in der Regel nicht länger als eine halbe Stunde dauerte. Meistens nahm nur seine Gemahlin daran Theil, öfter aber auch Einige seines Gefolges. Die Tafel war sehr einfach besetzt. Luxus in dieser Hinsicht machte er bei anderen Fürsten lächerlich.

Nach Tische hielt der Czar, der Sitte seines Landes folgend, eine kurze Mittagsruhe. Er hatte dabei einen äußerst leisen Schlaf, und war nicht peinlich in der Wahl seines Lagers. Oft mußte ihm der Leib eines seiner Dentschiken als Kopfkissen dienen. Wehe Dem, der sich dabei rührte und den Monarchen dadurch im Schlafe störte. Der Unglückliche, der nicht still liegen konnte, erhielt dann sicher eine Tracht eigenhändiger Stockschläge vom Czaren.

Ein einziger Kammerdiener verrichtete die gewöhnliche

Bedienung beim Czaren, und selbst später, als er die Kaiserwürde schon angenommen hatte. Die übrige Aufwartung und Bedienung lag den Dentschiken ob, von welchen allemal zwei den Dienst versahen. Sie hatten übrigens das Recht, dem Czaren Alles, was ihnen einfiel, im Ernst oder Scherz zu erzählen. Oft waren sie aus vornehmen Familien, oft aber aus den Garderegimentern genommen. Sie versahen die Dienste von Adjutanten, Kammerherren, Ordonnanzen, Courieren, Heiducken u. s. w. Nach mehrjährigen treuen Diensten bekamen sie Versorgungen im Civil oder Militair. Ihre Verwendung für Supplicanten blieb selten ohne Einfluß, selbst wenn sie schon anderweit versorgt waren.

Eben so einfach war der Czar in Rücksicht aller anderen Bedürfnisse. Als er sich in Berlin befand, schickte ihm der König einen prächtigen Galawagen vor seine Wohnung, um ihn nach dem Schlosse abzuholen. Peter aber machte davon keinen Gebrauch, sondern begab sich zu Fuße, ohne viel Gefolge, zu seinem königlichen Wirthe. Als der damalige König, der prachtliebende Friedrich I., sich darüber verwundert äußerte, entgegnete der Czar: „Ew. Majestät bin ich Dank schuldig für die mir erwiesene Aufmerksamkeit. Ich bin aber dergleichen nicht gewohnt, und will jedes Aufsehen in der Stadt vermeiden. Dagegen bin ich an Fußpartien gewöhnt und gehe wohl manchen Tag funfzigmal weiter als heute.

Als er sich zum ersten Male in Holland befand und mit der großen Gesandtschaft zur Audienz nach dem Haag reiste, wo er in einem Gasthofe abstieg, schien ihm das für ihn bestimmte Bett zu prächtig, ein anderes aber ebenfalls nicht tauglich. Da ließ er wieder anspannen, und fuhr nach dem russischen Gesandtschaftshotel. Dort bemerkte er in einem Winkel eines Vorgemachs einen Diener, der auf einer Bärenhaut schlief. Diese Lagerstelle gefiel dem Czaren. „Auf! auf!“ rief er, „hier will ich schlafen.“ Er legte sich nieder, und schlief darauf fest und ruhig, bis zu seinem gewohnten frühzeitigem Erwachen.

Neben den gewöhnlichen Dienern hielt sich der Czar einige Lustigmacher — Hofnarren. Zu dieser Ehre konnte man kommen, wenn man eine ausgezeichnete Dummheit beging, die den Czar so belustigte, daß er wohl lachend ausrief: „Dieser Mensch ist wirklich und wahrhaftig ein echter Narr!“

So machte einst durch eine kolossale Dummheit ein gewisser Uschakow sein Glück. Er war als Soldat von seinem General mit höchst wichtigen und Eile erfordernden Depeschen von Smolensk an den Commandanten nach Kiew entsendet worden. Er hatte sich so beeilt, daß er den Weg von 50 bis 60 Meilen in unglaublich kurzer Zeit zurücklegte. Morgens früh vor Eröffnung der Thore kam er vor Kiew an, und begehrte bei der Wache, augenblicklich eingelassen zu werden. Doch wegen der

nothwendigen höhern Meldung und Anfrage ging ihm die Sache nicht schnell genug. Voll Diensteifer glaubte er in seinem vollen Rechte zu sein. Er schalt den wachhabenden Officier, und kehrte augenblicklich wieder um, ohne die mitgebrachten eiligen Depeschen abzugeben, in der Absicht, den Officier beim General zu verklagen und den bestimmten Befehl von Smolensk zu holen, daß er augenblicklich eingelassen werde. Der General war wüthend. Er ließ ihn vor ein Kriegsgericht stellen, welches ihn denn auch wegen seiner aus ungeheurer Dummheit begangenen Pflichtverletzung zum Tode verurtheilte.

Als Peter dieses Todesurtel zur Bestätigung erhielt, lachte er laut auf. Er fand das Benehmen des Narren nicht eigentlich strafbar, wohl aber im höchsten Grade thöricht, und ernannte ihn zu seinem Hofnarren. Uschakow bekleidete dieses Amt lebenslänglich, und wußte sich dadurch, daß er dem Czaren oft derbe Wahrheiten sagte, in eine gewisse Achtung zu setzen.

Diese Züge mögen genügen, um uns ein Bild von Peter's höchst origineller Persönlichkeit zu geben; nur eines Charakterzuges geschehe noch Erwähnung, welcher beweist, was wir früher behauptet haben, daß der Czar nicht aus Grausamkeit, sondern aus Pflichtgefühl so unerbittlich streng war.

Gern verzieh Peter jene kleinen Sünden, die aus sinnlichen Neigungen entstanden waren, denn er kannte in

dieser Hinsicht seine eigenen Schwächen. Nur durfte damit nicht ein wirkliches Verbrechen, z. B. ein Kindermord, verbunden sein; denn in solchem Falle war er unerbittlich streng.

So war einst ein Hoffräulein, Namens Hamilton, angeklagt und überführt, heimlich geboren und das Kind ihrer Verirrung ermordet zu haben, um ihre Schande vor der Welt zu verbergen. Sie wurde zum Tode verurtheilt. Ihre angesehene Familie verwendete sich beim Czaren für die Unglückliche um Gnade. Mehr noch, als die Fürsprache viel geltender Personen, sprach ihre leidende Schönheit und persönlichr Liebenswürdigkeit für sie. Der Czar besuchte sie im Gefängnisse. Schön wie eine büßende Magdalene, sank sie vor ihm nieder und flehte mit Thränen und aufgelöstem Haar, das ihr wie goldene Wellen über den schneeweißen Nacken wallte, um Gnade. Der Czar war tief bewegt. Aber das Pflichtgefühl gestattete ihm nicht, dem Zuge seines Herzens zu folgen. Er sagte zu ihr mit Milde: „Ich darf Dich nicht begnadigen. Meine Pflicht gestattet es nicht; aber um Dir einen Beweis meiner Theilnahme zu geben, will ich Dich auf Deinem letzten Gange begleiten.“ — Und er führte die Büßende selbst auf das Schaffot. „Ich kann Dich nicht retten,“ sprach er nochmals, und ermahnte sie, die Strafe, die sie einmal verwirkt habe, standhaft zu erdulden. Das sei das einzige Mittel, Gott zu versöhnen und ihr die

ewige Gnade zu verschaffen, die ihr auf Erden nicht zu Theil werden könne. — Ein Wort von ihm würde sie gerettet haben. Peter empfand darüber einen schweren Kampf in seinem Innern; aber das Pflichtgefühl siegte. Er küßte sie auf die Stirn und nahm von ihr Abschied. Dann wendete er sich ab, um nicht zu sehen, wie das schöne Haupt unter dem Henkerbeil fiel. — Kein anderer Monarch hegte in seinem Charakter einen solchen Verein von Gemüthlichkeit und an Grausamkeit grenzender Strenge.

3.

Peter als Freiwerber. — Romanzoff.

Der Cabinetsminister Graf Iwan Antonewitsch Tschekassow verdankte eben so, wie der Vice-Canzler Schaffiroff, der früher Kaufmannsdiener gewesen war, seine Erhebung der Menschenkenntniß und dem Scharfblick des Czaren. Er war gemeiner Schreiber, als der Czar ihn kennen lernte.

Alexander Romanzoff, der Stifter des heute noch in Rußland blühenden gräflichen Hauses dieses Namens, war in einer armen adeligen Familie geboren, und diente als gemeiner Soldat in der Preobraschenskischen Garde. Durch sein lebendiges Wesen zog er die Blicke des Czaren auf sich. Dieser erprobte zuerst durch allerlei kleine Auf-

träge seine Redlichkeit und Treue, und nahm ihn dann in die Zahl seiner Günstlinge auf. Romanzoff begleitete seinen Gebieter auf dessen Reisen, ging mit dem Grafen Tolstoi nach Wien und Neapel, um die Auslieferung des dorthin geflüchteten Prinzen Alexei zu bewirken, und wurde sodann von dem Czaren zu den schwierigsten Geschäften verwendet.

Wie der Czar in seiner eigenthümlichen Weise für sein Glück sorgte, bezeugt folgende Anekdote.

Kaum hatte man am Hofe bemerkt, wie der junge Romanzoff auf dem Wege war, sein Glück zu machen und ein bedeutender Mann zu werden, so machten mehrere reiche und angesehene Familien Pläne, durch Familienverbindung mit ihm sich selbst zu heben. So bot ihm Jemand seine Tochter an, mit einem Heirathsgut von hundert Bauern. Romanzoff, der damals noch arm war, bedachte sich keinen Augenblick, ein Anerbieten anzunehmen, wodurch er hoffte, sein Glück zu machen.

Als er die Genehmigung des Czaren zu dieser Verbindung nachsuchte, fragte Dieser ihn: „Hast Du denn Deine Braut schon gesehen?“ — „Nein,“ antwortete Romanzoff. — „Höre,“ entgegnete nun der Czar, „ich erlaube Dir, bei dem nächsten Balle gegenwärtig zu sein; aber die Verlobung mußt Du aufschieben. Ich werde mich ebenfalls dort einfinden, werde Deine Braut in Augenschein nehmen, und wenn sie mir Deiner würdig erscheint, Dir in Deinem Glücke nicht hinderlich sein.“

Der festliche Abend kam heran. Alle Anverwandte der Braut und viele andere Befreundete Derselben hatten sich bei ihrem Vater versammelt. Man tanzte und war ungemein heiter. Da fuhr unbemerkt ein Schlitten vor. Der Czar stieg aus und ging, ohne beachtet zu werden, in den Tanzsaal. Dort sah er die Braut und rief ziemlich laut aus: „Daraus wird Nichts!" Damit verließ er den Tanzsaal und das Haus.

Am andern Morgen sagte er zu Romanzoff: „Mein Freund, die Braut paßt sich nicht für Dich. Ich kann Dir meine Einwilligung nicht geben. Du sollst aber dabei nicht verlieren. Ich selbst werde an einem andern Orte Dein Freiwerber sein, und bin gewiß, eine bessere Partie für Dich aufzufinden. Finde Dich heute Abend bei mir ein."

Als Romanzoff bei dem Czaren eingetreten war, fuhr Dieser mit Demselben zu dem als eben so reich wie stolz und hochmüthig bekannten Grafen Matwejew.

„Du hast eine Braut im Hause," redete ihn der Czar ohne weitere Vorbereitung an, „hier bringe ich ihr den Bräutigam." Der alte Graf gerieth in unbeschreibliche Verlegenheit. Ja wollte er nicht sagen, da Romanzoff von geringem Herkommen war, und nein wagte er nicht zu sagen seinem gebietenden Herrn gegenüber. Doch Dieser machte der Verlegenheit des Alten bald ein Ende. „Du weißt es," sprach er, „daß ich Romanzoff gern habe und daß es in meiner Macht steht, ihn zu

dem angesehensten Manne zu machen. Zögere also nicht, Deine Einwilligung zu geben."

Matwejew wagte nun freilich nicht, dem kaiserlichen Freiwerber die geringste Einwendung entgegenzusetzen. Seine Tochter Maria Andrejnewka schien schon mehr zufrieden zu sein mit dem unerwarteten Bräutigam, womit sie der Czar überrascht hatte, denn Romanzoff war einer der schönsten und liebenswürdigsten jungen Männer am Hofe. Niemand aber war damit mehr zufrieden und glücklicher als Dieser selbst, denn Maria war nicht blos eine der reichsten Erbtöchter Rußlands, sondern auch schön und anmuthig, besonders liebenswürdig durch die Unschuld, die wie ein Duft über ihre ganze Jugendschönheit sich ergossen hatte. Am Hofe war sie noch nie gesehen worden, denn sie hatte vor Kurzem erst ihre Pension in einem Nonnenkloster, wo ihre Erziehung vollendet worden war, verlassen. Uebrigens hatte die erste Braut, von der des Czaren Dazwischenkunft seinen Günstling befreit hatte, den ungünstigsten Eindruck auf ihn gemacht; sie war bereits eine alternde Jungfrau, überladen mit Putz, Diamanten und Perlen, wodurch ihre Unschönheit nicht verdeckt wurde, dabei hatte sie eine Koketterie, die unleidlich ist, wenn sie nicht durch Feinheit, Jugend und Anmuth unterstützt wird.

Das Glück, welches der Czar hier gestiftet hatte, sollte auch noch äußerlich erhöht werden.

Bald darauf fand die Hochzeit statt. Nie hat es ein

glücklicheres Brautpaar gegeben — Beide zärtlich, wie die Turteltäubchen — Beide in den glänzendsten Verhältnissen, im Sonnenblick der Gunst des großmächtigsten Czaren, bewundert, beglückwünscht und beneidet von den ersten Notabilitäten des Hofes, die sich eifrigst um ihre Freundschaft bewarben. Auf einem Balle, welchen Mentschikoff den Neuvermählten zu Ehren gab, eröffnete der Czar selbst den Tanz mit der schönen, jungen Frau, die im bescheidenen Schmucke doch Alle überstrahlte durch Anmuth und Liebenswürdigkeit. Nach beendigtem Tanz übergab ihr Peter ein zusammengelegtes Papier mit dem Auftrage, es ihrem Gemahl zu übergeben, welches sie in die Tasche steckte, ohne es zu lesen. In der Zerstreuung des Festes hatte sie aber vergessen, es an ihren Gatten abzuliefern. Der Czar wunderte sich, daß er gar Nichts davon erfuhr, welche Aufnahme das Billet bei Romanzoff gefunden hatte. Er schickte daher seinen Adjutanten an ihn ab, sich darnach zu erkundigen. Romanzoff wußte noch von Nichts. Dadurch aufmerksam gemacht, wendete er sich mit der Bitte um Aufklärung an seine Frau, und Diese übergab ihm jetzt erst das Schreiben des Czaren.

Wie war der Glückliche überrascht, als er darin las, daß ihn der Czar zum Brigadier erhoben und mit ansehnlichen Landgütern beschenkt hatte. Er unterbrach sogleich den Tanz, warf sich dem Czaren mit seiner Ge-

mahlin zu Füßen, indem Beide Worte des feurigsten und innigsten Dankes sprachen.

4.

Ostermann und Jaguschinski.

Außer Mentschikoff, Schaffiroff und Romanzoff hatte der Czar noch zwei andere hochverdiente Männer aus dem Staube zu hohen Würden erhoben. Dies waren Ostermann und Jaguschinski.

Der Erstere war der Sohn eines lutherischen Geistlichen aus Westphalen, der dem Czaren durch den Vice-Admiral de Cruis, in dessen Dienste er sich befand, bekannt geworden war. Glück und Talent hoben ihn empor. Am Pruth trugen seine Rathschläge und umsichtigen Bemühungen viel dazu bei, den günstigen Erfolg zu erreichen, von dem wir früher erzählt haben. Ebenso geschickt benahm er sich auf dem Nienstädter Friedenscongreß. Peter machte ihn zum Geheimrath und erhob ihn in den Freiherrnstand.

Sein ferneres Geschick ist sehr merkwürdig durch einen Glückswechsel, welcher die Richtigkeit des Wortes eines großen Weltweisen bewies: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen!"

Nach dem Tode des Czaren wurde Ostermann von Katharina I. zum Reichs-Vicekanzler und zum wirklichen Geheimrath ernannt. Katharina wählte ihn auf ihrem

Sterbebette zum Oberhofmeister ihres Nachfolgers, des minderjährigen Peter II., und zum Mitgliede des Regentschaftsraths. Die Kaiserin Anna erhob ihn 1730 in den Grafenstand, und machte ihn zum Cabinetsminister. Indessen zog er sich allmählich ganz von den Geschäften zurück, und war 1714 Willens, ganz abzudanken, als der damalige Regent, Herzog Byron von Kurland, ihn davon abbrachte und zum Groß-Admiral ernannte.

Die Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth stürzte die Partei der Regentin Anna, und damit auch Ostermann. Er mußte das Blutgerüst besteigen; als aber schon das Henkerbeil über seinem Haupte blitzte, wurde er mit Verbannung nach Sibirien begnadigt. Dort starb er im Jahre 1747. Sic transit glorin mundi!

Jaguschinski, der Generaladjutant des Czaren, war ein Pole von Geburt. Die Gunst seines Herrn hatte ihn vom Dentschik zu den höchsten Würden erhoben. Die bedeutendsten Aufträge vollzog er mit Geschick und günstigem Erfolg. Nach dem Friedensschluß erhob ihn der Kaiser zum Hauptmann der Garde der Kaiserin. In dieser Stellung erwarb er sich das Vertrauen der Monarchin nach dem Tode seines Gebieters.

So wußte Peter stets mit Scharfsinn und Menschenkenntniß die rechten Werkzeuge für seine großen Zwecke zu wählen. Indem er diese dadurch förderte, entwickelte er eine der Haupteigenschaften großer Charaktere auf dem Throne.

Zwanzigster Abschnitt.

Der persische Feldzug. — Hinrichtung des Kammerherrn Mons. — Die gottorp'schen Angelegenheiten. — Katharina's Salbung und Krönung. — Alexander-Newski-Orden.

„Und ohne Ruh' und ohne Rast —
Treibt es ihn fort in wilder Hast —
Im Kriegeswerk zur letzten That,
Im Friedenswerk zum letzten Rath;
Im Rachewerk sich zu vergessen,
Die letzte Spann' ist ihm gemessen."

D. V.

1.

Vorbereitungen zum Feldzuge nach Persien. — Verordnung wegen der Thronfolge.

Einen der politischen Beweggründe, die Peter den Großen zum Frieden mit Schweden gedrängt hatten, gaben die ungünstigen Nachrichten, die aus Persien eingegangen waren.

Persien war damals von inneren Unruhen zerrüttet; dadurch aber war der russische Handel im Süden des Reichs gestört und noch mehr bedroht. Die durch die Grenzprovinzen Daghestan und Schirwan ziehenden Kara-

banen waren nicht selten von den rebellischen Horden angegriffen worden, und mehrere Russen hatten dadurch Güter und Leben verloren.

Der Schach Hussein war zu ohnmächtig, um dieses Unwesen abzustellen. Er verwarf aber das Anerbieten des russischen Kaisers, ihm Hülfstruppen zu senden, weil er ein so mächtiges Volk nicht über seine Grenzen herbeiziehen wollte.

Der Oberstlieutenant Wolinskoi, den der Kaiser deshalb nach Persien geschickt hatte, rieth daher, die längs dem kaspischen Meer belegenen persischen Provinzen, damit sie nicht eine Beute der persischen Vasallen würden, mit russischen Truppen zu besetzen, und dadurch die Grenze zu decken.

Dieser Kriegszug konnte indeß nur zur See ausgeführt werden, und da das kaspische Meer noch sehr unbekannt war, so wurde das Fahrwasser von geeigneten Seeofficieren nautisch untersucht. Im Jahre 1720 erhielt nun Wienowsky, der deshalb zum Gouverneur von Astrachan ernannt wurde, Befehl, die nöthigen Vorbereitungen zu diesem Feldzuge zu treffen. Die in Finnland gestandenen, mit dem Seedienst bekannten Truppen wurden, nach dem mit Schweden geschlossenen Frieden, in die Städte an der Wolga verlegt. Dort wurden flache Kanonenboote gebaut, wie man sie gegen Finnland zwischen den Schereninseln mit Vortheil angewendet hatte. In

Moskau wurden alle dort befindlichen Fahrzeuge in den Stand gesetzt, Truppen aufzunehmen.

Dabei wurde möglichst das Ziel der Expedition in Geheimniß gehüllt, um nicht vorzeitige Gegenwehr zu veranlassen. Doch zum nicht geringen Erstaunen des Czaren sagte ihm eines Tages ein Diener, als er Denselben nach Neuigkeiten fragte, man spreche allgemein von einem Feldzuge nach Persien. Der Kaiser wurde aufgebracht darüber, daß ein Geheimniß, welches er Niemandem anvertraut, sondern nur in dem Zimmer der Kaiserin unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit Mentschikoff besprochen hatte, ausgeplaudert sei. Vergebens forschte er nach, wer der Verräther sei. Der Verdacht fiel auf Mentschikoff, da er der einzige Mitwisser war. Dieser wäre fast darüber in Ungnade gefallen. Da aber führte lächelnd Katharina ihren hohen Gemahl in ihr Cabinet, wo ihr Papagei eben ganz deutlich sprach: „Ei Persi podium!“ (Wir gehen nach Persien) und laut auflachend erinnerte sich Peter, daß er im Eifer des Gesprächs mit Mentschikoff in demselben Cabinet diese Worte mehrere Male mit besonderem Nachdruck ausgesprochen hatte.

Zu den Vorbereitungen für diesen Feldzug gehörte aber auch bei der weiten und gefahrvollen Reise an die Grenzen Persiens, wozu der Kaiser sich entschlossen hatte, eine Anordnung zur Sicherstellung der künftigen Thronfolge, welche um so mehr noththat, als sein erster

Thronerbe Alexei, für unfähig dazu erklärt, verstorben war, eben so der Tod den darauf ernannten Thronfolger, Peter Petrowitsch, in der Blüthe seiner Jugend aus diesem Leben abgerufen hatte.

Peter erließ daher am 5. Februar 1722 ein Gesetz, wonach es den Herrschern Rußlands freistehen sollte, nicht nur den Thronfolger beliebig zu ernennen, sondern auch die Ernennung zu ändern, wenn der Ernannte sich untüchtig beweise. Alle Unterthanen mußten diese Verordnung eidlich bestärken und sich verpflichten, dieselben, bei Vermeidung des Kirchenbannes und der Todesstrafe, zu beobachten.

Merkwürdig war die später erlassene Denkschrift des Kaisers, welche die für einen absoluten Herrscher gewiß seltenen Motive dieses Beschlusses enthielt.

Es hieß darin unter Anderem:

„Das einzige Gebrechen der Erbreiche, daß sie dann und wann unter einem schlimmen Herrscher seufzen, ist hierdurch gehoben, indem dem Regenten die Befugniß zugesichert ist, seinen Nachfolger zu ernennen. Nur Thoren oder Uebelwollende können diese Verordnung tadeln. Das Volk hat Denjenigen für seinen rechten Herrn zu erkennen, den der Landesherr zu seinem Nachfolger bestimmt, gleichviel ob es der älteste oder der jüngste Sohn, oder gar ein Fremder sei, denn ist ein Regent so unglücklich, seinen eigenen Söhnen die Tüchtigkeit zur Nachfolge absprechen

zu müssen, dann verpflichtet ihn seine Verantwortlichkeit gegen Gott, einen erfahrenen und tugendhaften Mann außer seinem Hause zu suchen und zum dereinstigen Herrscher zu ernennen. Sollte aber der Landesherr mit Tode abgehen, ohne dieser Pflicht, sei es mündlich oder schriftlich, genügt zu haben, dann muß das Volk, welches seinen Willen dem des Regenten für immer unterworfen hat, zu erforschen suchen, was sein Wille gewesen oder habe sein können und erst, wenn sich hierüber Nichts ausmitteln läßt, ist der natürlichen Ordnung zu folgen und der Erstgeborene der Söhne, oder in deren Ermangelung die älteste der Töchter zur Nachfolge für berufen zu achten."

Wir werden im Folgenden sehen, wie einige Jahre später Mentschikoff für seine hohe Beschützerin Katharina diese Verfügung zu benutzen wußte, um ihr die Thronfolge zu sichern.

2.

Der persische Feldzug.

Nachdem auf diese Weise alle inneren Angelegenheiten geordnet und die Vorbereitungen zum Feldzuge getroffen waren, verließ der Kaiser am 15. Mai 1722 mit seiner Gemahlin zu Schiffe Moskau, um einen Theil seines Reichs zu besuchen, den vor ihm nie ein russischer Herrscher besucht hatte.

In Kasan feierte er am 30. desselben Monats seinen 50sten Geburtstag. Er gestattete dem damals reichsten Handelsherrn Stroganow, der die Lieferung von Branntwein für die ganze Armee übernommen hatte, die Ehre, ihn und die Kaiserin bewirthen zu dürfen, was in würdiger, glanzvoller Weise geschah. Der Kaiser erhob ihn dafür zum Baron.

Am 15. Juni kamen beide Majestäten nach Astrachan. Von dort aus ließ der Kaiser in tartarischer und persischer Sprache die ersten Manifeste über den Zweck seines Zuges verbreiten.

Vier Wochen später wurde die Armee eingeschifft. Die Flotte bestand mit Einschluß der kleinen Küstenboote aus mehr als 400 Fahrzeugen, welche der General-Admiral Aprarin befehligte.

Auf den Schiffen befanden sich 22,000 Mann Infanterie. Die Cavalerie, etwa 9000 Mann stark, hatte von Zarizin aus den Landweg angetreten. Zwei starke Colonnen donischer und kleinrussischer Kosaken verfolgten ihren Weg nach Persien durch die Steppen und Gebirge.

Das Vordertreffen wurde vom Kaiser selbst commandirt. Sie fuhren sämmtlich in den kleinen Ruderbooten und Galeeren. Immer voraneilend untersuchte der Kaiser persönlich die Lage der russischen Grenzfestung Teki, und da er fand, daß sie in einer ungesunden Gegend belegen war, beschloß er, diese Festung schleifen zu lassen und

andere besser belegene Grenzpunkte zu befestigen. Zur Ausschiffung seiner Truppen wählte er die in der Nähe von Teki liegende Landspitze Agrachan, da seine Ungeduld nicht zuließ, den früher dazu bestimmten Landungsplatz zu erreichen. Das nur in der Eile angelegte und schwach befestigte Lager nannte er später das agrachan'sche Retranchement.

Ungünstige Umstände nöthigten den Kaiser, dort länger zu verweilen, als es früher seine Absicht war. Es fehlte noch die Reiterei, die auf den weiten, öden Steppen Mangel an Wasser und Fourage gelitten hatte.

Als sie in Daghestan angekommen war, wurde der Brigade-General Vaterani detachirt, mit einigen Dragoner-Regimentern das große, befestigte Dorf Andrewa zu überrumpeln und zu besetzen. Man erwartete dort eine gute Aufnahme. Indeß sah man sich getäuscht. In einem Engpaß fielen zahllose Flintenschüsse auf die Marschcolonne, wodurch an 80 Reiter getödtet wurden. Wenn auch Vaterani diesen Ueberfall rächte, indem er die Feinde vertrieb und das Dorf besetzte und niederbrannte, so war doch dieses Ereigniß dem Czaren äußerst unangenehm. Er sah ein, daß er sich in der Stimmung der persischen Grenzbewohner geirrt hatte. Nun brach er mit Zurücklassung einer kleinen Besatzung im befestigten Lager nach Derbent auf.

Auf dem Zuge dorthin begrüßten ihn mehrere befreundete Sultane, und beschenkten ihn und sein Heer mit

Lebensmitteln, wodurch das Vorrücken desselben wesentlich erleichtert wurde. Indeß beunruhigten andere tartarische Horden das russische Heer von allen Seiten, ohne jedoch seinen Marsch aufhalten zu können.

Derbent ist eine bedeutende Seestadt, welche damals für den Schlüssel von Persien galt. Nach alten Ueberlieferungen ist sie von Alexander dem Großen auf seinem Perserzuge angelegt worden. Dort nahmen der persische Ober- und Unterstatthalter den Kaiser und sein Heer auf das Freundlichste auf.

Dagegen weigerten sich die Häupter der weiterhin belegenen wichtigen Stadt Baku, russische Truppen oder auch nur Proviant für dieselben in die Stadt zu lassen.

Dieser Umstand, zu dem noch der Verlust einiger mit Mehl beladenen Schiffe kam, veranlaßte den Czaren in Uebereinstimmung mit einem gehaltenen Kriegsrath, die Ausführung seiner Pläne, die für die Cultur dieser Gegend gewiß ersprießlich gewesen wären, für dieses Jahr aufzugeben, und mit Zurücklassung einer Besatzung in Derbent das Heer nach Astrachan zu führen. Dieser Rückzug aber brachte wegen der großen Entfernungen, sowohl zur See, wie zu Lande, bedeutende Verluste.

In Astrachan traf er Vorkehrungen zur Fortsetzung der gemachten Eroberungen, und kam zu Ende des Jahres nach Petersburg zurück, wo er, wie gewöhnlich, mit der Kaiserin einen feierlichen Einzug hielt.

Der Zug nach Persien war Peter's letzte Kriegsunternehmung gewesen. Noch nach seiner Rückkehr dauerten die Unterhandlungen darüber und die sich daraus entwickelnden politischen und kriegerischen Unternehmungen fort.

Der türkische Sultan wollte sich zwar die russische Einmischung in die persischen Angelegenheiten nicht gefallen lassen, und es kam zu bedenklichem Notenwechsel; zuletzt überzeugte er sich jedoch, daß es besser sei, von den Spaltungen in Persien Nutzen zu ziehen, als sich mit Rußland in einen weit aussehenden Krieg zu verwickeln. Der Sultan ließ sich daher von dem vertriebenen Fürsten die schöne Provinz Georgien, mit ihren weiblichen Recruten für die Harems des Großherrn und seiner Großen, zu Lehen auftragen, und erklärte, daß er die Fortschritte der russischen Waffen ferner nicht hindern wolle.

Peter aber hatte schon vor seinem Abgange von Astrachan Befehle über die Fortsetzung des persischen Krieges zurückgelassen. In Folge derselben wurden Baku und mehrere persische Plätze besetzt. Der persische Schah Hussein sah sich zu dieser Zeit wirklich in der Noth, die Hülfe des Kaisers gegen seine rebellischen Vasallen in Anspruch nehmen zu müssen. Peter ging darauf ein, und erhielt zur Deckung der Kriegskosten die Städte Derbent und Baku mit ihren Gebieten und die Provinzen Ghylan, Mazederan und Astrabad abgetreten.

Eifersüchtig über diese Eroberungen drohte jetzt noch-

mals der türkische Sultan, und nochmals wurde er durch französische Vermittelung begütigt, so daß er sogar zu Gunsten des Schahs dem mit Rußland geschlossenen Vertrage beitrat.

Obwohl nun dieser Vertrag nicht zur Ausführung kam, weil inzwischen der Schah von Persien entthront wurde und dessen Sohn und Nachfolger die inzwischen von dem entthronten Hussein gemachten Abtretungen widerrief, so blieb doch Peter im Besitze der gemachten persischen Eroberungen.

3.

Hinrichtung des Kammerherrn Mons. — Katharina's Benehmen dabei.

Wir haben hier eine der interessantesten, aber auch ergreifendsten Episoden aus dem Privatleben des Kaisers einzulegen.

So sehr auch Peter seine Gemahlin zärtlich liebte, so hatte er doch Charakter genug, sie seinen vollen Zorn fühlen zu lassen, wenn sie ihn, nach seiner Meinung, verdient hatte.

Das merkwürdigste Beispiel dieser Art gab die Hinrichtung des Kammerherrn Mons und die Art, wie dieselbe vollzogen wurde.

Mons war ein Bruder der frühern Geliebten des

Kaisers, und stand im persönlichen Dienst der Kaiserin Katharina, die ihn mit ihrem Vertrauen beehrte. Seine Schwester, die verwittwete Generalin Balk, war erste Staatsdame der Kaiserin.

Dem Glücklichen fehlt es nie an Neidern, an Höfen nie an Intriguen, dem Scheine nie an Verleumdern, der üblen Nachrede nie an Glauben. So auch hier. Die Neider des so sehr begünstigten Mons und seiner Schwester suchten ihn zu stürzen, die unzufriedene Partei suchte Katharina aus der Gunst des Kaisers zu verdrängen und ihr damit zum Voraus jede Aussicht auf die Thronfolge abzuschneiden. So wurde denn zunächst das allerdings vertraute Verhältniß zwischen der Czarin und ihren Günstlingen benutzt, um durch Uebertreibungen aus Vermuthungen die ärgsten Verleumdungen zu fabriciren und die Kaiserin eines unerlaubten Verhältnisses zu beschuldigen. Der Verleumdete erfährt die üble Nachrede, die ihn unglücklich machen kann, in der Regel zuletzt.

In der That trug auch die Unvorsichtigkeit des Begünstigten viel dazu bei, der üblen Nachrede einigen Boden zu verschaffen. Er war eitel genug, sich des Vertrauens der Kaiserin und des Einflusses, den er bei ihr besaß, zu rühmen. So kam es denn dahin, daß, wer von Katharina eine Gnadenbezeugung zu haben wünschte, sich an Mons wendete, und ging Dieser darauf ein, so durfte man immer durch dessen Verwendung des Erfolges gewiß sein.

Eben so eitel und einflußreich war auch seine Schwester, die verwittwete Generalin Balk.

Der Kaiser hatte wohl hin und wieder durch seine vertrauten Dentschiks von solchem Einfluß und den darauf sich gründenden Vermuthungen und üblen Nachreden gehört. Das war ihm höchst unangenehm, und er forschte weiter. Kaum aber hatten seine nächsten Umgebungen bemerkt, daß ihm Etwas daran lag die Wahrheit zu erfahren, so trugen sie ihm alle Gerüchte zu, verdrehten die unschuldigsten Thatsachen, und regten dadurch Peter's Eifersucht in einem solchen Grade auf, daß er in seinem Zorne beschloß, sich der Personen, die ihm dazu Veranlassung gegeben hatten, zu entledigen, und zugleich seine Gemahlin selbst, wenn sie Mitschuldige wäre, auf der empfindlichsten Seite zu bestrafen.

So gab er denn Befehl den Kammerherrn Mons, den er eben wegen der kleinen Eifersüchteleien nie hatte gut leiden können, mitten in der Nacht zu verhaften. Nach einigen Tagen wurde auch die Generalin Balk, die, wie der Kaiser voraussetzte, die heimlichen Zusammenkünfte zwischen ihrem Bruder und der Kaiserin begünstigt hatte, verhaftet.

Um doch wenigstens einen ostensiblen Vorwand für die beschlossene Strenge zu haben, ohne die Ehre der Kaiserin und damit des Kaisers selbst zu compromittiren, so beschuldigte man die Verhafteten, das Vertrauen der Kaiserin gemiß-

braucht und Geschenke für die Fürsprache bei Derselben angenommen zu haben.

In autokratisch regierten Staaten erkennen die Richter in der Regel nach dem Willen des Selbstherrschers. So auch hier. Mons wurde zum Tode verurtheilt; der Generalin Balk — einst das harmlose finnische Mädchen, dann des Czaren schöne und glänzende Geliebte — fiel das Urtheil nach ächt russischer Weise, öffentlich auf bloßen Rücken geknutet und nach Sibirien verwiesen zu werden. Zwei Söhne der Generalin, die im Heere als Officiere dienten, wurden zu Gemeinen degradirt und mehrere der Hausbeamten der Kaiserin zu Strafarbeit verurtheilt.

Vergebens bemühte sich die Kaiserin, ihren Gemahl zur Milde zu stimmen.

„Siehe dieses Glas," antwortete er ungeduldig, indem er auf eine große Fensterscheibe von venetianischem Spiegelglas hindeutete, „die verächtliche Materie, aus der es entstand, gereicht jetzt zur Zierde des Palastes. Ein Schlag von meiner Hand, und es kehrt nun zum Staube, woraus es entstand, wieder zurück." Damit zerschlug er die Fensterscheibe.

„Aber war denn," äußerte Katharina mit kluger Besonnenheit, „diese Zerstörung eine Deiner würdige That, und hast Du Deinen Palast dadurch verschönert?"

Peter schämte sich seiner Uebereilung; betroffen von

der Wahrheit des Vorwurfs umarmte er sie und ging. Aber er erließ ihr keinen Tropfen von dem bittern Kelche, den sie zu leeren hatte.

Am folgenden Tage, als eben das Todesurtheil an ihrem Günstling vollstreckt und dessen Haupt auf dem Schaffot ausgestellt war, fuhr er daran vorüber. Katharina saß neben ihm in der offenen Droschke. Er machte sie aufmerksam auf das Haupt des Verräthers; aber wie sehr sie auch bei diesem Anblick innerlich erbebte, so blieb sie sich doch consequent. Mit großer Seelenkraft wußte sie jede Aeußerung von Mitgefühl in ihr Inneres zurückzudrängen, und machte nur im gleichgültigsten Ton von der Welt, nachdem sie mit anscheinender Ruhe den gräßlichen Anblick ertragen hatte, die Bemerkung: „Es ist traurig, daß unter den Hofleuten ein solches Verderben eingerissen ist!“

Dadurch hatte die kluge Frau ihren Gemahl völlig versöhnt. Jedes Mißtrauen war verschwunden, und der Kaiser dachte nur daran, ihr Glück dauernd zu begründen.

4.

Beendigung der gottorp'schen Angelegenheiten.

Nachdem die persischen Angelegenheiten beseitigt waren, lag dem Kaiser Nichts mehr am Herzen, als nun

auch das dem Herzoge von Holstein-Gottorp gegebene Versprechen zu erfüllen und die beabsichtigte Familienverbindung mit Demselben zu vollziehen.

Es gelang seinen geschickt geleiteten Unterhandlungen, dem im Jahre 1723 versammelten schwedischen Reichstage die Ansicht beizubringen, daß der Herzog von Holstein mit wirklichem Unrecht zurückgesetzt worden sei. Dieses hatte zunächst die Folge, daß der Reichstag ihm als nächstem Verwandten des königlichen Hauses den Titel: Königliche Hoheit, der ihm von seinen Umgebungen und dem russischen Hofe, an welchem der Herzog noch immer lebte, schon früher gegeben war, zugestand.

Aber Peter verlangte noch mehr. Die schwedische Thronfolge sollte ihm zugesichert und der Besitz von Schleswig wiederverschafft werden. Um den Unterhandlungen darüber Nachdruck zu geben und zugleich der russischen Flotte eine Uebungsfahrt zu gewähren, ließ der Kaiser hundert Galeeren, einige zwanzig Kriegsschiffe und vierzehn Fregatten ausrüsten, übertrug den Oberbefehl dem General Admiral Apraxin, und übernahm damit (am 1. Juli 1723) einen Seezug. Er selbst befand sich unter dem Incognito: „Peter Michael" auf der Flotte, und der Herzog von Holstein mußte ihn begleiten.

Dieses Unternehmen hatte den guten Erfolg, daß die Cabinette von Stockholm und Kopenhagen in nicht geringen Schrecken geriethen und dadurch empfänglicher

wurden für die Anträge des Kaisers und des Herzogs von Holstein-Gottorp.

Der Edelmuth des Letztern trug ebenfalls dazu bei, die Gemüther in Schweden für ihn günstiger zu stimmen. Sein Abgesandter von Bassewitz hatte ihm geschrieben, als die russische Flotte sich nur noch 12 Meilen von Stockholm befand, seine Anhänger in Schweden wären so zahlreich, daß es nur seines persönlichen Auftretens bedürfe, um seiner Sache einen günstigen Ausgang zu verschaffen und in den Besitz des Thrones seiner Vorfahren zu gelangen.

Der Herzog aber, der überhaupt einen etwas unentschlossenen Charakter hatte, welcher jede Gewaltthat scheute, schreckte zurück vor einem solchen Gedanken. Er wagte es daher nicht, diesen Brief dem Czaren vorzulegen, sondern schrieb darüber an Bassewitz: „Das sei fern von mir, zu solchem Unternehmen die Hand zu bieten. Die Umwälzung, die daraus entstände, würde mein armes, durch so viele Kriege zerrüttetes Vaterland vollends an den Rand des Verderbens bringen. Lieber wollte ich nie eine Krone tragen, als sie um solchen Preis erringen."

Dieses Schreiben zeigte Bassewitz dem Grafen Horn, der an der Spitze der Patrioten stand, damit er dadurch den Fürsten kennen lerne, den man so bitter verleumde und verfolge. Dadurch war Graf Horn augenblicklich für den Herzog gewonnen, und sein Einfluß verschaffte ihm

eine Apanage von 25,000 Thalern und die Zusicherung der Thronfolge, sofern sich dazu Gelegenheit bieten würde. Ja man verwendete sich von Schweden aus bei dem Kaiser dafür, daß dieser den Herzog in seine Familie aufnehme, und deutete darauf hin, wie wesentlich dieses dazu beitragen würde, das von dem Kaiser gewünschte Schutz- und Trutzbündniß mit Schweden zu Stande zu bringen.

Schweden verpflichtete sich endlich, die Wiedereinsetzung des Herzogs in Schleswig beim dänischen Hofe nach Kräften zu vermitteln, auch nöthigenfalls mit den Mächten, welche die Gewähr geleistet, zusammenzutreten, um über die Mittel zu berathen, wodurch jener Zweck am Kürzesten erreicht werden könne. Dieser Vertrag zwischen Rußland und Schweden wurde geschlossen am 22. Februar 1724.

Es knüpfte sich daran die endliche Vollziehung der längst beabsichtigten Verlobung des Herzogs von Holstein-Gottorp mit der Prinzessin Anna, der ältesten Tochter des Kaisers und seiner Gemahlin Katharina. Der Czar hatte bisher diese Verbindung aufgeschoben gehabt, weil der französische Hof dieselbe nicht gern sah, da er die dereinstige Vereinigung der russischen und schwedischen Krone auf einem Haupte fürchtete. Jetzt aber, nachdem der Kaiser der französischen Vermittelung bei der Pforte, zur Beseitigung der Einmischung derselben in die persischen Händel, nicht mehr bedurfte, fielen diese Rücksichten hin-

weg, und die feierliche Verlobung zwischen dem Herzoge von Holstein-Gottorp und der Großfürstin Anna wurde am 24. November 1724 vollzogen.

Prinzessin Anna war damals 17 Jahre alt, und, wie früher geschildert, eine große schlanke Figur von blendender Schönheit und majestätischer Haltung, das weibliche Ebenbild ihres Vaters und dessen Lieblingstochter.

Diese Familien-Verbindung hatte das Gemüth des Czaren geweckt, und er wünschte nun auch für die erlauchte Mutter dieser kaiserlichen Braut, die Kaiserin Katharina, durch Sicherstellung ihrer Zukunft zu sorgen.

5.

Salbung und Krönung der Kaiserin Katharina, mit Beziehung auf die Thronfolge.

Peter der Große fing an, die Abnahme seiner Lebenskräfte zu fühlen. Um so größer wurden seine Sorgen und Anstrengungen für die Sicherstellung der Zukunft seiner großartigen Schöpfungen. Zunächst galten diese Anstrengungen der Vollendung des Ladoga-Canals, der Stiftung einer Akademie der Wissenschaften, der Verbesserung der Gesetzbücher u. s. w.

Was aber seinem Herzen noch näher lag, war die Ausführung des längst gehegten Gedankens, seiner theuren Lebensgefährtin, von deren Herrschertalent und klugen

Rathschlägen er so viele Beweise gesehen hatte, eine öffentliche Anerkennung ihrer hohen Würdigkeit zu geben. Und das sollte geschehen, indem er ihr die Salbung ertheilen ließ.

Die Salbung der Czaren galt bei den Russen als eine heilige Handlung. Der Monarch wünschte, daß diese Ceremonie bei seiner Gemahlin vorgenommen werde, wahrscheinlich in der Absicht, ihr dadurch die Thronfolge zu sichern.

Schon im Jahre 1723 hatte er diesen seinen Entschluß den geistlichen und weltlichen Ständen und allen seinen Unterthanen in einem Ausschreiben bekannt gemacht, und darin auf das Beispiel einiger altgriechischer Kaiser Bezug genommen, die ihren Gemahlinnen ebenfalls die Krone aufgesetzt hatten.

„Als ein Zeichen der Erkenntlichkeit," fuhr er fort, „bin ich dasselbe auch meiner lieben Gemahlin schuldig, die ungeachtet der Schwäche ihres Geschlechts mir beigestanden, im Besondern aber, wie Jedermänniglich bekannt, in den bedenklichen Tagen am Pruth eine Entschlossenheit gezeigt hat, die sie weit über ihr Geschlecht erhebt."

In Folge dessen versammelte er nun im Februar 1724 die Glieder der kaiserlichen Familie, mit Ausnahme des Großfürsten und dessen Schwester, die fremden Minister und die Großen des Reichs, und deutete durch eine Bemerkung, die er beiläufig fallen ließ, darauf hin, daß

die vorzunehmende Handlung etwas mehr als eine leere Ceremonie sein solle; sie bezwecke: der Kaiserin das Recht der Nachfolge zu verleihen, denn Diejenige, die bei seinem Leben das Reich am Pruth gerettet habe, verdiene auch nach seinem Tode es zu beherrschen, und von ihr allein dürfe er erwarten, daß sie auch in seinem Sinne regieren und seine Einrichtungen aufrecht erhalten werde.

Katharina war tief bewegt durch diese Güte und Fürsorge ihres Gemahls. Herrschsucht und Ehrgeiz waren durchaus nicht die Grundzüge ihres Charakters, in welchem neben männlicher Klugheit und Festigkeit besonders Milde und schöne Weiblichkeit bei großer natürlicher Herzensgüte hervorleuchtete.

Drei Tage lang bereitete sie sich durch Gebet und Fasten zu der so bedeutungsvollen Feier vor. Eine Ehrengarde, die aus sechzig adeligen Capitains und Lieutenants gebildet war, welche in reichen und glänzenden Uniformen aufzogen, hatte der Kaiser ihr gegeben, um den Glanz ihres öffentlichen Erscheinens noch zu erhöhen. Zum Hauptmann dieser Compagnie Nobelgarde hatte sich der Kaiser selbst ernannt. Die Führung der Compagnie verlieh er seinem schon genannten Günstling Jaguschinski, einem der Glücklichen, die er aus niedrigem Stande zu hohen Ehren erhoben hatte.

Diese Ehrengarde eröffnete am 18. Mai den Festzug, als die Kaiserin Katharina, geführt vom Herzoge

von Holstein, in Moskau — dieser alten Czarenstadt, wo die heilige Weihe vor sich gehen sollte — vom Kreml in die prächtig geschmückte Kathedralkirche zog.

Der Kaiser war vor ihr eingetreten. Er selbst setzte seiner Gemahlin die Krone auf das Haupt, und die Knieende segnete der Erzbischof von Nowogrod. Dann gab ihr der Erzbischof den Reichsapfel in die Rechte; das Scepter aber behielt der Kaiser selbst.

Feierliche Gesänge, Orgelklang und Kanonendonner erhöhten noch den festlichen Eindruck dieser religiösen Feier in einer der glänzendsten Versammlungen der höhern Geistlichkeit und der Großwürdenträger des Reichs, im Staats- und Hofdienst, wie im Dienste des Heeres. Diamanten, Ordenssterne, Goldstickereien und reiche Stoffe in der Hofkleidung der Damen, angestrahlt von dem Sonnenlichte, das durch die vielfarbigen hohen Kirchenfenster drang, verbreiteten über die Versammlung den Strahlenglanz der Pracht und des Reichthums, welcher geeignet war, das nicht daran gewöhnte Auge zu blenden.

Katharina war so tief bewegt, daß sie Thränen vergoß und im Begriff war, die Knie ihres hohen Gemahls zu umfassen, als ein Wink von ihm sie davon zurückhielt.

Alsdann erst geschah die feierliche Salbung durch den Erzbischof, und mit einer herrlichen Rede voll tiefer Gedanken beschloß der Bischof von Pleskow die kirchliche

Feier. Mehrere Tage hindurch reihten sich zahlreiche Festlichkeiten und Lustbarkeiten daran.

Katharina aber war in Rußland so allgemein geehrt und beliebt, daß, außer der Partei der Altrussen, welche Alexei's Tod und die wahrscheinliche Ausschließung seines Sohnes Peter nicht vergessen konnten, wohl nur wenige im Volke waren, die diesen wichtigen Schritt des Kaisers mißbilligten, während alle Anderen mit voller Seele Katharina die Thronfolge gönnten.

6.

Alexander-Newski-Kloster und Orden.

Alexander Newski, oder Jaroslawitsch, lebte im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Er war ein moskowitischer Kriegsheld, und hatte an der Newa die Feinde seines Vaterlandes, namentlich die Dänen, Schweden und die Ritter des deutschen Ordens geschlagen, ja selbst den König von Schweden getödtet. Wegen dieser an der Newa verübten Heldenthaten erhielt er den Ehrennamen: Newski. Der Volksglaube machte ihn zum Wunderthäter und Heiligen. In Wladimir verehrte man seinen Körper als eine Reliquie.

Diesen Volksglauben benutzte Peter, um eine Stiftung ins Leben zu rufen, welche der Nachwelt beweisen sollte, daß Rußlands Siegesruhm an der Newa schon

aus dem grauen Alterthum herrühre. Er beschloß, diesem Ereigniß zum Ehrengedächtniß in Petersburg ein Kloster zu stiften, das den Namen dieses alten Moskowiterhelden: „Alexander-Newski-Kloster" führen sollte. Er ließ daher mit großen Feierlichkeiten die Ueberreste des Helden nach Petersburg bringen und an der Stelle beisetzen, wo Ruhm erfochten hatte.

Darauf stiftete er auch den Alexander-Newsky-Orden, dessen erste Austheilung jedoch erst nach seinem Tode erfolgte. Das Ordenszeichen desselben besteht in einem achtspitzigen goldenen Kreuz, welches dunkelroth emaillirt ist. Zwischen den Winkeln desselben ist der zweiköpfige russische Adler angebracht; im Mittelschilde der heilige Alexander-Newsky zu Pferde, dem eine aus den Wolken reichende Hand den Lorbeerkranz aufsetzt. Die Kehrseite dieser Decoration zeigt die mehrmaligen verschlungenen Buchstaben S. A. (Sanctus Alexander) und darüber einen rothen Herzoghut mit silbernem Aufschlage gedeckt. Auf einem ponceaurothen, halb erhobenen Kreise, der diese Verzierungen umgiebt, liest man die Inschrift: „Für Arbeit für's Vaterland."

Das waren die letzten irdischen Werke Peter's des Großen auf dieser Welt. Sie hatten religöse Beziehungen, wie denn auch sein Ende ein erbauliches war, das sich, nach großen Thaten auf Erden, in Demuth dem Himmel zuwendete.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Peter's letzte Krankheit. — Katharina's Erhebung zur regierenden Kaiserin. — Peter's des Großen Tod. — Folgen desselben. — Schluß.

„Ist's Gotteswerk, so wird's bestehen,
Ist's Menschenwerk, wird's untergehen."
Luther.

1.

Peter's des Großen Krankheit.

Die letzten Tage seines Lebens wurden dem Kaiser durch eine schmerzliche Krankheit (Gonorrhoe) verbittert. Schon im Winter des Jahres 1723 hatte er daran gelitten, ohne das Uebel sehr zu beachten, wodurch dasselbe nur noch schlimmer wurde. Im Sommer 1724 hatte es bereits einen bösartigen Charakter angenommen, und wich den Anstrengungen seiner Leibärzte erst im Winter 1724. Doch war keine radicale Heilung eingetreten. Seine gute Laune war verloren. Er gab sich häufig einer trüben Stimmung hin; doch besorgte er mit Eifer seine Geschäfte. Aber das geschah oft mit Widerwillen. Seine Lieblingsbeschäftigungen hatten keinen Reiz mehr für ihn. Mit

Mißmuth und trüber Ahnung sah er seine Schöpfungen an der Newa an. Es drückte ihn der Gedanke, daß sie mit seinem Leben untergehen würden.

Nur noch für die Schiffsbauten in Kronstadt und die Canalbauten am Ladogasee zeigte er einiges Interesse. Im Herbst 1724 reiste er nach Schlüsselburg, um dort, wie alljährlich, das Erinnerungsfest an die Eroberung dieses wichtigen Platzes zu feiern. Er besah dort die Bauten der Schleußen am Ladogasee, machte einige andere Ausfahrten in die Umgegend, und kehrte nach Petersburg zurück, um von hier nach Lachta am finnischen Meerbusen zu steuern und in Systerbeck die dortigen großartigen Anlagen von Eisenhämmern und Gewehrfabriken in Augenschein zu nehmen.

Auf dieser Reise aber holte er sich den Keim des Todes.

Es war gegen Abend, als er in Lachta ausstieg. Da bemerkte er ein mit Soldaten und Matrosen besetztes Boot, welches von Kronstadt kam. Dieses war ein Spiel der Wellen geworden und strandete auf einer Untiefe in der Nähe von Lachta. Sofort ließ er seine Leute in eine Schaluppe steigen, und sandte sie dem mit den Wellen kämpfenden Boote zu Hülfe. Aber auch Diese vermochten nicht, das gestrandete Fahrzeug zu lösen. Sie selbst kämpften mit Wogen und Untiefen. Peter hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit diese furchtbare Scene beobachtet.

Die einbrechende Nacht erhöhte noch die Gefahr. Da erwachte wieder das alte Feuer in seiner Seele, und ohne seine noch nicht völlig geheilte Krankheit zu bedenken, ließ er sich in einem kleinen Boote nach dem Orte der Gefahr hinrudern. Doch die Untiefe verhinderte ihn dicht heranzufahren. Da hiet ihn Nichts mehr zurück; ohne sich zu besinnen sprang er ins Meer, watete, bis über den Unterleib im Wasser gehend, heran zu den gestrandeten Booten, und half Lösen und Anordnen, wodurch es ihm in der That gelang, beide Fahrzeuge von der drohenden Gefahr des Scheiterns zu befreien.

In der Freude über diese That vergaß er die nothwendige Fürsorge für seine Gesundheit. Er versäumte es, sich augenblicklich trocken anzukleiden. Doch gab er die weitere Reise auf, und eilte sogleich nach Petersburg. Noch naß am ganzen Leibe kam er dort an. Eine tüchtige Erkältung, die bei seinem bedenklichen Krankheitszustande lebensgefährlich werden konnte, hatte er sich durch seinen Feuereifer für das Seewesen zugezogen. Seine Krankheit verschlimmerte sich bedeutend. Die heftigen Schmerzen verbitterten ihm jede Freude. Mit einer Art von Desperation stürzte er sich in wilde Lustbarkeiten, um sein Leiden zu vergessen. Aber die Natur war stärker als sein Wille; die Schmerzen nahmen zu mit jeder Stunde. Da griff er zum letzten Mittel, wie er meinte, sich durch Berauschung in Wein zu betäuben.

Aber das hieß nur Oel ins Feuer gießen. Es war gerade so schlimm, als wenn er Gift genommen hätte. Das Uebel spottete von jetzt an allen Bemühungen der Aerzte.

In der Mitte des Januar 1725 war es, als sein Leiden begann lebensgefährlich zu werden. Sein Leibarzt Dr. Blumentrost ließ durch Eilboten die berühmtesten Aerzte jener Zeit, die Doctoren Stahl von Berlin und Boerhave von Leiden nach Petersburg berufen. Aber es war zu spät. Der Kaiser hatte sich einer chirurgischen Operation unterworfen, die jedoch nur vorübergehend einige Linderung gewährte.

Bald wurden wieder seine Schmerzen so furchtbar, daß er die Besinnung verlor und ihm nur einige lichte Zwischenräume blieben. In solchen Augenblicken nahm er den geistlichen Zuspruch des von ihm sehr verehrten Erzbischofs Theophanes von Pleskow und des Archimandriten des Klosters Tschudow entgegen. Als diese Geistlichen ihn auf den Erlöser, als den einzigen großen Trost aller Leiden, hinwiesen, richtete sich der fromme Monarch in die Höhe, und sprach heiter, wenn auch mit gebrochener Stimme: „Ja, dieses ist das Einzige, was meinen Durst stillt, das Einzige, was mich erquickt."

Er versuchte nun zu schreiben, aber er vermochte nur einige unleserliche Züge auf das Papier zu bringen. Dann verlangte er nach seiner Lieblingstochter Anna. Als sie erschien, und bleich, mit thränengefüllten Augen

am Bette ihres geliebten Vaters kniete, war Dieser schon sprachlos geworden. Anna bedeckte seine Hand mit Thränen und Küssen. Kein Auge blieb trocken in seiner Umgebung. Man hörte im weiten Gemache keinen Ton, als leises Weinen und Schluchzen.

2.

Verschwörung. — Katharina's Erhebung zum Throne.

Katharina, die ihn schon in früheren Krankheiten so sorglich gepflegt hatte, stand ihm auch jetzt mit unermüdeter Pflege liebevoll zur Seite. In keiner der langen Leidensnächte hatte sie sein Schmerzenslager verlassen.

Katharina hatte noch keine Ahnung davon, daß Hochverräther von dem Augenblicke des Todes des Kaisers Nutzen ziehen wollten, um durch eine in stiller Nacht gebildete Verschwörung das mühsam aufgebaute Werk Peter's wieder zu vernichten. Man beabsichtigte nämlich, nach dem Tode des Kaisers die Kaiserin Katharina mit ihren Töchtern in ein Kloster einzuschließen, und Alexei's minderjährigen Sohn, Peter Alexiewitsch, versteht sich unter einer nach dem Sinne der Partei der Verschworenen angeordneten Vormundschaft, auf den Thron zu erheben.

Jaguschinski, der Hauptmann der adeligen Leibgarde der Kaiserin, hatte davon Kenntniß erhalten, und theilte

diese Nachricht Bassewitz mit, der noch bestimmtere Erkundigungen einzog, und noch mitten in der Nacht die Kaiserin, die sich im Krankenzimmer ihres Gemahls befand, beschwören ließ, ihm sogleich in einer höchst wichtigen Angelegenheit Audienz zu geben.

Katharina trat zu ihm in das Vorzimmer. Bleich und hinfällig, wie sie war, und voll Sorgen um ihren Gemahl, hörte sie fast nur mit halbem Ohre den Bericht des holsteinischen Ministers über diese drohende Gefahr an. Unfähig, einen Entschluß zu fassen, erschöpft von Angst und Nachtwachen, wies sie ihn an Mentschikoff, dem sie durch ihr Fürwort noch auf dem Krankenlager des Kaisers, nach langer Ungnade, die Verzeihung seines Herrn verschafft hatte, und kehrte in das Krankenzimmer ihres Gemahls zurück.

Während nun Mentschikoff und Bassewitz mit Klugheit und Energie das Ihrige thaten, um den Aufstand zu unterdrücken, kam Peter seiner Auflösung immer näher.

Schon erkannte er Katharina nicht mehr, die ihn zärtlich und schmerzvoll umarmte, ohne nur seine letzten Blicke empfangen zu können. In diesem entsetzlichen Augenblicke, wo Alles auf dem Spiele stand, das Leben des Kaisers, wie die Erhaltung seiner Schöpfungen und die ganze Zukunft der Kaiserin, trat Bassewitz abermals in das Sterbezimmer herein, mit der an Katharina gerichteten Bitte, ihm ins Vorzimmer zu folgen. „Lassen Sie mich!“ schluchzte Katharina, „mein Platz

ist hier an seiner Seite, im Leben wie im Tode." Aber Bassewitz erkannte, daß er den großen Charakter dieser hochherzigen Frau erregen müsse, um den einzigen und letzten Augenblick zu ihren Gunsten nicht zu verlieren.

„Ich lasse Ew. Majestät nicht," antwortete er, „hier schafft Ihre Gegenwart keinen Nutzen, während Sie dort unentbehrlich sind. Nicht damit Sie sich in Thränen auflösen, nein, um Sie zur Herrschaft zu erheben, setzte jener Held Ihnen die Krone auf's Haupt. Und weil sein Geist noch in seiner Hülle ist, so muß es ihm Freude machen, zu sehen, daß Katharina auch ohne seinen Beistand seiner würdig erscheint."

„Das soll er sehen," sprach Katharina mit großer Lebhaftigkeit, „das sollen Sie sehen, das soll die ganze Welt sehen!"

Sie folgte ihm nun ins Vorgemach, wo Mentschikoff die ersten Officiere beider Garden, mehrere angesehene Geistliche und andere bedeutende Personen versammelt hatte.

Die Majestät ihrer Erscheinung und die über ihre Wangen rollenden Thränen, welche sie vergebens bemüht war zu trocknen, machten einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden.

In wenigen Worten gedachte sie der Rechte, welche sie durch die Salbung erlangt hatte, und des Unglücks, das dem Reiche durch die schwache Regierung eines Kindes

drohe. „Nicht um dem Großfürsten die Krone zu rauben," fügte sie hinzu, „mache ich meine Rechte geltend; im Gegentheil werde ich sie ihm als ein heiliges Vermächtniß bis zu dem Augenblick aufbewahren, wo es dem Himmel gefallen wird, mich mit Dem zu vereinigen, der zu meinem Schmerze vielleicht bald nicht mehr sein wird."

Die anerkannten Herrschertalente Katharina's, die Liebe, welche sie im ganzen Reiche genoß, die reichlichen Geschenke und die noch reichlicheren Versprechungen, die sie Jedem nach seinem Bedürfniß machte, und vor Allem Mentschikoff's Rathschläge, sein Einfluß, sein Ansehen und seine Bemühungen entschieden für sie. Nicht nur alle Anwesenden schwuren ihr den Eid der Treue, sondern auch später im ganzen Reiche wurde Katharina — einst die Leibeigene von Marienburg — zur Herrscherin und regierenden Kaiserin der größten Monarchie der Welt ausgerufen.

3.

Peter's des Großen Tod.

Von jetzt an war Peter der Große nur noch ein Sterbender. Schon am Morgen des folgenden Tages (am 25. Januar 1725) im Alter von 52 Jahren hauchte er in Katharina's Armen nach einem langen und schmerzvollen Kampfe seinen letzten Athemzug aus.

Die Kaiserin warf sich neben seinem Schmerzenslager auf die Knie und betete: „Herr, öffne Dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu Dir!“

So hatte ein Monarch geendigt, dem Niemand den Beinamen des „Großen“ bestritt, welchen ihm die Geschichte mit vollem Rechte beigelegt hat. Trotz seiner menschlichen Schwächen, Verirrungen und Fehler war er ein großer Charakter, dem Rußland seine immer wachsende Größe, seine Macht, aber auch die Ausschreitungen derselben und damit Europa die heutigen, so beklagenswerthen Wirren zu verdanken hat.

Hundert Jahre waren seit dem Regierungsantritt Peter's des Großen vergangen, als Katharina II. die kolossale Reiterstatue Desselben, dargestellt, wie er zu Roß auf den Felsen emporsprengt, auf dem prächtigen Petersplatze in Petersburg enthüllen ließ, dieses Denkmal, welches das Andenken des großen Kaisers auf das Würdigste verherrlicht.

4.

Ein Blick auf die Ereignisse nach Peter's des Großen Tode.

Die guten Absichten, welche Peter der Große für die Sicherung einer würdigen Thronfolge gehabt hatte, indem er sein Thronfolgegesetz erließ, wurden leider nicht

erreicht. Das von ihm erlassene Gesetz, wonach der jedesmalige Herrscher das Recht haben sollte, sich den Würdigsten zum Nachfolger zu ernennen, brachte die entgegengesetzte Wirkung hervor, indem sie dem Parteikampfe offenes Feld ließ. Katharina regierte nach Peter's des Großen Tode nur noch zwei Jahre. Ganz unerwartet starb sie schon am 16. Mai 1727, und Peter II., Alexei's Sohn, bestieg, damals erst 12 Jahre alt, begreiflich ein willenloses Werkzeug seiner Partei, den Thron seines Großvaters.

Der Günstling Mentschikoff, dessen Macht und Ansehen Katharina noch mehr gehoben hatte, wurde durch die Dolghoruki's und ihre Partei gestürzt, die den jungen Kaiser nach Moskau führte, und sich ihren Einfluß nur durch Mentschikoff's Verbannung nach Sibirien sichern konnte.

Aber Peter II. starb am 29. Januar 1730 an den Blattern, und mit ihm erlosch der Mannsstamm des Hauses Romanoff.

Unter den weiblichen Nachkommen Peter's des Großen wären die Herzogin Katharina von Mecklenburg und die Töchter des Kaisers die Nächsten zum Throne gewesen. Die Dolghoruki's aber wußten es durch Palastintriguen dahin zu bringen, daß Anna Iwanowna, die Tochter des längst verstorbenen Czaren Iwan, verwittwete Herzogin von Kurland, zur Regierung kam. Dies geschah freilich unter

Bedingungen, welche ihre Alleinherrschaft sehr beschränkten. Ostermann, Münich und Byron stellten die Selbstherrschaft wieder her, aber den Thronrevolutionen ein Ende zu machen, stand nicht in ihrer Macht. — Einer solchen verdankte Elisabeth, Peter's des Großen Tochter, ihre Erhebung auf den Thron, der ihr schon früher gebührt hätte.

Ende des dritten und letzten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Belani, H. E. R., Hohe Liebe. Aus dem Leben des Freiherrn Friedrich von der Trenck. Historischer Roman mit Genrebildern aus Friedrich des Großen Hof- und Staatsleben. 3 Bde. broch. 1853. 4 Thlr.

— —, Peter der Große, seine Zeit und sein Hof. Historischer Lebensroman. 3 Bde. 1855. broch. 4 Thlr.

— —, Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4½ Thlr.

— —, Kronprinz Friedrich, seine Zeit und der Hof seines Vaters, Friedrich Wilhelms I. Geschichtliches Lebensgemälde und Zeitbild. 3 Bde. 4½ Thlr.

Lubojatzky, Fr., des Teufels Werkstatt, oder Paris unter der Erde. Historisch-humorist. Roman. 1854. broch. 1 Thlr.

— —, Zacharias Amselpfiff's Abenteuer, oder Reminiscenzen aus dem Leben eines Lumpensammlers. Historischer Roman. 1854. broch. 1 Thlr.

Norden, M., Rodolf, oder das Abenteuer im Riesengebirge. 3 Bde. 1853. broch. 3 Thlr.

— —, Ottokar, oder die Reise nach Sebastopol. Historischer Roman aus den Zeiten Josef II. 3 Bde. broch. 3 Thlr.

Satori, J., die Mohrin. Roman. 3 Thle. 1854. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Preußens Vorzeit. Ein Buch für jeden Gebildeten, besonders für das weibliche Geschlecht. 3 Bde. Mit Ansicht von Marienburg. 1854. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schoppe, A., geb. Weise, der Prinz von Viana. Historischer Roman. 2 Bde. 1853. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Ferdinand und Isabelle. Histor. Roman 1467—1474. 2 Bde. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, das Majorat. Ein Roman. 1850. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

— —, Aus Haß, Liebe. Roman. 2 Bde. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Sagenbibliothek. Norddeutsche Sagen, Volksmärchen und Legenden. 2 Bde. 2. Aufl. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.